Schlosser, Fr. Chr.

Fr. Chr. Schlosser s Weltgeschichte für das deutsche Volk Von neuem Durchgesehen und ergänzt von Oskar Jäger und Franz Wolff

Bd.: 4

1898



Fr. Chr. Schlosser's
Weltgeschichte

für

das deutsche Volk.

Von neuem durchgesehen und ergänzt
von
Dr. Oskar Jäger und Dr. Franz Wolff.

Zweite Original-Volks-Ausgabe.

24. Gesamt-Auflage.

Vierter Band.

Berlin 1898.
Oswald Seehagen's Verlag
(Martin Hoefer.)

Geschichte
des
Mittelalters.

Von
Friedrich Christoph Schlosser.

Durchgesehen und ergänzt
von
Dr. Franz Wolff.

Zweite Original-Volks-Ausgabe.

24. Gesamt-Auflage.

Erster Band.

Berlin 1898.
Oswald Seehagen's Verlag
(Martin Hoefer.)

Die ersten Zeiten des Mittelalters

vom Untergang des Weströmischen Kaisertums bis zur Trennung des Fränkischen Reiches unter den Karolingern.

I. Geschichte der Völker und Staaten des Ostens.

1. Das Byzantinische und das Neupersische Reich bis zum Untergange des letzteren.

Die Herrschaft der östlichen Hälfte des Römischen Reiches war nach der traurigen Regierung des Arcadius und seines Sohnes Theodosius II. in die Hände eines kräftigen Mannes, des Thrakers Marcianus, gekommen (450), und ein ebenso kräftiger Mann, welcher gleichfalls von barbarischer Abkunft war, Leo I., folgte diesem (457) auf dem Throne nach. Nach dem Tode des letzteren (474) bemächtigte sich sein Schwiegersohn, Zeno, der Regierung und behauptete sie durch List, Verrat und Gewalt bis zu seinem Ende (491); mit seiner Bewilligung hatte Theoderich den Zug gegen Odoaker unternommen. Durch die Hand seiner Witwe ward dann Anastasius I., ein alter Hofbeamter, Herr des Reiches. Dieser hatte als Feind der Rechtgläubigen beständig mit inneren Empörungen zu schaffen, während zugleich Kriege mit dem rohen Bergvolk der Isaurier, mit den Persern und mit den Bulgaren die Kräfte des Staates in Anspruch nahmen. Als Anastasius starb (518), schwang sich ein alter General, Justinus I., der einst als bulgarischer Bauernsohn in die kaiserliche Leibwache eingetreten war, hinterlistigerweise auf den Thron. Er verwandte nämlich die Summen, die ihm anvertraut worden waren, um die Leibwache für einen andern zu gewinnen, für sich selbst und ließ nachher diejenigen, die ihn als Werkzeug hatten gebrauchen wollen, aus dem Wege räumen. Justinus war, als er Kaiser ward, zwar schon 68 Jahre alt und dabei ein so roher und unwissender Mann, daß er nicht einmal die Bildung des gemeinen Bürgers besaß; wie sein Zeitgenosse Theoderich vollzog er seine Namensunterschrift nur durch eine Schablone. Dessenungeachtet

erwarb er sich große Verdienste um das Reich und erleichterte seinem Nachfolger die glänzenden Unternehmungen, welche derselbe machte, durch verständige und nützliche Maßregeln. Er war haushälterisch und streng sittlich, brachte das Heer und die Finanzen wieder in Ordnung, linderte die Not der Unterthanen und erwarb sich die Achtung der benachbarten Fürsten.

Sein Neffe und Nachfolger, Justinianus I., welcher schon längst im Kabinett gearbeitet hatte, zeichnete sich während einer achtunddreißigjährigen Regierung (527—565) vorzugsweise durch unermüdliche Thätigkeit und große Mäßigkeit aus. Er stellte das kaiserliche Ansehen wieder her und hob dadurch das Reich selbst. Hierin ward er von seiner Gemahlin Theodora, einem sonst verabscheuungswerten Weibe, kräftig unterstützt. Die Liebe zu dieser Frau und der große Einfluß, welchen dieselbe in allen Staatsangelegenheiten hatte, ist der Hauptvorwurf, der dem Kaiser Justinian gemacht werden kann. Theodora, die Tochter eines Bärenhüters, war ursprünglich eine Schauspielerin, welche während einer Reihe von Jahren als mimische Künstlerin in Konstantinopel aufgetreten war und sich ebensowohl durch ihre ausgezeichnete Schönheit, als durch ihre ins unglaubliche gehende Schamlosigkeit die Gunst des Publikums erworben hatte. Sie verließ nachher diese Laufbahn, um mit einem kaiserlichen Statthalter als dessen Geliebte nach Afrika zu ziehen, ward von diesem bald wieder verstoßen, geriet dadurch in Not und Elend und wandte sich dann der entgegengesetzten Lebensweise zu. Sie kehrte nach Konstantinopel zurück, lebte in größter Zurückgezogenheit von dem Fleiß ihrer Hände und spielte ebenso geschickt die Sittsame und Fromme, wie sie früher die Rolle einer sittenlosen Buhldirne gespielt hatte. In dieser Lage ward sie mit dem jungen Justinian bekannt. Sie wußte denselben so sehr in ihre Netze zu verstricken, daß er ihr Sklave wurde und blieb, und daß er sie schon gleich bei der ersten Bekanntschaft geheiratet haben würde, wenn nicht seine Tante, die Kaiserin Euphemia, ihren Gemahl abgehalten hätte, seine Einwilligung dazu zu erteilen. Kaum war aber Euphemia gestorben, als Justinian seinen Oheim bewog, durch ein besonderes Gesetz eine alte Verordnung aufzuheben, nach welcher die Ehe eines vornehmen Römers mit einer Schauspielerin verboten war, worauf dann Theodora nicht allein mit Justinian vermählt ward, sondern auch alle Ehren einer Kaiserin empfing. Obgleich sie sehr herrschsüchtig war und sich in alle Reichsangelegenheiten mischte, so wäre doch zu wünschen, daß die Theatergöttinnen, welche Einfluß auf Regierungen erhielten, nie schlechter als sie gewesen wären. Theodora verband mit der größten Herrschsucht, Frömmelei und Üppigkeit die größte Klugheit und Festigkeit und erwarb sich durch diese Eigenschaften ausgezeichnete Verdienste

um Justinian und um das Reich. Bei dem sogenannten Nika-Aufstande (532) rettete sie ihrem Gemahl Thron und Leben.

Bei diesem Aufstande zeigte sich recht deutlich, was in Konstantinopel aus den Rechtsnachfolgern des alten römischen Volkes geworden war. Es war nämlich bei den öffentlichen Wettfahrten schon seit Jahrhunderten gebräuchlich gewesen, daß die Zuschauer Parteien bildeten, welche nach den Farben der Kleidung der Wagenführer benannt wurden. Die Eifersucht und Zwietracht dieser Parteien ward im Laufe der Zeit immer größer, und die öffentlichen Wettkämpfe in dem Cirkus beschäftigten zuletzt das Volk mehr, als die wichtigsten Reichsangelegenheiten. Oft gerieten die Parteien in blutige Kämpfe miteinander, und ihre gegenseitige Verfolgung wurde sogar auf die Verhältnisse des alltäglichen Lebens übertragen. Schon unter Anastasius I. verloren einst bei einem Kampfe in Konstantinopel, der zwischen den beiden Parteien der Grünen und Blauen ausbrach, nicht weniger als 3000 der letzteren das Leben. Unter Justinian, welcher den Blauen gewogen war, wüteten beide Parteien fünf Jahre lang gegeneinander. Als endlich der Kaiser dem Übel Einhalt thun wollte, kam es zu einem förmlichen innern Kriege, und die entschiedenen Maßregeln, welche die Regierung zur Unterdrückung des Kampfes ergriff, hatten keinen andern Erfolg, als daß beide Parteien sich miteinander gegen die Behörden verbanden. Konstantinopel war infolgedessen fünf Tage lang eine Stätte des Mordes und Brandes; selbst die von Constantin dem Großen erbaute prachtvolle Kirche der Sophia, das Hauptgebäude der Stadt, wurde damals ein Raub der Flammen, ebenso der Senatspalast und die Hospitäler samt den Kranken, die darin beherbergt wurden. Große Feuersbrünste waren von jeher bezeichnend für die Aufstände, die in Konstantinopel stattfanden. Die Regierung verlor bei diesem Aufruhr, welcher nach dem Kampfworte des Pöbels den Namen Nika (siege!) erhielt, alles Ansehen. Vergebens suchte Justinian zuletzt durch Nachgiebigkeit und angebotene Verzeihung die wütende Menge zu beschwichtigen; das Volk rief endlich einen Mann von altrömischem Stamme, den Hypatius, zum Kaiser aus; derselbe war ein Neffe des Kaisers Anastasius und führte seinen Ursprung auf Pompejus den Großen zurück. Jetzt verlor Justinian den Mut. Er beschloß zu entfliehen und würde diesen Entschluß auch ausgeführt haben, wenn nicht Theodora durch ihre unerschütterliche Festigkeit ihn wieder ermutigt hätte. Prokopius, der Geschichtschreiber dieser Begebenheiten, legt ihr das stolze Wort in den Mund, wer einmal den Purpur getragen, der dürfe die Herrscherwürde nur zugleich mit dem Leben aufgeben. In der Person des Feldherrn Belisar erkannte sie den Mann, der im stande war, die furchtbare Empörung zu unterdrücken. Er hatte sich früher im

Perserkriege ausgezeichnet, und seine sehr kluge Gemahlin Antonina, die durch gleiche Sitten mit Theodora eng verbunden war, verschaffte ihm an Justinians Hofe einen großen Einfluß, den er nachher allen Neidern zum Trotz lange Zeit zu behaupten wußte. Theodora forderte ihn zur Rettung des Kaisers auf; er stellte sich in Verbindung mit einem anderen Anführer, Mundus, an die Spitze von 3000 Veteranen, und durch seine Gewandtheit und Entschlossenheit wurden die Empörer schnell zu Paaren getrieben. Wie gefährlich der Aufstand war, und welch großes Verdienst sich Belisar durch die Unterdrückung desselben erwarb, kann man daraus ermessen, daß dabei nach der geringsten Angabe 30 000 Menschen ums Leben gekommen sein sollen.

Bald nachher ward Belisar auf Theodoras Betreiben mit der Führung des vandalischen Krieges beauftragt. Er beendigte denselben in kurzer Zeit und unterwarf seinem Kaiser die Provinz Afrika. Der traurige Zustand dieses Landes ward durch die griechische Eroberung keineswegs verbessert. Die Griechen gerieten bald mit den wilden maurischen Nomaden in blutige Händel, die letzteren machten daher häufige Raubzüge im Lande, und auch die Reste der Vandalen streiften verheerend umher. Aus Konstantinopel wurden Scharen von Finanzbeamten geschickt, die das ganze Wohl des Staates in die Formen der Verwaltung und in das Rechnungswesen setzten; diese Leute suchten die Erhebungen wieder nach den alten Steuerregistern einzurichten, in welchen die Abgaben der Zeit vor dem Einfall der Vandalen, als das Land noch im blühendsten Wohlstande war, aufgezeichnet waren, und da diese zur Zeit der Vandalen vernichtet worden waren, so herrschte die ärgste Willkür bei der Steuererhebung. Ferner wurde von den Griechen der arianische Gottesdienst streng verboten, wodurch man nicht nur einen großen Teil der Einwohner, sondern auch viele Soldaten unter den griechischen Besatzungstruppen aufs tiefste kränkte. Endlich ließ Justinian auch noch alle Güter der Vandalen zum Besten des Schatzes einziehen und erbitterte dadurch diejenigen Soldaten und Offiziere seines Heeres, welche sich mit Witwen oder Töchtern der Vandalen verheiratet hatten und einen Teil dieser Güter als erbliches Eigentum in Anspruch nahmen. Diese Mißgriffe riefen eine Empörung nach der andern hervor, und die Ruhe ward nicht eher wiederhergestellt, als bis das Land verödet war.

Auch Italien, welches durch Belisar und Narses den Ostgoten entrissen und dann durch den letzteren als Statthalter von Ravenna aus beherrscht ward, erfreute sich nur so lange eines ruhigen Zustandes, als Narses die Verwaltung der Halbinsel leitete. Dieser trat in Odoakers und Theoderichs Fußstapfen; er suchte die alte Verfassung und die alten Gesetze aufrecht zu erhalten, hütete sich aber sorgfältig,

sie in den Gegenden in Anwendung zu bringen, deren Bevölkerung und Sprache sich geändert hatten. Ganz besonders war er darauf bedacht, die Verbindung der im Lande angesiedelten Barbaren mit den an der Grenze lauernden Völkerschaften zu verhindern. In den geistlichen Angelegenheiten beobachtete Narses die nämliche Vorsicht. Es waren damals die griechischen und lateinischen Geistlichen, die Bischöfe von Rom und von Konstantinopel, die Arianer und die Rechtgläubigen in unaufhörliche Streitigkeiten über Dogmen verwickelt. Dies machte die Lage eines Laien wie Narses, der von den verschiedenen Parteien angerufen ward, doppelt schwierig. Er wurde bald von Konstantinopel aus aufgefordert, sich in die geistlichen Händel zu mischen, bald reizte ihn die Heftigkeit der Verfolgten durch Widerspruch oder offene Widersetzlichkeit; er wußte aber immer eine kluge Mitte zu beobachten, ließ sich zu keinen harten Maßregeln verleiten, verachtete ohnmächtiges Geschrei und hielt die Streitenden in Schranken. Der Hauptgegenstand des theologischen Streites jener Zeit waren die verschiedenen Naturen in Christo. Schon im vorhergehenden Jahrhundert war der Orient dadurch aufs heftigste erschüttert worden. Nestorius, Patriarch von Konstantinopel, hatte um das Jahr 430 die Lehre von der Verschiedenheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christo gepredigt, und gegen ihn war der Patriarch von Alexandria, Cyrillus, mit der Behauptung aufgetreten, daß man sich beide Naturen nicht voneinander getrennt denken dürfe. Die morgenländische Kirche zerfiel darüber in zwei feindselige Parteien, welche die Namen Nestorianer und Monophysiten (d. h. die an die Einheit der Naturen Christi Glaubenden) erhielten. Beide verfolgten einander mit großer Heftigkeit, und die deshalb veranstalteten Kirchenversammlungen hatten wie gewöhnlich nur den Erfolg, daß die Wut der Parteien sich steigerte. Justinian, der die unglückliche Gewohnheit hatte, alles selbst lenken und ordnen zu wollen, mischte sich auch in diesen Zwist und suchte die hadernden Geistlichen miteinander auszusöhnen; er verwickelte sich aber nur in ein Labyrinth von Kämpfen und Kabalen. Er ließ sich bewegen, drei Artikel eines früheren Konzilbeschlusses zu verwerfen, weil er hoffte, daß man dadurch die eine Partei gewinnen könne, ohne die andere zu kränken. Es erfolgte jedoch gerade das Gegenteil. Justinian hielt deshalb 553 eine große Kirchenversammlung in Konstantinopel und brachte auch den römischen Papst Vigilius durch Gewalt dazu, die Beschlüsse derselben anzuerkennen, obgleich die ganze abendländische Geistlichkeit sie verwarf. Alles dies half nichts; denn die verschiedenen Sekten behaupteten sich trotz der kaiserlichen Dekrete und Verfolgungen, und als bald nachher bei Vigilius' Tode ein Mann, der jene Beschlüsse freiwillig annahm, zum Papste ernannt ward, konnte man

nicht einmal drei Bischöfe zusammenbringen, um ihn einsegnen zu lassen.

Die geistlichen Zwiste, welche den Staat in seinem Inneren zerrissen, waren nicht das einzige Übel unter Justinians Regierung; das Reich hatte im Norden und Osten auch durch auswärtige Feinde zu leiden. Die Langobarden, welche in die ehemaligen Wohnsitze der Ostgoten eingerückt waren, die Gepiden, die Bulgaren, verschiedene slawische Stämme und andere Völkerschaften des Nordens machten oft verheerende Raubzüge in die Grenzprovinzen und drangen einige Male bis an die Thore von Konstantinopel vor. Einmal (559) würde sogar die Hauptstadt des Reiches wahrscheinlich in die Hände einer bulgarischen Schar gefallen sein, wenn nicht der greise Belisar sich an die Spitze der zagenden Einwohner gestellt und durch seine Entschlossenheit von neuem den Kaiser und seine Residenz gerettet hätte.

Auch die Perser, gegen welche Belisar früher seine ersten Lorbeeren geerntet hatte, bedrängten das Griechische Reich mehrere Male auf eine sehr bedenkliche Weise. Sie wurden seit dem Jahre 532 von einem der berühmtesten Sassaniden, Chosroës I., beherrscht, dem der Orient den Beinamen Nuschirwan, d. i. der Gerechte, erteilt hat, obgleich er mit Grausamkeit und Tyrannei regierte und nur da, wo die Rücksicht auf seine eigene Macht nicht ins Spiel kam, den Forderungen der Gerechtigkeit Gehör schenkte. Im übrigen legte dieser Fürst einen großen Wert darauf, seiner Regierung durch Förderung der Litteratur und derjenigen Wissenschaften, für welche das Morgenland von jeher Sinn hatte, einen besonderen Glanz zu verleihen. Er gründete eine medizinische Akademie; er ließ die Geschichten und Sagen des Persischen Reiches in Annalen zusammenstellen, welche später dem großen Firdusi zur Quelle dienten; unter ihm wurde die alte indische Fabelsammlung „Pantschatantra“ durch Barsuye, den Leibarzt des Chosroës, in das Pehlewi, die Volkssprache des westlichen Persiens, übersetzt. Diese Bestrebungen wurden um so wichtiger, als das Sassanidenreich nach Chosroës' Tod kaum noch einen Bestand von sechzig Jahren haben sollte. —

Chosroës Nuschirwan unternahm im Jahre 540 einen verwüstenden Einfall in das Griechische Reich und erreichte seinen auf Zerstörung und Raub gerichteten Zweck um so leichter, als die griechischen Anführer teils wegen ihrer eigenen Unfähigkeit, teils wegen der zu großen Schwäche der ihnen anvertrauten Kriegsmacht ihm durchaus nicht gewachsen waren. Ganz Syrien ward verheert und die Hauptstadt Antiochia fast dem Erdboden gleich gemacht. Gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs verstand sich Chosroës endlich zum Abzug. Dessenungeachtet verwüstete er gleich nachher die Gegenden, durch welche er nach Persien zurückkehrte. Justinian schickte daher noch zweimal nach-

einander Belisar gegen ihn. Dieser stellte die Ehre der griechischen Waffen wieder her und trieb den Perserkönig zurück; er ward aber gerade zu der Zeit, als eine glückliche Beendigung des Krieges nahe schien, wieder abgerufen. Da Justinian auch allen anderen tüchtigen Offizieren nicht traute, so wurde das Heer, das sich ohnehin in einem elenden Zustande befand, nachher von den Persern mit leichter Mühe überwältigt, und der Kaiser mußte zuletzt, nachdem seine Truppen eine schimpfliche Niederlage erlitten hatten, froh sein, mit Geld einen Waffenstillstand erkaufen zu können (544). Als dieser abgelaufen war, schämte sich Justinian nach wiederholtem Kampfe nicht, einen neuen fünfjährigen Friedensvertrag einzugehen, vermöge dessen er aus den streitigen Gegenden des lazischen oder kolchischen Berglandes wich und sich zu einem Tribut unter der milderen Bezeichnung eines Jahrgeschenkes verstand. Freilich war er damals auch von den Barbaren an der Donau schwer bedrängt.

In allen Kriegen Justinians hing der Gang der Dinge nicht sowohl von dem Geiste des Heeres, als von den Verhältnissen des byzantinischen Hofes ab. Theodora beherrschte den Kaiser, sie und ihre Günstlinge entschieden über die Anführung der Truppen und über die größere oder geringere Macht, welche den Feldherren gegeben wurde; selbst Belisar, der sein Feldherrntalent allenthalben bewährte und beim Heere das größte Vertrauen besaß, behauptete sich nur durch den Einfluß seiner Gattin Antonina. Diese Frau frönte mit der größten Rücksichtslosigkeit ihren Lüsten, und Belisar war schwach genug, ihr alles zu verzeihen und der Liebe zu einem unwürdigen Weibe seine Ehre aufzuopfern. Obgleich übrigens dem ausgezeichneten Feldherrn die Rücksichten und Künste des Hofmannes über alles gingen, so erlag er doch zuletzt dem Mißtrauen des Kaisers. Er wurde, nachdem er noch wenige Jahre vorher die Hauptstadt des Reichs vor den wilden Bulgaren gerettet hatte, der Teilnahme an einer Verschwörung verdächtig und auf Justinians Befehl eine Zeitlang in standesgemäßer Haft gehalten (562). Er erhielt zwar seine Freiheit und seine Ehrenstellen wieder, als er aber einige Monate nachher starb, ließ Justinian unter dem Vorwande, daß Belisar keine Erben habe, seine Güter einziehen. Man hat später die Geschichte von Belisars Ungnade durch Erdichtungen sehr entstellt, welche keiner Widerlegung bedürfen, da die Schriftsteller aus dieser und der nächsten Zeit nichts davon anführen. Belisar soll nach diesen Erzählungen auf Befehl des erzürnten Kaisers geblendet und aller seiner Habe beraubt worden sein; und um die Erzählung noch rührender zu machen, hat man sogar hinzugesetzt, daß der greise Feldherr von einem Sklaven geführt in den Straßen von Konstantinopel sein Brot erbettelt habe.

Justinians rastlose Thätigkeit beschränkte sich nicht auf die Kriege im Osten und Westen des Reiches und auf die Angelegenheiten der Kirche; er bestrebte sich auch durch andere Unternehmungen der verschiedensten Art, seinen Namen zu verherrlichen. Er suchte den indischen Handel zu beleben und die Seidenzucht, welche damals auf China beschränkt war, in seinem Reiche emporzubringen; er setzte zu diesem Zwecke zwei christliche Mönche, welche von dort zurückkamen, durch reichliche Unterstützung in den Stand, eine zweite Wanderung vorzunehmen, von welcher sie einen Vorrat von Eiern der Seidenraupe, deren Ausfuhr aus China streng verboten war, in ihren ausgehöhlten Reisestäben heimbrachten. Seit Justinians Zeit ward daher zuerst im Orient, dann in Sizilien, Italien und dem südlichen Frankreich die Seidenraupe gezogen. Außerdem ließ der Kaiser in allen Gegenden des Reiches ohne Rücksicht auf den Zustand der Finanzen Festungen, Brücken, Wasserleitungen, Kirchen und andere Bauwerke errichten; vor allem Palästina wurde durch ihn mit Gotteshäusern und Pilgerherbergen versehen. Auch die bei dem Nika-Aufstande abgebrannte Sophienkirche, eigentlich der göttlichen Weisheit (Hagia Sophia) geweiht, zu Konstantinopel, ward von ihm mit ungeheuren Kosten wieder aufgebaut und später, als das Dach durch ein Erdbeben eingestürzt war, mit einem neuen höchst merkwürdigen Kuppelbau überwölbt; sie macht im Inneren, abgesehen von der einst so prunkvollen Ausschmückung, den großartigsten Eindruck. Nach ihrer Vollendung soll der Kaiser ausgerufen haben: „Salomo, ich habe dich besiegt!" Durch seine rastlose und vielseitige Bauthätigkeit kam Justinian dem Ideal des Herrschertums nahe, wie es sich besonders in kaiserlichen Despotieen ausgebildet hat.

In noch höherem Grade geschah dies durch sein Gesetzbuch oder vielmehr durch die von ihm veranstaltete Sammlung der vorhandenen römischen Gesetze, welche weit vollständiger und besser eingerichtet war, als die früher unter Theodosius dem Jüngeren angefertigte. Justinian faßte den Plan dazu gleich nach seinem Regierungsantritt und übertrug die Leitung des Ganzen dem Juristen Tribonianus, welcher die erste Ausgabe desselben im Jahr 529 zu Ende brachte. Dieses Werk wurde unter dem Namen des Justinianeischen Gesetzbuches (Codex Justinianeus) offiziell bekannt gemacht, und die Gerichte im Reiche erhielten den Befehl, nach dem Inhalte desselben ihre Entscheidungen zu geben. Vier Jahre später ward unter dem Namen Pandekten oder Digesten noch eine Sammlung von Auslegungen und Erklärungen der ausgezeichnetsten früheren Rechtsgelehrten hinzugefügt, sowie die aus einem Lehrbuch des Rechtes bestehenden sogenannten Institutionen. Endlich ließ Justinian dieses Gesetzgebungswerk noch

durch die Novellen, d. h. durch die Sammlung der von ihm neu erlassenen Gesetze, vervollständigen. Die Juristen trugen dabei Sorge, daß, wo es nur immer möglich war, die Grundsätze der Freiheit der alten Römer getilgt und nur dasjenige übrig gelassen wurde, was mit ihrem neuen Fürstenrechte übereinstimmte, so daß nachher die Einführung des römischen Rechtes unter den Germanen wissenschaftlich eine Wohlthat, politisch ein Verderben war. Der Einfluß, den in den fortschreitenden Jahrhunderten das Christentum gewonnen, zeigt sich vorzugsweise in den Abschnitten über die Ehe und in einzelnen strafrechtlichen Bestimmungen. Dem ganzen Werke hat man später den Namen Corpus juris erteilt, und die Geistlichkeit, die Fürsten und ihre sklavischen Diener und irre geleiteten Gelehrten haben dafür gesorgt, daß das römische Recht in der ihm unter Justinian gegebenen Form von allen christlichen Staaten des Mittelalters angenommen ward; in England allein wurde es auf geistliche Gerichtshöfe beschränkt und gilt in den übrigen nur als Aushilfe und als Vernunftrecht. Die Wissenschaft des Rechtes war die erste, die nach einer strengen, dem Wesen der Sache selbst entsprossenen Methode durchgearbeitet erschien.

So glänzend auch Justinians Regierung war, so sehr er selbst sich durch Thätigkeit, Fleiß und Mäßigkeit auszeichnete, so litt doch das Reich unter ihm an allen den Nachteilen, welche allzuglänzende Regierungen und die allzugroße Geschäftigkeit der Herrscher herbeizuführen pflegen. Man kann von diesem Kaiser in mehrfacher Hinsicht das nämliche sagen, was von dem französischen Könige Ludwig XIV. gilt, mit welchem Justinian schon öfters verglichen worden ist. Beide bewiesen dieselbe unermüdliche Thätigkeit und Geschäftigkeit, beide waren von derselben Bigotterie beseelt, auf beiden lastete Weiberherrschaft, und in beider Staaten brachte die Begierde nach Kriegsruhm und eine auf großen Steuerdruck gegründete übermäßige Prachtliebe dieselben Erscheinungen hervor. Auch erging es dem griechischen Kaiser ebenso, wie dem französischen Könige. Justinian sah sich bei dem besten Willen und trotz seiner rastlosen Thätigkeit in die größten Verlegenheiten verwickelt. Er schadete durch seine Gesetzsammlung und durch sein Bemühen, das Studium des Rechtes zu erleichtern, der Ausübung des Rechtes mehr, als alle seitherigen Unklarheiten und Schwierigkeiten geschadet hatten. Er wollte ferner die Religionsstreitigkeiten beilegen und machte sie nur noch ärger, er suchte die Geistlichen zu versöhnen und entzweite sie durch seine Bemühungen erst recht. Er zog Männer von Ruf zu Rate und ward das Spielwerk derselben, so daß er sich zu vielen Widersprüchen verleiten ließ. Er eroberte die Provinz Afrika und richtete sie zu Grunde; er entriß Italien seinen fremden Gebietern, wußte es aber nicht gegen eine neue,

bald nach seinem Tode eintretende Barbarenherrschaft sicherzustellen. Im Greisenalter verfiel Justinian in blinden Eigensinn, er behielt aber bis zu seinem im 83. Lebensjahre erfolgenden Tode seine alte Thätigkeit. Theodora war schon 17 Jahre früher gestorben.

Bei den späteren Geschlechtern erschien Justinian als derjenige, der die volle Kraft des römischen Imperiums auf dem Thron von Byzanz verwirklichte, während seine Nachfolger meist nur den Schein und Anspruch aufrecht hielten. Er hatte den alten Sitz der Herrschaft, Rom, wieder unter seine Befehle gebeugt; er hatte die größte Leistung Roms, seine Gesetzgebung, in eine endgiltige Form gebracht; er unterwarf nebst Karthago die Inseln des Mittelländischen Meeres bis zu den Balearen hin und übte eine Zeitlang die oberste Gewalt über diesen Schauplatz der alten Geschichte. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat noch Dante, der im übrigen die Verlegung des Herrschersitzes nach dem Bosporus als ein Vergehen gegen die Fügung Gottes betrachtet, den Justinian in das Paradies versetzt. Freilich in dem Reiche, das nunmehr das Römische hieß, waren Freiheitsliebe, Bürgersinn und Menschenwürde völlig unverstandene Begriffe. Dabei verschwanden gerade in Justinians Zeit einige ehrwürdige Namen und Einrichtungen der Alten Welt aus der Geschichte. Das Konsulat, welches unter dem geteilten Kaisertum zum bloßen Schatten herabgesunken war, wurde 541 förmlich aufgehoben; die senatorischen Familien Italiens erlitten unter den Greueln des Ostgotenkrieges solche Verluste, daß Narses nach Beendigung desselben keinen Senat mehr vorfand; erst nach Jahrhunderten wurde er als römische Stadtbehörde wiederhergestellt. Ferner schloß Justinian in christlichem Eifer die letzte Philosophenschule zu Athen, womit nun auch der erlauchte Name der Platonischen Akademie erlosch. Sieben Lehrer, die noch übrig waren, wanderten nach Persien zu Chosroës Nuschirwan, unter dessen Schutze sie eine Zeitlang lebten; der bedeutendste unter ihnen war Simplicius. Man hat sie in thörichter Vorliebe für Parallelen mit jenen sieben Weisen verglichen, welche als die ersten Urheber der griechischen Philosophie gelten.

Zu dem Glanze der Regierung Justinians gehört ferner der Umstand, daß die Thaten und Ereignisse seiner Zeit an Prokopius von Cäsarea einen Geschichtschreiber gefunden haben, der freilich an Tiefe, Freimut und schlichter Würde mit den großen Alten nicht entfernt zusammenzustellen ist, doch aber sehr achtbare Eigenschaften besitzt und an Geschäftskenntnis, Gründlichkeit und selbst an Darstellungskunst die Chronisten jener Jahrhunderte weit überragt. Er begleitete den Belisar auf seinen Feldzügen als Geheimschreiber und beschrieb in seinem Hauptwerke die Kriege desselben, wobei er jedoch bis auf das

Ende des vierten Jahrhunderts zurückgeht. Es ist bezeichnend, daß ein zweites Werk desselben Mannes, eine umfangreiche Lobschrift auf Justinian unter dem Titel „Ktismata“ sich fast nur mit den Bauwerken beschäftigt, welche der Kaiser errichten oder wiederherstellen ließ; und nicht minder, daß in einem dritten Buch „Anekdota“, das ihm allgemein zugeschrieben wurde, einzig die Kehrseite zum Vorschein kommt, da in demselben Justinian und Theodora samt allem, was sie gethan, wie in einer Skandalchronik, nur von der ungünstigsten Seite geschildert werden.

Da Justinian keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein Neffe Justin II. (565), ein kränklicher und schwachsinniger Mann, dessen Gemahlin Sophia die ganze Regierung leitete. Unter diesem Kaiser ward einerseits der größte Teil von Italien den Griechen wieder entrissen, und andererseits begann das tatarische oder türkische Volk der Avaren, das sich im Norden der Donau niedergelassen hatte, seine verheerenden Einfälle in das Reich. Italien ward ein Raub der Langobarden, welche seither in Ungarn gewohnt und sich dort nicht nur die Heruler unterworfen, sondern auch in Verbindung mit den Avaren das Volk der Gepiden vernichtet hatten.

An der Spitze der Langobarden stand damals ein ausgezeichneter Führer, Alboin. Dieser berühmte König, dessen glückliche Unternehmungen später durch viele Heldenlieder verherrlicht wurden, warf, wie früher der Ostgote Theoderich, sein Auge auf Italien und beschloß im Jahr 568 mit seinem Volke dahin zu ziehen. Die Langobarden kannten Italien; denn sie waren einst von Narses zu Hilfe gerufen worden und hatten den ostgotischen König Totilas besiegen helfen. Narses hatte sie damals gleich nach dem Siege wieder entlassen, weil sie aller Mannszucht ermangelten und empörende Frevel übten; sie streiften aber seitdem häufig über die Alpen bis tief in das Venezianische hinein und sehnten sich nach besseren Wohnsitzen, als Ungarn mit seinen Sümpfen ihnen gewährte. Ihr Eroberungszug nach Italien würde sich also schon daraus auf eine ganz einfache und natürliche Weise erklären; es kam aber noch der besondere Umstand hinzu, daß Alboin einer der unternehmendsten Männer jener Zeit war, der in mehr als einer Beziehung mit Chlodwig, dem Eroberer von Gallien, und mit Theoderich, dem Eroberer von Italien, Ähnlichkeit hatte. Wir brauchen daher auch nicht einer ohnehin unwahrscheinlich klingenden Sage Gehör zu schenken, nach welcher die Langobarden bei ihrem Zuge nur der Rachgier des Narses gedient hätten. Dieser griechische Statthalter ward nämlich um dieselbe Zeit (567) von seiner 14jährigen Verwaltung Italiens abberufen, und zwar, wie es heißt, auf Betreiben der Kaiserin Sophia, deren Gunst er verscherzt hatte. Sophia soll bei

der Gelegenheit mit Bezug auf die Art, wie Narses sich früher hinaufgearbeitet hatte, höhnend gesagt haben: Narses möge wieder zu dem ihm geziemenden Posten in der Spinnstube der Weiber zurückkehren. Diese empfindliche Beleidigung soll den griechischen Statthalter bewogen haben, aus Rache die Langobarden nach Italien zu rufen, und man legt ihm dabei das drohende Wort in den Mund: er wolle der Kaiserin einen Faden spinnen, den sie ihre Lebtage nicht mehr werde entwirren können. Die Langobarden, an welche sich 20 000 Sachsen mit ihren Familien anschlossen, brachen im Frühling des Jahres 568 in die später nach ihnen benannte Lombardei ein. Schon im September waren sie Herren des ganzen oberen Italiens bis auf die Seeplätze und die Stadt Pavia. Die letztere hielt eine dreijährige Belagerung aus und erbitterte durch ihre Hartnäckigkeit den Langobardenkönig so sehr, daß er schwur, die Stadt zu vertilgen und alle ihre Bewohner zu töten. Als jedoch Pavia endlich gefallen war (572), wurde es durch einen Mann aus Alboins Gefolge vor der furchtbaren Strafe bewahrt; dieser deutete nämlich den Umstand, daß das Pferd Alboins beim Einzuge in die Stadt strauchelte, als ein Zeichen des göttlichen Zornes und bewog dadurch den König, seinen Schwur unerfüllt zu lassen.

Alboin genoß die Früchte seines Sieges nicht lange; denn er starb schon 573 eines gewaltsamen Todes. Da die Schriftsteller, welche uns diese Begebenheiten überliefert haben, vor allen Paul Warnefried, ihre Berichte aus langobardischen Heldenliedern entlehnten, so hat die Geschichte von Alboins Tod eine sehr romanhafte Färbung erhalten. Alboin hatte noch vor dem Zuge nach Italien Rosamunde, die Tochter des erschlagenen Gepidenkönigs, gezwungen, sich mit ihm zu vermählen. In höhnendem Übermut zwang er dieselbe einst, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, dessen er sich nach der Sitte mancher wilden Völker bei festlichen Gelegenheiten als Becher zu bedienen pflegte. Um sich für diese barbarische Mißhandlung zu rächen, bewog Rosamunde einen jungen Waffenträger des Königs, Helmichis, zur Ermordung seines Herrn, indem sie ihm ihre Hand versprach und ihm Hoffnung machte, daß der Besitz derselben ihm auch die Krone verschaffen werde. Durch ihn und durch einen riesenstarken langobardischen Kriegsmann, welchen Rosamunde auf ähnliche Weise zu gewinnen gewußt hatte, ward Alboin eines Tages in seinem Schlafzimmer überrascht und nach fruchtloser Gegenwehr getötet. Die Langobarden waren über den Mord ihres Königs sehr erbittert und Rosamunde entging nebst ihren Gehilfen nur durch schnelle Flucht der Strafe. Sie begab sich nach Ravenna zu dem griechischen Exarchen oder Statthalter Longinus. Dieser warb um ihre Hand und bewog sie, ihren Günst-

ling Helmichis zu vergiften. Kaum hatte aber der letztere den Giftbecher zur Hälfte getrunken, als er die Sache merkte. Er zwang daher Rosamunde mit gezogenem Schwerte, die andere Hälfte des Bechers zu leeren. Beide starben, Longinus bemächtigte sich der Schätze Alboins, welche die Königin bei ihrer Flucht geraubt hatte, und schickte sie nebst der hinterlassenen Tochter Rosamundens nach Konstantinopel. Die Langobarden wählten sich aus der Zahl ihrer Anführer einen neuen König, Kleph. Dieser ward seiner Grausamkeit wegen schon nach achtzehn Monaten (574) ermordet, das Volk blieb hierauf zehn Jahre ohne König, und das Reich zerfiel in eine Anzahl kleiner Distrikte, welche von ebensovielen Edelen beherrscht wurden. Nichtsdestoweniger behaupteten die Langobarden das eroberte Land gegen die Waffen der Griechen. Dies ist um so befremdender, da sich den Griechen damals außer der Zersplitterung der langobardischen Macht noch andere Vorteile darboten. Sie besaßen alle Seestädte, sowie viele Orte in den Gebirgen des Inneren, und die Langobarden, welche Arianer und halbwilde Barbaren waren, behandelten nicht nur die unglücklichen Bewohner von Italien auf schreckliche Weise, sondern sie gerieten auch aus Habgier mit ihren sächsischen Bundesgenossen in einen so heftigen Zwist, daß die letzteren insgesamt in ihre frühere Heimat zurückzogen. Allein alle diese Vorteile wurden durch die persönliche Unfähigkeit des griechischen Kaisers, durch den Zustand seines Hofes und durch den neu ausgebrochenen Perserkrieg mehr als aufgewogen. Die Griechen wurden daher nach und nach immer mehr aus ihren Besitzungen verdrängt, und die Langobarden waren bald die Herren von Ober- und Mittelitalien.

Kaiser des Byzantinischen Reiches ward nach Justins Tode (578) zuerst der Thraker Tiberius, den jener schon vier Jahre vorher (574) zum Regenten eingesetzt, und dann dessen Schwiegersohn, der Römer Mauritius (582—602), der sich als Feldherr ausgezeichnet hatte. Beide hatten nicht allein mit den Persern zu kämpfen, sondern auch mit den Avaren, welche sogar bis an die Mauern von Konstantinopel drangen und den griechischen Kaisern einen Tribut abnötigten. Unglücklicherweise war Mauritius auch in betreff der inneren Angelegenheiten nicht klug und umsichtig genug, er reizte vielmehr durch sein Verfahren die Geistlichkeit, trieb seine Soldaten zur Unzufriedenheit und brachte sich dadurch in eine schlimme Lage. So beraubte er sich selbst der Möglichkeit, aus den Verwirrungen Vorteil zu ziehen, welche zu seiner Zeit im Persischen Reiche ausgebrochen waren.

Über die Perser, deren Reich sich bis nach Arabien hinein ausgebreitet hatte, herrschte seit 579 Hormuz oder Hormisdas IV., der Sohn Chosroës Nuschirwans. Hormisdas hatte von Anfang an eine

schlimme Stellung, weil seine Mutter die Tochter eines türkischen Fürsten gewesen war und die Anhänger der Lichtreligion von jeher die Türken und alle anderen im Norden von Persien wohnenden Nomadenvölker als unreine und gottlose Barbaren haßten. Ja im Einklang mit jenem Dualismus, der alle ihre religiösen Vorstellungen durchzog, sahen sie in den turanischen Stämmen das böse Prinzip thätig, während der Kampf um das gute die Pflicht des Iraniers war. Zu seinem Unglück ward Hormuz überdies noch durch auswärtige Feinde ins Gedränge gebracht. Die griechischen Heere setzten über den Euphrat, um die von Justinian abgetretenen Striche wieder zu erobern; die arabischen Häuptlinge, welche seither Tribut gezahlt hatten, erhoben die Waffen, und von Norden her drangen jene wilden Nomadenstämme in das Reich ein. Hormisdas half sich zuerst durch Nachgeben und schickte dann seinen Feldherrn Bahram mit einer auserlesenen Macht nach dem Norden. Bahram schlug die Türken völlig, der König kränkte aber den Sieger durch Mißtrauen, und als dieser gleich nachher im Kampf mit den Griechen eine Niederlage erlitt, beleidigte ihn Hormisdas durch öffentlichen Hohn. Bahram wurde dadurch zur Empörung getrieben, und da der König als Sprößling des unreinen Blutes der Türken allgemein verhaßt war, so verbreitete sich der Aufstand bald über die meisten Provinzen. Hormisdas wurde abgesetzt, geblendet und kurze Zeit nachher getötet. Sein Sohn Chosroës II. Parwiz, welcher anfangs als König anerkannt worden war, sah sich bald genötigt, vor Bahram zu entfliehen, und wandte sich zu den Griechen. Mauritius nahm sich seiner an, vertrieb Bahram und setzte Parwiz wieder als Herrscher von Persien ein (591). Dieser blieb, solange Mauritius herrschte, in gutem Einvernehmen mit den Griechen; erst später benutzte er die in ihrem Reiche ausbrechende Zwietracht, um sich seiner Verbindlichkeit gegen sie mit einigem Scheine des Rechts zu entledigen. Als nämlich Mauritius den zwar harten, aber notwendigen Befehl erließ, daß bei Bekämpfung der Grenzvölker das Heer in der Walachei überwintern solle, erweckte ihr Befehlshaber Phokas die Ansicht, es liege darin die grausame List, einen Teil der unbändigen Truppen absichtlich der Gefahr auszusetzen. Dies trieb die Soldaten zum offenen Aufstand. Sie erhoben diesen schändlichen Menschen zu ihrem Führer und marschierten unter seiner Leitung in die Nähe von Konstantinopel, wo gleich nach ihrer Ankunft ebenfalls eine Empörung ausbrach. So wurde Phokas Herr des Reiches, Mauritius aber ermordet (602).

Wilde Grausamkeit bildete in Verbindung mit zügelloser Ausschweifung den Hauptcharakterzug seiner Regierung. Der traurige Zustand, in welchen dadurch das Griechische Reich geriet, ward nun von

dem Perserkönig zu neuen verheerenden Einfällen benutzt. Während Chosroës II. Parwiz, angeblich um seinen Freund und Beschützer Mauritius zu rächen, mit seinen Scharen in den asiatischen Ländern hauste, waren die übrigen Provinzen des Griechischen Reichs acht Jahre lang den Mißhandlungen eines Herrschers preisgegeben, der an grausamen Qualen sein Wohlgefallen fand und die Schätze des Reichs für rohe Genüsse vergeudete. Endlich rief Heraklius, der Sohn des Statthalters von Afrika, seine Landsleute zur Empörung gegen den barbarischen Tyrannen auf, und da dieser allgemein verhaßt war, so wurde er fast ohne Schwertstreich gestürzt (610). Den Namen des Phokas trägt noch die Prachtsäule, die um das Jahr 608 ihm zu Ehren auf dem römischen Forum aus älteren Bruchstücken zusammengesetzt wurde (Colonna di Foca). Heraklius ließ ihn hinrichten und bestieg dann selbst den Thron.

Der neue griechische Kaiser hatte wegen des Übergewichts der persischen Waffen von Anfang an eine schwierige Stellung. Im Jahre 611 vollendete Chosroës durch die Einnahme von Antiochia die Eroberung von Syrien. Auch der größte Teil von Arabien huldigte ihm, weil er dieses Land von einem harten fremden Druck befreite. In Arabien hatte nämlich zu einer unbekannten Zeit das Judentum Wurzel gefaßt, und es waren in der Gegend von Medina und im Hedschas einige kleine jüdische Staaten entstanden. Gegen das Jahr 300 war auch ein angesehener Herrscher von Jemen zum jüdischen Glauben übergetreten. Dieser hatte den Christen, welche in geringer Zahl im Lande Jemen lebten, Duldung gewährt; seine Nachfolger aber, unter denen sich die Juden ungemein ausbreiteten, handelten nach entgegengesetzten Grundsätzen und zogen dadurch eine große Gefahr in ihre Nähe. Die Abessinier oder Äthiopier, welche jenseit der Straße Bab el Mandeb ein christliches Reich gegründet hatten, nahmen sich ihrer Glaubensgenossen an, setzten nach Arabien über und unterwarfen sich den Süden des Landes (gegen 530). Sie hielten aber das eroberte Land unter hartem Drucke, und obgleich die benachbarten arabischen Stämme einen langen und fast ununterbrochenen Kampf gegen sie führten, so erlagen sie doch nicht ganz, und es gelang erst dem Perserkönig, sie wieder aus Arabien zu vertreiben (611). Der letztere erhielt dadurch in diesem Lande ein Ansehen, wie es keiner seiner Vorgänger besessen hatte; er verstand aber seine Macht nicht zu gebrauchen, sondern schwächte sie vielmehr selbst durch Unterdrückung der Christen und durch Wiederbelebung der Streitigkeiten zwischen ihnen und den arabischen Juden. Er bahnte dadurch dem gerade damals auftretenden Propheten der Araber den Weg. Chosroës Parwiz wußte überhaupt zwar zu erobern, verstand aber nicht das

Eroberte zu behaupten und zeigte sich in allen seinen Unternehmungen als einen kurzsichtigen und unbesonnenen Herrscher. Er machte sich den neu unterworfenen Völkern des Reiches durch Raubsucht und Gewaltthätigkeit, den Bewohnern der alten Provinzen durch Willkür, durch Grausamkeit und durch thörichtes Überspannen aller Nerven des Staates verhaßt und büßte auf diese Weise nicht allein die eroberten Länder wieder ein, sondern bereitete auch selbst seinen eigenen Sturz vor. Im ersten Jahrzehnt der Regierung des Heraklius schien allerdings der Siegeslauf des Chosroës unaufhaltsam; die Religion der Magier erhielt noch einmal durch seine Thaten einen erhöhten Glanz, während schon der Stifter des Islams seine ersten Anhänger um sich sammelte. Bald nach der Eroberung von Syrien brach der Perserkönig in Palästina ein; die Kirchen und heiligen Stätten, die man von der Pilgerfahrt der heiligen Helena bis auf Justinian errichtet hatte, wurden beraubt und zur Demütigung aller Christen das sogenannte wahre Kreuz Christi nach Persien gebracht (614). Hierauf zogen die persischen Krieger über den Bach Ägyptens gegen Pelusium am östlichsten Nilarm, das von uralter Zeit her stets den ersten Andrang der aus Asien kommenden Stämme auszuhalten hatte. Hier, wo einst Kambyses, des Cyrus Sohn, den Ägyptern die Entscheidungsschlacht geliefert, entschied sich abermals das Schicksal des Landes; die Stadt wurde erstürmt (616), und bald gehorchte das Land bis nach Assuan und nach Barka hin den Geboten, die von der persischen Hauptstadt ausgingen.

Inzwischen wartete der griechische Kaiser Heraklius günstigere Zeiten ab; wohl nicht, wie einige berichten, aus träger Säumnis, sondern in richtiger Würdigung der Schwierigkeiten, die ihn allwärts umgaben. Von Persern und Avaren in seiner Hauptstadt, von Hungersnot und Pest in allen Teilen des Reiches bedrängt (617), verzagte er doch nicht. Anstatt, wie einige aus Sektenhaß gegen ihn feindlich gesinnten Geschichtschreiber behaupten, auf Flucht nach Afrika zu denken, ersann er das einzige, obwohl nur langsam wirkende Mittel zur Rettung seines Reiches: er verstand sich zu einem nachteiligen Frieden mit den Persern und Avaren, um Zeit zum Sammeln seiner Kräfte zu erhalten, und begann sodann den Krieg mit Chosroës II. von neuem (622). Wenige Monate bevor Mohammed von Mekka nach Medina floh, setzte der Kaiser über den Hellespont, suchte aber, ehe er weiter vordrang, erst in Kleinasien zwei Jahre lang seine Truppen zu üben. Nachher verband er sich mit den am Kaspischen Meer umherziehenden Nomaden, den erbittertsten Feinden der Perser, und drang nach sehr glücklichen Feldzügen bis zur Residenz des persischen Königs vor, in welcher er unermeßliche Beute machte. Später erfocht er in der Nähe des alten

Ninive einen gewaltigen Sieg über die angeblich achtmal stärkere persische Truppenmacht. Sein Glück und Parwiz' Härte veranlaßten unter den Persern einen Aufstand, der letztere ward entthront und sein Sohn Siroës oder Schiruyeh, welcher an der Verschwörung gegen ihn teilgenommen hatte, auf den Thron erhoben (628). Siroës, der seine Regierung mit der Ermordung seines Vaters und fast aller seiner Brüder begann, schloß sogleich einen Frieden mit Heraklius und gab alle gemachten Eroberungen zurück. Er starb schon im siebenten Monat seiner Regierung. Nach seinem Tode verfiel das Persische Reich in einen Zustand völliger Auflösung, so daß während der neun Jahre, die es noch bestand, nicht weniger als neun Könige nacheinander auftraten. Es ward zuletzt eine Beute der Araber, welche durch Mohammed zu Fanatismus und Eroberungssucht entflammt worden waren und sich daher ohne große Schwierigkeit das gesunkene persische Volk unterwarfen.

Heraklius war nach dem Tode Chosroës' II. triumphierend in Konstantinopel eingezogen. Das wiedergewonnene Kreuz wurde im folgenden Jahre (629) zu Jerusalem auf der Schädelstätte unter großen Feierlichkeiten wieder aufgerichtet; ein Festtag, welchen die katholische Kirche noch alljährlich am 14. September unter dem Namen der Kreuzerhöhung begeht. Später mischte sich der Kaiser unglücklicherweise in die Streitigkeiten, welche unter den Geistlichen von Syrien und Palästina ausgebrochen waren, und veranlaßte dadurch neue Zwistigkeiten in Gegenden, in deren Nähe bereits Mohammeds Lehre mit allem Schmuck orientalischer Poesie und mit aller Begeisterung fanatischer Schwärmer gepredigt wurde. Er selbst mußte es noch erleben, daß diese Lehre nicht allein in das Griechische Reich eindrang, sondern daß auch ihre Bekenner einen Teil desselben eroberten. Er starb 641.

2. Geschichte der Araber vor Mohammeds Zeit.

Das Land Arabien, welches über dreimal so groß als Deutschland ist, gehört seinem Klima nach fast ganz der heißen Zone an. Es ist in seinem Inneren ein größtenteils ebenes Hochland, welches im Norden mit der Syrischen Wüste zusammenhängt, im Westen, Süden und Osten aber durch felsige Bergketten und eine vorliegende schmale Küstenebene vom Meere getrennt wird. Da alle Flüsse dieses weithin ausgebreiteten Landes nur Regenbäche sind, welche in gewissen Jahreszeiten ganz versiegen, und da es in manchen Strichen nur während einiger Monate, in anderen dagegen oft jahrelang nicht regnet, so besteht der größte Teil des Bodens aus Wüsten oder nackten Felsenhöhlen, und nur einige wenigen Gegenden haben eine bleibende Vege-

tation. Zu diesen begünstigten Strichen gehört das Land Jemen, welches ebendeshalb von alters her den Namen des Glücklichen Arabiens führt. Es liegt im äußersten Südwesten der Halbinsel landeinwärts von der Straße Bab el Mandeb, welche aus dem Roten Meer in den Golf von Aden führt, und bildet denjenigen Teil von Arabien, welcher von jeher der am meisten bevölkerte war. Weiter nordwärts besteht die Küste des Roten Meeres aus einer schmalen, überaus heißen und meist wüsten Ebene und aus einem öden Gebirge, in welchem nur ein Teil der Thäler mit Pflanzen bewachsen und kulturfähig ist; sie wird das Hedschas oder das Wüste Arabien genannt, und in ihr liegen die zwei berühmtesten arabischen Städte Mekka und Medina. Das nördliche Ende des Hedschas wird von dem Peträischen, d. h. nach der Stadt Petra benannten, oder, wie man sich minder gut ausdrückt, von dem Steinigen Arabien begrenzt, einem wüsten Berglande, dessen Höhenzüge mit dem Sinai im Süden beginnen und sich im Norden mit dem Libanongebirge verbinden. Arabien ist also seinem Klima und seiner Bodenbeschaffenheit nach ein zum Wohnsitze nomadischer Stämme geschaffenes Land; nur einzelne Gegenden eignen sich zu festen Ansiedelungen und zur Entwickelung einer auf Ackerbau, Industrie und Handel beruhenden Kultur. Deshalb dreht sich auch die arabische Geschichte bloß um die Bewohner dieser Gegenden; denn Nomaden haben als solche keine Geschichte, weil sie, solange sie ihre ererbte Lebensweise beibehalten, keinen Wechsel in ihren Zuständen erleiden.

Die Araber gehören ihrer Sprache nach zu dem semitischen Völkerstamme (s. Bd. I. S. 48). Ihre Volkssagen bringen diese Abstammung auf eine doppelte Weise mit der ältesten jüdischen Geschichte in Verbindung. Diejenigen Araber, welche im Hedschas, im Inneren der Halbinsel und in allen von Ägypten an bis zum Euphrat sich erstreckenden Wüsten wohnen, leiten ihren Ursprung von Abrahams verstoßenem Sohn Ismael ab; die Bewohner von Jemen dagegen, sowie die der ganzen südlichen Küste bis zum Persischen Meerbusen gehen noch weiter zurück und halten Joktan, einen der nächsten Nachkommen von Noahs Sohne Sem, für ihren Stammvater. Beide Teile, die Ismaeliten und die Joktaniden, haben von jeher einen lebhaften Stammhaß gegeneinander genährt. Die ersteren sind fast insgesamt Nomaden geblieben, die letzteren aber haben sich schon in früher Zeit großenteils angesiedelt und bilden deshalb allein den Gegenstand der älteren arabischen Geschichte. Diese Geschichte beginnt mit einer an sich unbedeutenden Begebenheit. Ein Teil der Joktaniden hatte bei Saba oder Mareb im Lande Jemen mehrere Bäche in ein großes und tiefes Thal geleitet, dieses durch Mauern und Dämme geschlossen und mit dem gesammelten Wasser durch Kanäle und Rinnen weit und breit

die Felder getränkt. Auf diese Weise war ein längst wiederum wüstes Land in eine fruchtbare, als ein Paradies geschilderte Gegend verwandelt worden. Die Mauern und Dämme wurden aber einst plötzlich durch die Gewalt des Wassers durchbrochen und das ganze Land verheert (um 170 bis 150 v. Chr.). Dieses Unglück bewog die Joktaniden zur Auswanderung. Sie trennten sich und gründeten verschiedene Kolonieen, von welchen drei besonders merkwürdig sind: das am Euphrat gelegene, später unter persischer Hoheit stehende Königreich Hira, das im Süden von Damaskus gestiftete, zuerst den Römern und dann den Byzantinern untergebene Reich der Gassaniden und die unter Amru ben Lohai bei Mekka gegründete Kolonie, deren Beherrscher, die Khuzaïten, später in den Besitz dieser Stadt kamen und dadurch eine weltgeschichtliche Bedeutung erhielten.

In Mekka ward seit uralter Zeit ein schwarzer Stein als heilig verehrt, den die Sage bis auf Adam zurückführt. Dieser Stein, gegenwärtig durch zahllose Berührungen und Küsse geglättet, hat die Gestalt eines unregelmäßig abgerundeten Rechtecks von etwa sieben Zoll Länge; die Oberfläche ist wellenförmig. Nach zuverlässigen Forschungen ist er, der Sage entsprechend, die ihn „vom Himmel gefallen sein" läßt, für einen Meteorstein zu erachten. Er lag in einem mit vier Mauern eingefaßten Raume und wurde, wie dieser Raum selbst, die Kaaba genannt. Ein Stamm der Ismaeliten hatte lange Zeit die Aufsicht über die Kaaba und damit zugleich die Herrschaft in Mekka gehabt, war aber durch die Dschoramiden, einen Zweig der Joktaniden, von beidem verdrängt worden. Als nun die Khuzaïten sich in der Nähe von Mekka niederließen, schloß sich jener Ismaelitische Stamm an dieselben an und verjagte in Verbindung mit ihnen die Dschoramiden. Doch erlangte er die Aufsicht über die Kaaba und die Herrschaft von Mekka nicht wieder, denn beides rissen die Khuzaïten an sich; nur erhielt er das freilich nicht unwichtige Recht, einen der vier heiligen Monate oder derjenigen Zeiten des Jahres, während deren zwischen Arabern kein Krieg geführt werden durfte, nach seinem Gutdünken auf eine andere Zeit zu verlegen. Erst um das Jahr 464 n. Chr. gelang es einem Ismaelitischen Stamme, den Kureïschiten, die Khuzaïten zu verdrängen und sich in den Besitz der Kaaba und der Herrschaft zu setzen. Der Stamm der Kureïschiten zerfiel nachher in mehrere Zweige, deren einer der der Haschimiten war und dadurch vorzugsweise wichtig ist, daß ihm der Religionsstifter Mohammed angehörte.

Die Religion der Verehrer der Kaaba war früher im ganzen genommen der Glaube Abrahams gewesen; mindestens war bei einem Naturdienste, der sich vorzugsweise auf die Himmelskörper bezog (Sa-

bäismus), die Ahnung eines geistig höchsten Wesens, Allah, nie völlig zurückgedrängt worden. Die bedeutendste Abweichung von dieser reineren Religion hatte darin bestanden, daß Kolonieen, welche von Mekka auszogen, Steine von den Mauern der Kaaba mitnahmen und ihnen in der neuen Heimat eine Art von Verehrung bezeugten. Unter den Khuzaïten artete die alte Religion entschieden in Vielgötterei aus, und es wurden in der Kaaba so viele Götzenbilder aufgestellt, daß man zuletzt deren 300 zählte. Übrigens war und blieb die Kaaba allen Arabern, welche nicht Juden oder Christen waren, heilig. Aus allen Gegenden des Landes pilgerte man dahin, und jenes alte Herkommen, nach welchem vier Monate im Jahr der Krieg eingestellt war, schützte nicht allein diese Wallfahrten, sondern trug auch viel dazu bei, daß die einzelnen Stämme einander nicht zu sehr entfremdet wurden. Die gemeinsame Verehrung der Kaaba bildete auch in anderer Hinsicht ein Mittel der Vereinigung. Die Kureïschiten beschäftigten sich nämlich mit Handel und Poesie, und eine große Messe, welche in Okaz, einer nahe bei Mekka liegenden Stadt, gehalten wurde, führte jedes Jahr eine Menge Araber zusammen, welche neben dem Umtausch der Waren auch noch ein Dichterfest feierten. Die Dichter besangen vor der versammelten Menge wetteifernd ihre eigenen Thaten und die Vorzüge ihres Stammes, und wer von ihnen den Preis davontrug, erhielt das höchste Ansehen in Arabien und den größten Einfluß bei seinen Stammgenossen. Die Preisgedichte wurden auf Seide gestickt und in der Kaaba aufgehängt, wovon sie den Namen Moallakat, d. i. die Aufgehangenen, trugen; von ihnen sind uns noch sieben erhalten. Noch vielseitiger schließt sich uns das Dichten und Trachten der früheren Araber in der Liedersammlung auf, die Abu Temmam, freilich erst um das Jahr 840, zusammenstellte. Ein rauhes Heldentum voll Trotz, Rachgier und Leidenschaftlichkeit tritt uns hier entgegen, doch gemildert durch Treue gegen Stammesbrüder und Mitkämpfer, durch sinnreiche Spruchweisheit und durch den zarten und kräftigen Ausdruck der Liebe; unerschöpflich sind die meisten Dichter im Lob des Rosses, der Waffen, aber auch der Schönheit und Schamhaftigkeit der Frauen; an Spott und Neckerei fehlt es nicht. In morgenländischer Weise ist die ganze Sammlung nach dem Hauptinhalte des ersten Abschnittes Hamâsa, d. i. Tapferkeit, benannt. Man darf jedoch wegen der Bedeutung, welche die Poesie der Araber schon in früher Zeit hatte, nicht glauben, daß dieselben so früh schon einen einigermaßen hohen Grad von Kultur besessen oder irgend einen Zweig der Erkenntnis ausgebildet hätten; denn die arabische Schrift ward erst kurz vor Mohammed erfunden, und die Materialien, deren man sich zum Schreiben bediente, und auf welche sogar noch die einzelnen Stücke des Korans geschrieben wurden,

waren Palmblätter, Steine, Felle und andere Stoffe der Art, welche keine größeren Werke aufnehmen konnten.

Das arabische Volk selbst war, auch abgesehen von den in seiner Mitte lebenden Juden und Christen, sehr zersplittert; die Stämme gerieten, ungeachtet ihres gemeinschaftlichen religiösen Glaubens, untereinander häufig in blutige Zwiste, und da bei den Arabern die Blutrache ihrer ganzen Strenge nach eingeführt war, so fehlte es nie an Anlaß zu neuen Kriegen. Auch was wir von den moralischen Begriffen und von den auf dem Volksglauben beruhenden Sitten der Araber erfahren, verrät einen gewissen Grad von Roheit, obgleich freilich daneben auch einige besseren Züge, wie die Gastfreundschaft, die Freigebigkeit, die gewissenhafte Erfüllung des gegebenen Wortes, Achtung vor der Tapferkeit und selbst Großmut gegen die Besiegten ziemlich allgemein herrschend waren. Das arabische Volk bedurfte jedenfalls nicht allein einer religiösen Verbesserung, sondern auch eines sittlichen Aufschwunges und eines neuen Anhaltpunktes zur politischen Vereinigung.

3. Mohammed.

Mohammed ward nach der gewöhnlichen Angabe im Jahre 571 zu Mekka geboren und war der Urenkel Haschims, des Stammvaters der Haschimiten. Er war also ein Kureïschite, allein gerade derjenige Zweig dieses Stammes, welchem er angehörte, war nach und nach aus dem größten Teile der Rechte, die mit der Aufsicht über die Kaaba verbunden waren, verdrängt worden. Von diesen Rechten waren nämlich die Aufsicht über das Heiligtum, der Vorsitz in der Ratsversammlung zu Mekka und das Feldherrnamt auf andere Zweige der Kureïschiten übergegangen, und die Haschimiten hatten nur das Recht, die Pilger zu bewirten, behalten. Ja, sogar dieses Recht kam Mohammed nicht zu statten; denn es verblieb zwar den Haschimiten, ward aber nicht dem Vater Mohammeds, Abdallah, sondern seinem Oheim Abbas zugeteilt. Abdallah war ein Handelsmann, er besaß aber bloß ein geringes Vermögen und Ansehen und hinterließ seinem Sohne, dessen Geburt er nur kurze Zeit überlebte, nichts als ein Haus, eine Sklavin, fünf Kamele und einige Schafe. Mohammed verlor schon im sechsten Lebensjahre auch seine Mutter und ward dann von seinem väterlichen Großvater und nachher von dem Bruder seines Vaters, Abu Talib, erzogen. Er machte schon in früher Jugend mit seinen Verwandten mehrere Handelsreisen nach Syrien und Südarabien. Auf einer derselben ward er mit dem christlichen Mönche Georgius oder Sergius bekannt, welcher nach der mohammedanischen Legende

zuerst Mohammed als einen künftigen Propheten erkannt und nach einer gänzlich unerwiesenen Sage ihn im Christentum unterrichtet haben soll. Als Mohammed etwa zwanzig Jahre alt geworden war, ernährte er sich eine Zeitlang dadurch, daß er als Hirte die Schafe der Mekkaner auf die Weide führte, obgleich die Kureïschiten schon längst keine Nomaden mehr waren. Er trieb nachher teils für sich, teils für andere Handelsgeschäfte und trat im 25. Lebensjahre als Geschäftsführer in die Dienste einer reichen Kaufmannswitwe, Chadidscha. Nachdem er für diese mehrere Handelsreisen nach Südarabien und Syrien gemacht hatte, verheiratete er sich mit ihr. Von nun an blieb er in Mekka und fuhr fort, Handel zu treiben; er verlor zwar allmählich sein erheiratetes Vermögen, stieg aber nach und nach so sehr im Ansehen seiner Mitbürger, daß er nicht nur bei Streitigkeiten oft zum Schiedsrichter ernannt ward, sondern auch beim Wiederaufbau des durch Brand zerstörten Tempels der Kaaba die Entscheidung über ein streitiges Ehrenrecht gab und den heiligen Stein selbst einmauerte.

In der nächsten Zeit ergab sich Mohammed frommen Übungen und Betrachtungen und zog sich zu diesem Zweck immer häufiger in die Einsamkeit zurück. Er brachte oft mehrere Nächte nacheinander, zuweilen sogar den ganzen Monat Ramadan in einer Höhle zu. Der Götzendienst, zu welchem Abrahams Religion in Arabien ausgeartet war, und die bei mehreren Stämmen seiner Landsleute eingeführte Verehrung der Sterne waren seinem Sinne sehr zuwider; er kam daher bei seinen einsamen Betrachtungen allmählich auf den Gedanken einer Wiederherstellung des alten Glaubens an einen Gott. Wegen seines angeborenen schwärmerischen und poetischen Wesens konnte er sich dabei leicht zu eingebildeten Visionen verirren, zumal da er auch eine sehr erregbare körperliche Natur besaß und seit seiner frühesten Jugend an krampfhaften Zufällen litt. Wenigstens würde es nicht zu begründen sein, wenn man sein Auftreten als Prophet für das Werk eines bewußten und absichtlichen Betruges halten wollte; im Gegenteil, die innere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er selbst von seiner göttlichen Sendung und von einer unmittelbaren Eingebung der Gottheit überzeugt war. Die Lehren des Judentums und der christlichen Religion blieben nicht ohne Einfluß auf seine Ansicht von den göttlichen Dingen; aber der Grad seiner Kenntnis derselben und die Art und Weise, wie er mit ihnen bekannt wurde, werden uns nicht mit Bestimmtheit angegeben. Offenbar jedoch näherte er sich bei seinem ersten Auftreten den Ansichten der sogenannten Hanife, welche sich die Lehren des Judentums als gottgläubige Freidenker auslegten. Wahrscheinlich war er auf seinen Reisen mit Juden und Christen in vielfachen Ver-

kehr gekommen, und außerdem mochte er wohl vieles dem Vetter seiner Gattin, Waraka, verdanken, welcher aus Abneigung gegen den arabischen Götzendienst zum Judentum und dann zum Christentum übergetreten war, das Alte und Neue Testament gelesen und von dem letzteren sogar einiges ins Arabische übersetzt hatte. Mohammed konnte bei seinem Streben nach einem besseren Glauben sich durch beide Religionen nicht befriedigt fühlen, weil sie, der vielfachen Entstellungen ihrer ursprünglichen Lehren wegen, ihm nur als Ausartungen der einfachen und reinen Gottesverehrung erschienen. Obgleich er daher beide Religionen für göttliche Offenbarungen und die Stifter derselben, Moses und Christus für wirkliche Propheten hielt, so erklärte er doch, daß eine neue und vollkommenere Offenbarung nötig geworden, und daß er selbst von Gott zur Überbringung derselben auserkoren sei. Das Warten der Juden auf einen Messias und vieler Christen auf einen Paraklet oder Beistand scheint hierbei nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben zu sein. Erwägt man das, was oben über den religiösen Zustand des arabischen Volkes gesagt worden ist, so wird man es natürlich finden, daß die von Mohammed unternommene Reformation dem Wesentlichen nach nur in der Rückkehr zum einfachen patriarchalischen Glauben und Gottesdienst Abrahams bestehen konnte.

Nach den Sagen der Mohammedaner war der neue Religionsstifter vierzig Jahre alt, als ihm Gott durch den Engel Gabriel die erste Offenbarung erteilen ließ. Seine ersten Anhänger waren Chadidscha und der soeben erwähnte Waraka. In den nächsten drei Jahren nahmen außerdem noch sein Vetter Ali, den er als Kind zu sich genommen hatte und als seinen Sohn ansah, sein Sklave Zeïd, sein nachheriger Schwiegervater Abu Bekr, der spätere Kalif Othman und mehrere andere Verwandte und Freunde seine Lehre an. Sie waren fast insgesamt arm und unangesehen, und ihre Zahl betrug am Ende des dritten Jahres nicht mehr als vierzig. Nur diese wenigen Menschen erkannten in Mohammed den von Gott gesandten Wiederhersteller der Religion Abrahams, welche ihre Urväter rein geübt hatten. Alle anderen, die seinen Behauptungen einige Rücksicht schenkten, hielten ihn bloß für einen ausgezeichneten Dichter, welcher der Sprache einen noch nie gehörten Reiz zu verleihen wisse, die Weisheit der christlichen, das orientalisch Einfache der jüdischen und das phantastisch Wunderbare der alten arabischen Dichtungen mit seinen eigenen Erfindungen zu mischen verstehe und mit Eifer den Unsinn eines dem echt arabischen Wesen widerstreitenden Götzendienstes angreife. Im vierten Jahre trat Mohammed zum erstenmal öffentlich als Dichter auf, und zwar predigte er zuerst seinen Stammgenossen, den Kureïschiten, den neuen Glauben. Seine Worte fanden keinen Beifall, er ward im Gegenteil

verspottet, und als er sich erlaubte, die Spötter Irrende und Ungläubige zu schelten, fing man sogar an, ihn zu verfolgen und mit dem Tode zu bedrohen. Doch nahm ihn sein Oheim Abu Talib unter seine Obhut und gewährte ihm als Haschimit genügenden Schutz gegen die übrigen Kureïschiten, deren Zorn gegen den Unruhestifter von Tag zu Tage zunahm. Dagegen konnten diejenigen Anhänger Mohammeds, welche keiner mächtigen Familie angehörten, sich gegen die Verfolgungen der Feinde nicht behaupten; sie verließen daher auf Mohammeds Rat Arabien und flohen zu dem christlichen König von Abessinien, der sie wegen ihres rühmlichen Zeugnisses von Christo aufnahm. Mohammed selbst entging nur mit genauer Not mehreren Mordanschlägen, welche die Kureïschiten gegen ihn planten. Diese sagten sogar seiner ganzen Familie, den Haschimiten, eidlich jede Handels- und Heiratsverbindung auf, legten die Tafel ihres Schwurs in die Kaaba nieder und hoben ihren Bann erst dann wieder auf, als jene Tafel, wie es hieß, durch Würmer zernagt ward und also Gott selbst ihren Schwur vernichtete. Im zehnten Jahr seiner Sendung erlitt Mohammed das Unglück, rasch nacheinander seinen Schützer Abu Talib und seine Gattin Chadidscha durch den Tod zu verlieren (620). Vergebens suchte er hierauf bei den ihm verwandten Bewohnern eines benachbarten Städtchens Schutz; er ward mit Steinen zurückgejagt und konnte, verfolgt und wehrlos, erst dann wieder in seine Vaterstadt heimkehren, als ihm daselbst ein angesehener Mann Aufnahme versprach. In diese bedrängte Zeit, wo er rettungslos verloren zu sein schien und nur in dem Vertrauen auf die Gottheit Trost und Hoffnung fand, fällt auf ganz natürliche Weise die berühmteste von den Wundererscheinungen, die er gehabt zu haben glaubte. Aus diesem Ereignis machte später die heilige Legende eine auf geflügeltem Rosse unternommene Fahrt nach dem Tempel von Jerusalem und von dort durch die verschiedenen Himmel hindurch zum Throne Gottes, wo er von den früheren Propheten und von den Engeln als der geliebteste Prophet begrüßt und von Gott selbst für den edelsten aller Erschaffenen erklärt ward. Von Mohammed selbst haben wir darüber nur einen Vers, worin er Allah preist, der ihn in einem Traumgesicht nach dem Tempel von Jerusalem geführt und ihm seine Wunder gezeigt habe.

Bald nachher gewann Mohammed einige Männer aus Medina, welche auf einer Wallfahrt nach Mekka mit ihm in Berührung gekommen waren, für seine Lehre; diese breiteten zu Hause den neuen Glauben weiter aus, und die Bürger von Medina, welche auf Mekkas Wohlstand eifersüchtig waren, ergriffen gern das ihnen von Mohammed dargebotene Mittel, den Mekkanern zu schaden. Nach zwei Jahren war die Zahl der bekehrten Medinesen bereits so stark, daß dieselben nicht

nur ein förmliches Schutz- und Trutzbündnis mit Mohammed schließen, sondern auch ihn und alle seine Mekkanischen Anhänger zur Übersiedelung nach Medina einladen konnten. Der Haß der Kureïschiten war durch den Beifall, welchen Mohammeds Lehre in Medina gefunden hatte, natürlich noch gesteigert worden; die Mohammedaner in Mekka nahmen daher jene Einladung an und retteten sich nach Medina. Nur einige wenige Gläubige und Mohammed selbst blieben in Mekka zurück. Der Prophet geriet hier bald in die größte Lebensgefahr. Die Kureïschiten verschworen sich nämlich, je ein Mann aus jeder Familie, zu seiner Ermordung und umzingelten in einer Nacht seine Wohnung; nur durch eine wohlerdachte List entkam Mohammed aus dem Hause. Er verließ fliehend die Stadt, ward aber von den nachsetzenden Feinden verfolgt; drei Tage verweilte er in einer Höhle des Berges Thawar und rettete sich sodann unter großen Schwierigkeiten nach Medina. Diese Hedschra oder Flucht Mohammeds (am 13. September 622) mußte den Mohammedanern als eines der wichtigsten Ereignisse in dem Leben ihres Propheten erscheinen, weil sie nicht nur den Anschein eines Wunders hatte, sondern auch, wie sich nachher zeigen wird, die Veranlassung zur Befestigung und Ausbreitung der neuen Lehre ward. Mit Recht hat man sie deshalb zum Anfangspunkt der mohammedanischen Zeitrechnung gemacht. Diese beginnt übrigens nicht mit dem Datum der Flucht Mohammeds aus Mekka, sondern mit dem ersten Tage des Jahres, in welchem dieselbe stattfand, d. h. mit dem 16. Juli 622 n. Chr. Die mohammedanische Zeitrechnung ist von der christlichen außer ihrem Anfangspunkt noch dadurch verschieden, daß sie auf Mondenjahren von je 354 oder 355 Tagen beruht, wodurch die Zurückführung mohammedanischer Zeitangaben auf christliche Jahre sehr erschwert wird. Mohammeds Flucht von Mekka nach Yatrib oder Jathrippa, das erst ihm zu Ehren den Namen Medinat el Nabi (Prophetenstadt) oder Medina erhielt, ist durch die Sage mit mancherlei Wundererzählungen ausgeschmückt worden. Die bemerkenswerteste dieser Legenden ist die Geschichte von der Rettung des Propheten in jener Höhle, weil sich ein berühmter Trostspruch Mohammeds daran knüpft. Mohammed hielt sich nämlich mit Abu Bekr drei Tage lang in derselben verborgen und ward gegen die Kureïschiten, welche seine Spur verfolgten, nur dadurch geschützt, daß eine Spinne ihr Gewebe vor den Eingang zog und Tauben ein Nest an demselben bauten, daß also die Feinde die Höhle als einen schon lange unbetretenen Ort nicht untersuchten. Als Abu Bekr zagend an der Rettung verzweifelte, ermutigte ihn Mohammed durch das schöne Wort: „Du glaubst, daß wir beide allein hier seien; aber wisse, es ist noch ein Dritter bei uns, Gott, der uns gegen die Feinde schützt“.

In Medina stiftete Mohammed eine heilige Verbrüderung zwischen einer Anzahl von Mekkanischen Flüchtlingen (es werden bald 54, bald 75 genannt) und ebenso vielen gläubigen Medinesen, um den ersteren die aufgegebene Familienverbindung durch eine neue zu ersetzen. Dieser Bund war so innig, daß jedes verbrüderte Paar sogar mit Hintansetzung der Blutsverwandten sich beerbte. Einige Zeit nachher, als die neue Lehre sich weiter ausgebreitet und befestigt hatte, ward derselbe wieder aufgehoben und die altarabische Familienanhänglichkeit wieder in ihre Rechte eingesetzt. Auch ließ Mohammed in Medina die erste Moschee von sehr einfacher Art erbauen; eine Mauer umschloß in länglichem Viereck einen Palmengang, und an der einen Schmalseite befand sich die Gebethalle; östlich davon waren zwei Lehmhütten errichtet für Mohammed, seine Frau Sawda und die damals noch im Kindesalter stehende Aïscha, Abu Bekrs Tochter, die er nach dem Tode Chadidschas zu seiner Braut bestimmt hatte. Sein Hauptstreben war in den beiden ersten Jahren nach der Flucht darauf gerichtet, die vielen in Arabien wohnenden Juden dem neuen Glauben zu gewinnen. Er bestimmte ihnen zu Gefallen die Stadt Jerusalem zur Kibla, d. h. zu demjenigen Punkte, nach welchem man beim Gebete das Gesicht wenden müsse; er gestattete die Beibehaltung mancher mosaischen Vorschriften und beobachtete sogar selbst den jüdischen Fasttag. Durch alles dies zog er aber nur wenige Juden an und verließ deshalb auch bald wieder den kaum erst betretenen Weg: die Kibla ward nach Mekka gerichtet und statt des jüdischen Fasttages ward der den Arabern heilige Monat Ramadan zur Fastenzeit bestimmt, indem jeder Gläubige verpflichtet wurde, sich während desselben vom Aufgang der Sonne an bis zu ihrem Untergange jedes sinnlichen Genusses zu enthalten. Auch in der damals angeordneten Art, wie die Stunden des Gebets anzukündigen seien, entfernte sich Mohammed absichtlich von den jüdischen und christlichen Sitten. Er führte nämlich statt der Glocken und Trompeten den Gebrauch ein, die Gläubigen vom Minaret herab durch eine Menschenstimme zu den vorgeschriebenen fünf täglichen Gebeten aufzufordern. Die von dem Rufer zu sprechenden Worte sind folgende: „Gott ist der Höchste! Ich bekenne, daß es nur einen einzigen Gott giebt, und daß Mohammed Gottes Gesandter ist. Kommt zum Gebete! Erscheinet zum Heil! Gott ist der Höchste! Es giebt nur einen einzigen Gott!“

Bis dahin erscheint Mohammed als Verfolgter, demütig, tief begeistert, einzig seinem Gottesgedanken hingegeben. Von Medina aus nehmen seine Maßregeln schon einen weltlicheren Charakter an, obwohl sie noch immer nur der Verbreitung der reinen Lehre dienen sollen. Auch seine Reden und Äußerungen werden zu Erlassen, in welchen neben der frei inspirierten Dichtung auch die Berechnung her-

vortritt. Mitunter zu kluger Zögerung und Nachgiebigkeit bereit, wendet er doch entschieden gewaltsame Mittel an. Er begann nach arabischer Sitte eine Stammfehde gegen die Kureïschiten und erließ aus Anlaß derselben das Gebot des Krieges gegen alle Ungläubigen. An der Spitze seiner Anhänger in Medina unternahm er öfters Angriffe auf die Mekkaner; diese Züge konnten aber seiner verhältnißmäßig geringen Macht wegen nicht sowohl eigentliche Kriegszüge, als vielmehr nur Raubanfälle auf die Handelskarawanen der Feinde sein. Die Kureïschiten mußten dabei im Nachteile bleiben, denn die schwindende Sicherheit schadete ihrem Handel, und sie konnten bei diesen Fehden auch im glücklichsten Falle nie etwas gewinnen, während die armen, keinen Handel treibenden Medinesen, welche Mohammed gegen sie führte, unterliegend und sterbend das Paradies gewannen, als Sieger aber sich bereicherten. Daher vermehrte sich auch mit diesen Zügen, welche den Teilnehmern reiche Beute brachten, die Zahl der Anhänger Mohammeds. Ein anderer günstiger Erfolg dieser Raubfehden war die Bundesgenossenschaft einiger Stämme, zu welcher Mohammed dadurch gelangte. Der erste bedeutende Sieg Mohammeds über die Kureïschiten ward (624) bei Bedr erfochten, wo 314 Gläubige eine Karawane von 950 Mann in die Flucht schlugen und reiche Beute machten, obgleich die Feinde nicht nur an Zahl überlegen waren, sondern auch 100 Pferde und 700 Kameele bei sich führten, während die Mohammedaner, was unter Arabern ein Beweis von großer Armut ist, nur zwei bis drei Pferde und siebzig Kamele hatten. Dieser Sieg, durch welchen die Feinde siebzig Familienhäupter verloren, erhöhte den Mut und das Vertrauen der Gläubigen und verschaffte außerdem dem Propheten großes Ansehen bei den arabischen Stämmen. Mohammed konnte nach demselben schon einen förmlichen, mit Belagerung fester Schlösser verbundenen Kriegszug gegen einen in der Nähe von Medina angesiedelten jüdischen Stamm wagen; es gelang ihm, die Angegriffenen völlig zu besiegen, ihnen alle ihre Habe zu rauben und sie selbst nach Syrien zu verjagen. Bei einem Treffen, welches er bald nachher in der Nähe von Medina gegen die Kureïschiten zu bestehen hatte, führte er schon 1000 Mann ins Feld. Doch konnte er in diesem Treffen, das nach dem Berge Ohod benannt wird, gegen die ums Dreifache überlegene und besser gerüstete Macht der Feinde nicht standhalten; er ward in die Flucht geschlagen und selbst verwundet; unter den Gefallenen befand sich Hamza, sein Oheim und Anhänger. Noch lange blieb den Mohammedanern die blutgierige Henda, Abu Soffians Weib, im Gedächtnis, die vor dem Treffen die Kureïschiten angefeuert hatte und nach dem Siege der Leiche Hamzas die Leber ausriß und zerkaute. Auch einige anderen Züge, welche die Mohammedaner gleich nachher

unternahmen, mißlangen. Indessen schadeten diese Verluste dem Propheten nicht, weil seine Gegner der Einrichtung arabischer Stämme gemäß an eine Verfolgung des Sieges nicht dachten. Überdies stellte er bald darauf durch die Besiegung und Vertreibung eines jüdischen Stammes sein Ansehen wieder her. Dieser Kriegszug ist noch dadurch merkwürdig, daß Mohammed während der Belagerung einer Festung das bei einem so leidenschaftlichen Volke, wie die Araber sind, sehr zweckmäßige Verbot des Weintrinkens und des Glückspieles erließ. Zu Mohammeds Vorteil endete auch ein Kriegszug, welchen die Kureïschiten in Verbindung mit mehreren anderen Stämmen, 10 000 Mann stark, im Jahre 627 gegen Medina unternahmen. Mohammed, der nicht wagen durfte, sich mit ihnen auf offenem Felde zu messen, ließ noch vor ihrer Ankunft einen breiten Graben um die Stadt ziehen und verteidigte sich hinter demselben mit 3000 Mann. Es gelang ihm, trotz der feindlichen Übermacht eine dreiwöchentliche Belagerung auszuhalten und durch listige Maßregeln Uneinigkeit unter seinen Gegnern zu erregen; als daher plötzlich eine sehr kalte und stürmische Witterung eintrat, sahen sich diese genötigt, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Mohammed brach gleich nach ihrer Entfernung auf, um einen jüdischen Stamm zu züchtigen, welcher mit den Kureïschiten gegen Medina gezogen war. Die Juden, die „Inhaber der Schrift", wie der Koran sie bei dieser Veranlassung bezeichnet, wurden besiegt, insgesamt gefangen genommen und alle Männer, 700 an der Zahl, getötet, ihre Frauen und Kinder aber zu Sklaven gemacht.

Nach einigen anderen kleineren Unternehmungen faßte der Prophet den Entschluß, sein Ansehen bei den Arabern und die moralische Kraft seiner Anhänger dadurch zu erhöhen, daß er an der Spitze der letzteren während eines heiligen Monats eine Wallfahrt nach Mekka machte. Nur von 700 Mann begleitet zog er dahin. Die Kureïschiten, wohl einsehend, daß dieser Schritt Mohammeds Ansehen bei den Arabern heben müsse, beschlossen, sich zwar in der heiligen Zeit keinen Krieg zu erlauben, aber doch auch den gehaßten Gegner nicht in ihre Stadt und zur Kaaba zuzulassen. Sie verlegten ihm daher die Straße nach Mekka, und als er auf einem anderen Wege bis in die Nähe der Stadt gekommen war, suchten sie ihn durch Drohungen und kriegerische Rüstungen zu schrecken und zur Rückkehr zu bewegen. Sie erreichten ihren Zweck nicht und verstanden sich nach mehreren gegenseitigen Gesandtschaften zu einem Vertrage, vermöge dessen die Feindseligkeiten zehn Jahre lang eingestellt bleiben sollten. Mohammed mußte diesem Vertrage gemäß zwar sogleich umkehren, ohne die Stadt Mekka betreten zu haben, dagegen erhielt er aber die Erlaubnis, im nächsten Jahre (629) mit den Seinigen drei Tage dort zuzubringen

und den feierlichen Umgang um die Kaaba zu machen. Freilich mußte Mohammed dabei zugleich auch feierlich versprechen, jeden, der von den Kureïschiten zu ihm übertreten würde, auf Verlangen zurückzuschicken, während die letzteren nicht verpflichtet sein sollten, die mohammedanischen Überläufer auszuliefern; allein auch dieser Punkt wurde bald nachher dem Grundsatz der Gleichheit gemäß abgeändert, und der Friedensschluß gewährte der ganzen Beschaffenheit der Verhältnisse nach dem Propheten größere Vorteile, als seinen Gegnern. Er ward dadurch seine mächtigsten und erbittertsten Feinde los und konnte seine Macht ungehindert nach anderen Seiten hin ausbreiten; ja, er durfte nun sogar mit den Kureïschiten in Verkehr treten und also auch hoffen, einen Teil von ihnen seiner Lehre zu gewinnen.

Mohammed hatte sich inzwischen wieder gegen einen Judenstaat gewandt. Acht Kastelle, welche Cheibar, die Hauptfestung der Juden, umgaben, wurden bald erobert, Cheibar selbst aber trotzte lange. Abu Bekr und der schon längst zu Mohammed übergetretene Kureïschite Omar führten, da der Prophet selbst krank war, die Gläubigen zwei Tage nacheinander vergebens zum Sturm; am dritten gab der Prophet das Feldherrnbanner dem Ali, dieser erschlug Marhab, den Helden der Juden, und Cheibar fiel, wiewohl erst durch Unterhandlung. Die Juden behielten Haus und Hof, mußten aber fortan jährlich die Hälfte ihres Einkommens als Tribut entrichten und sich außerdem anheischig machen, sobald es verlangt werde, aus Arabien auszuwandern. In Cheibar nahm übrigens Mohammed zwei schöne jüdische Frauen unter seine Gemahlinnen auf. Die eine derselben dachte ihre Stammgenossen zu rächen, indem sie dem Propheten ein mit Gift bereitetes geröstetes Lamm vorsetzte. Da er jedoch beim ersten Bissen das Gift merkte, bekannte sie ihm fußfällig, daß sie ihn nunmehr für einen Gottgesandten halte.

Jetzt war Mohammed als Eroberer furchtbar und besaß soviel Macht und Ansehen, daß ein Teil der nach Abessinien geflüchteten Gläubigen zu ihm zurückkehrte, und daß er selbst fremde Herrscher zur Annahme seiner Lehre aufzufordern wagte. Er sandte Bekehrungsschreiben an Chosroës Parwiz von Persien, an den Kaiser Heraklius, an den griechischen Statthalter von Ägypten, an den Gassaniden Amru, einen Vasallen des byzantinischen Kaisers, an den König von Abessinien und an einige kleinere Fürsten. Alle zeigten Besorgnis und entließen die Gesandten mit höflicher Antwort; nur Parwiz zerriß das Schreiben des Propheten, und Amru wies nicht bloß die Botschaft zurück, sondern ließ auch einen mohammedanischen Missionär hinrichten. Der erstere ward dafür von Mohammed verflucht; gegen letzteren aber schickte der Prophet 3000 Mann unter dem Befehle seines ehemaligen Sklaven

Zeïd ab. Diese erlitten durch die Übermacht des Feindes eine Niederlage, bei welcher auch Zeïd und zwei andere Führer fielen; doch wurden die Gläubigen nicht sowohl geschlagen, als vielmehr nur geschwächt, und Khalid, dem der Prophet wegen seiner kriegerischen Tüchtigkeit den Beinamen „Schwert Gottes“ erteilte, führte sie glücklich wieder heim (629).

Die Mohammedaner waren längst über den zehnjährigen Frieden mit den Kureïschiten ungeduldig; es war ihnen daher sehr willkommen, daß diese, vielleicht durch den Ausgang des Feldzuges gegen Amru übermütig gemacht, sich Gewaltthätigkeiten gegen Mohammeds Bundesgenossen erlaubten und ihm so einen erwünschten Vorwand zur Erneuerung der Feindseligkeiten gaben. Mohammed überraschte die Mekkaner durch einen unerwarteten Zug gegen ihre Stadt, vor welcher er plötzlich mit 10 000 Mann erschien. Widerstand war unmöglich, und Mekka fiel fast ohne Schwertstreich in die Hände Mohammeds (630). Die Gegner wurden mit Schonung behandelt; sie erkannten Mohammed als Herrscher und Propheten an, und dieser ließ nur vier von ihnen mit dem Tode bestrafen. Er erklärte die eroberte Stadt wieder für eine heilige, durch keine Gewaltthätigkeiten zu entweihende Stätte, umritt siebenmal die Kaaba und zertrümmerte alle dort aufgestellten Götzenbilder. Mohammeds Glück machte alle heidnischen Stämme des Hedschas auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam; sie verbanden sich daher zu einem gemeinschaftlichen Zuge gegen ihn und lieferten ihm drei Stunden von Mekka eine Schlacht, die für ihn um so gefährlicher war, als er sich auf die 2000 Mekkaner in seinem Heere nicht verlassen konnte. Erst nach einem heißen Kampfe, bei dem die Gläubigen anfangs die Flucht ergriffen hatten, errang er durch die Entschlossenheit seines Oheims Abbas den Sieg; doch mußte er von der Festung Taïf, wohin sich ein Teil der Geschlagenen flüchtete, nach einer dreiwöchentlichen Belagerung unverrichteter Sache wieder abziehen. Jetzt huldigten viele arabischen Stämme freiwillig dem Propheten, welcher seit der Eroberung von Mekka allen furchtbar war; andere wurden gewaltsam unterworfen, und bald erkannte ihn fast ganz Arabien als Oberhaupt an. Mohammed suchte hierauf auch die früher von Amru erlittene Niederlage durch einen Feldzug gegen die Byzantiner zu rächen, aber nur ungern und in verhältnismäßig geringer Zahl folgten ihm seine Anhänger. Er gab daher den Krieg gleich beim Beginne wieder auf und begnügte sich mit der Unterwerfung einiger unbedeutenden byzantinischen Vasallen an der Grenze.

Dieser Zug war Mohammeds letzte Kriegsunternehmung. Bald nachher, im zehnten Jahre der Hedschra, veranstaltete er eine große Pilgerfahrt nach Mekka, an welcher nach der einen Angabe 40 000,

nach der andern sogar 114 000 Gläubige teilnahmen. Bei dieser Gelegenheit erließ er viele neuen Vorschriften; die wichtigste derselben war, daß die Blutrache für immer aufgehoben und in Zukunft jede Schuld nicht durch die Beteiligten, sondern durch gesetzliche Richter bestraft werden solle. Von Mekka kehrte er wieder nach Medina zurück, und hier verfiel er in eine tödliche Krankheit, die er selbst für eine Wirkung des Giftes von Cheibar erklärt haben soll. Er ließ sich während seiner Krankheit öfters in die Moschee bringen, redete dort zu dem versammelten Volke, ermahnte es zur Eintracht und zur Ausdauer im Glauben und erklärte sich gegen jeden, den er auf irgend eine Weise gekränkt habe, zur Genugthuung bereit, indem er sagte, es sei besser, in dieser, als in der zukünftigen Welt zu erröten. Vor seinem Tode ernannte er Zeïds Sohn Usama zum Anführer der Truppen, mit welchen er selbst einen neuen Kriegszug nach der byzantinischen Grenze hatte machen wollen, und empfahl den Gläubigen seinen Schwiegervater Abu Bekr als seinen besten Freund, sowie er schon auf seiner letzten Reise von Mekka nach Medina seinen Schwiegersohn Ali ihnen empfohlen hatte. Einen Nachfolger in der Herrschaft ernannte er nicht. Noch am letzten Tage seines Lebens ließ er sich in die Moschee bringen, um, auf Ali gestützt, sein Gebet zu verrichten. Kurz vor seinem Ende schenkte er seinen Sklaven die Freiheit und ließ das wenige bare Geld, das er besaß, unter die Armen verteilen. Seine letzten Worte waren: „Zu dem höchsten Gefährten im Paradies.“ Er starb im Juni 632. Sein Tod erregte die äußerste Bestürzung; doch erklärte Abu Bekr und bald auch Omar ausdrücklich, mit Berufung auf einige Aussprüche Mohammeds, derselbe sei zwar ein Gottgesandter, aber ein sterblicher Mensch gewesen. Von seinen Kindern überlebte ihn nur seine Tochter von der Chadidscha, Fatima, welche mit Ali vermählt war. Über die Bestattung seiner Leiche erhob sich ein heftiger Streit: die Mekkaner verlangten, daß dieselbe in ihre Stadt gebracht werde, die Medinesen aber wollten sie bei sich behalten. Endlich vereinigte man sich mit der Rücksicht auf eine angebliche Erklärung von Mohammed selbst dahin, daß der Prophet da, wo er gestorben sei, beerdigt werde. Die Leiche wurde also an der Stelle, wo Mohammeds Krankenlager gewesen war, bestattet, und da sein Haus an die von ihm gestiftete Moschee angebaut war und einige Zeit später zu dem vergrößerten Gotteshause hinzugezogen wurde, so befindet sich Mohammeds Grab in der Moschee selbst.

Mohammed war zwar zuletzt Beherrscher von fast ganz Arabien geworden, blieb aber ebenso, wie seine nächsten Nachfolger, den Sitten und der einfachen Lebensweise seines Volkes getreu. Er bereitete sich sogar oft seine Speisen selbst zu, flickte sich seine Kleider, reinigte sein

Zimmer mit eigenen Händen und melkte seine Ziegen selbst. Seine gewöhnlichen Nahrungsmittel waren Gerstenbrot, Datteln und Wasser, und oft wurde einen ganzen Monat hindurch kein Feuer in seinem Hause angezündet. Ebenso einfach war seine Kleidung. Auch nahm er als Prophet und als Herrscher für sich keine besonderen Ehrenbezeugungen in Anspruch; er erlaubte seinen Gefährten nicht einmal, vor ihm aufzustehen, wenn er zu ihnen kam. „Ich bin", sagte er mehrmals zu ihnen, „ein Diener Gottes wie ihr; ich esse und trinke wie ihr und setze mich wie jeder andere Mensch". Man darf sich überhaupt Mohammed nur als Stammhäuptling eines noch in patriarchalischer Weise und nach halb nomadischen Sitten lebenden Volkes denken, bei welchem es keinen merkbaren Unterschied der Verhältnisse und des individuellen Wesens gab. Daher waren auch die Tugenden wie die Fehler Mohammeds nichts anderes als nationale Charakterzüge, nur ihrem Grade nach von denen der übrigen Araber verschieden. Man rühmt besonders seine große Freigebigkeit und seinen wohlthätigen Sinn; aber dieser Vorzug war, wie bei seinen nächsten Nachfolgern, denen dasselbe Lob erteilt wird, mehr in der nationalen Sitte und in den Umständen, als in dem persönlichen Charakter begründet; er brauchte für sich selbst nur wenig, und ein einfaches, kriegerisches Volk wird durch Gewinn und Beute, durch Kraft und persönliches Übergewicht, nicht durch Glanz und Pracht an seinen Führer gefesselt. Nicht mit Unrecht machen die Bekenner des mohammedanischen Glaubens ihrem Propheten ein Verdienst daraus, daß er sich selbst zu beherrschen vermochte; denn obgleich von Natur reizbar und leidenschaftlich, wußte er doch gewöhnlich seines Zornes Meister zu werden, und übereilte Handlungen suchte er stets wieder gutzumachen. Wenn auf diese Weise Mohammeds Charakter schöne und achtungswerte Seiten darbietet, so war er doch andererseits auch nicht, wie die Mohammedaner behaupten, fleckenlos und in jeder Hinsicht musterhaft. Das ihm von seinen Anhängern erteilte Lob der Tapferkeit bewährte sich keineswegs bei allen Gelegenheiten, er zeigte sich sogar mehrere Male verzagt und furchtsam. Ebenso verhält es sich mit der gepriesenen Wahrhaftigkeit seiner Worte; es finden sich in seinen Aussagen Unwahrheiten, welche nicht als Ergebnisse der Selbsttäuschung angesehen werden können, sondern offenbar mit Bewußtsein und Absichtlichkeit gesprochen wurden. Obgleich er höchst wahrscheinlich anfangs von seiner göttlichen Sendung selbst überzeugt war, so sind doch viele seiner späteren Lehren und Handlungen ohne Zweifel aus Herrschsucht und Schlauheit hervorgegangen. Auch war er ungeachtet seiner großen moralischen Kraft und Entschiedenheit nicht frei von Schwächen und Widersprüchen. Obgleich er z. B. für jeden Gläubigen die Zahl der Gattinnen auf vier beschränkte,

so nahm er selbst doch nicht weniger als elf Frauen, indem er versicherte, von Gott in dieser Hinsicht die ausgedehnteste Freiheit erhalten zu haben.

Dessenungeachtet hat sich Mohammed durch sein Auftreten als Religionsstifter große Verdienste um sein Volk und um die Welt erworben. Er hat nicht nur zuerst die in unzählige Stämme zerteilten Araber in ein Volk zu vereinigen gewußt und zur Herrschaft des Ostens geleitet, sondern er hat auch in einem Lande, dessen Bewohner dem gröbsten Götzendienste huldigten, den Glauben an einen einzigen Gott, an ein Leben nach dem Tode und an eine moralische Bestimmung des Menschen für alle Zeiten festgestellt und diese reineren Lehren durch seine Anhänger über viele Nationen ausgebreitet. Er hat ferner die Araber aus dem Zustande der Willkür, der Selbsthilfe und der Blutrache zur Anerkennung eines bindenden allgemeinen Gesetzes emporgehoben. Ebenso hat er auch durch seine Sittenlehre in den Arabern und in vielen anderen Völkern zuerst bessere und edlere Grundsätze des Handelns erweckt. Seine Landsleute waren, als er auftrat, trotz ihrer freigebigen Gastfreundschaft, ihrer Worttreue und ihrer ritterlichen Tapferkeit ein wirkliches Raubvolk; das Weib hatte unter ihnen keinen Schutz gegen Willkür und Mißhandlung, und es war nichts Seltenes, daß Eltern ihre Töchter töteten oder verschmachten ließen, um sie vor Armut zu bewahren. Mohammed hat durch seine Gebote manchen Sittenlosigkeiten seiner Landsleute Einhalt gethan, dem Weibe eine gesetzlich bestimmte Stellung verschafft, die Armen gegen Not gesichert und alle Menschen als gleichberechtigte Brüder einander näher zu stellen gesucht.

Mohammeds Religion führt den Namen Islam, d. i. Hingebung, und die Bekenner desselben heißen Moslemin, d. i. Gottergebene. Diese Religion ist dem wesentlichen nach die poetisch vorgetragene und als ein neues Gesetz verkündete echte Nationalsitte der Araber, welche von Mohammed auf den ursprünglichen Glauben an einen Gott und auf eine reinere Moral gegründet worden ist. Die Hauptdogmen sind: der Glaube an einen einzigen und unsichtbaren Gott, an die Offenbarungen desselben durch Mohammed und durch die ihm vorangegangenen Propheten und an ein auf die Auferstehung der Toten folgendes Weltgericht, in welchem die Guten und Frommen belohnt, die Bösen und Ungläubigen bestraft werden. Obgleich Mohammed für den vollkommensten aller Propheten gilt, für den Vollender der Offenbarungen, die vor ihm Adam, Noah, Abraham, Mose und Jesus erhalten: so wird er doch von seinen Anhängern nicht für einen Mittler oder Versöhner zwischen Gott und der Menschheit, sondern gewissermaßen bloß als das Werkzeug angesehen, dessen sich Gott zur Kund-

machung seiner letzten und höchsten Offenbarung bediente; ja Mohammeds Leben gilt den Moslemin nicht einmal für ein reines und vollkommenes Vorbild der Tugend. Außer den eigentlichen Glaubenssätzen trug Mohammed die beste und reinste Moral vor, welche außer dem Christentum jemals dem Orient gepredigt worden ist. Damit verband er nicht nur eine Reihe anderer Vorschriften, welche, wie die Fasten, das fünfmalige tägliche Gebet und die wenigstens einmal im Leben zu machende Wallfahrt nach Mekka, gottesdienstlicher oder ceremonieller Art waren, sondern er gab auch noch förmliche Staatsgesetze, welche die Abgaben, das Verhältnis der Bürger zu einander, die Kriminal- und Civiljustiz bestimmten. Daher ist auch der Koran oder das heilige Buch, welches Mohammeds Lehren enthält, in Verbindung mit den Aussprüchen und Beschlüssen der ersten Nachfolger des Propheten bei allen mohammedanischen Völkern zugleich das bürgerliche Gesetzbuch und gewissermaßen die Verfassungsurkunde des Staats. Hierin liegt offenbar einer der Hauptmängel der mohammedanischen Religion, weil durch die Vermischung des politischen und religiösen Lebens das erstere in seiner Entwickelung gehemmt und das letztere leicht mißbraucht und in den Hintergrund gedrängt wird. Eine der schlimmsten Seiten des Islams ist ferner die den Moslemin befohlene gewaltsame Ausbreitung des Glaubens oder das förmliche Gebot des Krieges gegen die Ungläubigen. Außer Juden und Christen soll sogar kein Andersgläubiger im mohammedanischen Gebiete geduldet werden, jene aber nur dann, wenn sie sich demütigen und Tribut bezahlen. Der Islam ist auf diese Weise nicht allein zu einer völlig ausschließenden Religion gemacht worden, sondern er weckt und erhält auch in den ihn bekennenden Völkern kriegerische Roheit und Eroberungssucht und entfremdet sie also der übrigen Menschheit. Aus diesen und anderen Gründen hat auch der Despotismus im Staat sich von Anfang an bei allen mohammedanischen Völkern festgesetzt, obgleich Mohammed selbst durch besondere Vorschriften das Leben und Vermögen der Gläubigen gegen Willkür und Tyrannei sicherzustellen suchte. Ebenso regt seine Lehre durch die gestattete Vielweiberei und durch die rein sinnlichen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode die Phantasie und Sinnlichkeit zu sehr auf. Übrigens pflegt man in Europa dem arabischen Propheten mit Unrecht die Erniedrigung schuld zu geben, welche bei den mohammedanischen Völkern das Weib zu erdulden hat, und ebenso fälschlich wird in vielen christlichen Geschichtsbüchern behauptet, er habe den Frauen sogar die Seele abgesprochen und sie vom Paradiese ausgeschlossen. Das letztere wird durch bestimmte Aussprüche Mohammeds geradezu widerlegt, und das erstere hat seinen Grund nicht in den Lehren Mohammeds, sondern in der Polygamie, welche schon vor ihm bei den Arabern herrschend

war; von ihm ward vielmehr die Zahl der Weiber, die dem Manne erlaubt ist, beschränkt. Immerhin hängt jene Stellung der Frauen wegen der rohen kriegerischen Richtung, welche Mohammed seinen Bekennern gab, und wegen des grob sinnlichen Charakters mancher Vorstellungen, die einen Teil seiner Lehren bilden, mit diesen mittelbar zusammen. Auch die unter den Mohammedanern herrschende Lehre vom Fatalismus oder der Glaube an eine unabänderlich vorausbestimmte und durch nichts, also auch nicht durch die menschliche Willensfreiheit bedingte Notwendigkeit aller menschlichen Handlungen und Schicksale hatte nachteilige Wirkungen. Sie ist zwar nicht von Mohammed selbst gepredigt worden, entwickelte sich aber auf ganz natürliche Weise aus seinem alle anderen Rücksichten hintansetzenden Streben, seinen Anhängern das festeste Vertrauen in den Willen Gottes einzuprägen und ihren aufopfernden Mut bei der Verbreitung des Glaubens unerschütterlich zu machen. Den verderblichsten Einfluß übte Mohammed dadurch aus, daß er seine Lehre als den vollkommensten, unabänderlichen Inbegriff aller geistigen Entwickelung und Bildung darstellte und, um jeder Verirrung zur Vielgötterei und zum Götzendienste vorzubeugen, den Gläubigen verbot, irgend ein lebendes Wesen im Bilde darzustellen. Er hat dadurch die freie Entwickelung des Geistes erschwert, der philosophischen Bildung eine Schranke gesetzt, die Kunst in die engsten Grenzen gebannt und auf diese Weise nicht nur eine Hauptquelle der Veredelung verstopft, sondern auch die Erhebung zur geistigen Freiheit und Selbständigkeit fast unmöglich gemacht. Faßt man alle diese Nachteile zusammen, so wird man einsehen, daß Mohammeds Lehre, trotz ihrer reineren sittlichen Tendenz und trotz ihrer Begründung eines Glaubens an e i n e n Gott, unter den Völkern des Ostens den alten orientalischen Charakter des Lebens mit allen seinen Mängeln neu beleben mußte.

Mohammeds Lehren sind in einer erst nach seinem Tode veranstalteten Sammlung seiner Offenbarungen niedergelegt, welche den Namen K o r a n führt. Der Prophet selbst hat wahrscheinlich nie lesen und schreiben gelernt, er ließ aber schon während seiner Lebzeiten die meisten seiner Offenbarungen, welche er auf übernatürliche Weise von Gott erhalten zu haben behauptete, wörtlich niederschreiben; die andern wurden durch das Gedächtnis seiner begeisterten Anhänger erhalten. Alle diese Schriften, welche teils auf Pergament, teils auf Leder, teils sogar auf Palmblätter, Knochen und Steine aufgezeichnet waren und sich bei Mohammeds Tode in verschiedenen Händen befanden, sammelte Mohammeds erster Nachfolger in der Herrschaft, Abu Bekr, und vereinigte sie mit den mündlich überlieferten Stücken zu einem einzigen Buche. Da sich bald nachher Verschiedenheit in den Abschriften dieses

Werkes zeigte und darüber Streit entstand, so ließ der dritte Kalif oder Beherrscher der Mohammedaner, Othman, eine neue Ausgabe desselben veranstalten und alle davon abweichenden Kopieen aufsuchen und verbrennen. Daß unter diesen Umständen Mohammeds Aussprüche von Entstellungen und Zusätzen nicht frei bleiben konnten, versteht sich von selbst; doch waren die Veränderungen, die der Koran dadurch erlitt, wohl nicht bedeutend, indem Abu Bekrs und Othmans Arbeiten bald nach Mohammeds Tode, also zu einer Zeit gemacht wurden, wo noch viele Gefährten des Propheten selbst lebten, die seine Aussprüche im Gedächtnisse trugen. Jedenfalls gilt der Koran den Mohammedanern selbst als das wirkliche Wort Gottes, wie es der Welt durch den Propheten offenbart worden sei. Doch finden sich nicht wenige Widersprüche in dem Buche, indem manche Gebote oder Verbote durch andere geradezu wieder aufgehoben werden, und an einer Stelle spricht sogar Mohammed selbst aus, er habe manchen Vers des Korans widerrufen, um ihn durch einen besseren zu ersetzen. Offenbar rühren diese Widersprüche weniger von der zweimaligen Redaktion des Buches her, obgleich vermutlich weder Abu Bekr noch Othman es an Auslassungen und Zusätzen fehlen ließen, als vielmehr daher, daß Mohammed kein Bedenken trug, seine Lehren den veränderten Umständen anzupassen. So hat er z. B., wie bereits oben angegeben wurde, zu der Zeit, als er die Juden Arabiens für sich zu gewinnen suchte, Jerusalem für die Kibla erklärt, später aber, nachdem er seinen Plan geändert hatte, die Kaaba zu Mekka.

Übrigens enthält der Koran, welcher in 114 Suren oder Kapitel eingeteilt ist, nicht allein unzählige Wiederholungen, sondern er leidet auch an einer großen Unordnung in der Zusammenstellung der verschiedenen Offenbarungen, indem diese weder nach der Zeitfolge noch nach ihrem inneren Zusammenhange nebeneinander gesetzt sind, so daß es geradezu scheint, als hätte man bei der Abfassung des Buches die Materialien zusammengefügt, wie sie eben den mit der Redaktion beauftragten Männern unter die Hände kamen. Es giebt sogar einzelne Suren, von welchen der eine Teil erwiesenermaßen einer viel früheren oder späteren Zeit angehört, als der andere.

4. Geschichte der Araber unter den vier ersten Kalifen.

So fest gegründet auch Mohammeds Lehre schien, so fiel doch bei seinem Tode ein großer Teil der Araber von dem neuen Glauben ab. Teils erhoben sich hier und dort falsche Propheten, um Mohammeds Rolle zu spielen, teils war man der unter den Bekennern des Islams eingeführten Armensteuer überdrüssig, teils und hauptsächlich regte sich

die alte Eifersucht, vermöge deren die einzelnen Stämme nur einem Häuptlinge ihres eigenen Geschlechtes gehorchen wollten. Sogar die meisten Mekkaner waren zum Abfall geneigt und unter den treu gebliebenen Anhängern Mohammeds drohte eine bedenkliche Zwietracht über die Nachfolge in der Herrschaft auszubrechen. Die nächsten Anverwandten des Propheten waren Abu Bekr, der Vater von Mohammeds Gattin Aïscha, und Ali, Abu Talebs Sohn, welcher von Mohammed an Kindes Statt angenommen worden war und außerdem als Vetter und Schwiegersohn desselben die meisten Ansprüche hatte. Beide gehörten dem Geschlechte der Kureïschiten an und hatten deshalb die Stimme der Mekkaner für sich. Die Medinesen dagegen, welche sich mit Stolz als die ältesten Anhänger des Propheten rühmten und als dessen „Anssar" oder Hilfsgenossen bezeichnet wurden, wollten anfangs einen Mann ihres Stammes zum Herrscher eingesetzt haben; sie waren aber über die Wahl desselben unter sich uneinig und erreichten daher ihren Zweck nicht. Von den beiden genannten Männern war Ali nicht allein mehr, als Abu Bekr, zur Herrschaft berechtigt, sondern ihm würde dieselbe auch, wenn es dabei auf den Vorzug des Herzens und der Gesinnung angekommen wäre, vor allen anderen Mohammedanern gebührt haben. Ali war ein wahrhaft edler Mann, besaß echte Frömmigkeit und zeichnete sich durch große Milde und Menschenfreundlichkeit aus. Er galt vielen als der einzige unter den Moslemin, den der Geist der Gottheit anwehte. Mohammed selbst soll ihn seinen Aaron, seinen Bruder in dieser und jener Welt und die Pforte der Stadt der Wissenschaft genannt haben. Ali bewährte sein edles Wesen nicht nur durch die Grundsätze und Lebensansichten, welche er in einer auf unsere Zeiten gekommenen, freilich nicht ganz zuverlässig von ihm herrührenden Sammlung von Sprüchen niedergelegt hat, sondern noch mehr durch seinen Wandel. Zudem hatte er als Haupt der Haschimiten einen erblichen Anspruch, über das Heiligtum in Mekka zu walten. Allein alle diese Vorzüge konnten bei der Wahl eines Nachfolgers Mohammeds nicht den Ausschlag geben, da es dabei weit mehr auf Kraft und Gewandtheit ankam. Alles, was den Glauben und die Sittenlehre anging, war durch Mohammed ein für allemal festgestellt und abgeschlossen worden; das Reich dagegen, welches infolge seines Auftretens als Prophet entstanden war, mußte erst befestigt und gewissermaßen neu geschaffen werden. Dazu war der edle, begeisterte und sanfte Ali weniger tüchtig, als der alte, besonnene und kluge Abu Bekr. Dieser wurde daher gleich anfangs von fast allen älteren Moslemin als Kalif d. i. als Nachfolger des Propheten anerkannt, und es hielt ihm in Verbindung mit denselben nicht schwer, den schwachen Widerstand der unter sich uneinigen Medinesen zu überwältigen, namentlich da

seine Tochter Aïscha, welche von jeher mit Ali verfeindet war, gegen diesen wirkte. Dazu begünstigte ihn der Umstand, daß Mohammed während seiner letzten Krankheit ihn beauftragt hatte, an seiner Stelle das Gebet zu sprechen. Auch Ali fügte sich zögernd, obgleich es ihm nicht an entschiedenen Anhängern gefehlt haben würde und einer der ältesten Gefährten des Propheten sogar das Schwert für ihn zog. Er ging, als gleich nach geschehener Wahl Omar zur Bestürmung von Alis Haus abgeschickt wurde, diesem ruhig entgegen und erkannte Abu Bekr als Herrscher an.

Abu Bekrs erste Regierungshandlung war, daß er den unter Usamas Führung versammelten Truppen befahl, den Feldzug nach der syrischen Grenze zu beginnen, welchen noch Mohammed beschlossen gehabt hatte; er befahl ihnen dabei, Saatfelder und Fruchtbäume zu schonen, Frauen, Kinder und einsam in Klausen lebende Männer nicht zu schädigen. Während dieses Zuges, welchen Usama in kurzer Zeit glücklich beendigte, bekriegte der Kalif selbst einige empörten Stämme in der Nähe von Medina; andere wußte er dadurch zu begütigen, daß er ihnen zeitweise die Almosensteuer erließ, welche ihnen im Sinne des Koran auferlegt war, und an welche sie sich nicht gewöhnen mochten. Als nun Usama zurückgekehrt war, schickte er alle marschfertigen Truppen unter elf Anführern ab, um auch die entfernteren Stämme, welche abtrünnig geworden waren, zu unterwerfen. Unter heftigen Kämpfen wurden die Empörten nach und nach unterworfen und zum Teil mit großer Härte bestraft. Besonders entehrte Khalid, der angesehenste von den elf Anführern, seine Siege durch Grausamkeiten. Von ihm her stammt der Schlachtruf: „Koran, Schwert oder Tribut!"

Nach der Unterwerfung von Arabien begann Abu Bekr sogleich die Ausbreitung des Islams außerhalb seines Vaterlandes. Er schickte Khalid gegen die nächste Provinz des Persischen Reiches, welches nach dem Tode Chosroës' II. sehr in Verfall geraten war. Khalid eröffnete den Krieg mit der siegreichen Schlacht bei Hafir, welche die Kettenschlacht genannt ward, weil ein Teil der persischen Truppen, welchem ihr Anführer entweder nicht recht traute, oder dem er die Flucht vor dem Kampfe unmöglich machen wollte, bis zur Eröffnung desselben mit Ketten aneinander gefesselt war. Durch einige andere Siege bahnte sich Khalid hierauf den Weg zu der persischen Provinz Irak am Euphrat. Von dort wandte er sich gegen die in der Nähe des alten Babylons gelegene Stadt Hira, den Mittelpunkt eines christlich-arabischen Staates, dessen Beherrscher unter persischer Hoheit stand. Stadt und Land wurden unterworfen, und auch einige anderen persischen Vasallen huldigten hierauf dem siegreichen Feldherrn. Dieser erfocht bald noch mehrere Siege über die Perser und über ihre arabischen Hilfstruppen und

dehnte die Herrschaft des Kalifen bis an den unteren Euphrat aus, ward aber mitten im Laufe seiner Siege von Abu Bekr zurückgerufen. Der Kalif hatte nämlich auch die byzantinische Provinz Syrien durch ein Heer angreifen lassen, dieses ward aber durch den griechischen General Sergius am Vordringen gehindert. Er hielt daher für gut, die Eroberungen im Osten einstweilen nicht weiter zu verfolgen und seine ganze Macht gegen Syrien zu richten. Khalids Erscheinen hatte auch wirklich Erfolg; dies fand jedoch erst unter Abu Bekrs Nachfolger statt.

Der alte Abu Bekr starb schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt (634). Obwohl seine Persönlichkeit nicht den heroischen Glanz Omars und nicht den idealen Schwung Alis hat, kam er ihnen doch an Treue, Charakterstärke und Frömmigkeit gleich; wenn er auch Schlauheit nicht verschmähte, waren doch seine Ziele immer großartig. Die rasche Förderung des Islams rührte großenteils von dem Wirken dieser drei bedeutenden und gewaltigen Männer her. Abu Bekr hatte die Führung der von ihm veranstalteten Kriege jüngeren Männern überlassen und dagegen sich selbst ein anderes wichtiges Verdienst erworben. Er ließ nämlich die teils einzeln niedergeschriebenen, teils im Gedächtnisse aufbewahrten Offenbarungen des Propheten sammeln und in ein Ganzes vereinigen. Er gab also der Religion Mohammeds eine geschriebene Grundlage und damit zugleich dem neuen Reiche ein Gesetzbuch, oder mit anderen Worten, er setzte der wuchernden Überlieferung eine Schranke und befestigte den neuen arabischen Staat durch gesetzliche Bestimmungen, welche als Aussprüche des Propheten unumstößlich waren und daher die Verbindung der Gläubigen eine Zeitlang vor zerstörenden Erschütterungen bewahrte. Auch dadurch, daß er für den Fall seines Todes einen Nachfolger ernannte, machte er sich um den jungen mohammedanischen Staat verdient; denn dieser wäre sonst vielleicht durch einen Bürgerkrieg zerrissen worden, der um so gefährlicher hätte werden können, als man sich damals mit zwei Reichen zugleich im Kriegszustande befand: mit dem byzantinischen, wo Heraklius fünf Jahre vorher so großen Kriegsruhm erworben, und dem persischen, wo ein Enkel des Chosroës (II.) Parwiz herrschte. Die Wahl des Nachfolgers ergab sich übrigens ganz von selbst; denn Omar, durch dessen Unterstützung Abu Bekr hauptsächlich das Kalifat erhalten hatte, war ungeachtet seiner Feindschaft mit Khalid nicht zu umgehen, weil er nicht nur von Abu Bekr schon während seiner Krankheit zum Imam oder Vorbeter und geistlichen Oberhaupte ernannt worden war, sondern auch von Anfang an den größten Einfluß auf die Regierung geübt hatte. Ali wurde also zum zweitenmale zurückgesetzt; dies konnte aber jetzt noch leichter als früher geschehen, da man das geistliche Amt als eine

wesentliche Eigenschaft des Beherrschers der Gläubigen ansah und daher dem Omar als Imam den Vorzug geben mußte. Übrigens ist es für den Charakter des neuen Arabischen Reiches und seiner ersten Herrscher bezeichnend, daß Abu Bekr, ungeachtet der von seinen Feldherren eingesandten reichen Beute, sein ganzes Leben hindurch nach Hirtenweise schlicht und einfach lebte, und daß unter ihm noch nicht die geringste Spur von dem zu finden war, was nach orientalischen Begriffen zur äußeren Darstellung der Herrscherwürde gehört. Er fuhr sogar als Kalif eine Zeitlang fort, Handel zu treiben und seine Herde auf die Weide zu führen; er hinterließ bei seinem Tode ein Kleid und fünf Goldstücke.

Der Kalif Omar I., der schon unter Abu Bekr die Regierung zum Teil geführt hatte, besaß alle nötigen Eigenschaften, um das Mohammedanische Reich fest zu gründen und weiter auszubreiten, und leistete demselben in den zehn Jahren seiner Regierung (634—644) die besten Dienste. Eine seiner ersten Maßregeln war, daß er Khalid vom Oberbefehl des syrischen Heeres entfernte; er that dieses aber nicht wegen der schrecklichen Grausamkeiten, die sich Khalid auch in Irak und Syrien erlaubt hatte, sondern aus Privatfeindschaft. In Syrien hatte Khalids Erscheinung den Unternehmungen der Mohammedaner kurz vor Omars Regierungsantritt erst recht den Weg gebahnt, zumal da es ihm gleich anfangs gelungen war, die unter den Anführern ausgebrochene Uneinigkeit und Eifersucht zu dämpfen. Von Konstantinopel aus waren außerordentliche Anstrengungen gemacht worden, um Damaskus und mit dieser hochwichtigen Stadt die Provinz Syrien zu halten. Bald nach Khalids Erscheinen kam es beim Flusse Jarmuk oder Schariat Mandur im Süden des Tiberiassees zu einer entscheidenden Schlacht. Ein etwa 80 000 Mann starkes griechisches Heer focht in derselben gegen 36 000 Mohammedaner und ward völlig geschlagen, wiewohl weniger durch die Tapferkeit der letzteren, als vielmehr infolge der Verräterei des griechischen Generals Sergius, welcher mitten im Kampfe zum Feinde überging und dadurch große Verwirrung unter seinen Landsleuten hervorbrachte. Ein bedeutender Teil der Griechen, aber auch 3000 Mohammedaner verloren das Leben. Mit dieser Schlacht, welche schon unter Omars Kalifat geliefert wurde, scheint sich der Fall von Damaskus (635) entschieden zu haben. Die Bewohner hielten zwar eine lange Belagerung aus, mußten aber zuletzt, als alle Hoffnung auf Entsatz geschwunden war, kapitulieren. Während sie noch mit den Arabern unterhandelten, drang der blutdürstige Khalid durch ein schlecht bewachtes Thor ein und vergoß in den Straßen der Stadt Ströme von Blut. Unmittelbar nach der Einnahme von Damaskus ward der Oberbefehl ihm abgenommen und dem sanften

Abu Ubeida übergeben; doch diente Khalid auch unter diesem gern, da er ebenso eifrig für die Verbreitung des Glaubens als grausam war.

Allmählich ward es den Eroberern leichter, in Syrien vorzudringen, weil die dortigen Christen, einem trägen, sinnlichen Leben ergeben, durch Sektengeist zerrissen und des Sinnes für Vaterland und Ehre ermangelnd, den Ungläubigen gern die Kopfsteuer entrichteten, wenn sie nur Ruhe hatten und nicht zum Kriegsdienst genötigt wurden. Die Städte Hims (Emesa) und Baalbek fielen zunächst in die Gewalt der Mohammedaner; Jerusalem leistete einen längeren Widerstand. Die Stadt wollte sich nur dem Kalifen selbst ergeben, und da sie ein auch den Moslemin heiliger Ort war, so ging Abu Ubeida aus Furcht, sie möchte durch die Wut der Seinigen entweiht werden, auf dieses Begehren ein und bewog Omar, nach Syrien zu kommen, um die Schlüssel der Stadt in Empfang zu nehmen (637). Omar erschien und schloß eine Kapitulation, welche gewissenhaft eingehalten wurde, und nach der die Einwohner zwar am Leben und Gut nicht beschädigt wurden und ihren christlichen Glauben auch fernerhin öffentlich ausüben konnten, aber eine jährliche Kopfsteuer entrichten, jeden reisenden Moslem drei Tage lang bewirten, die Kreuze von ihren Kirchen abnehmen, das Glockengeläute abschaffen, sich durch ihre Kleidung von den Mohammedanern unterscheiden und jeden derselben in die Kirchen zulassen mußten. Diese Kapitulation diente später allen Verträgen, welche die Moslemin mit unterworfenen Christen abschlossen, zum Muster. Auch sonst ist Omars Reise nach Jerusalem und seine Erscheinung in dieser Stadt in doppelter Hinsicht merkwürdig, teils weil dadurch die Heiligkeit der Stadt in den Augen der Mohammedaner gehoben wurde, teils und vorzüglich weil die große Einfachheit seines Aufzugs so sehr gegen die Pracht und den Glanz der späteren Kalifen absticht. Er führte seinen Wasserschlauch und die zu seiner Nahrung bestimmten Säcke mit Korn und Datteln auf demselben Kamele, welches ihn selbst trug, bei sich, aß unterwegs mit allen seinen Reisegenossen aus einer Schüssel und züchtigte jeden Strafbaren, den er irgendwo antraf, mit eigener Hand. In Jerusalem ließ Omar an der Stelle, wo einst der Tempel Salomonis gestanden haben soll, eine Moschee erbauen, welche von seinen Nachfolgern vollendet ward und noch jetzt für eines der größten Heiligtümer der mohammedanischen Welt gilt. Bald ergab sich auch Aleppo (Haleb); der Fürst dieser Stadt war einer der ersten christlichen Großen, die förmlich zum Islam übergingen. Aus Antiochien entwich der Kaiser Heraklius selbst, aus Cäsarea sein Sohn Constantin, der dort den Oberbefehl führte. Die Eroberung Syriens war vollendet; in diesem Lande, das einst für die Ausbreitung des Christentums so bedeutend

gewesen, fand die Bevölkerung es bald bequem, sich allen äußeren Beschränkungen durch Annahme des Korans zu entziehen. Übrigens ist es unberechtigt, wenn man schon in dieser Periode den Kalifen Zerstörungswut und Unduldsamkeit vorwirft. Die Masse der Bevölkerung wurde geschont, sobald sie sich unterwürfig zeigte, und wurde durchaus nicht zur Annahme der Lehre gezwungen.

Kurze Zeit später, als Syrien den Griechen für immer entrissen ward (639), kam auch die wichtige Provinz Ägypten in die Gewalt der Mohammedaner. Die Bewohner dieses Landes waren in zwei gegeneinander sehr erbitterte Parteien zerfallen. Die Kopten oder die aus Nachkommen der alten Ägypter, aus eingewanderten Nubiern, Abessiniern, Negern und Juden bestehenden eigentlichen Landeseingebornen, welche die Klassen der Bauern, Handwerker, Kaufleute und Unterbeamten bildeten und an 6 000 000 Seelen betragen haben sollen, huldigten der Lehre der Monophysiten; die in Ägypten angesiedelten Römer und Griechen dagegen sowie ein Teil der kaiserlichen Truppen und die Oberbeamten, welche zum großen Verdruß der Eingebornen immer aus anderen Provinzen des Reiches geschickt wurden, gehörten zu der vom Hofe begünstigten Sekte der Nestorianer; ihre Anzahl belief sich aber bloß auf höchstens 300 000. Beide Parteien haßten einander nicht nur als feindselige Sekten, sondern auch als Nationen. Die Kopten standen dabei aber trotz ihrer weit stärkeren Zahl im größten Nachteil; denn ihre Gegner oder, wie man sie zu nennen pflegte, die Melkiten (d. i. Royalisten) waren im Besitz der Gewalt und gebrauchten dieselbe zur Unterdrückung der Kopten. Die griechischen Bischöfe nahmen alle Einkünfte der Kirche für sich in Anspruch, die Geistlichen der Kopten aber wurden von ihnen verfolgt; ja ihr Patriarch Benjamin war mehrere Jahre vorher geächtet worden, so daß er sich wie ein Verbrecher versteckt halten mußte. Die Bevölkerung von Ägypten war also beim Einbruche der Mohammedaner durch die heftigste Zwietracht zerrissen, und die bei weitem überwiegende Mehrzahl derselben besaß nicht allein keine Anhänglichkeit an die Reichsregierung, sondern sie sah vielmehr den heranziehenden Feind als willkommenen Retter von Druck und Verfolgung an. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß die Araber, obgleich sie kein einziges Schiff besaßen, ohne große Schwierigkeit ein Land besetzten, welches durch eine bloße Landmacht sonst nicht zu erobern und zu behaupten ist.

Omar schickte gleich nach der Eroberung von Syrien (639) den tüchtigen Feldherrn Amru zur Eroberung von Ägypten, obgleich dessen Heer nur aus 4000 Mann bestand. Bald nachher schien es indessen ihm selbst wieder bedenklich, ein stark bevölkertes Land mit einer so geringen Macht angreifen zu lassen. Er rief deshalb Amru wieder zu-

rück; dieser war aber, als er den Befehl des Kalifen erhielt, entweder schon in Ägypten eingerückt oder sah die Leichtigkeit der Eroberung eines so wichtigen Landes zu deutlich ein, als daß er hätte gehorchen sollen. Einige Zeit nachher, als Amru bereits Pelusium erobert und die griechischen Truppen in mehreren Treffen geschlagen hatte, sandte ihm Omar eine Verstärkung von 12 000 Mann unter Zubeir, einem der Gefährten Mohammeds. Nun fielen alle Kopten von der verhaßten byzantinischen Regierung ab. Ihr geächteter Patriarch oder, nach einer anderen Angabe, einer ihrer weltlichen Großen, Mukaukas, welcher früher kaiserlicher Statthalter gewesen war und als solcher Mohammeds Aufforderung zur Annahme des Islams durch kostbare Ehrengeschenke erwidert hatte, schloß einen förmlichen Unterwerfungsvertrag mit Amru. Nach diesem Vertrage mußten die Kopten sich zwar zu der allen Nichtmohammedanern auferlegten Kopfsteuer und außerdem sogar noch zu einer Grundsteuer verstehen; beide Abgaben wurden aber äußerst mäßig gegriffen, und die Kopten erfreuten sich unter der arabischen Herrschaft einer viel größeren Freiheit und Duldung, als sie unter den Griechen gehabt hatten: sie hatten in allen Angelegenheiten des Glaubens und in ihren kirchlichen Einrichtungen völlige Unabhängigkeit, behielten ihre Güter und Besitzungen, waren in betreff ihrer Personen gegen Gewaltthätigkeiten sichergestellt und durften sogar die Kreuze auf ihren Kirchen stehen lassen. Amru war auch nachher schlau genug, sich gegen die Kopten und ihren Patriarchen sehr freundlich und sogar schmeichelnd zu benehmen, weil er darin ein Hauptmittel erkannte, den Besitz des Landes zu behaupten. Wirklich unterstützten ihn auch die Kopten in seinen Unternehmungen aufs eifrigste. Die griechischen Truppen wurden noch einige Male geschlagen; sie gaben zuletzt das ganze Land preis und zogen sich nach Alexandria zurück. Diese Stadt ward von Amru lange Zeit vergebens belagert; denn da sie von der See her mit Lebensmitteln versorgt werden konnte, so half den Arabern alle ihre Kühnheit und Tapferkeit nichts. Auch bot Heraklius alles auf, um von Konstantinopel aus die Belagerten zu unterstützen und durch den Besitz von Alexandria festen Fuß in dem sonst ganz verlorenen Lande zu behalten. Erst als er (im Frühjahr 641) gestorben war und heftige Thronstreitigkeiten ausbrachen, über welche man in Konstantinopel das bedrängte Alexandria ganz vergaß, ward den Moslemin die Eroberung der Stadt möglich. Im Dezember 641 hielt Amru seinen Einzug in die Weltstadt, die einst der Mittelpunkt des späteren Hellenismus gewesen, die zwar aus jener Zeit wenig Reste, doch aber eine überreiche Zahl von Theatern, Bädern, Palästen und Luxusanstalten jeder Art besaß, dazu noch immer bedeutenden Handel trieb und ein Hauptsitz theologischer Gelehrsamkeit war. Unter ihrer

genußliebenden und verwöhnten Bevölkerung zählte man 40 000 Juden. Nunmehr nahm der Weltverkehr eine andere Richtung, und Alexandria verfiel in demselben Maße wie Bassora, Bagdad und Kairo emporkamen.

Nach der Angabe einiger viel später lebenden arabischen Geschichtschreiber wäre infolge der Eroberung dieser Stadt auch die berühmte alexandrinische Bibliothek untergegangen. Amru soll nämlich, als er die Stadt eingenommen hatte, über diese Bibliothek beim Kalifen angefragt und von ihm die Antwort erhalten haben: „Stimmen die Bücher der Bibliothek mit dem Koran überein, so sind sie unnütz und brauchen nicht aufbewahrt zu werden; im entgegengesetzten Falle aber sind sie schädlich und müssen vernichtet werden.“ Amru befahl daher, wie man erzählt, die Verbrennung der ganzen Bibliothek; die Bücher wurden zur Heizung der Bäder von Alexandria verwendet, und ihre Zahl soll so groß gewesen sein, daß man mit ihnen nicht weniger als sechs Monate lang in allen Bädern der Stadt das nötige Feuer unterhalten habe. Die ganze Erzählung ist ein Märchen, das freilich seine Dauerkraft bewährt, wie die meisten derartigen Anekdoten, die einen charakteristischen Grundgedanken faßlich einkleiden. Die berühmte Bibliothek der Ptolemäer war bereits in Cäsars ägyptischem Feldzuge größtenteils ein Raub der Flammen geworden, und auch der geringe Überrest derselben war lange vor der mohammedanischen Eroberung untergegangen; ja, man muß sogar nach dem ganzen Zustande der damaligen griechischen Bildung für gewiß annehmen, daß die Bewohner von Alexandria schon längst keine oder doch nur sehr wenige heidnischen Schriften besaßen.

Amru hatte beim Beginn des Krieges in der Nähe des alten Memphis bei der befestigten Stadt Babylon ein Hauptstandquartier errichtet, welches Fostat, d. i. das Zelt, genannt wurde und sich nach und nach in eine große Stadt umwandelte, namentlich als es mit dem einige Jahrhunderte später gegründeten Kairo (eigentlich Masr el Kahira, d. i. ägyptische Siegesstadt) vereinigt wurde. Aus solchen ursprünglichen Standlagern gingen mehrere Städte hervor, die für die Entwickelung von Handel und Industrie von hoher Bedeutung wurden. So nahm auch Baßra am Persischen Busen seinen Ursprung. Das eroberte Nilland ward für die Mohammedaner nicht nur die erste Stufe zur Unterwerfung von ganz Nordafrika, sondern auch eine Nahrungsquelle und Kornkammer für das meist unfruchtbare Arabien, wie es einst für das Römische Reich gewesen war. Daher ließ Omar vom Nil nach dem Roten Meere einen Kanal graben, bei dessen Erbauung wohl die in Verfall geratenen älteren Kanäle von Necho, Darius Hystaspes und anderen Beherrschern Ägyptens benutzt

wurden. Übrigens dehnte Amru, der als Statthalter in Ägypten blieb, seine Eroberungen noch über das Land Barka und bis nach Tripolis hin aus.

Während der Fortschritt der mohammedanischen Waffen im Osten und Westen die einzelnen Krieger durch Beute bereicherte und ganze Stämme von Arabern zu den Fahnen des Glaubens herbeizog, mußten die Eroberungen auch auf den neuen arabischen Staat und seine Einrichtungen zurückwirken. Dieser hatte seither ohne irgend ein System der Verwaltung bestanden; ein solcher Zustand konnte aber unmöglich fortdauern und besonders mußte sich das Bedürfnis bestimmter finanzieller Anordnungen fühlbar machen, sobald nicht nur ganze zinspflichtige Länder erobert und an verschiedenen Punkten stehende Lager errichtet wurden, sondern auch Tausende von Gläubigen mehrere Jahre hintereinander mit dem Kriege beschäftigt waren. Mohammed hatte verordnet, daß vier Fünftel der Beute unter die Krieger verteilt, das übrige Fünftel teils ihm und seinen Verwandten gegeben, teils für Arme, Waisen und Wanderer verwendet werden sollte. Dies war bisher immer geschehen, und Mohammed wie Abu Bekr hatte über den ihm zugefallenen Teil nach den Bedürfnissen des Augenblicks verfügt; Omar dagegen, unter welchem nicht nur jenes Fünftel, sondern auch die Armensteuer der Mohammedaner und die Abgaben der Ungläubigen schnell und bedeutend zunahmen, war genötigt, eine Art von Finanzverwaltung einzurichten. Er ließ ein Register aller Gläubigen und Ungläubigen sowie ein genaues Verzeichnis der Staatseinnahmen machen und verwandelte also das, was seither nur Almosen und unbestimmter Tribut gewesen war, in eigentliche Steuern und Abgaben. Die Einkünfte des Staats verwendete er zum Teil dazu, Moscheen und Schulen mit Gütern auszustatten; namentlich aber ließ er den Verwandten des Propheten einen jährlichen Gehalt und den Kriegern bestimmte Belohnungen auszahlen. Da nun die letzteren infolgedessen bei aller Ungewißheit der Beute stets einen sicheren Gewinn vom Kriege hatten, so wuchs dadurch die Zahl der zu den Waffen strömenden Menge noch mehr. Übrigens gaben diese neuen Einrichtungen Omars auch die erste Veranlassung zur Einführung der bereits oben erwähnten mohammedanischen Zeitrechnung; denn da man bei den Steuerregistern einer Zählung nach Jahren bedurfte, so ward Mohammeds Flucht aus Mekka zum Anfangspunkte derselben gemacht; man rechnete aber, um die gewohnte Reihenfolge der Monate nicht zu stören, nicht vom Tage der Flucht an, sondern vom herkömmlichen Neujahrstage des Jahres, in welchem sie stattgefunden hatte. Er hat demnach das junge Reich des Islams staatlich organisirt; auch war er der erste, dem der Titel „Emir al Muminin", Fürst der Gläubigen, beigelegt wurde.

Außer den griechischen Provinzen Syrien und Ägypten ward unter Omars Regierung auch das Persische Reich von den Mohammedanern erobert. Sie waren schon ein Jahr nach Mohammeds Tode unter Khalids Führung in die persische Provinz Irak am unteren Euphrat eingebrochen. Der Krieg in Syrien hatte aber den ersten Kalifen bewogen, seinen Feldherrn mit einem Teile des Heeres aus Irak abzurufen, und die Mohammedaner wurden hierauf aus fast allen bereits eroberten Gegenden zurückgedrängt. Omar wandte gleich nach seinem Regierungsantritt seine ganze Aufmerksamkeit dem persischen Kriege zu. Die Mohammedaner hatten in diesem Kriege den großen Vorteil für sich, daß sie selbst von einer festen Hand geleitet wurden, während ihre Gegner durch öftere Thronstreitigkeiten gelähmt wurden und zuletzt, unter der Regierung von Chosroës Parwiz' Schwester Buran, alle Übel einer ohnmächtigen Weiberherrschaft zu erdulden hatten. Zwar entledigten sie sich endlich der letzteren, und der zum Herrscher eingesetzte Jezdegerd (Jesdedschird), der letzte der Sassaniden, ergriff ungeachtet seines jugendlichen Alters sogleich energische Maßregeln; aber zu derselben Zeit schickte der Kalif dem mohammedanischen Heere bedeutende Verstärkungen, und dieses erhielt in Saad, einem der ältesten Gefährten des Propheten, einen ausgezeichneten Führer. Der persische Feldherr Rustum entwarf den besten Kriegsplan gegen einen Feind, der durch Zahl, Körperkraft, religiöse Begeisterung und angeborenen Mut Achtung einflößte: er hielt sich hinter dem Euphrat, ließ sich mehrere Monate lang in keinen Kampf ein und erwartete die beste Hilfe von den Verlegenheiten, welche der Hunger den am Rande der syrischen Wüste stehenden Arabern über kurz oder lang bereiten mußte. Allein die Unbesonnenheit des einundzwanzigjährigen Königs Jezdegerd vereitelte den Plan des persischen Feldherrn. Rustum mußte auf Befehl des Königs über den Euphrat ziehen und dem Feinde eine Schlacht anbieten. Diese Schlacht, welche bei Kadesia geliefert wurde, dauerte drei Tage hintereinander und endigte erst am vierten mit einem vollständigen Siege der Araber. Das persische Heer ward zersprengt, der größte Teil desselben samt seinem Führer aufgerieben und das reich geschmückte Leopardenfell, welches als Reichspanier diente, von den Arabern erbeutet; doch fanden auch von diesen nicht weniger als 7000 den Tod (636). Infolge der Schlacht bei Kadesia wurde das ganze im Westen des Tigris gelegene Land den Persern entrissen.

Beim Wiederbeginn des Krieges setzten die Araber über den Tigris und bemächtigten sich nach vielen Gefechten (637) der am östlichen Ufer dieses Flusses gelegenen Residenz des Perserkönigs, Madain (Doppelstadt, aus der Vereinigung von Seleukia und Ktesiphon entstanden). Hier machten sie eine so reiche Beute, daß bei der Verteilung derselben

jeder der 60 000 Moslemin, welche das Heer bildeten, 12 000 Dirhem erhalten haben soll, eine ungeheure Summe, da ein Dirhem nach unserem Gelde zu ungefähr einer Mark anzuschlagen ist. Die Berichte über die vorgefundenen Schätze und Kunstwerke dieser Stadt beweisen uns, mögen sie auch noch so sehr übertrieben sein, den hohen Grad von Kultur, Reichtum und Blüte des untergehenden Persischen Reiches. Am merkwürdigsten sind die Beschreibungen von der Pracht und dem Glanze der dortigen Königsburg, welche Nuschirwans Vater erbaut hatte, und deren Trümmer sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Man fand in diesem sogenannten weißen Palaste, dessen Farbe an die Lichtreligion erinnert, einen goldenen Thron, die kostbare Reichskrone, viele mit Edelsteinen besetzten Kunstwerke und besonders einen prachtvollen Teppich von 200 m Länge und 40 m Breite, auf welchem ein Paradiesgarten eingewirkt war, dessen Bäume, Blüten und Früchte aus Edelsteinen bestanden. Unmittelbar nach der Besetzung von Madain, welches seither allmählich verlassen ward, errichtete Saad am unteren Euphrat ein Standquartier, aus dem die bald sehr wichtig gewordene Stadt Kufa entstand.

Nach der Eroberung von Madain setzten die Araber dem fliehenden Perserkönig nach. Dieser ward in mehreren blutigen Treffen geschlagen und mußte sich zuletzt in die nahe bei Teheran gelegene Stadt Rei zurückziehen, wo das älteste heilige Feuer der Perser war. Ganze Provinzen des Reiches fielen hierauf in die Gewalt der Araber; sie wurden ihnen aber zum Teil wieder entrissen und mußten noch einmal erobert werden, weil die Völker des Ostens sich nicht so leicht an ein fremdes Joch gewöhnen, als wir Abendländer. Auch verlor das arabische Heer im Jahr 639 durch Hunger und Pest nicht weniger als 24 000 Mann. Der Krieg zog sich daher noch jahrelang hin. Die Landschaft Susiana wurde von dem tapferen Statthalter Hormusan längere Zeit hartnäckig verteidigt, bis endlich Saad ihn überwand und als Gefangenen nach Medina zu Omar sandte. Der an Fürstenpracht gewöhnte Perser sah mit Erstaunen den Kalifen in der Tageshitze vor dem Eingang der Moschee schlafend liegen. Bekannt ist die Erzählung, wie Omar den Besiegten durch Überreichung eines Trunkes für seinen Gast erklärte und ihm auch, nachdem Hormusan den Trunk unberührt ausgegossen, in schlicht religiöser Strenge die Treue hielt. Der Satrap trat zum Islam über.

Eine entscheidende Schlacht ward (642) bei Nehawend, einer im Süden von Hamadan gelegenen Stadt, geliefert. Hier kämpften 30 000 Araber mit 150 000 Persern, welche von dem alten und erfahrenen Feldherrn Feiruzan geführt wurden. Durch List wurden die letzteren besiegt und infolgedessen das Persische Reich seinem Unter-

gange schneller entgegengeführt. Die Araber drangen einerseits über Ispahan bis an die Grenze von Indien vor und andererseits über Adserbeidschan, Masanderan und Khorasan bis zum Kaukasus und bis an den Oxus- oder Dschihunfluß. Jezdegerd rettete sich über diesen Fluß und nahm seine Zuflucht zu dem Khakan oder Oberfürsten der Türken. Von diesem mit Truppen unterstützt, kehrte er noch einmal zurück, erlag aber der Übermacht seiner Feinde. Er mußte von neuem aus seinem Reiche fliehen und ward etwa im siebenten Jahre von Othmans Kalifat (650 oder 651) getötet; wir wissen aber nicht, wo und auf welche Weise. Sein Sohn lebte eine Zeitlang am Hofe des Kaisers von China; mit dem Enkel starb das Geschlecht der Sassaniden aus, welches im Jahr 226 nach Christo seine Herrschaft begründet und dieselbe über vier Jahrhunderte lang behauptet hatte. Ihr Reich war von den römischen Kaisern des dritten Jahrhunderts und später von Byzanz aus mit geringem Erfolg bekämpft worden; nur während der letzten Lebensjahre Mohammeds hatte Kaiser Heraklius es schwer gedemütigt.

Die Araber hatten in den unterworfenen persischen Provinzen noch lange Zeit mit den Einwohnern zu kämpfen; denn obgleich sie anfangs die von ihnen als Götzendienst angesehene Religion der Feueranbeter duldeten, so konnten sich die Anhänger derselben doch nicht so leicht wie die Christen Asiens an die Herrschaft eines Volkes gewöhnen, dessen Sitten und Glaubenslehren mit den ihrigen durchaus nichts gemein hatten. Die Sassaniden hatten ihre Herrschaft zum Teil auf Wiederbelebung der Religion Zoroasters begründet. Allerdings verlor sich nun diese nach der arabischen Eroberung allmählich aus dem Lande; eine Glaubensform indessen, die so tief in den Stammesbegriffen wurzelt und zudem durch schriftliche Urkunden gestützt ist, geht nicht leicht völlig unter. Einige Bücher des sogenannten Zendavesta erhielten sich und wurden von denjenigen Persern, die nach der Halbinsel Gudscherate auswanderten, sorgfältig bewahrt. So erhielten sich einzelne Gemeinden, jetzt Parsi oder Gebern genannt; wir finden bei ihnen, wenn auch verdunkelt, die Grundbegriffe des alten Dualismus, des Gegensatzes von Licht und Finsternis, samt der daran geknüpften Dämonologie. In Bombay leben ihrer gegen 20 000; bisher zurückgeblieben und wenig geachtet, zählen sie neuerdings angesehene Handelsleute wie auch Gelehrte, die sich mit den alten Schriftresten wissenschaftlich beschäftigen. Auch in der Oase Jesd finden sich noch Reste der Feueranbeter.

Für die Geschichte weit bedeutender als diese vereinzelte Fortpflanzung des Parsismus ist der Einfluß, den die Perser im Gebiete des Islams selbst gewannen, als sie zu ihm übergetreten waren. Sie

brachten ihre sehr ausgebildeten Vorstellungen mit in die neue Glaubensform. Jener Dualismus hatte manche Ansichten von teils mystischem, teils pantheistischem Gepräge entwickelt, welche nun zu der schlichteren, mehr verstandesmäßigen Auffassung der arabischen Mohammedaner in Gegensatz traten. Die Perser gestatteten sich früh eine freiere, durch arabische Überlieferung nicht beengte Auslegung des Korans; später, als politische Parteiung hinzutrat, entwickelten sich bei ihnen eigentümliche Begriffe über die Vorstandschaft im Islam, d. h. über das Kalifat und die Art und Weise, wie die Gottheit in der Person des Glaubensfürsten fortwirke. So kündigte sich sehr bald ein Widerstreit an, der noch heutzutage zwischen den Persern und den orthodoxen (sunnitischen) Osmanen fortdauert. Überdies litt Persien auch von Anfang sehr durch die Willkürlichkeiten und Erpressungen, welche die arabischen Statthalter sich erlaubten.

Ein gemeiner Perser, Firuz aus Kufa, rächte an dem Kalifen das Unglück seiner Nation. Als Omar eines Tages in Medina zur Moschee ging, ward er von Firuz mit dem Dolche überfallen und tödlich verwundet. Er starb einige Tage nachher (644). Die Herrschaft des Islams erstreckte sich bei seinem Tode von Tripolis in Afrika bis an die Grenze Indiens und vom Indischen Ocean bis an den Dschihun und Kaukasus. Omar ist deshalb als der eigentliche Schöpfer und Gründer des mohammedanischen Weltreichs anzusehen. Dies und die erste Einrichtung einer geordneten Verwaltung sind die beiden Hauptverdienste Omars. Außerdem war er aber auch wegen seines persönlichen Charakters der beste Erhalter und Befestiger der neuen Lehre; denn obgleich nicht zu leugnen ist, daß die meisten mohammedanischen Geschichtschreiber zu sehr geneigt waren, die ersten Nachfolger des Propheten in jeder Hinsicht zu erheben, so stehen doch die Hauptzüge des Charakters und der Gesinnungen, welche sie an Omar loben, außer Zweifel. Omar zeichnete sich durch die größte Einfachheit und Mäßigkeit aus. Er setzte den ausgedienten Kriegern und den Verwandten des Propheten große Gehalte aus, erlaubte seinen Statthaltern, sich zu bereichern, und schenkte den oben erwähnten Prachtteppich des Sassanidenpalastes den Gefährten Mohammeds, verachtete aber für seine Person jeden weltlichen Glanz und lebte bis zu seinem Tode ebenso einfach, wie er früher als armer Hirte gelebt hatte. Gerstenbrot, Oliven und Wasser waren seine tägliche Nahrung, ein vielfach geflickter Rock seine Kleidung. Obgleich er zuletzt Beherrscher eines großen Reiches war und die blühendsten Länder seinem Scepter unterworfen hatte, blieben ihm doch Reichtum, Üppigkeit und Pracht stets völlig gleichgiltige Dinge, und über das Verhältnis des Menschen zu dem, was die Welt zu allen Zeiten Glück und Unglück zu nennen gewohnt war, hatte er bessere

Ansichten, als viele der gepriesensten Religionslehrer und Philosophen. „Die irdischen Güter", pflegte er zu sagen, „werden uns von Gott zur Befriedigung unserer notwendigen Bedürfnisse gegeben, nicht aber zur Belohnung unserer Tugenden; diese gehört einer anderen Welt an". Omar war daher auch stets im höchsten Grade freigebig und übte eine Mildthätigkeit, wie sie nur der Orient kennt und zu üben im stande ist. Seine Gastfreundschaft ging so weit, daß er einst, als noch spät am Abend eine Karawane in Medina ankam und sich auf dem Marktplatze lagerte, mit seinem Freunde Abd er Rahman sich zu derselben begab, um die ganze Nacht hindurch Wache bei den Fremden zu halten. Ebenso bewies er sich trotz mancher Bedrückungen, die er zuließ, und mancher Härten, die er sich erlaubte, im allgemeinen genommen gerecht und unparteiisch. Endlich war Omar auch ein Muster wahrer Demut und blieb bei allem Glanze und aller Macht seiner ursprünglichen Sinnesart und Empfindung unwandelbar treu. Als er einst auf einer Reise in ein Thal kam, in welchem er selbst als Jüngling die Herden gehütet hatte, gedachte er mitten im Gefühle seiner Propheten- und Kaiserwürde der Tage des harten, aber tugendhaften Hirtenlebens, mit denen seine Jugend geprüft worden war. „Gott ist", sagte er zu seinen Reisegefährten, „allmächtig und giebt jedem, was er für gut hält. Einst weidete ich auf den Triften dieses Thales in wollenem Kittel die Kamele meines strengen und harten Vaters, der mich oft, auch wenn ich ganz schuldlos war, mit Fasten und Schlägen strafte; jetzt aber bin ich so hoch emporgestiegen, daß zwischen Gott und mir niemand steht". Welche Begeisterung mußten solche Gesinnungen und Handlungen bei einem Volke erwecken, das die Wahrheit vermittelst der Phantasie ergreift und zu jener Zeit noch ein unverdorbenes natürliches Gefühl besaß! Wieviel wirksamer mußte das Beispiel eines solchen Oberhauptes und Leiters für die Befestigung und Ausbreitung der neuen Lehre sein, als alle noch so fein ausgedachten theologischen Beweise ihrer Wahrheit hätten sein können! Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß Omars Geschichte durch die Legende mit übertreibenden Sagen ausgeschmückt worden ist, und daß auf diese Weise die Lehre Mohammeds schon früh ihre Wunder und Wunderthäter erhalten hat. So soll z. B. Omar einst bei lang anhaltender Trockenheit durch sein Gebet plötzlich Regenwolken herbeigerufen haben und ein andermal bei dem Mordanschlage eines Feindes durch zwei aus der Erde emporsteigende Löwen gerettet worden sein.

Omar hatte vor seinem Ende keinen Nachfolger ernannt, sondern nur die Verfügung getroffen, daß die sechs noch lebenden Gefährten Mohammeds unter sich einen Kalifen wählen sollten. Diese sechs

Männer waren: Abd er Rahman, Ali, Othman, Zubeir, Talha und Saad. Der erstere war früher von seinem Freunde Omar zum Kalifen ausersehen worden, er hatte es aber damals abgelehnt und entsagte auch jetzt schon vor der Wahl den Ansprüchen an die Herrschaft. Dafür hatte er aber auch die ganze Wahl in seiner Gewalt. Er würde sich zu Gunsten Alis entschieden haben, wenn dieser feurige Mann sich nicht geweigert hätte, dem Propheten Deuter und Berichtiger beiordnen zu lassen. Sowie Ali nämlich schon Abu Bekrs Sammeln der Koranstücke getadelt hatte, weil dadurch das lebendige Wort in einen toten Buchstaben umgewandelt ward, so erklärte er jetzt dem Abd er Rahman, daß er sich an die Lehren und Grundsätze der beiden ersten Kalifen nur insofern binden werde, als sie mit seiner Überzeugung übereinstimmten, oder mit anderen Worten, daß er neben dem Koran keine andere Autorität anerkennen werde. Diese Protestation widerstritt den Ansichten Abd er Rahmans, der nur von einem unbedingten Gehorsam gegen die Kalifen Heil erwartete; er überging daher Ali und ließ Othman zum Nachfolger Omars ernennen. Diese Wahl war in vieler Hinsicht eine unglückliche. Othman, schon hochbejahrt, begünstigte als Kalif seine Freunde und Verwandten auf Unkosten der verdientesten Männer und verschwendete die Einkünfte des Staates an sie. Er war von Vaterseite ein Omejjade, wenn auch durch seine Mutter ein Verwandter des Propheten. Der frühere Gegensatz wagte sich unter ihm wieder hervor. Er entfremdete sich gleich anfangs Ali, Talha und Zubeir, welche als die ältesten Gefährten des Propheten und als die reichsten Männer Medinas das größte Ansehen besaßen. Außerdem war er sehr stolz und kränkte dadurch, daß er gern den Gebieter fühlen ließ, alle Gläubigen um so mehr, je mehr Demut Abu Bekr gezeigt und Omar besessen hatte. Es entstanden daher bald überall Widersetzlichkeiten und Unruhen, und da man sich nicht scheute, dem Kalifen öffentlich in der Moschee Vorwürfe zu machen, so ward er dadurch noch mehr zur Gewaltthätigkeit gereizt. Großes Lob erwarb er sich durch die von ihm angeordnete neue Redaktion des Korans; er ließ nämlich die einzelnen Abschriften vergleichen, Widersprüche tilgen und eine mehr übersichtliche Einteilung herstellen; die neue Fassung sollte nun für authentisch gelten und alle von ihr abweichenden Exemplare vernichtet werden. Gerade dies aber legten ihm viele als Anmaßung aus, namentlich da die Beauftragten bei ihrer Arbeit nicht ohne Parteirücksicht verfuhren.

Doch hatten diese Mißverhältnisse nicht den Erfolg, daß dadurch die Ausbreitung der arabischen Herrschaft verzögert worden wäre. Abu Soffians Sohn, Muawia, welcher schon unter Omar Statthalter von Syrien gewesen war und zu den wenigen gehörte, denen Othman

nicht ihre Stellen nahm, um sie seinen Kreaturen zu geben, entriß den Griechen einige kleinasiatischen Städte und erzwang, wenigstens auf kurze Zeit, von der Insel Cypern einen Tribut. Ebenso ward auch in den Gegenden des Kaspischen und Schwarzen Meeres die Herrschaft und der Glaube der Mohammedaner weiter ausgebreitet. Im nördlichen Afrika dagegen kamen sogar die bereits gemachten Eroberungen durch jene inneren Verhältnisse des Reiches anfangs in große Gefahr; doch wurden sie zuletzt nicht allein behauptet, sondern auch noch weiter ausgedehnt. Omar rief nämlich den Eroberer und Statthalter von Ägypten, Amru, von seiner Stelle ab und übertrug dieselbe seinem Milchbruder Abdallah Ibn Saad. Als aber bald nachher die Griechen mit einer Flotte vor Alexandria erschienen und diese Stadt in Besitz nahmen, sah sich Othman genötigt, Amru wieder nach Ägypten zu schicken. Kaum hatte Amru die Griechen vertrieben, als er wieder abgerufen und Abdallah an seine Stelle gesetzt ward. Doch zeigte sich Abdallah seiner Erhebung nicht unwürdig. Er erweiterte (648) die Grenzen des Mosleminischen Reiches in Nordafrika, welches rechtlich noch dem oströmischen Kaiser unterthan war. Hier hatte sich jedoch ein Byzantiner, Gregorius, fast selbständige Herrschaft erworben und trat den Arabern mit einem gewaltigen Heer entgegen. Abdallah besiegte ihn in einer heißen Schlacht, welche bei späteren Berichterstattern durch die Schicksale der heldenmütigen Tochter des Gregorius ausgeschmückt wird; ihr Besitz wurde nämlich erst von ihrem Vater, dann von Abdallah demjenigen als Belohnung zugesagt, der den feindlichen Heerführer erschlagen würde. Zubeir tötete den Gregorius. Abdallah eroberte hierauf die blühende Stadt Subeitala, südlich von Karthago, und besetzte einen Teil der heutigen Berberei, deren Ureinwohner, die räuberischen Nomadenstämme der Berber, schon früher mit den Mohammedanern in Verbindung getreten waren. Dieses Volk, zu dessen Nachkommen die in unseren Tagen allgemein bekannt gewordenen Kabylen gehören, ist eins und dasselbe mit den in der römischen Geschichte so oft erwähnten Numidern und Mauritaniern. Die Berber sind, soweit man darüber urteilen kann, der Sprache nach mit den Ägyptern verwandt; beide Stämme mit ihrem Anhang werden mit dem Namen Hamiten bezeichnet; sie waren in Lebensart und Sitten den Beduinenarabern ähnlich und, wie diese, allen Völkern feind, welche in festen Häusern und in Städten wohnten. Dies erleichterte die Verbindung zwischen ihnen und den Arabern. Schon unter Omar, als Amru auf seinem Zuge nach Barka zuerst mit einigen Berberstämmen in Berührung gekommen war, schickten diese Gesandte an ihn, welche er nach Arabien an den Kalifen selbst geleiten ließ. Omar und seine Leute erkannten sogleich die Bedeutung, welche eine Verbindung mit

den Berbern für die Ausbreitung des Reiches haben müßte. Sie nahmen daher die Gesandten freundlich auf, deuteten einen Ausspruch des Propheten auf sie und gewöhnten dadurch die Araber, die Berber als längst verheißene Bundesgenossen und gewissermaßen als Stammverwandte anzusehen. Als nämlich die Gesandten der Berber auf Omars Fragen antworteten, daß sie Hirten wären und feste Ansiedelungen haßten, rief er aus: nun verstehe er, was der Prophet habe sagen wollen, als derselbe ihn einst bei seinem Schmerz über den geringen Fortgang des Islams mit dem Zurufe getröstet habe: „Weine nicht, Omar, Gott wird uns Mitkämpfer unter einem Volke Afrikas erwecken, das weder Städte, noch feste Häuser, noch Märkte hat.“ Wahrscheinlich sahen die Araber die Nachkommen der Numider und Mauritanier für Stammverwandte eines ihnen bereits bekannten, am Roten Meere wohnenden Volkes an, welches einen ähnlichen Namen wie die Berber hatte und in seinen Sitten mit diesen vielfach übereinstimmte. Sie übertrugen daher den Namen desselben auf jene. Wenigstens kommt der Name Berber, der den Urbewohnern der Berberei selbst unbekannt ist, erst seit der Zeit der arabischen Eroberungen in Afrika vor. Die Verbindung mit den Berbern bahnte nachher den Mohammedanern den Weg bis zum Atlantischen Ocean.

Die Unzufriedenheit mit Othman nahm während seiner Regierung immer mehr zu, vornehmlich in Ägypten und den neu angelegten Städten Kufa und Baßra; sie brach zuletzt in offene Empörung aus. Die Häupter der Unzufriedenen begaben sich aus den verschiedenen Provinzen nach Medina, um den Kalifen zu einer Änderung seines Betragens zu zwingen, namentlich die unerhörte Bevorzugung seiner Verwandten aufzugeben. Dieser ward durch ihre Erscheinung in nicht geringe Verlegenheit gebracht und suchte sie auf jede Weise zu beschwichtigen, es gelang ihm aber erst dann, als Ali die Vermittelung übernahm. Othman bezeigte Reue und versprach alles, was man von ihm forderte. Kaum waren jedoch die Rebellen wieder abgereist, als er die auf ihr Verlangen gegebenen Befehle widerrief. Die Folge davon war, daß jene bald wieder in Medina erschienen, und zwar in Begleitung von wenigstens tausend entschlossenen Leuten. An der Spitze stand Mohammed, ein Sohn Abu Bekrs, früher von Othman zum Statthalter von Ägypten ernannt. Sie drangen in die Stadt ein, fielen in der Moschee über Othman und seine Anhänger her und mißhandelten ihn selbst so, daß er, von einem Steinwurf betäubt, nach Hause getragen werden mußte. Dann hielten sie ihn mehrere Wochen lang in seiner Wohnung eingeschlossen. Sie scheuten sich lange, sein Blut zu vergießen, bis sie endlich, vielleicht aus Furcht, daß Muawia, der Statthalter von Syrien, zum Schutze des Kalifen mit einem Heere heran-

rücken werde, sich dazu verstanden. Sie legten Feuer an Othmans Wohnung, drangen dann durch das anstoßende Haus ein und erschlugen den 82jährigen Greis (656).

Die Rebellen riefen **Ali** zum Kalifen aus, der zwar an dem grausenhaften Morde nicht teilgenommen, aber auch offenbar nicht genug gethan hatte, um ihn zu verhindern; denn bei dem Ansehen, dessen er genoß, wäre ihm dies während der langen Zeit der Einschließung Othmans, welche mindestens drei Wochen dauerte, doch gewiß möglich gewesen. So war denn endlich derjenige Mann zur Herrschaft gelangt, welcher von allen Kalifen die gegründetsten Ansprüche darauf gehabt hatte und deswegen noch jetzt von einem großen Teile der Mohammedaner oder den sogenanten **Schiiten** als der erste rechtmäßige Nachfolger Mohammeds anerkannt wird, während der andere Teil oder die **Sunniten** die drei Vorgänger desselben für ebenso rechtmäßige Kalifen erklären.

Die Schiiten waren, wie oben angedeutet, besonders in Persien zahlreich; auch in Irak oder dem unteren Mesopotamien zählten sie viele Anhänger. Im Laufe der Zeit haben sie ihre Vorstellung von Ali und dessen Nachkommen zu einem schwärmerischen Ideal ausgebildet. Ali sollte aber der erlangten Herrschaft nicht froh werden. Seine Feinde, an ihrer Spitze Aïscha, gaben ihm den Mord Othmans schuld, und wenn man bedenkt, daß sich unter den Arabern trotz aller Bemühungen Mohammeds die schlimmen Folgen einer übertriebenen Anhänglichkeit an die Stammverwandten und die Gewohnheit der Blutrache stets erhalten haben, so wird man leicht einsehen, warum Othmans Vetter Muawia in kurzer Zeit eine starke Partei gegen Ali bilden konnte. War doch eben die alte Stammesgewohnheit der Blutrache von Anfang an ein Beweggrund für die Feindseligkeit der Omejjaden, dem allgemein menschlichen Rechtsprinzip gegenüber, das Mohammed einzuführen gedachte. Ali selbst war zu heftig und zu sehr jeder Verstellung abgeneigt, als daß er sich, wie man ihm anfangs riet, hätte entschließen können, die Statthalter Othmans, welche die Empörung hauptsächlich veranlaßt hatten, in ihren Stellen zu lassen und so den drohenden Sturm zu beschwören. Durch ihre Absetzung trieb er sie zum Äußersten. Muawia besonders ergriff gleich anfangs alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, um den ihm von jeher verhaßten Ali zu stürzen, und da die syrischen Truppen ihrem seitherigen Anführer unbedingt ergeben waren, zu Ali aber, der alles von sich und seinem Gotte erwartete und ihrer daher nicht bedurfte, natürlich kein Vertrauen fassen konnten, so war es für jenen nicht schwer, den Kampf gegen den neuen Kalifen zu wagen. Muawia war ein Urenkel Omejjahs, ein Sohn jenes Abu Soffian, der mit seinem leidenschaftlichen Weibe

Henda in der Schlacht bei Ohod gegen den Propheten und seine Anhänger gewütet hatte. Muawia gebrauchte Othmans blutiges Hemd auf die nämliche Weise und mit demselben Erfolge bei seinen Predigten, wie einst Antonius Cäsars Toga bei seiner Rede an das römische Volk. Auch des Propheten Witwe, Aïscha, welche bei den Gläubigen sehr viel galt, erklärte sich nun öffentlich gegen Ali, wie sie ihm von jeher Feindin gewesen war. Selbst Tulha und Zubeir, die angesehensten von allen Moslemin, welche beide für sich selbst nach dem Kalifat gestrebt hatten, fielen von Ali ab, nachdem sie ihm anfangs notgedrungen gehuldigt hatten. Dagegen blieben demselben alle diejenigen treu, welche Mohammed nur als Propheten, nicht als Stifter eines weltlichen Reiches verehrten.

Ali wandte sich zuerst nach Irak, wohin Aïscha, Talha und Zubeir sich begeben hatten. Bei Chureiba, einem Städtchen unweit Baßra, traf er mit diesen zusammen, und es kam daselbst zu einer blutigen Schlacht, welche den Namen der Kamelschlacht erhalten hat, weil Aïscha auf einem Kamele mitten unter den Streitern war, um ihre Anhänger anzufeuern (657). Ihre Sänfte, welche von dem Kamel getragen wurde, starrte von abgeschossenen Pfeilen „wie ein Stachelschwein“ und wurde mit äußerster Hartnäckigkeit verteidigt. Nach einem schrecklichen Kampfe jedoch, in welchem der geringsten Angabe zufolge 10 000 Moslemin fielen, errang Ali den Sieg. Auch Talha und Zubeir verloren das Leben, Aïscha aber wurde gefangen. Der edle Ali behandelte sie, obgleich sie seine unversöhnliche Feindin war, mit Achtung und Schonung; sie ward auf seinen Befehl von ihrem Bruder, dem oben genannten Mohammed, nach Baßra und von dort durch Sklavinnen in Männerkleidung nach Medina gebracht. Schon vor und während der Schlacht hatte Ali seinen Truppen verboten, unnötigerweise Blut zu vergießen; nach derselben begnadigte er viele seiner heftigsten Gegner unter den Gefangenen.

Ali war jetzt Herr von ganz Arabien, Irak und Khorasan sowie von Ägypten, wo sein Statthalter Kais ihm nach und nach fast überall Anerkennung verschafft hatte. Noch war aber Muawia zu besiegen, und dieser war der gefährlichste Gegner, weil er ein ordentliches Heer und regelmäßige Einkünfte besaß, auch an dem zu ihm übergetretenen Amru einen erfahrenen Ratgeber und Feldherrn hatte. Er zog dem heranrückenden Ali mit wenigstens 80 000 Mann entgegen. Bei Rakka am Euphrat in der Ebene Siffin trafen beide Heere, die sich an Zahl fast gleich waren, zusammen. Hier lagen sie viele Monate lang einander gegenüber und lieferten sich so viele kleinere Treffen, daß von Alis Truppen nach und nach 25 000 und von seiten Muawias 45 000 Mann geblieben sein sollen. Man hat diese Kette von Kämpfen

treffend als die Schlacht von 110 Tagen bezeichnet. Betrübt über den Untergang so vieler Gläubigen, bot Ali seinem Gegner einen Zweikampf an, dieser wies aber die Herausforderung zurück, obwohl Amru ihn anzufeuern suchte. Endlich neigte sich der Vorteil mehr auf Alis Seite, und nun betrat Muawia, am glücklichen Ausgang des Kampfes verzweifelnd, den Weg schlauer List. Auf Amrus Rat hefteten seine vordersten Krieger Korane auf ihre Lanzenspitzen, um Alis Anhänger an die Gemeinsamkeit des Glaubens zu erinnern. Die Gegner hielten inne; es kam zu einem Waffenstillstand und zu neuen Unterhandlungen. Endlich machte Muawia seinem Gegner den Vorschlag, durch einen schiedsrichterlichen Ausspruch entscheiden zu lassen, wer nach den Vorschriften des Korans Kalif sein solle. Wohl merkte Ali, daß dies nur eine List sei, um eine weitere für Muawia gewiß nachteilige Entscheidung durch die Waffen abzuwenden und unter des Kalifen Truppen Zwietracht zu erwecken; allein er ward durch einen Teil seines Heeres, welchen Muawia hatte bearbeiten lassen, zur Nachgiebigkeit gezwungen. Ebendieselben Verräter setzten durch, daß Alis Heer einen Mann zum Schiedsrichter ernannte, der entweder insgeheim gegen Ali verschworen oder leicht zu überlisten war, während von Muawias Heer der schlaue Amru gewählt wurde. Viele von Alis Truppen waren mit der getroffenen Wahl oder mit der ganzen Sache überhaupt unzufrieden, und es brach auf diese Weise die von Muawia beabsichtigte Zwietracht aus.

Die Schiedsrichter kamen überein, sowohl Ali, als Muawia für abgesetzt zu erklären, und Abu Musa, der von Alis Seite erwählte Schiedsrichter, machte den beiden versammelten Heeren feierlich bekannt, daß er Ali des Kalifats entsetze. Amru aber, statt dieselbe Erklärung auch in betreff Muawias auszusprechen, sagte den Truppen: „Ihr habt gehört, daß selbst Alis Schiedsrichter ihm das Kalifat genommen hat; auch ich thue dies und ernenne hiermit Muawia als den allein rechtmäßigen Nachfolger des Propheten zum Herrscher.“ Ali erkannte zwar diese Entscheidung nicht an und beschloß, den Betrug, den man ihm gespielt, mit dem Schwerte zu rächen; allein ein Teil seines Heeres fiel von ihm ab; Amru, welchem Muawia zur Belohnung die Provinz Ägypten mit einer Art von Unabhängigkeit verlieh, vertrieb sogleich Alis neuen Statthalter Mohammed, Sohn Abu Bekrs, von dort; auf der Flucht wurde derselbe getötet und seine Leiche zu schmählichem Hohn mit dem Wanst eines Esels verbrannt. Bald erhielt Muawia auch in Irak und in Arabien die Oberhand. Eine Schar Fanatiker unter Alis Truppen sah jede Art von Schiedsgericht für eine irreligiöse Maßregel an, weil alle Zweifel nur aus dem Koran entschieden werden müßten; diese Fanatiker, denen man den Namen Charidschiten

d. i. Ausgetretene oder Empörte gab, trennten sich daher von Ali und erklärten sowohl ihn als Muawia für Ungläubige. Sie wurden zwar von Ali durch Waffengewalt zerstreut, im Kampfe mit Muawia aber zog er überall den kürzeren. Dieser gewann Mekka, Medina und ganz Jemen; er fügte dem Kanzelgebet eine Verfluchung Alis und der Seinigen bei; ein Brauch, den erst der milde Omar II. wieder abschaffte. Endlich verbanden sich drei fanatische Moslemin zur gewaltsamen Beilegung des unter den Gläubigen ausgebrochenen Bürgerkrieges. Sie schworen in der Moschee zu Mekka einander zu, der verderblichen Zwietracht und dem Zustande der Ungewißheit dadurch ein Ende zu machen, daß sie die drei Urheber des Übels, Ali, Muawia und Amru, in ihren drei Wohnsitzen Kufa, Damaskus und Fostat an einem und demselben Tage und zwar während des Frühgebets ermordeten. Der eine von ihnen, Burak, nahm Muawia über sich; der andere, ein Ägypter namens Abd er Rahman, Ali; der dritte endlich, Amru der Sohn Bekrs, den ägyptischen Statthalter Amru. Muawia ward von Burak bloß verwundet; Amru entkam dem Tode dadurch, daß sein Mörder aus Irrtum statt seiner einen andern tötete; Ali dagegen ward beim Eintritt in die Moschee von Abd er Rahmans Dolch getroffen und starb zwei Tage nachher (661). Seine erste Gattin, Fatima, die Tochter des Propheten, war schon lange vor ihm aus dem Leben geschieden. Die vier ersten Kalifen hatten zusammen 29 Jahre geherrscht. Unter ihnen hatte Medina als Sitz der Herrschaft gegolten; Ali und seine Nachkommen stützten sich zeitweise auf das rasch aufgeblühte Kufa, dessen Einwohner die ganze Erregbarkeit, aber auch den Wankelmut einer großstädtischen Bevölkerung kundgaben.

5. Geschichte des Arabischen Reiches von Alis Tod bis zur Eroberung von Spanien.

Nach Alis Tode huldigten seine Anhänger sogleich dem ältesten seiner Söhne, Hasan, und es sammelte sich in Irak um diesen bald ein Heer von 40 000 Mann, auch ein erprobter Feldherr, Kais, der frühere Statthalter von Ägypten, stand ihm zur Seite. Hasan war aber zu schlaff, als daß er gegen den kräftigen und entschiedenen Muawia hätte bestehen können, und zugleich, wie sein Vater, von beschaulichem Wesen und zu sehr vom Gefühl der Nichtigkeit aller menschlichen Dinge erfüllt, als daß er, was auch sein Vater nie gekonnt hatte, sich seinen Anhang hätte erhalten können. Er verlor, als ein Teil seiner Truppen beim ersten Zusammenstoß mit Muawias Heer geschlagen wurde, den Mut völlig, ward dann von seinen eigenen Leuten mißhandelt und ließ sich daher schon nach wenigen Monaten in

Unterhandlungen ein. In einem förmlichen Vertrag entsagte er seinen Ansprüchen an das Kalifat und erhielt dafür volle Begnadigung für alle seine Verwandten und Freunde sowie eine bedeutende Summe aus dem Staatsschatz und die Zusage eines jährlichen Gehaltes. Er gab aber, als Muawia auf Amrus Rat eine öffentliche Erklärung von ihm verlangte, diese auf eine solche Weise, daß er dadurch seinen und seiner Familie Untergang herbeizog; denn er verkündete in Kufa den versammelten Moslemin, daß er nur aus Überdruß der Herrschaft und um weiteres Blutvergießen zu verhindern, abdanke. Muawia erkannte in diesem Ausspruch einen Vorbehalt der Ansprüche von Hasans Familie an das Kalifat; er erklärte daher, daß dadurch der geschlossene Vertrag gebrochen und somit auch für ihn nicht länger bindend sei. Hasan begab sich nach Medina, wo er sich durch fromme Beschäftigungen und verschwenderische Wohlthätigkeit auszeichnete. Er starb sieben oder acht Jahre später, vielleicht auf Muawias Veranstaltung vergiftet, gab aber noch in seinen letzten Augenblicken Zeugnis von dem edlen Sinne, der ihn bei der Abdankung geleitet hatte. Er bat nämlich seinen Bruder Husein, seinen Tod nicht zu rächen, indem er sagte: „Das Leben dieser Welt besteht aus Nächten, welche dahinschwinden. Laß meinen Mörder gehen, bis er und ich uns vor Gott treffen.“ Auch sonst erscheint er in einzelnen Erzählungen, die vorzugsweise bei den Schiiten beliebt waren, als ein Musterbild erbaulicher Sinnesart und frommer Entsagung.

Mit Muawia I., der die Herrschaft in seiner Familie erblich machte, kam das Kalifat an das Haus der Omejjaden (661). Diese Familie, zu welcher auch Othman gehört hatte, von jeher den Nachkommen Haschims feindselig, stammte von Abd Schems, dem Zwillingsbruder Haschims, ab und erhielt jenen Namen von Omejja, dem Sohne Abd Schems. Muawias Regierungsantritt bezeichnet insofern eine Änderung, als mit ihm das geistliche Prinzipat aufhörte. Er verlegte den Sitz der Regierung nach Damaskus. Zunächst hatte er das Glück, daß der Tod ihn bald von dem einzigen Mann, der ihm hätte gefährlich werden können, dem Statthalter von Ägypten, Amru, befreite. Dieser große Feldherr sollte die Eroberung Nordafrikas, die seit fünfzehn Jahren ins Stocken geraten war, wieder aufnehmen; aber er fühlte keine Lust mehr zu neuen Thaten und starb voll bitterer Reue, daß er meist nicht nach dem Willen Gottes gehandelt habe (664). Okba, welchem Muawia einige Zeit nachher die Stelle desselben übertrug, setzte den Kampf gegen das westliche Afrika mit Glück fort; wir werden aber seine Unternehmungen erst später im Zusammenhang mit den Begebenheiten darstellen, welche die Ausbreitung des Islams bis nach Spanien hin zur Folge hatten.

Schon unter dem ersten Omejjaden von Damaskus nahm der dortige Herrschersitz, im Gegensatze zu dem schlichten Auftreten der Kalifen von Medina, das Wesen eines Hoflagers mit äußerem Glanz und geistigem Luxus an; nur äußerlich wurde der priesterliche Charakter beibehalten und das an jedem Freitag vorzutragende Kanzelgebet blieb eine wesentliche Verrichtung des Fürsten der Gläubigen. Muawia hatte viele Feinde unter den Moslemin, da nicht wenige der Familie Alis als den Nachkommen Mohammeds anhingen und Muawia der Sohn jenes Abu Soffian war, der einstmals dem Propheten den Tod geschworen. Zur Unterdrückung dieser Gegner glaubte Muawia nichts Besseres thun zu können, als daß er Zijad, Alis Statthalter im östlichen Persien, einen der verschlagensten und grausamsten Menschen seiner Zeit, welcher den neuen Kalifen anfangs nicht anerkannt hatte, nachher aber die Treue gegen seine Grundsätze dem Glücke opferte, nicht allein in seiner Statthalterschaft bestätigte, sondern ihm auch den Westen von Persien noch dazu gab. Um diesem Manne, der als Sohn einer Sklavin verachtet war, größeres Ansehen zu verschaffen, erklärte ihn Muawia durch eine erdichtete Behauptung für einen Nebensohn Abu Soffians und somit für seinen eigenen Bruder. Zijad machte es sich zur Aufgabe, die Anhänger von Alis Familie mit dem Schwerte auszurotten; er verfuhr mit der grausamsten Rücksichtslosigkeit und Härte und führte zuerst unter den Mohammedanern jene despotische Willkür ein, welche von uralter Zeit her in den Reichen des Orients einheimisch war und bis zur gegenwärtigen Stunde auch in den mohammedanischen Staaten herrschend geblieben ist. Er umgab sich mit einer Leibwache, machte aus der Verwaltung und der Rechtspflege eine bloße Polizeithätigkeit und ließ nicht nur alle Verdächtigen, sondern auch stets die Verwandten und Freunde derselben umbringen. Samorah, welcher gewissermaßen die rechte Hand Zijads war, zeigte sich noch grausamer als dieser: er ließ, während Zijad ein halbes Jahr von Baßra abwesend war, dort nicht weniger als 8000 Menschen töten. Auf solche Weise bekämpft man jedoch den Fanatismus umsonst; denn dieser wird durch grausame Verfolgung noch mehr entzündet und erstirbt nur dann, wenn man ihn ruhig an sich selbst nagen läßt. Muawia sah dies vielleicht ein und beschloß deshalb, dem Fanatismus durch auswärtige Kriege einen Ableiter zu geben. Er ließ die Eroberungen nicht nur in Afrika und im fernen Osten fortsetzen, sondern griff auch das Byzantinische Reich in seinem Herzen selbst an.

Okba kämpfte, wie sich unten zeigen wird, mit Glück in der Berberei. Im Osten drangen die Mohammedaner erobernd bis nach Buchara und Samarkand und bis zum Indusfluß vor. Mit dem byzantinischen

Kaiser Constans hatte Muawia früher, um gegen Ali freie Hand zu behalten, einen schimpflichen Waffenstillstand geschlossen. Sobald er aber Alleinherrscher geworden war, brach er diesen, und Kleinasien konnte von ihm damals um so leichter mit Plünderungen heimgesucht werden, da der Kaiser sich zur Bekriegung der Langobarden nach Italien begeben hatte und die rohen griechischen Mietstruppen in Asien sich mit den Arabern zur Beraubung des Landes verbanden. Diese Raubzüge dauerten unter Constans' Sohne, Constantinus Pogonatus, nicht nur fort, sondern die Araber suchten auch die Seeküsten des Reiches heim. Sie fuhren bis nach Sizilien, von wo sie Tausende von Menschen wegschleppten, und setzten sogar sieben Jahre nacheinander in der Nähe von Konstantinopel Truppen ans Land, um die Hauptstadt des Reiches anzugreifen (669—675). Diese Angriffe, welche man oft fälschlich eine siebenjährige Belagerung von Konstantinopel genannt hat, blieben jedoch ohne Erfolg, weil Stürme und Mangel den Arabern großen Schaden zufügten und die Griechen durch die kurz vorher gemachte Erfindung des sogenannten griechischen Feuers ein unerwartetes Rettungsmittel erhielten. Ein syrischer Grieche, Kallinikos, hatte nämlich eine Mischung entdeckt, welche, auf die feindlichen Schiffe geworfen, sich entzündete, dieselben in Brand steckte und besonders dadurch sehr zerstörend wirkte, daß sie sogar unter dem Wasser fortbrannte. Unter den 30 000 Arabern, die nach und nach vor Konstantinopel den Tod fanden, ist der berühmteste Ejub, der in der Schlacht bei Bedr mitgefochten hatte. Seinen Namen führt noch heute eine fast nur von Türken bewohnte Vorstadt und an der angeblichen Stelle seines Grabes steht die Moschee, in welcher der Sultan bei seiner Thronbesteigung mit dem Schwert Osmans gegürtet wird.

Da Muawia seinen Sohn und künftigen Thronerben, Jezid, an den Zügen gegen Konstantinopel hatte teilnehmen lassen, so war er erst spät und nach bedeutenden Verlusten zum Aufgeben des erfolglosen Unternehmens zu bewegen. Er schloß im Jahre 678 mit Constantin einen Frieden, von dessen Bedingungen wir aber nur soviel erfahren, daß der Kalif sich auf dreißig Jahre zu einem jährlichen Tribut an den Kaiser verstehen mußte. So endete das Kalifat des ersten Omejjaden mit einer Niederlage, die dadurch noch verstärkt wurde, daß die Reste des Heeres beim Rückzuge umkamen, und daß das Reich durch die fortgesetzten Angriffe der am Libanon seßhaften christlichen Maroniten erheblich geschwächt wurde.

Jezid I., welcher einige Jahre nachher beim Tode seines Vaters (680) Kalif wurde, war zwar schon früher zum Thronfolger ernannt worden, viele Gläubigen hatten aber dieses Erbrecht nur gezwungen

anerkannt, und besonders waren Alis Nachkommen und die anderen Haschimiten ihm feind. Wäre Hasans Bruder Husein, auf welchen der Fatima Erbe übergegangen war, ebenso klug und gewandt gewesen, als er edel, fromm und von großer Herren Art war, so würde wohl Jezid, der, wenigstens in jungen Jahren, der Trunkenheit ergeben und nur auf Lust bedacht war, ihm haben weichen müssen; aber Husein vergaß, daß die Dinge der Welt nicht nach den Gesetzen des Himmels verwaltet werden können, weil die Bürger beider Reiche sehr voneinander verschieden sind, und unterlag infolge dieses Irrtums seinem Gegner. Die unruhigen Irakaner luden ihn bald nach Muawias Tode nach Kufa ein, um ihn zum Kalifen auszurufen. Er folgte ihrer Aufforderung, ehe noch die zuverlässigeren Anhänger seines Hauses sich gesammelt hatten, ungeachtet seine besten Freunde ihn warnend daran erinnerten, daß die nämlichen Irakaner durch ihren Wankelmut seinen Vater und seinen Bruder ins Verderben gestürzt hatten. Ein von ihm vorausgesandter Freund, Muslim, fand zwar anfangs Unterstützung in Kufa, Ubeid Allah aber, der Sohn des grausamen Zijad, zog durch Künste der Verführung die wankelmütigen Irakaner bald wieder von ihm ab, nahm Muslim gefangen und ließ ihn hinrichten. Auf die Nachricht davon ward Husein, der bereits nach Kufa unterwegs war, von dem größten Teil seiner Truppen verlassen. Bald nachher wurde er von dem ihm entgegengeschickten Heere Ubeid Allahs so eng eingeschlossen, daß ihm nur die Wahl blieb, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben oder kämpfend zu fallen. Sein Schicksal voraussehend, beschloß er, den Tod des Helden zu sterben. Vergebens bat er seine Begleiter, ihn zu verlassen und ihr Leben zu retten; sie erklärten, sein Los teilen zu wollen. Er brachte dann die Nacht mit ihnen betend zu und richtete seine verzweifelnde Schwester Zeinab durch den Trost der Religion auf, indem er zu ihr sagte: „Schwester, laß dir nicht durch den bösen Geist den Mut rauben! Traue auf Gott allein und verlaß dich auf den Trost, der von ihm kommt! Wisse, daß alles Volk der Erde sterben muß und das Heer der Himmel nicht bleibt, daß alle Dinge vergehen; aber die Gegenwart Gottes, der alle Dinge durch seine Allmacht geschaffen hat und sie wiederbringen wird, vergehet nicht. Mein Vater, meine Mutter und mein Bruder waren besser als ich; sie und jeder Moslem haben ein Beispiel an dem Apostel Gottes". Am anderen Morgen begannen Husein und seine zweiundsiebzig Gefährten, durch ihre Zelte und durch Gräben gedeckt, den Kampf gegen die Tausende ihrer Feinde. Sie fochten bis zum Mittag; vergebens erinnerte er die Irakaner daran, daß sie selbst ihn, den Enkel Mohammeds, herbeigerufen hatten; alles was er verlangte, war eine Stunde Rast, um sein Gebet zu verrichten. Hierauf begann der

Verzweiflungskampf aufs neue; sie erlagen der Ermüdung und starben insgesamt den Heldentod (680). Mit Husein, dessen Todestag noch gegenwärtig an seiner Begräbnisstätte durch ein jährliches Trauerfest gefeiert wird, fielen damals die hochherzigsten und edelsten Männer Arabiens, die Stütze der Religion ward erschüttert und alle wahrhaft Frommen jammerten. Huseins Haupt wurde dem rohen Ubeid Allah überschickt, der sogleich mit einem Stabe gegen den Mund desselben schlug. „Laß dies!" rief ihm ein dabeistehender alter Mann zu; „denn an diesem Munde habe ich einst die Lippen des Propheten hängen gesehen." Jezid ließ die gefangenen Frauen und Kinder Huseins mit Achtung behandeln und nach Medina bringen, wo sie und ihre Nachkommen ein zurückgezogenes Leben führten. Sie vermehrten sich sehr und erhielten später in allen mohammedanischen Ländern besondere Ehrenrechte; ihre Zahl nahm aber noch mehr durch Betrüger zu, die sich für Nachkommen des Propheten ausgaben, um eine Rolle zu spielen oder um ihr Scepter mit dem Glanze einer gewissermaßen heiligen Herkunft zu umgeben. Einige begeisterte Sekten unter den Schiiten nahmen die Meinung an, es wirke der göttliche Geist selbst in den Stammeshäuptern von Alis Geschlechte fort, und es werde einer derselben als der Mahdi (Almahdi) auftreten; ein Begriff, der an den jüdischen Messias oder an den christlichen Paraklet erinnert. Vor allem wurde später solche Verehrung dem siebenten Nachfolger Alis, Ismail, von den Ismailiten zu teil.

Huseins Untergang und die Grausamkeit, mit welcher die Anhänger der Familie des Propheten verfolgt wurden, zog zunächst eine Empörung der Mekkaner nach sich, die sich auch nach Medina verbreitete. Die Rebellen erklärten Jezid für abgesetzt und riefen Zubeirs Sohn, Abdallah, zum Kalifen aus. Jezid schickte, nachdem er zuerst vergebens Unterhandlungen versucht hatte, ein Heer unter Muslim nach Arabien. Dieser eroberte Medina und gab es drei Tage lang der ungezügelten Wut seiner Truppen preis: die heilige Stadt erlitt alle Greuel, die sich die rohesten ungläubigen Horden hätten erlauben können. Unmittelbar nachher ward auch Mekka von Jezids Soldaten belagert und der Tempel der Kaaba durch Brennstoffe und schwere Steine, die sie mit Wurfmaschinen gegen die Stadt schleuderten, zur Hälfte zertrümmert. Auch Mekka würde wohl in ihre Hände gefallen sein, wenn nicht die Nachricht von Jezids Tode (683) angelangt wäre und die Belagerer zur Rückkehr nach Syrien bewogen hätte. Abdallah wurde hierauf in Arabien und bald nachher auch in Irak und Khorasan als Kalif anerkannt.

Jezid hatte den Thron seinem jungen Sohne, Muawia II., hinterlassen; dieser war aber durch seinen Erzieher, einen geheimen Schiiten,

zu der Überzeugung gebracht worden, daß die Herrschaft der Omejjaden eine unrechtmäßige sei. Er fand daher die Übernahme des Kalifats gegen sein Gewissen und erlaubte sich keine einzige geistliche oder weltliche Handlung, die dem Oberhaupte der Gläubigen zukam. Überdies starb er schon wenige Monate nach seinem Vater. Jetzt stellte sich ein entfernter Anverwandter Muawias, der Urenkel Omejjas, Merwan I., welcher unter Jezid Statthalter von Medina gewesen war, an die Spitze des wankenden Herrscherhauses. Er ließ sich als Reichsverweser für Muawias II. jungen Bruder, Khaled, dessen Mutter Merwan bald nachher heiratete, von den Anhängern der Omejjaden huldigen; doch stand es mit der Sache seines Hauses so schlimm, daß er selbst anfangs mit dem Gedanken umging, Abdallah als Kalifen anzuerkennen. Er hatte nicht nur mit diesem, sondern auch mit ehrgeizigen Männern seiner eigenen Partei zu kämpfen und ward schon zwei Jahre nach Muawias II. Tode ein Opfer seiner eigenen Herrschsucht. Als er nämlich seinen Sohn Abd Almalik auf Kosten Khaleds zu seinem Nachfolger erklärte, schaffte ihn seine eigene Gattin, die Mutter des letzteren, aus der Welt (685).

Abd Almalik, der sich sogleich der Herrschaft bemächtigte, war weit mehr als sein Vater geeignet, einen Thron auf Leichen zu gründen, und fand an dem furchtbaren Haddschadsch ein vollkommenes Werkzeug seines Willens. Den Unterschied zwischen ihm und seinem Vater können zwei Anekdoten am besten deutlich machen. Der letztere soll, als ihm die Besiegung eines gefährlichen Gegners verkündet und das Haupt desselben überreicht wurde, ausgerufen haben: „O ich alter Mann, der ich nur noch Gebein ohne Fleisch bin und bald in nichts versinke, muß ich noch solche Heere vereinigen, die einander vernichten!“ Vom Sohne dagegen erzählt man, daß er, als ihm die Nachricht von des Vaters Tode überbracht wurde, den Koran, in welchem er gerade gelesen hatte, sogleich beiseite legte, indem er ausrief: „Fahre hin, Buch, ich habe nun mit dir nichts mehr zu schaffen!“

Das Mohammedanische Reich schien bei Abd Almaliks Regierungsantritt zerfallen zu wollen; denn nicht nur behaupteten zwei Kalifen, er selbst in Syrien, Abdallah in Arabien, die Herrschaft, sondern auch in Kufa warf sich Muchtar, vorgeblich für Alis jüngeren Sohn Mahdi Mohammed, zum Gebieter auf. Außerdem hatten sich in Irak auch die Charidschiten (s. Seite 58 f.) wieder erhoben; sie wurden zwar durch Abdallahs Feldherrn Muhallab nach einem förmlichen Kriege gleich anfangs zerstreut, sammelten sich aber bald wieder und erregten von neuem Unruhen. In allen Teilen des Reiches herrschte Verwirrung und Zwietracht, in allen floß das Blut der Gläubigen in Strömen: Abd Almalik übte in Syrien und Ägypten, Abd-

allah in Arabien, Persien und anderen ihm unterworfenen Provinzen Grausamkeiten; Muchtar aber mordete in Irak alles, was auch nur entfernten Anteil an Huseins Tode gehabt hatte, so daß auf seinen Befehl über 50 000 Menschen durch Henkers Hand gestorben sein sollen. Muchtar hatte gleich anfangs das Glück, daß sein tüchtiger Feldherr Ibrahim am Flusse Zab (dem Lykos der Griechen, der unterhalb des alten Ninive in den Tigris geht) ein Heer, welches Abd Almalik gegen ihn schickte, aufs Haupt schlug. Als ihn aber der andere Kalif, Abdallah, von Baßra aus durch seinen Bruder Mussab und von Persien her durch seinen Feldherrn Muhallab angreifen ließ, ward er völlig besiegt. Er rettete sich in das befestigte Schloß von Kufa, wurde aber sogleich eng eingeschlossen und blieb bei einem Ausfall. Ein Kampf mit den von neuem sich erhebenden Charidschiten beschäftigte nach Muchtars Besiegung die Truppen Abdallahs noch drei Vierteljahre lang in Persien und am Euphrat.

Abd Almalik, welcher unterdessen mit den in Syrien einbrechenden Byzantinern Krieg geführt hatte, schloß, als die Charidschiten durch Muhallab besiegt wurden, schnell Frieden mit dem griechischen Kaiser Justinian II., der mit Hilfe seines tapferen Leontius große Erfolge in Armenien errungen hatte (686) und zog dann gegen Abdallahs Truppen nach Irak. Er wußte die wankelmütigen Bewohner dieses Landes zum Verrat zu verführen, so daß Mussab, als er eine Schlacht gegen ihn wagte, ein Opfer der Treulosigkeit seiner eigenen Leute ward (690). Mussab zog, sobald er alles verloren sah, den Tod der Schande vor; er stürzte sich in das Gewühl der Schlacht, nachdem er seinen Sohn Isa vergebens beschworen hatte, sich durch die Flucht zu retten. „Die Frauen des Kureïschiten-Stammes“, sagte Isa, „sollen mir nicht nachreden, daß ich meinen Vater verlassen habe.“ Vater und Sohn, beide gleiches Sinnes, fanden dann einen gleichen Tod. Die ganze Provinz Irak fiel an den syrischen Kalifen zurück, zu welchem auch Muhallab mit seinen Truppen überging.

Abd Almalik verweilte vierzig Tage in Kufa und beschloß hierauf, seinen Nebenbuhler Abdallah im Herzen seines Reiches anzugreifen; er schickte ein Heer unter Haddschadschs Führung gegen Mekka. In diesem Feldherrn, welcher damals seine blutige Rolle zu spielen begann, hatte Abd Almalik einen Mann gefunden, der für ihn dasselbe wurde, wie Zijad für Muawia gewesen war. Haddschadsch war tapfer und gerecht, dabei aber so unerhört grausam, daß sein Charakter uns, die wir unter einem anderen Himmel und in einem anderen Volke geboren sind, Schauder erregt und unbegreiflich vorkommt. Sogar Haddschadschs Landsleute haben zur Bezeichnung seines Wesens die Fabel ersonnen, daß er als Kind Blut statt der Muttermilch getrunken

und darum später keinen Tag ohne Blutvergießen habe zubringen können. Er selbst nannte sich den härtesten und bittersten der Pfeile aus dem Köcher Abd Almaliks. In Arabien, wo bei seiner Ankunft die Stadt Medina bereits durch einen andern Feldherrn der Omejjadischen Kalifen erobert war, wandte er sich geradeswegs gegen Mekka und schloß dasselbe mit seinem Heere ein. Mit gänzlicher Rücksichtslosigkeit wütete er durch seine Wurfmaschinen gegen heilige und unheilige Gebäude, während er den Bewohnern der Stadt jede Zufuhr abschnitt. Verzweifelnd wanderten die Mekkaner scharenweise aus, und selbst zwei Söhne Abdallahs gingen zum Feinde über. Der 73jährige Kalif sah sich bald rettungslos verloren; angefeuert von seiner beinahe hundert Jahre alten Mutter, die eine Tochter Abu Bekrs war, beschloß er, wenigstens sein Leben recht teuer zu verkaufen. Er machte mit der kleinen Schar seiner Getreuen einen Ausfall und fiel tapfer kämpfend. Die Stadt ward unmittelbar darauf von Haddschadsch besetzt, und ganz Arabien huldigte dem syrischen Kalifen (692). Wenige Monden nachher ward auch der Statthalter von Chorasan, welcher allein von allen Beamten Abdallahs den Überwinder desselben nicht als Herrscher anerkennen wollte, besiegt, und das ganze Mohammedanische Reich huldigte nun dem Omejjaden Abd Almalik.

Haddschadsch, welcher als Statthalter in Arabien blieb und auf Abd Almaliks Befehl den Tempel der Kaaba wiederherstellen ließ, befestigte die Ruhe des Landes durch die härtesten Maßregeln. Als zwei bis drei Jahre nachher die stets unruhigen Irakaner sich von neuem empörten, ward er gegen sie geschickt, weil Abd Almalik in ihm den rechten Mann für die Unterdrückung der Rebellen erkannt hatte. Haddschadsch schaffte wieder Ruhe, aber eine Ruhe wie Grabesstille, obgleich die Angabe, daß er während seines Aufenthalts in Arabien und Irak 120 000 Männer durchs Schwert, 50 000 im Kerker und nicht weniger als 30 000 Weiber habe sterben lassen, gewiß im höchsten Grade übertrieben ist. Auch die Charidschiten und den rebellischen Statthalter von Madain mußte Haddschadsch in den persischen Ländern bezwingen. Es gelang ihm erst nach einigen Jahren. Kaum schien auf diese Weise die Ruhe hergestellt, als der von Haddschadsch eingesetzte Statthalter von Sedschestan, Abd er Rahman, sich empörte. Dieser drang erobernd bis Baßra und Kufa vor, brachte dem sieggewohnten Haddschadsch einige Niederlagen bei und wurde zuletzt nur nach großen Anstrengungen überwältigt. Haddschadsch blieb zwanzig Jahre lang Statthalter von Irak und beherrschte von dort aus den Orient ganz unumschränkt, so daß er Statthalter über die Provinzen bestellte und, ohne den Kalifen zu fragen, Kriegszüge in entfernte Gegenden unternehmen ließ.

Nachdem die östlichen Provinzen endlich dauernd beruhigt waren, konnte Abd Almalik an die Erweiterung des Reiches im Westen denken. Er bekriegte die Byzantiner in zwei voneinander weit entlegenen Gegenden, in Kleinasien und Armenien einerseits und in Nordafrika andererseits. Die Unternehmungen in den zuerst genannten Ländern können übergangen werden, weil sie mit wechselndem Glücke und ohne ein bleibendes Endergebnis geführt wurden, die durch sie zunächst erreichte Eroberung von Süd-Armenien durch die Araber war nicht gesichert; anders verhält es sich mit dem Kriege in Afrika, wo Abd Almalik die völlige Unterwerfung des Landes und die Ausbreitung des Islams nach Europa vorbereitete. Nachdem Amru schon unter Omar und Othman bis nach Tripolis vorgedrungen und mit den Stämmen der Berber in Verbindung getreten war, hatte der Krieg in Afrika über fünfzehn Jahre lang wenig Fortgang. Inzwischen hatte der große Feldherr Amru, der wiederum das einst von ihm eroberte Ägypten verwaltete, ein hohes Alter erreicht und war, wie bereits angegeben, durch den Gedanken an die unheiligen Lebensziele, die er verfolgt habe, verdüstert und zerknirscht; ihm war es nicht beschieden, den Zug nach Westen weiterzuführen. Bald nach seinem Tode zog Okba, den Muawia zum Feldherrn ernannt, nach dem Lande Fezzan und plünderte dasselbe aus; er erweiterte sodann die Herrschaft der Araber bis in den heutigen Staat Tunis, wo er, im Süden des gleichnamigen Hauptortes, die Bewohner der von einem seiner Vorgänger weiter östlich angelegten Stadt **Kairawan** ansiedelte und so diese arabische Hauptstadt von Nordwest-Afrika neu gründete. Er hatte Lage und Gegend so gut gewählt, daß Kairawan, welches noch jetzt nach Tunis die wichtigste Stadt des Landes ist und als ein heiliger Ort angesehen wird, den ganzen Karawanenhandel des Innern an sich zog und eine der größten Städte des Arabischen Reiches ward. Okba war später sogar noch bis an die Ostgrenze von Marokko vorgedrungen. Ja, wenn wir einer nicht ganz erwiesenen Angabe Glauben schenken dürften, so wäre er (um 680) zuerst von den Mohammedanern, in der Nähe des Vorgebirges Ger, bis an die Küste des Atlantischen Oceans gelangt. Hier angekommen, ritt er, wie es heißt, in das Meer hinein, bis das Wasser seinem Pferde an den Hals reichte, worauf er mit dem Ausruf umkehrte: „Gott, du bist mein Zeuge, daß ich nicht weiter kann; wenn das Meer mir nicht eine Grenze setzte, so würde ich nicht rasten, bis ich alle Völker der Erde deinen Geboten unterworfen hätte."

Okba beging den großen Fehler, daß er gegenüber den Berbern Amrus Politik aufgab. Er machte sich nämlich die Beschützung der ansässigen Einwohner des Landes zur Hauptaufgabe und reizte dadurch die Berber gegen sich. Diese verbanden sich darauf mit den Griechen,

Okba ward mit seinen Truppen geschlagen, und Kairawan ging nebst allen im Westen von Barka gemachten Eroberungen wieder verloren (682). Diese Niederlage wurde zwar im Jahre 684 durch einen Sieg über denselben Berberstamm, welcher Okbas Heer vernichtet hatte, blutig gerächt; allein erst elf Jahre später konnte Abd Almalik an die Wiedereroberung der verlorenen afrikanischen Länder denken. Er schickte Hasan mit einem großen Heere nach Afrika, und dieser richtete seine Waffen nicht, wie sein Vorgänger, zuerst gegen die Berber, sondern gegen die griechischen Küstenstädte. Er drang erobernd vor, nahm die griechischen Städte der Provinz Afrika ein, gewann Kairawan wieder und wandte sich dann erst gegen die Berber, weil dieselben sich von neuem mit den Griechen verbunden hatten. Die Berber wurden damals von einem kriegerischen Weibe, Kahina oder Damia, beherrscht, die sich das Ansehen einer Prophetin gegeben und viele Stämme ihrer Nation in ein Ganzes zu vereinigen gewußt hatte. Diese schlug in Verbindung mit den Griechen Hasan aufs Haupt, so daß derselbe sich bis nach Barka zurückziehen mußte. Sie fiel aber dann mit ihren Horden verwüstend über alle Städte und Pflanzungen her, um das Land als eine Einöde unzugänglich zu machen, geriet darüber mit den Griechen in Feindschaft und ward, als Hasan wieder erschien, von diesem besiegt und getötet. Hasan besetzte von neuem alle früher eroberten Gegenden, diesmal auch die Hauptstadt Karthago; als er jedoch 697 vom Kalifen abgerufen wurde, vertrieb der von Konstantinopel gesandte General Johannes die Araber noch einmal. Das Glück der Griechen hatte indessen nur kurzen Bestand. Schon im nächsten Jahre (698) schickte der ägyptische Statthalter ein neues Heer unter der Anführung eines Mannes, dem es endlich gelang, das ganze griechische Afrika für immer der mohammedanischen Herrschaft zu unterwerfen. Dieser Mann war Musa. Er wütete mit Feuer und Schwert gegen alles, was sich ihm widersetzte, rottete einige Stämme der Berber ganz aus, verjagte andere in die Wildnis und schleppte so viele Menschen in die Sklaverei, daß die arabischen Geschichtschreiber die Zahl derselben bis auf 300 000 übertreiben konnten. Karthago wurde (699) wiederum erobert und durch Feuer vernichtet; in der Nähe des alten Tunes, jetzt Tunis, errichtete Musa ein Standlager, und hier erwuchs später die neue Hauptstadt. Alle Berber, die sich nicht in unzugängliche Gegenden zurückgezogen hatten, nahmen entweder sogleich oder doch nicht lange nachher den Glauben der Araber an und fügten sich damit zugleich auch in die Oberherrschaft derselben, die ihnen weit erträglicher war, als die der Griechen, da sie durch die Araber in ihrem gewohnten Treiben nicht beeinträchtigt wurden. Überdies waren von allen Völkern, die in die Berberei eingedrungen waren, die Araber

allein dasjenige, welches durch seine Sitten und seine Kultur keinen Gegensatz gegen die Berber bildete, sondern ihnen sogar in mancher Hinsicht ähnlich war. Einige Berberstämme nahmen später selbst die arabische Sprache an. Noch unter Abd Almaliks Regierung ward Nordafrika bis an die Grenze von Marokko unterworfen und der Zugang zu diesem letzten Reste der griechischen Provinz Afrika geöffnet. Unter Welid I. aber, welcher im Jahre 705 seinem Vater in der Regierung nachfolgte, eroberte Musa alles Land bis an die Küste des Atlantischen Oceans. Nur das stark befestigte westgotische Ceuta hielt sich. Die Städter und der ackerbautreibende Teil der Einwohner von Afrika oder die Nachkommen der alten Punier und der dort angesiedelten Römer und Griechen gaben im Laufe der Zeit das Christentum auf und verschmolzen durch ihren Übertritt zum Islam mit den eingewanderten Arabern. Auf diese Weise entstand diejenige Menschenklasse der Berberei, auf welche man später in Europa den eigentlich einem Berberstamme zukommenden Namen Mauren übertragen hat, um sie sowohl von den Berbern, als auch von den Beduinen oder den nicht angesiedelten, sondern nomadisch lebenden Arabern des Landes zu unterscheiden. Bald nach der Eroberung der Berberei setzten die Mohammedaner auch nach Spanien über und breiteten die Herrschaft des Islams auf europäischem Boden aus. Wir müssen daher, ehe wir den weiteren Verlauf der arabischen Geschichte verfolgen, unseren Blick auf die Veränderungen richten, welche seit dem Untergange des Weströmischen Reiches in Spanien eingetreten waren.

6. Geschichte der Westgoten in Frankreich und Spanien.

Die Westgoten hatten, wie bereits früher angegeben worden ist, unter ihrem Könige Wallia in Südfrankreich festen Fuß gefaßt und dort im Einverständnis mit Kaiser Honorius ein Reich gegründet, welches nach seiner Hauptstadt Tolosa oder Toulouse das Tolosanische Reich genannt wird. Wallias Sohn und Nachfolger war Theoderich I. (419—451); unter seiner langjährigen Regierung gewöhnten sich die Westgoten mehr als andere deutschen Stämme an Ackerbau und Gewerbe und befreundeten sich mit den Resten der römischen Bildung und Staatsordnung, die sie im Süden Galliens vorfanden. Da Theoderich in der großen Hunnenschlacht (451) fiel, wurde sein Sohn Thorismund noch während des Kampfes als König auf den Schild gehoben; er gewann hohen Ruhm durch seinen Anteil am Sieg über Attila. Auch gegen Rom kämpfte er glücklich, es gelang ihm, bis an die Loire vorzudringen. Kurz vor dem Beginn eines neuen Krieges wurde er aber von seinen Brüdern Theoderich und Friedrich ermordet, und der Friede

blieb äußerlich gewahrt. Die innere Schwäche des Römischen Reiches ermöglichte es unter Theoderich II. dem Avitus, einem vornehmen Gallier, sich zum Herrscher aufzuwerfen. Er wurde dabei von Theoderich unterstützt, aber dieser machte sich dafür als Bedingung aus, daß er Spanien seinem Reiche zufügen könne, nur zum Scheine wurde die Sache so dargestellt, als solle er Spanien den Römern wiedererobern. Er kämpfte auch mit Glück, schlug 456 die Sueven bei Astorga und plünderte Galicien in furchtbarer Weise aus. Doch wurde er nach Avitus' Sturze von Maiorian gezwungen, aus diesem Lande zu weichen, und auch in Gallien, wo er bis Arles vorgedrungen war, wurden die Römer wieder Herren. Dasselbe Schicksal, welches er seinem Bruder bereitet hatte, traf ihn: auch er wurde von seinem Bruder Eurich ermordet. Dieser (466—484) breitete das Westgotische Reich noch weiter aus: er besetzte in Frankreich die Provence und alles Land bis an die Loire und eroberte jenseit der Pyrenäen die ganze Halbinsel bis auf den nordwestlichen Teil derselben, welcher den Sueven verblieb. Unter ihm war das Westgotenreich in Spanien und Gallien, das er von seinen Residenzen Bordeaux, Toulouse und Arles aus beherrschte, das mächtigste und bestgeordnete unter allen, die von Deutschen gegründet waren. Eurich ließ das westgotische Gewohnheitsrecht, wie es sich volkstümlich entwickelt hatte, unter der Leitung eines römisch gebildeten Rechtsgelehrten, Leo von Narbonne, doch unvermischt mit römischen Satzungen, aufzeichnen.

Unter seinem Sohne, Alarich II. (485—507), der mit einer Tochter des ostgotischen Königs Theoderich des Großen vermählt war, kam das Westgotische Reich durch den Frankenkönig Chlodwig sehr ins Gedränge. Alarich ward von den Franken besiegt und verlor in der entscheidenden Schlacht in der Nähe von Poitiers das Leben. Zu Chlodwigs Erfolgen hatte die Stimmung der Athanasianer oder Katholiken im Westgotischen Reiche, die dem Frankenkönig geneigt waren, wesentlich beigetragen, obwohl freilich Alarich es an nichts hatte fehlen lassen, was die Toleranz gebot. Bekannt und für seine religiöse wie nationale Duldsamkeit bezeichnend ist das Breviarium Alaricianum, in dem er für die in seinem Reiche lebenden Römer die Satzungen des Römischen Reiches zusammenstellen ließ, ohne irgendwie der Privilegien weltlicher und geistlicher Natur zu vergessen.

Das Übel wurde noch größer, als nach Alarichs Tode die Westgoten in zwei Parteien zerfielen, von welchen die eine den minderjährigen Thronerben Amalarich, die andere dessen erwachsenen Halbbruder Gesalich als König erkannte. Hätte nicht Theoderich der Große sich seines Enkels Amalarich mit Nachdruck angenommen, so würden die Westgoten damals wohl von den Franken völlig unterworfen worden

sein. Durch Theoderichs Truppen wurde jedoch das Westgotische Reich diesen großenteils wieder entrissen und zugleich Gesalich unterdrückt. Nach dessen Tode (511) schlug Theoderich Spanien und einen Teil von Gallien zu seinem eigenen Reiche, die übrigen westgotischen Besitzungen ließ er durch eine vormundschaftliche Regierung im Namen seines Enkels verwalten. Aquitanien von der Loire bis gegen die Pyrenäengrenze kam auf die Dauer zum Reiche Chlodwigs und seiner Nachkommen. Amalarich, der dem Arianismus eifrig zugethan blieb, erlag, als er nach seines Großvaters Tode die Regierung übernommen und auch den spanischen Teil des Reiches wieder an sich gezogen hatte, 531 den Angriffen der Franken und wurde bald darauf ermordet. Die Franken besetzten den größten Teil des Westgotischen Reiches diesseit der Pyrenäen, und der Ostgote Theudes, welcher früher die vormundschaftliche Regierung geleitet hatte und nach Amalarichs Tode sich zum König der Westgoten aufwarf, wurde dadurch genötigt, den Sitz der Regierung nach Spanien zu verlegen (531).

Von dieser Zeit an beschränkte sich die Herrschaft der Westgoten mit Ausnahme eines kleinen Landstriches in Frankreich auf die Pyrenäische Halbinsel. Das von ihnen dort eingerichtete Reich ist dadurch sehr wichtig, weil es das erste von den Germanen gegründete Reich war, in welchem die hinsterbende alte Kultur wieder feste Wurzeln schlug. Die Westgoten hatten sich von jeher vor den übrigen germanischen Völkern nicht nur durch größere Neigung zu festen Ansiedelungen ausgezeichnet, sondern auch am frühesten der römischen Bildung Zugang gewährt, so daß ihr Wesen sich schon während des Bestehens ihres Tolosanischen Reiches sehr auffallend von der Roheit ihrer fränkischen Nachbarn unterschied. Nicht wenig war ihnen dabei der Umstand zu statten gekommen, daß sie gerade denjenigen Teil von Frankreich besetzt hatten, in welchem die alte Litteratur und die lateinischen Schulanstalten am meisten blühten und sich am längsten erhielten. Sogar unter den beständigen Unglücksfällen, welche auf Alarichs Tod folgten, behielten die Westgoten Sinn für höhere Geistesbildung und schützten jene Schulen. Die Härte, mit welcher sie später als eifrige Arianer ihre athanasianischen oder katholischen Unterthanen in Frankreich und Spanien verfolgten, darf nicht ihrem Charakter, sondern muß dem allgemeinen Geiste jener Zeiten zugeschrieben werden, namentlich auch der Erbitterung über die fortwährende Verräterei der katholischen Bischöfe.

Theudes schlug, als er sich nach Spanien zurückzog, seine Residenz in Barcelona auf. Von hier ward sie etwa zwanzig Jahre später nach Toledo verlegt, welches nachher die Hauptstadt des Westgotischen Reiches geblieben ist. Theudes suchte die spanisch-westgotische Macht

durch Milde und Toleranz gegen die dem katholischen Glauben ergebenen alten Einwohner des Landes zu befestigen; er stellte daher nicht nur die seitherigen Verfolgungen ein, sondern ließ auch den Katholiken unbeschränkte Freiheit in ihren kirchlichen Angelegenheiten und erlaubte ihren Bischöfen sogar regelmäßige jährliche Kirchenversammlungen. Auch nach außen zeigte sich Theudes als tüchtigen Regenten; denn er wußte die Besitzungen in Frankreich gegen die Angriffe der Franken zu verteidigen. Gegen innere Feinde hatte er sich dadurch zu schützen gesucht, daß er gleich anfangs die weltlichen und geistlichen Großen zusammenrief und sich von ihnen die königliche Würde förmlich übertragen ließ. Von dieser Zeit an nahmen die Großen das Wahlrecht in Anspruch; alle Versuche späterer Könige, den Thron erblich zu machen, waren vergeblich, und der westgotische Staat blieb zu seinem Unglück ein Wahlreich. Theudes starb durch Meuchelmord (548), und auch sein Nachfolger Theodisclus, der durch Wahl der Großen König wurde, hatte schon nach nicht ganz anderthalb Jahren (550) dasselbe Schicksal. Bei der Wahl seines Nachfolgers zeigte sich recht deutlich, daß durch das eingeführte Wahlrecht das Reich dem Ehrgeize und Verrate preisgegeben sei. Gegen den von der Mehrzahl der Großen ernannten Agila erhob sich sogleich der kleinere Teil und erwählte Athanagild zum König. Der letztere, zu schwach, seinen Gegner zu besiegen, rief die Griechen zu Hilfe, welche damals unter Justinians Regierung die Provinz Afrika und fast alle Inseln des Mittelländischen Meeres innehatten und diese Gelegenheit gern ergriffen, um auch in Spanien einige Seestädte zu gewinnen. Agila ward durch Athanagilds griechische Hilfstruppen geschlagen, und sobald seine Anhänger erkannten, daß der letztere ihm überlegen sei, und daß die Griechen aus der Uneinigkeit der Goten Nutzen zu ziehen suchten, verrieten sie ihren König und erkauften durch seine Ermordung Athanagilds Wohlwollen (554). Der letztere wandte sich sogleich gegen seine bisherigen Bundesgenossen, die Griechen; er vermochte ihnen aber nur einen Teil der besetzten Seestädte zu entreißen, und erst achtzig Jahre später wurden sie von seinen Nachfolgern wieder gänzlich aus Spanien vertrieben. Athanagilds Töchter wurden unter glänzenden Festlichkeiten mit zwei fränkischen Königen vermählt, zuerst die jüngere, Brunhilde, mit Siegbert, und später Galswintha, die ältere, mit dessen Bruder Chilperich; beide Prinzessinnen nahmen den katholischen Glauben an. Nach Athanagilds Tode (567) war, wie gewöhnlich in Wahlreichen, die Nachfolge schon wieder streitig. Fünf Monate lang konnten die Großen nicht einig werden, endlich erwählte man diesseit der Pyrenäen den dortigen Statthalter Liuva I., in Spanien aber den Bruder desselben, Leovigild. Der erstere trat, um die

Besitzungen in Frankreich behaupten zu können, 569 seinem Bruder das Land Spanien vertragsweise ab, und da er schon wenige Jahre nachher (572) starb, so vereinigte Leovigild bald das ganze Westgotische Reich unter seinem Scepter.

Dieser König hob das Reich wieder aus der Ohnmacht empor, in die es durch die Zwietracht und Eifersucht der Großen gesunken war. Er focht siegreich gegen die Griechen und gegen die Ureinwohner der nördlichen Gebirge, die Basken, welche ihn nicht als Oberherrn hatten anerkennen wollen. Dann stellte er durch kräftige und verständige Maßregeln das verlorene Ansehen der Regierung wieder her. Die Großen hatten dadurch, daß sie die fast zu einem bloßen Namen gewordene Königswürde vergaben, einen verderblichen Einfluß auf die Gesetzgebung erhalten, und das ruhige, fleißige und nicht ungebildete spanisch-westgotische Volk war infolgedessen nach und nach unter den harten Druck einer kleinen Zahl übermütiger Vornehmen gekommen. Leovigild wußte durch energische Mittel diesem Übel abzuhelfen. Er gab den bestehenden Gesetzen ihre Kraft wieder, ergänzte sie durch neue Verordnungen und hob dagegen alle diejenigen Verfügungen auf, welche aus Nachgiebigkeit gegen die Großen erlassen worden waren. Auch durch äußeren Glanz suchte er den König über den Haufen der Großen zu heben, unter welchen sich dieser bisher gleichsam verloren hatte. Um endlich auch die Erblichkeit des Thrones unter den Westgoten einzuführen, ernannte er seine beiden Söhne erster Ehe, Hermenegild und Reccared, lange vor seinem Tode zu Mitregenten und ließ ihnen als solchen huldigen (572). Aber er hatte sich bei seinem festen Vertrauen auf seinen Sohn Hermenegild stark verrechnet. So eng er diesen auch an sich und Goswintha, seine zweite Gemahlin, die Witwe seines Vorgängers Athanagild zu ketten suchte, indem er ihn mit deren Enkelin Ingunde, einer fränkischen Prinzessin, der Tochter der Brunhilde, vermählte, Hermenegild strebte zu sehr nach Selbständigkeit, er erhob sich im Süden des Reiches, der ihm zur Verwaltung übertragen war. Es war für Leovigild eine höchst gefährliche Lage, denn auch die Basken und Sueven waren unzuverlässig.

Die Sueven hatten sich seit Alarichs II. Zeit, als die Kraft der Westgoten durch Thronstreitigkeiten und durch Kriege mit den Franken und Griechen gelähmt wurde, unter ihrem König Remismund wieder vereinigt und unabhängig gemacht. Remismunds Nachfolger, Carrarich, der von 550 bis 559 herrschte, hatte dem neuen suevischen Reiche dadurch einen festeren Halt gegeben, daß er dem arianischen Glauben entsagte und die katholische Religion annahm; denn dies machte die Griechen und Franken zu natürlichen Bundesgenossen der Sueven. Carrarichs Sohn und Nachfolger, Theodemir I. (559 bis

569), vollendete die von seinem Vater begonnene Bekehrung der Sueven, wußte sich aber als gewandter Regent in gutem Vernehmen mit den Westgoten zu halten. Der Nachfolger desselben, Theodemir II. oder, wie er gewöhnlich genannt wird, König Mir, trat nun mit Leovigilds Sohn in Verbindung und führte dadurch den Untergang des Suevischen Reiches herbei.

Leovigild eilte nämlich, seinen rebellischen Sohn mit den Waffen zu bekämpfen, ehe noch die Griechen und Sueven demselben Hilfe schickten; er mußte aber bald wieder umkehren, weil sich die katholische Bevölkerung im Lande der Basken empörte und zwei fränkische Könige mit einem Kriege drohten. Die Basken wurden schnell unterworfen und mit großer Härte bestraft; die Könige aber hielt Leovigild dadurch von Spanien ab, daß er die Tochter des einen, RiguntHis, zur Gemahlin für seinen zweiten Sohn Reccared erbat. Dann belagerte er Hermenegild, der sich in Sevilla eingeschlossen hatte und vergebens auf Zusendung griechischer Truppen harrte. Der Suevenkönig Mir erschien zwar mit einem Hilfsheer bei Sevilla, ward aber von Leovigild alsbald eingeschlossen und mußte seine Freilassung mit der Anerkennung des Oberlehensrechts der westgotischen Könige erkaufen. Hierauf nahm Leovigild Sevilla nach einer langen Belagerung ein; sein Sohn rettete sich zwar durch die Flucht, wurde aber durch den griechischen Statthalter von Cordova, zu welchem er sich begeben hatte, gegen eine große Geldsumme verraten. Leovigild ließ ihn zuerst gefesselt nach Toledo bringen und verbannte ihn dann nach Valencia.

Hierauf benutzte der Gotenkönig einen Thronstreit im Suevischen Reiche, um dieses völlig zu unterwerfen. König Mir war schon auf dem Rückzug von Sevilla erkrankt und starb bald nachher. Sein Sohn und Nachfolger, Eborich, ward gleich nach seinem Regierungsantritt von seinem Schwager Andeka des Thrones beraubt und ins Kloster geschickt. Dies war für Leovigild ein willkommener Vorwand, dem Suevischen Reiche ein Ende zu machen. Er unterwarf mit leichter Mühe das in Parteien zerrissene Volk, schickte den Thronräuber ebenfalls ins Kloster und erklärte das Land für eine westgotische Provinz (583). Nachdem Leovigild auf diese Weise die ganze Pyrenäische Halbinsel mit Ausnahme einiger von den Griechen besetzten Seestädte in Besitz genommen hatte, suchte er vor allen Dingen den Unruhen vorzubeugen, welche nach seinem Tode dadurch zu entstehen drohten, daß Hermenegild sich durch seinen Glauben den westgotischen Teil der Bevölkerung abwendig gemacht hatte. Er forderte seinen Sohn auf, zum Arianismus zurückzukehren, und als Hermenegild sich dessen weigerte, ließ er ihm den Prozeß machen und ihn an einem Ostertage, zu Tarragona hinrichten (585). So berichten uns glaubwürdige spanische Quellen

den Vorgang, anders wird er in den fränkischen geschildert. Nach ihnen waren Leovigilds Söhne durch ihre Mutter Theodosia, eine katholische Griechin, insgeheim für den athanasianischen Glauben gewonnen worden. Leovigilds zweite Gemahlin, die arianische Goswintha, habe dann nicht nur im König den Haß gegen die Katholiken erweckt und genährt, sondern auch das Verhältnis zwischen Vater und Söhnen gestört. Auch Ingundis habe sie für den arianischen Glauben gewinnen wollen, und als diese den Bekehrungsversuchen widerstand, habe sie dieselbe arg mißhandelt, eines Tages sogar bei den Haaren ergriffen und blutig geschlagen. Aus diesen Verhältnissen wird dann Hermenegilds Empörung hergeleitet. Doch ist das nur Erdichtung. Unmittelbar nachher brach ein Krieg mit den Franken aus. Leovigild hatte diese früher durch die Verlobung seines Sohnes Reccared mit Rigunthis von der Unterstützung Hermenegilds abgehalten. Rigunthis war von ihren Eltern, Chilperich und der berüchtigten Fredegunde, mit einer überaus reichen Ausstattung versehen worden; gleichwohl kam die Verbindung nicht zum Abschluß. Die Franken wurden übrigens ohne Mühe zurückgeschlagen, da sie durch fürchterliche Verheerungen die ganze Bevölkerung gegen sich erbittert hatten. Bald nachher starb Leovigild, unstreitig der größte Fürst der Westgoten seit Theoderich II. (586).

Leovigilds Ende bildete einen wichtigen Wendepunkt, weil er der letzte arianische König der Westgoten war; denn sein Sohn und Nachfolger, Reccared I., der gegen den Vater viel vorsichtiger als Hermenegild gewesen war, nahm schon im vierten Jahre seiner Regierung (589) den katholischen Glauben durch Erklärung auf einer Kirchenversammlung zu Toledo feierlich an. Dieser Schritt erweckte zwar unter den Westgoten große Unzufriedenheit und zog Verschwörungen und Unruhen nach sich; allein Reccared wußte dieselben teils durch Güte, teils durch Strenge zu beschwichtigen und konnte sich dabei nicht nur auf die Sueven, Römer und Alt-Spanier, kurz auf die Mehrzahl seiner Unterthanen stützen, sondern auch auf einen großen Teil der Westgoten, welcher seinem Beispiele gefolgt war. Seine Regierung (586—601) war eine der glücklichsten. Während die ganze übrige Welt nur Scenen der Auflösung und Verwirrung sah, war in Reccareds Reich die Sorge für kirchliche Einrichtungen, für Gesetzgebung und Rechtspflege die einzige Beschäftigung des Regenten. Dieser ließ es sich vor allem angelegen sein, die verschiedenen Bestandteile der Bevölkerung miteinander zu verschmelzen; er hob das Verbot der Ehen zwischen Westgoten und Römern auf, ließ beide Völker nach einem und demselben Rechte richten und trug manche Bestimmungen der römischen Gesetzbücher auf die westgotische Verwaltung und Justiz über. Außerdem führte er rö-

mische Ämter und Namen ein und legte den Grund zu der nach ihm allmählich eintretenden Vertauschung der westgotischen Sprache mit der römischen. Mit dem oströmischen Kaiser Mauritius vertrug er sich durch Vermittelung des Papstes Gregor des Großen dahin, daß die Griechen zwar die besetzten Städte an der spanischen Küste behalten, aber ihren Besitzstand nicht ausdehnen sollten. Er war der erste Herrscher unter den Goten, der die Salbung und Krönung einführte.

Reccareds Sohn und Nachfolger, Liuva II, ward schon nach zwei Jahren (603) durch eine arianische Verschwörung gestürzt und ums Leben gebracht. Witherich, welcher an der Spitze derselben gestanden hatte, bemächtigte sich zwar des Thrones, fiel aber sieben Jahre nachher (610) ebenfalls durch die Hand von Verschworenen, welche einen Katholiken, Gondemar, an seine Stelle setzten. Als dieser schon zwei Jahre nachher (612) starb, wählte man Sisebut zum König. Sisebut war unstreitig einer der trefflichsten Menschen und Regenten, und es ist daher doppelt zu beklagen, daß uns von ihm nur wenige Nachrichten überliefert worden sind. Er schlug die griechischen Truppen mehrmals und brachte es dahin, daß Kaiser Heraklius in einem Vertrage alle seine spanischen Besitzungen bis auf wenige Städte in Algarve aufgab. Man hat Sisebut, der sich sonst durch große Milde auszeichnete, wegen zweier Verfolgungs-Dekrete gegen die Juden der Unduldsamkeit angeklagt; aber diese selbst sind weniger aus dem Religionshaß des Königs, als vielmehr aus anderen Gründen zu erklären. Nicht nur beschäftigten sich damals in allen Ländern vorzugsweise die Geistlichen mit dem Recht und der Gesetzgebung, sondern die Juden waren auch in Spanien nach und nach zu einer so großen Zahl angewachsen, daß sie eine bedeutende Wirkung auf die übrige Bevölkerung ausübten. Übrigens ist dabei der Umstand bezeichnend, daß Sisebuts beide Erlasse sogar eine Verwünschung gegen diejenigen seiner Nachfolger, welche zur Milde geneigt wären, enthielten; fanatischer Glaubenseifer und Verfolgungen wucherten also, wie man hieraus sieht, unter dem spanischen Himmel schon zu jener Zeit. Gleichwohl spricht sich der einflußreichste westgotische Schriftsteller, der berühmte Bischof Isidor von Sevilla († 636) nachdrücklich gegen diese gewaltthätige Judenbekehrung aus.

Nach Sisebuts Tode wählten die Goten seinen Sohn, Reccared II., und als derselbe schon nach wenigen Monaten starb, einen seiner Generale, Suintila (621). Dieser erwarb sich das Verdienst, daß er die Griechen völlig aus Spanien vertrieb und auch die widerspenstigen Stämme in den Pyrenäen zur Ruhe brachte. Er erregte aber bei seinen auf ihr Wahlrecht sehr eifersüchtigen Landsleuten große Unzufriedenheit, als er seinen Sohn Ricimer zum Mitregenten annahm.

Diese Unzufriedenheit, verbunden mit dem geringen Ansehen und Einkommen des Königs, der nur wenige Privatgüter besaß, ward von einem ehrgeizigen Großen, Sisenand, zu seinem Sturze benutzt. Sisenand verschaffte sich leicht einen Anhang im Volk und erkaufte die Hilfe des burgundischen Königs Dagobert durch das Versprechen eines kostbaren Schatzes aus dem gotischen Krongute. Suintila ward sogleich von den Seinigen verlassen (631), und ein Konzil erkannte den Rebellen als König an, wogegen dieser den Geistlichen viele Vorrechte einräumte. Sisenand starb schon fünf Jahre nachher. Chintila, welcher nach ihm zum Könige erwählt wurde, hatte fast beständig mit Ehrgeizigen, die nach dem Throne strebten, zu kämpfen. Er verschaffte vor seinem Tode (640) die Herrschaft zwar seinem noch jungen Sohne Tulga, dieser mußte sie aber schon ein Jahr später (641) an einen andern Großen, Chindasuinth, abtreten, welcher seinen Sohn Reccesuinth zum Mitregenten annahm und ihm bald nachher die Regierung ganz überließ.

Bisher hatte man bei den Westgoten die Königswürde durchaus nicht mit der Scheu und Ehrerbietung, wie bei den Franken und den orientalisch-christlichen Völkern, sondern nur als den ersten Platz unter den Großen und Herren des Landes angesehen. Darum konnte in Spanien auch ein König abtreten, ohne von dem, welchem er die erste Rolle überließ, als unversöhnlicher Feind betrachtet zu werden. So war Suintila am Leben geblieben, und auch Tulga ward bei seinem Sturze nicht getötet. Da jedoch diese Schonung dazu beitrug, daß die Unruhen erhalten und vermehrt wurden, so schlug Chindasuinth einen neuen Weg ein. Er befolgte die Politik orientalischer Herrscher und räumte nicht nur alle diejenigen, die sich gegen ihn empörten oder seinen Argwohn erregten, sondern oft auch zugleich ihre Angehörigen aus dem Wege; gleich bei seinem Regierungsantritt ließ er 200 Vornehme und 500 Leute aus den unteren Klassen hinrichten. Weil infolge dieser Tyrannei viele Großen ins Ausland flohen, um bei günstiger Gelegenheit mit den Waffen in der Hand wieder zurückzukehren, so ließ Chindasuinth durch ein Konzil strenge Gesetze gegen Auswanderungen geben. Übrigens erwarb sich sowohl Chindasuinth, als auch sein Sohn Reccesuinth große Verdienste um die Gesetzgebung. Reccesuinth hielt häufiger Konzile und gab weit mehr Gesetze, als irgend einer seiner Vorgänger, weil er und sein Vater das, was diese schon oft versucht hatten, ausführen wollten und auch wirklich ausführten: die Aufstellung eines umfassenden, wohlgeordneten Landrechtes. Unter ihm kam um 650 ein eigentliches Gesetzbuch zu stande, welches das aus dem römischen Recht ergänzte westgotische Recht enthielt und fortan die Grundlage der Justiz im Reiche bildete; wie es denn auch unter dem Namen Fuero

Juzgo (Gerichtsforum) noch während der Mosleminherrschaft bei den christlichen Spaniern sich erhielt. Zu Grunde lag hier entschieden die germanische Rechtsanschauung, doch nahm man auch vieles aus dem römischen Rechte auf. So ward zuerst bei den Westgoten der damals noch in ganz Europa geltende Unterschied des Rechts nach der nationalen Abkunft der Bürger aufgehoben. Die Mißstände, welche Chindasuinth durch die häufigen Hinrichtungen und Verbannungen geschaffen hatte, suchte Reccesuinth zu beseitigen, indem er für alle Verbannten eine Amnestie erließ und ihnen, soweit es möglich war, ihre Güter zurückgab. Überhaupt suchte er auch im Gerichtsverfahren Milde zur Anwendung zu bringen, worauf namentlich die erschwerte Anwendung der Folter schließen läßt. Rühmlich ist es auch für Reccesuinth, daß er in betreff der Erhebung der Abgaben sich selbst Einschränkungen auferlegte und die Wählbarkeit der Könige für einen wesentlichen Teil der westgotischen Staatsverfassung erklärte. Freilich lähmte er dadurch die Kraft der Regierung und legte recht eigentlich den Grund zum Untergange seines blühenden Reiches. Von jener Zeit an waren die westgotischen Kirchenversammlungen, zu welchen damals zuerst auch weltliche Große zugezogen wurden, wirkliche Reichstage und bildeten die gesetzgebende Behörde. Die kirchlichen Angelegenheiten wurden auf denselben durch die Geistlichen allein bestimmt, über die anderen dagegen entschieden die Paladine oder die weltlichen Großen des Reiches mit. Doch war die Zahl der letzteren Mitglieder des Reichstages stets geringer, als die der ersteren, so daß die Geistlichkeit auch in den Staatsangelegenheiten den größten Einfluß besaß. Ein Hauptunterschied zwischen der westgotischen Staatsverfassung und den Einrichtungen anderer germanischen Völker bestand darin, daß die Statthalterschaften keine Lehen wurden, sondern wirkliche Ämter blieben, die der König nach Gutdünken vergab. Dagegen entstand in Spanien der Vorrang der Hofämter nicht, wie in Deutschland, erst in späterer Zeit, sondern er war zugleich mit dem römischen Hof-Ceremoniell schon früh vom ostgotischen Hofe an den westgotischen übergegangen. Übrigens lassen einzelne Umstände und die aus jenen Zeiten erhaltenen Schriften auf eine gewisse Feinheit der Bildung unter den Westgoten und auf einen Zustand der Künste und Wissenschaften in Spanien schließen, den man vergebens in den übrigen germanischen Ländern jener Zeit suchen würde, und der die bald nachher erfolgte Unterdrückung dieser Nation um so mehr bedauern läßt.

Nach Reccesuinths Tod (672) wurde **Wamba** zum König ernannt. Dieser hatte anfangs Schwierigkeiten zu bestehen, weil ein Teil der Goten jenseit der Pyrenäen, die man bei seiner Erwählung nicht zugezogen hatte, ihm den Gehorsam versagte und der von ihm gegen sie

gesandte General sich selbst zum König aufwarf; er überwand aber seine Gegner schon in Jahresfrist. Unter Wambas Regierung zeigte sich die schädliche Wirkung, die der überwiegende Einfluß der höheren Geistlichkeit haben mußte. Die Bischöfe waren aus Aufsehern und Lenkern der Kirche große Herren geworden, welche das Volk in dumpfen Aberglauben und die Könige in Sklaverei zu stürzen suchten. Da sie und die Paladine die oberen Stellen in ihren Familien erblich machten, so war es natürlich, daß der Druck, welchen einzelne im Reiche ausübten, ungestraft zunahm, daß die Sitten sich verschlechterten, und daß bei anhaltendem Frieden Weichlichkeit einriß. Wamba ließ es an nichts fehlen, wodurch er der um sich greifenden Verderbnis steuern konnte. Er selbst gab strenge Gesetze gegen alle, welche sich dem Kriegsdienste entziehen wollten, und der Erzbischof Julian von Toledo war eifrig mit Herstellung der Kirchenzucht bemüht. Doch gab es immer unvertilgbare Schäden. Namentlich gehörte dazu, daß Spanien einmal dazu berufen war, das klassische Land nichtswürdiger Religionsverfolgung zu sein. Die ungerechten und harten Mißhandlungen, denen die Juden häufig preisgegeben waren, paßten ganz zu der Art von Religion, welche unter diesen Umständen in Spanien herrschend wurde und es bis auf unsere Tage geblieben ist. Diese Umwandlung des Christentums in Fanatismus, Aberglauben und bloßen Formendienst mußte später dem Mohammedanismus, wenn dieser nur einigermaßen vernünftig gepredigt wurde, leicht Eingang verschaffen, weil man, was die Lehrer verschuldet hatten, auf die Lehre selbst übertrug. Zu allen diesen Übeln kam endlich noch ein aus der Wählbarkeit der Könige hervorgegangenes Mißverhältnis, welches die Stellung des Regenten immer schwieriger machte und das Reich selbst schnell seinem Untergang entgegenführte. Es gab nämlich so viele Familien, welche Könige unter ihren Ahnen zählten, daß nicht allein das Ansehen der Regentenwürde dadurch geschmälert ward, sondern daß auch die Unzufriedenen stets leicht einen fanden, der ebensoviel oder mehr Recht zur Krone zu haben glaubte, als der regierende König.

Unter Wamba fand der erste feindliche Zusammenstoß zwischen Westgoten und Arabern statt; Okba, der Eroberer eines Teiles von Nordafrika, versuchte von Tanger aus einen Flottenangriff gegen Algesiras, wurde jedoch durch Wambas kräftige Gegenanstalten mit großem Verlust an Schiffen zurückgeschlagen. Ungeachtet des erworbenen Ruhmes endete König Wamba auf eine klägliche Weise. Er hatte einen jungen Paladin, Erwig, den er vor allen andern Großen begünstigte, nicht allein zu bedeutendem Ansehen und Reichtum erhoben, sondern er ernannte ihn zuletzt auch, als er selbst erkrankte, zum Mitregenten. Dieser vergalt seinem Gönner, wie Lieblinge ohne Verdienst zu ver-

gelten pflegen. Er und seine Verschworenen gaben dem Könige einen Trank ein, der ihn betäubte, schnitten ihm das Haar ab und steckten ihn in ein Mönchskleid. Dann ließen sie ihn zwei Urkunden ausstellen, deren eine den Erwig zum König ernannte, und deren andere die Salbung Erwigs durch Julian von Toledo gebot. Alle Proteste Wambas gegen diesen Zwang blieben erfolglos, die ehrwürdigen Bischöfe waren schamlos genug, sich auf die Giltigkeit der Taufe bei Kindern, die auch von nichts wüßten, zu berufen Der neue König hatte sich im voraus einen großen Anhang gebildet, und der zu seiner Partei gehörende Erzbischof Julian von Toledo salbte als Primas der westgotischen Geistlichkeit ihn gleich nach dem Sturze Wambas; nichtsdestoweniger hielt sich Erwig nicht für sicher genug, er ließ daher nicht nur seine Ansprüche durch mehrere Konzile anerkennen und bestätigen, sondern auch sich und seine Familie für unverletzlich erklären und durch angedrohte Bannflüche decken. Die Bereitwilligkeit der Geistlichen und Paladine bezahlte er mit Zugeständnissen, durch welche dem Reiche schwere Wunden geschlagen wurden. Er gab die Juden, trotzdem er die gegen sie gerichteten Gesetze gemildert hatte, dem Zorne der Geistlichen preis, die es ihnen nicht verzeihen konnten, daß sich damals viele von ihnen durch Gelehrsamkeit und Bildung auszeichneten und das Christentum mit geistigen Waffen so nachdrücklich bekämpften, daß selbst Erzbischöfe es für nötig hielten, gegen sie zu schreiben. Er gewährte ferner den Großen neue Vorrechte und brachte es dahin, daß dem Regenten fast nichts mehr übrig blieb, als die Bestätigung und Bekanntmachung dessen, was in den Versammlungen der Großen beschlossen worden war. Dennoch schädigte er den Einfluß der Erzbischöfe erheblich, indem er das Bestätigungsrecht der von den Königen ernannten Bischöfe ihnen entzog und es dem Erzbischofe von Toledo, der immer unter den Augen des Königs lebte, zuerteilte. Er hob endlich die Ehr- und Rechtlosigkeit auf, die sich einige Distrikte des Landes durch Versäumnisse in der Kriegspflicht unter Wamba zugezogen hatten. Übrigens ist die Geschichte dieses Königs nicht ganz klar. So ist es aus Gewissensbissen allein kaum erklärlich, warum er den Thron nicht einem seiner Söhne verschaffen konnte, sondern Wambas Sohne Egiza, dem er selbst seine Tochter zur Gemahlin gegeben hatte, überlassen mußte; daß er dies nur gezwungen that, ist deshalb anzunehmen, weil er sich von Egiza durch einen feierlichen Eid versprechen ließ, seines Vorgängers Familie nicht zu kränken.

Egiza hatte nach Erwigs Tod (687) nicht so bald den Thron bestiegen, als er sich durch eine Reichs- und Kirchenversammlung von diesem Eide entbinden ließ. Er gebrauchte dabei den Vorwand, daß ein solches Versprechen mit seinem heiligeren Eide, allen Unterthanen

gleiches Recht widerfahren zu lassen, im Widerspruch stehe, weil leicht der Fall eintreten könne, daß jemand eine begründete Klage gegen einen Verwandten Erwigs erhebe. Egiza machte übrigens, soviel wir wissen, nie Gebrauch von dieser Lossprechung. Seine Gemahlin entfernte er zwar von sich, aber er nahm doch den mit ihr erzeugten Sohn, Witiza, zum Mitregenten an und übertrug ihm die Verwaltung zweier von den sechs Provinzen des Reiches. Aus vielen unter Egiza gemachten Verordnungen geht mit Gewißheit hervor, daß er mehrere Verschwörungen zu bekämpfen hatte. Die wichtigste ging von Juden aus, auch von solchen, die dem Scheine nach das Christentum angenommen und hierdurch manche Vorteile, sogar Adelsrechte gewonnen hatten. Die Moslemin hatten ihre Eroberungen in Nordafrika ausgedehnt und gesichert; sie hatten die längst angenommene Maßregel, daß die Ungläubigen bei Zahlung einer Kopfsteuer ihre Religion offen und ungestört ausüben durften, auch für die dortigen Juden eingeführt. Die spanischen Glaubensgenossen derselben knüpften daher mit den Beamten der Kalifen Verbindungen an, welche auf nichts Geringeres ausgingen, als den Mohammedanern den Weg nach Spanien zu bereiten. Der Plan wurde entdeckt und um seiner Gefährlichkeit willen mit äußerster Härte bestraft; alle Juden sollten sich taufen lassen; wer sich weigere, solle als Sklave verschenkt, alle jüdischen Mädchen an Christen verheiratet werden. Ein Angriff der Araber auf die Küste (694) wurde zurückgeschlagen; erst siebzehn Jahre später erfüllten sich die Geschicke.

Als Witiza bei Egizas Tode (701) die Regierung allein übernahm, hätte man vermuten sollen, daß endlich einmal die Herrschaft im Besitz einer einzigen Familie bleiben werde; aber entweder machte sich Witiza derselben unwürdig, oder, was wahrscheinlicher ist, er suchte die königlichen Rechte mit einer Gewaltthätigkeit, die sich nicht ertragen ließ, wiederherzustellen und zu befestigen. Wenigstens würden sich durch die letztere Annahme die von ihm ergriffenen Maßregeln am besten erklären lassen. Er berief eine Reichs- und Kirchenversammlung, um eine ganz neue Ordnung einzuführen, setzte aber diesen Zweck offenbar nur durch gewaltsame Mittel oder durch Hinterlist durch, so daß man bald nachher die Akten jenes Konzils, wegen ihres den älteren Beschlüssen und Einrichtungen widerstreitenden Inhalts, vernichtete. Aus diesem Grunde sind uns auch die von Witiza herbeigeführten Veränderungen nicht genau bekannt. Die wichtigste Verfügung bestand unstreitig darin, daß den Bischöfen die Berufung auf den römischen Papst als Erklärer der Kirchengesetze verboten und der Klerus also der königlichen Gewalt unterworfen wurde. Außerdem ward den Geistlichen ein Teil ihrer Güter entzogen und zur Verfügung des Königs

gestellt, welcher ihn seinen Anhängern unter den weltlichen Großen zuteilte. Auch die Verfolgungen gegen die Juden ließ Witiza einstellen, indem er zugleich allen Verbannten dieses unglücklichen Volkes die Rückkehr gestattete. Endlich schmälerte er auch die Rechte des Erzbischofs von Toledo, des leitenden Oberhaupts der Geistlichkeit, und übertrug den Primat von Spanien kraft der königlichen Allgewalt seinem Bruder Oppas, Erzbischof von Sevilla. Obgleich der Zweck und Umfang aller dieser Veränderungen den König bei der Geistlichkeit höchst verhaßt machte und daher auch viele Mißdeutungen und starke Verleumdungen hervorrief, so scheint doch nicht alles das, was von seiner Grausamkeit und Ungerechtigkeit erzählt wird, erdichtet zu sein; denn auch eine ihrem Zwecke nach nützliche und verständige Willkür artet leicht in Übermut aus, und dieser zieht leicht Grausamkeit nach sich, durch welche dann der Mensch immer mehr gewöhnt wird, in der Wahl seiner Mittel und endlich auch in seinen Zwecken alle Rücksichten und Bedenklichkeiten beiseite zu setzen.

Witiza hatte einen Sohn Reccesuinths, der schon von Egiza als Mitschuldiger an einer Verschwörung nach Cordova verbannt worden war, wegen wiederholter Teilnahme an Unruhen blenden lassen; der Sohn dieses Mannes, Roderich, verband sich deshalb mit einem Teile der Großen und Geistlichen, überraschte den König und stürzte ihn (710). Witizas letztes Schicksal ist unbekannt. Er ward von seinen Gegnern entweder in einer Schlacht oder durch Meuchelmord getötet; nach einer anderen Angabe aber wäre Roderich von ihm als Mitregent angenommen worden, und dieser hätte erst die Söhne Witizas nach ihres Vaters Tode von der Regierung ausgeschlossen. Genug, Roderich ward im Jahre 710 König, wußte die Familie seines Vorgängers weder mit sich auszusöhnen, noch unschädlich zu machen und zog dadurch das zerstörende Ungewitter herbei, welches seit Musas Erscheinung in Afrika von dort her das zerrüttete Westgotische Reich bedrohte.

7. Geschichte der Araber von der Eroberung Spaniens bis zum Sturze der Omejjaden.

Die durch Musa vollendete Eroberung des westlichen Afrikas brachte auch die Westgoten, welche dort die Stadt Ceuta mit einem nicht unbedeutenden Gebiete besaßen, in unmittelbare Berührung mit den Arabern. Die letzteren hatten um dieselbe Zeit unter ihren beiden Feldherren Mohammed und Kuteiba ihre Herrschaft zugleich im äußersten Osten einerseits über Turkestan bis nach Kaschgar und andererseits in Indien bis nach Multan hin ausgebreitet. Es ist da-

her begreiflich, daß sie auf den Gedanken kamen, auch die westgotischen Besitzungen in Afrika anzugreifen und sogar nach Spanien überzusetzen. Sie wurden aber außerdem noch durch die unter den Westgoten bestehenden Verhältnisse, ja sogar durch die Aufforderung einer westgotischen Partei dazu bewogen. Sie würden übrigens den Besitz eines so weit entlegenen, durchs Meer von Afrika getrennten Landes gewiß nicht haben behaupten können, wären nicht in Spanien der Hof und die Großen in Weichlichkeit versunken, das Volk den Künsten des Friedens ergeben und das Gesetz der Heeresfolge gelöst gewesen. Nichtsdestoweniger scheiterte der erste Angriff der Araber. Musa hatte nämlich, als er von der Küste des Atlantischen Oceans nach Kairawan, dem Mittelpunkte seiner Statthalterschaft, zurückkehrte, den Oberbefehl in dem äußersten Westen an Tarik übertragen, und dieser griff (708) vergebens die Stadt Ceuta an, welche von Graf Julian, dem westgotischen Statthalter, mit Geschicklichkeit und Glück verteidigt wurde. Bald nachher schloß sich aber ebenderselbe Graf Julian, weil ihm Roderich keine Unterstützung mehr sandte, wie es Witiza gethan hatte, an die beiden Söhne des gestürzten Königs an und wandte sich in Verbindung mit diesen und ihrem Oheim, dem Erzbischof Oppas, an Tarik um Hilfe gegen den Usurpator Roderich. Spätere Erzählungen dichten ihm einen romanhaften Beweggrund an, nämlich eine von dem König an Julians Tochter begangene Frevelthat. Tarik ging auf das Gesuch ein und setzte im Jahre 711 mit einem Heere nach Spanien über. Seine Truppen betrugen zwar nach der höchsten Angabe nur 12 000 Mann, sie wurden aber gleich anfangs durch Julians Truppen und bald nachher noch durch andere Unzufriedene verstärkt.

Tarik warf bald nach seiner Landung eine kleine westgotische Schar zurück und schlug dann auf einem Berge, der von ihm den Namen Gebel al Tarik oder Gibraltar d. i. Berg des Tarik erhielt, sein Lager auf. Von hier aus bekämpfte er eine Zeitlang mit Glück die schwachen Scharen der Feinde, die sich schnell zusammengezogen hatten, bis endlich der König Roderich mit einem größeren Heere gegen ihn heranrückte. Der letztere hatte auf die Nachricht von Tariks Landung in aller Eile ein Heer gesammelt, über dessen Stärke die Angaben der arabischen Schriftsteller zwischen 40 und 90 Tausend schwanken, das aber jedenfalls der Mehrzahl nach nicht aus Westgoten, sondern aus Soldtruppen bestand. Mit diesem Heere zog Roderich, der sich damals gerade im äußersten Nordosten des Landes befand, in Eilmärschen gegen Tarik. Er zeigte von Anfang an bis zu Ende einen Mut, der uns nicht erlaubt, ihn, wie manche gethan haben, feige zu schelten. Höchstens darf man ihn der Unvorsichtigkeit anklagen; denn statt die erste Hitze seiner Feinde verrauchen zu lassen, statt sie der

Gefahr von Belagerungen und der Wirkung des Klimas in den Gebirgen und Hochebenen des inneren Landes auszusetzen, ging er, ohne seine Verstärkung zu erwarten, den Arabern sogleich entgegen und gab ihnen auf einem offenen Schlachtfelde Gelegenheit, nach ihrer Art zu fechten. Er übersah ganz, daß er es mit einem Feinde zu thun habe, der dem westgotischen Heere zwar an Zahl der Menschen, nicht aber an Zahl der Streiter nachstand, und den überdies seine natürliche Heftigkeit, seine Gewohnheit, Krieg zu führen, und die gewisse Aussicht, entweder zu siegen und große Beute zu machen oder im Fall einer Niederlage zugleich einem unvermeidlichen Untergang entgegenzugehen, unwiderstehlich machte. In den Feldern von Jeres de la Frontera am Guadalete unweit Cadiz ward die entscheidende Schlacht geliefert. Sie dauerte vom 19. bis zum 26. Juli 711. Sieben Tage lang fochten beide Teile mit gleicher Ausdauer und gleichem Glücke; am achten verschwand König Roderich, ohne daß man weiß, auf welche Weise er umgekommen ist, und nun riß Mutlosigkeit und Verwirrung unter den Seinigen ein. Auch Witizas Söhne waren, auf Tariks Seite fechtend, gefallen. Das westgotische Heer löste sich fliehend auf, und der größte Teil desselben verlor das Leben oder geriet in Gefangenschaft. Zwar waren auch die Araber auf 9000 Mann zusammengeschmolzen, aber diese fanden nun den Zugang in das innere Spanien offen und wurden überdies nach dem Siege durch Scharen von Glaubensgenossen verstärkt, welche kampflustig und nach Beute begierig aus Afrika herbeikamen. Die blühenden Provinzen Andalusien, Granada und Murcia wurden nicht allein in kurzer Zeit besetzt, sondern auch Tausende von Bewohnern derselben zum Islam bekehrt. In Malaga, Granada und anderen Städten unterstützten die Juden das arabische Heer. Schon am Palmsonntag des Jahres 712 hielt Tarik seinen Einzug in Toledo, der Hauptstadt des Reiches. Hier und auf dem weiteren Marsche machten die Araber unermeßliche Beute. Das kostbarste Stück derselben war der sogenannte Tisch Salomonis, den einst Thorismund von dem römischen Feldherrn Aëtius zum Geschenk erhalten hatte, ein goldener, mit den schönsten Perlen und Edelsteinen verzierter Tisch, welcher auf 365 goldenen Füßen ruhte. Während Tarik seine Eroberungen weiter nach Norden hin ausbreitete, wo sich nur noch in Galicien und Asturien winzige Reste der Goten hielten, erschien auch Musa, auf den Ruhm seines Untergebenen eifersüchtig, mit einem Heere von wenigstens 10000 Mann in Spanien und nahm Sevilla und andere Städte des Südens, welche jener zur Seite liegen gelassen hatte. Der Erzbischof Oppas, der wegen eines Rangstreites mit einem anderen Bischofe die Pflichten gegen sein Vaterland vergaß, soll ihm dabei hilfreiche Hand geleistet haben.

Die schnellen Fortschritte, welche die Waffen und die Lehre der Araber im äußersten Westen von Europa machten, werden niemand in Staunen setzen, der da weiß, daß die Altspanier viel vom afrikanischen Charakter hatten, und daß der Islam allen seinen Bekennern gleiche Freiheit mit gleicher Sklaverei bietet; man wird sich noch weniger darüber wundern, wenn man bedenkt, daß bei den Westgoten die geistlichen und weltlichen Herren allein die Nation vorstellten, daß dagegen der Kern des Volkes in Dienstbarkeit schmachtete und daher durch die Annahme des Islams bedeutend gewann, bei der Festhaltung seines alten Glaubens aber unter den neuen Gebietern keine anderen Lasten, als den gewöhnlichen Tribut, zu tragen hatte. Während nämlich bei den Arabern, wenigstens dem Prinzip nach, vor dem Gesetz alles gleich war, zerfielen bei den Westgoten die Freien in eine Menge Abteilungen, deren jede ihre besonderen Vorrechte hatte, es bildete sich eine schlimme Aristokratie aus, durch die ein Wahlreich in bedenklichster Form eingeführt wurde; die Mehrzahl des Volkes aber war leibeigen, und zwar nach römischen Rechtsbegriffen, welche auf anderen Sitten beruhten und deshalb in der Anwendung viel härter waren, als die deutschen. Zu diesen für die Araber so günstigen Verhältnissen kam noch der wichtige Umstand hinzu, daß die Araber das Land nicht bloß eroberten und militärisch besetzten, sondern daß auch viele Araber und Berber sich daselbst niederließen. Endlich ward die Besitznahme und Behauptung von Spanien auch noch durch die Juden erleichtert, für welche die Araber die Befreier aus Elend und Verfolgung waren. Tausende von Juden, welche in den letzten Zeiten nach Afrika vertrieben worden waren, kehrten bei dem Untergange des Westgotischen Reichs in ihre Heimat zurück; viele Tausend andere, die in Spanien zu einem Schein-Christentume gezwungen worden waren, warfen bei dem Erscheinen der Araber ihre Fesseln ab. Alle diese unterstützten nicht allein die Araber bei der Eroberung des Landes auf jede Weise, sondern bildeten nachher auch das vermittelnde Glied zwischen den alten Spaniern und der aus Afrika eingewanderten neuen Bevölkerung. In kurzer Zeit war Spanien den Arabern unterworfen. Nur die freieren Bergbewohner von Galicien, Asturien und Biscaya behaupteten ihre Unabhängigkeit. Zu ihnen sammelten sich daher auch unter den tapferen Führern Petrus und Pelagius (Pelayo) alle Westgoten, welche Ehre und Religion mehr als irdische Güter liebten. Diese bildeten in jenen Gegenden bald Fürstentümer, aus welchen in späterer Zeit wieder ein christliches Spanien hervorging.

Die beiden Männer, unter deren Führung Spanien dem Islam unterworfen worden war, konnten sich der Früchte ihres Sieges nicht erfreuen. Tarik hatte das unbestreitbare Verdienst, die westgotische

Macht gebrochen und dadurch die Herrschaft des Islams in Spanien gegründet zu haben. Musa suchte ihm diesen Ruhm soviel als möglich zu entreißen und war deshalb auf die Nachricht vom glücklichen Fortgang des Unternehmens mit einem Heere nach Spanien geeilt. Er hatte dabei an seinen siegreichen Feldherrn den Befehl vorausgeschickt, nicht über Cordova hinaus vorzurücken. Tarik hatte aber diesem Gebote nicht gehorcht, weil es offenbar nur aus Neid und Eifersucht hervorgegangen war und die Araber um alle Vorteile des errungenen Sieges zu bringen drohte. Er ward dafür von seinem Gebieter, als dieser in Spanien erschien, wie ein gemeiner Soldat behandelt und sogar in den Kerker geworfen. Auf Befehl des Kalifen Welid, an welchen sich Tariks Freunde klagend wandten, mußte Musa ihn bald wieder freilassen, und Tarik vollendete dann in Gemeinschaft mit Musa die Unterwerfung von Spanien. Kaum war dies geschehen, als der Kalif aus Furcht, Musa möchte sich in Spanien ein unabhängiges Reich gründen, denselben von dort abrief und zu sich nach Damaskus beschied. Musa traute auch seinerseits dem Kalifen nicht und übergab daher bei einer Abreise die von ihm eroberten Länder gleichsam als Unterpfänder seinen Söhnen, von welchen er den einen zum Statthalter von Spanien, die anderen aber zu Statthaltern von Westafrika einsetzte. Mit allen erbeuteten Kostbarkeiten und mit einem ganzen Heere von Gefangenen, unter welchen sich allein vierhundert westgotische Große von königlicher Abkunft befunden haben sollen, brach er im Jahre 713 nach Damaskus auf. Ebenso wie er gezögert hatte, die Reise anzutreten, suchte er auch während derselben soviel als möglich Zeit zu gewinnen. Erst nach einem Jahre kam er in Syrien an. Hier erhielt er in Tiberias die Nachricht, daß der Kalif erkrankt sei, und zugleich ein Schreiben von dessen Bruder und Nachfolger Suleiman, der ihn ersuchte, den Einzug in Damaskus bis zu Welids Tode aufzuschieben, damit sein eigener Regierungsantritt durch den Glanz der im Westen erfochtenen Siege verherrlicht werde. Musa wagte es, diese Bitte abzuschlagen, obgleich er wußte, daß er viele Feinde am Hofe hatte, welche jede Gelegenheit zu seinem Verderben begierig ergriffen und auch bereits den verstorbenen Kalifen mit Klagen gegen ihn bestürmt hatten. Er stürzte sich durch diesen unbegreiflichen Fehltritt selbst ins Verderben. Er kam fast zu der nämlichen Zeit, als Welid starb und Suleiman den Thron bestieg (714), in Damaskus an und fand an dem neuen Kalifen einen im voraus gegen ihn erzürnten Richter. Zwar als Triumphator zog er ein, aber am nächsten Tage ward er nicht nur des Ungehorsams gegen die Gebote des Kalifen, sondern auch der Lüge beschuldigt, da er in seinen Berichten an den Kalifen Tariks Verdienste sich angemaßt haben soll; außerdem

klagte ihn der letztere, welcher ebenfalls nach Damaskus gekommen war, noch wegen seines ganzen Verfahrens in Spanien überhaupt an. Suleiman fand Musa schuldig, ließ ihn in den Kerker werfen, nahm ihm sein ganzes Vermögen und verurteilte ihn sogar noch zu einer Geldbuße von 100 000 Dinaren. Er verwickelte denjenigen von Musas Söhnen, welcher der Provinz Spanien vorstand, mit in das Schicksal seines Vaters, um der Rache desselben zuvorzukommen. Er ließ ihn töten und soll (wiewohl dies vielleicht nur eine Ausschmückung des tragischen Ereignisses ist) in seiner Grausamkeit so weit gegangen sein, daß er dem achtundsiebzigjährigen Vater den Kopf des Sohnes mit der Frage überreichen ließ, ob er den Getöteten kenne. „Ja wohl", antwortete Musa, „kenne ich ihn, aber als einen Mann, der sich früh zum Gebete erhob und viel fastete. Gottes Fluch möge ihn treffen, wenn sein Mörder besser ist, als er war!" Musa starb bald darauf, entweder auf einer Pilgerfahrt nach Mekka oder unter seinen Stammverwandten, bei denen er die ihm vom Kalifen auferlegte Geldbuße zusammenbettelte. Über Tariks Ende lassen uns die Berichte der arabischen Geschichtschreiber in Ungewißheit.

Musas Los ward auch den Eroberern von Indien und Turkestan zu teil. Der eine, Mohammed, wurde von dem mißtrauischen Suleiman nicht nur seiner ruhmgekrönten Feldherrnwürde beraubt, sondern auch wie ein gemeiner Verbrecher behandelt, weil er ein Anhänger des dem neuen Kalifen von jeher verhaßten Haddschadsch war. Auch Kuteiba, der Eroberer von Turkestan, sollte gleich nach Suleimans Regierungsantritt auf die nämliche Weise belohnt werden; er suchte aber diesem Schicksale durch offene Empörung zuvorzukommen und fiel, als nur wenige seiner Soldaten ihm treu blieben, mit dem Schwerte in der Hand. Haddschadsch war zu seinem Glück ein Jahr vor Welid gestorben.

Das wichtigste Unternehmen, welches unter Suleimans Regierung ins Werk gesetzt wurde, war der Krieg mit den Byzantinern. Die Leitung desselben ward dem Bruder des Kalifen, Maslama, übertragen, und die inneren Verhältnisse des Griechischen Reichs begünstigten diesen anfangs im höchsten Grade. Kaiser Justinian II., der Sohn des Constantinus Pogonatus, war durch einen Aufstand des Heeres gestürzt worden, wobei man ihm die Nase abschnitt und verstümmelte, daher er mit dem Beinamen Rhinotmetus bezeichnet wird. Zehn Jahre später aber erkämpfte er mit Hilfe der Bulgaren sich wieder den verlorenen Thron (705). Die Art, wie er nun die beiden noch lebenden Kaiser behandelte, die während seiner Verbannung regiert hatten, ist bezeichnend für die rohe Denkweise, die, bei aller Ausbildung und Überladung der äußeren Lebensformen, im Oströmischen Reiche herrschte.

Justinian II. sah im Hippodrom den Wettspielen zu, die zu seiner Ehre veranstaltet wurden; dabei lagen jene abgesetzten Herrscher, Leontius und Tiberius, mit dem Gesicht zur Erde gefesselt vor ihm, so daß er jedem von ihnen einen Fuß auf den Nacken setzte; das zuschauende Volk aber rief ihm unter Jauchzen die Worte des Psalmisten zu: „Auf Löwen und Drachen sollst du deinen Fuß setzen!" Da er sich um die Reichsangelegenheiten nur, sofern sie seine Person trafen, kümmerte, machten schon unter ihm die Araber sich dem Byzantinischen Reiche durch häufige Einfälle furchtbar. Aber er ward 711 durch seine Truppen, die zu einem abscheulichen Vorgehen gegen die Stadt Cherson, einen bedeutenden Handelsplatz, gezwungen werden sollten, zum zweitenmal verraten und dabei ums Leben gebracht. Der von den Empörern an seine Stelle gesetzte Armenier Philippikus wurde ebenfalls schon nach zwei Jahren wieder entthront und sein Staatssekretär Artemius unter dem Namen Anastasius II. zum Kaiser erhoben. Dieser erlitt bald das nämliche Schicksal. Die gegen Suleimans Heer abgeschickten Truppen kündigten dem Kaiser den Gehorsam auf und zwangen einen kaiserlichen Beamten, Theodosius, den Purpur anzunehmen. Anastasius legte, nachdem er in Konstantinopel sechs Monate lang eine Belagerung ausgehalten hatte, die Kaiserwürde freiwillig nieder (716). Ebendasselbe that Theodosius, als der Oberanführer der asiatischen Truppen, Leo der Isaurier, ihm die Anerkennung verweigerte und mit seinen Truppen gegen die Hauptstadt heranzog (717). Mit Leo gelangte ein neuer kräftiger Stamm zum Besitz des byzantinischen Thrones. Die Araber mußten dies bald zu ihrem Schrecken erfahren. Leo hatte sie, solange noch Theodosius Kaiser war, durch Unterhandlungen zu täuschen gewußt und unter dem Schein eines treu ergebenen Verbündeten einen Vertrag mit ihnen geschlossen. Nach seinem Einzuge in Konstantinopel aber warf er sogleich die Maske ab und zeigte sich ihnen als einen Gegner, wie sie in allen ihren Kriegen mit den Byzantinern noch nie einen gehabt hatten. Sie rückten daher unter Maslama mit ihrer ganzen Macht auf Konstantinopel los und begannen eine eigentliche Belagerung der Stadt, bei welcher sie diese nicht, wie früher, nur von Zeit zu Zeit angriffen, sondern zu Wasser und zu Land förmlich einschlossen. Alle ihre Anstrengungen waren jedoch vergeblich. Ein entschlossener, kriegserfahrener Kaiser stand an der Spitze der Belagerten, und überdies wüteten Hunger, Pest, das griechische Feuer und ein für jene Gegenden unerhört strenger Winter gegen die Flotten und Truppen der Mohammedaner. Vergebens bestürmte Maslama seinen Bruder mit der Bitte, die Belagerung aufheben zu dürfen. Selbst als die ganze Flotte durch das griechische Feuer vernichtet worden war, ließ sich Suleiman

nicht dazu bewegen. Er gab erst dann der Notwendigkeit nach, als von dem schönsten Heere, das die Araber seit langer Zeit ausgesandt hatten, nur noch schwache Trümmer übrig waren. Ja, nach anderen Berichten hätte sogar erst sein Nachfolger der Vernunft Gehör gegeben und den Abzug der Truppen erlaubt. Übrigens sollen bei dieser Belagerung, welche über ein Jahr dauerte (717—718), mehr als 100 000 Mohammedaner das Leben verloren haben.

Suleiman, welcher im Jahr 717 starb, war ein grausamer Regent und zeichnete sich auch im Privatleben nur durch gemeine Neigungen und Gewohnheiten, besonders durch große Schwelgerei im Essen aus. Seine Religion war eine Art Naturreligion; er betrachtete den Koran nicht als Ausspruch der Gottheit, sondern als ein schönes Gedicht, den Glauben der Moslemin nicht als Offenbarung, sondern als bloßen Volksglauben. Vor seinem Tode ernannte er Omar II., einen Neffen Abd Almaliks, zum Nachfolger, nicht bloß weil derselbe der älteste von den damals in Damaskus anwesenden Omejjaden war, sondern besonders deshalb, weil er als der Frömmste und Edelste unter den Syrern den Kindern seines Vorgängers, die ein anderer aus dem Wege geräumt haben würde, nicht gefährlich war. Doch verfügte Suleiman gleich bei der Ernennung Omars, daß sein eigener Bruder Jezid demselben einst im Kalifat nachfolgen sollte. Omars Vorzüge bestanden in Frömmigkeit, Sanftmut, Gerechtigkeit und Einfachheit. Er betrachtete sich, wie er selbst erklärte, als den Verwalter der Schätze, welche den Armen und Notleidenden gehörten, hatte nur ein Kleid, erlaubte sich nur den Aufwand eines gemeinen Bürgers und gebrauchte kein anderes Lager, als ein Fell und eine gewöhnliche baumwollene Decke. Auch hatte er nur eine einzige Gattin und ließ sich allein von ihr bedienen. Als Beherrscher der Gläubigen strebte er nicht danach, durch neue Eroberungen den Glanz des Reiches zu erhöhen, sondern vielmehr durch Bekehrung der unterworfenen Völker die Zahl der Bekenner des Islams zu vermehren. Dabei übte er jedoch keinen Zwang gegen Andersgläubige; er verbot vielmehr seinen Statthaltern, die bestehenden Kirchen, Synagogen oder Feuertempel niederzureißen. Omar ging in seiner Frömmigkeit und Milde so weit, daß er, trotz des Hasses, den er dadurch bei seinen eigenen Verwandten gegen sich erweckte, den von Muawia eingeführten Gebrauch, Ali und seine Nachkommen in allen Moscheen von der Kanzel herab verfluchen zu lassen, wieder abschaffte. An die Stelle dieses Fluches setzte Omar die schönen Worte des Korans: „Gott befiehlt Gerechtigkeit und Güte und Wohlwollen gegen Verwandte und verbietet Schimpf und Unbilligkeit." Darum pries auch ein frommer Moslem der späteren Zeit ihn vor allen anderen Omejjaden, indem er ausrief: „O Omar, hätte mein Auge um

einen von Omejjas Söhnen geweint, es hätte um dich geweint; du nahmest den Fluch und die Schmach von uns hinweg; ja, könnte ich dich erlösen, es geschähe." Jene Einstellung eines abscheulichen Gebrauches, so sehr sie auch mit Omars ganzem Wesen übereinstimmt, wird von manchen Geschichtschreibern bezweifelt; jedenfalls ward die Verfluchung der Aliden nach Omars Tode wieder eingeführt und erst nach dem Sturze der Omejjaden für immer abgeschafft.

Ein so strenger Begriff von Recht und eine solche Einfachheit des Lebens hatten wohl zu der Zeit, als Omars mütterlicher Großvater, Omar I., von Mekka aus die Herrschaft der Gläubigen leitete, mit dem Kalifenamte bestehen können; sie paßten aber durchaus nicht zu der in Damaskus schon längst eingeführten glänzenden Hofhaltung und entsprachen ebensowenig dem habgierigen Sinne der Truppen und ihrer zahllosen Befehlshaber. Es hieß daher auch gleich nach Omars Thronbesteigung, man habe einen Kalifen, der wohl zum Beten, aber nicht zum Regieren tauge. Daß ihm selbst ein solcher Adel der Gesinnung Ruhe und Frieden im Herzen und die frohe Aussicht auf ein besseres Leben, als das Leben dieser Erde ist, gewährte, würden wir auch dann glauben, wenn wir nicht seine eigenen Worte und Handlungen als Zeugnis dafür hätten. Er fühlte, daß er einer anderen Welt angehöre, und zeigte daher bei seinem Ende weder Todesfurcht, noch auch Unwillen gegen seine Familie, die man beschuldigte, daß sie ihn habe vergiften lassen. Er wies aus reiner Ergebung in den Willen Gottes jedes Hilfsmittel von sich, und als man ihn wegen jenes Verdachtes zur Vorsicht ermahnte, erwiderte er: „Wo sind meine Vorgänger trotz aller ihrer Vorsicht? Gott, fürchte ich einen anderen Tag, als den des Gerichts, so wende das, was ich fürchte, nicht von mir ab!"

Omar starb im Jahre 720 in einem Städtchen bei Emesa (Hims), wahrscheinlich von seinem Nachfolger Jezid II. vergiftet. Dieser hatte anfangs mit gefährlichen Unruhen zu kämpfen, weil er Haddschadschs Familie und Anhänger begünstigte, deren Gegner unter Suleiman so großen Einfluß erhalten hatten. Als Jezid die letzteren gleich anfangs verfolgen ließ, empörten sie sich und breiteten ihren Aufstand über einen Teil der östlichen Provinzen aus. Nur durch die Tapferkeit des von der Belagerung Konstantinopels her bekannten Feldherrn Maslama gelang es dem Kalifen, sie zu besiegen. Auch an den östlichen und nördlichen Grenzen des Reichs brachen Empörungen aus, und ein Teil der dort unter Welid eroberten Länder mußte von neuem unterworfen werden. In Afrika rief Jezids Statthalter durch sein Verfahren eine Verschwörung hervor, infolge deren er selbst ermordet und ein neuer Statthalter vom Volke ernannt wurde. In Spanien ging es besser, weil der treffliche Statthalter Samah, welchen Omar an

die Stelle des wegen seiner Tyrannei verhaßten Al Horr oder Alahor gesetzt hatte, von Jezid auffallenderweise im Amte gelassen ward. Doch war es dort sehr schwer, bei der großen Verschiedenheit der aus bekehrten und nicht bekehrten Germanen, Altspaniern und Juden, aus Arabern und Berbern bestehenden Bevölkerung Kraft und Einheit in die Verwaltung zu bringen. Dies erschwerte auch den Kampf mit den unabhängigen Westgoten in den Gebirgen des Nordens und wirkte störend auf die Versuche ein, die Herrschaft des Islams über die Pyrenäen hinaus weiter auszubreiten. Schon Alahor war 718 in das Fränkische Reich eingedrungen, sein Unternehmen hatte aber keinen anderen Erfolg gehabt, als daß er reiche Beute nach Spanien schleppte. Samah erneuerte den Versuch im Jahr 720 oder 721, besetzte Narbonne und drang siegend bis Toulouse vor; hier wurde er jedoch von dem fränkischen Herzog Eudo völlig geschlagen. Er verlor dabei das Leben, sein Heer ward größtenteils aufgerieben und der Rest desselben nur durch die Geschicklichkeit Abd er Rahmans, der sich an die Spitze stellte, gerettet.

Während Jezids Generale im äußersten Osten und Westen schwierige Kriege führten, war er selbst nur auf die Freuden der Liebe und des Gesanges bedacht und gab sich einem sorglosen Wohlleben hin, ohne zu ahnen, daß die Anhänger des Hauses Ali in der Stille den Thron der Omejjaden untergruben. Glanz und Fröhlichkeit walteten an seinem Hofe, und die um ihn versammelten Dichter sangen in zierlichem Prunke Lieder der Liebe, welche unter den Arabern ebenso berühmt sind, als Anakreons Lieder unter den Griechen gewesen waren. Die Geschichte von Jezids heiteren Festen lebt noch in vielen wahren und erdichteten Erzählungen, und seine schwärmerische Liebe zu der schönen Sklavin Hababa ist ein oft besungener Gegenstand arabischer Dichter. Jezid war so sehr von Liebe zu dieser Sklavin ergriffen, daß er sich bei ihrem Tode über die strengen Ansichten seines Volkes hinwegsetzte und Hababas Leiche drei Tage lang bei sich behielt. Er soll sogar aus Schmerz über ihren Verlust gestorben sein (724).

Sein Nachfolger, Hischam, der jüngste unter vier Brüdern, die das Kalifat gewannen, empfing Siegelring und Prophetenstab in einem kleinen Orte westlich vom Euphrat, wo er seither unbeachtet gelebt hatte. Wen Jezid durch Wollust und sorglose Üppigkeit nicht gegen sein Haus gereizt hatte, den kränkte Hischam durch Habgier und Geiz. Er war zum Beherrscher eines Reiches weder geboren noch erzogen; denn die Leidenschaft eines kleinlichen Geizes, die allergefährlichste für einen Despoten, besonders für einen orientalischen, machte ihn verächtlich, und die vielen Schätze, welche er zusammenbrachte, mußten bei seinem Nachfolger nur eine um so größere Verschwendung hervorrufen.

Unter Hischam zogen sich die Wolken, welche schon vorher im Reiche sich zu bilden begonnen hatten, immer dunkler über dem Hause der Omejjaden zusammen. Die Anhänger Alis, an deren Spitze damals die Abbassiden oder die Nachkommen von Mohammeds Oheim Abbas getreten waren, ließen das Volk überall durch Emissäre bearbeiten und fanden in vielen Gegenden einen sehr fruchtbaren Boden. Zwar wurden die hier und da ausbrechenden Aufstände stets gleich wieder gedämpft, allein das Feuer glimmte unter der Asche fort.

Mit Glück fochten Hischams Heere unter Asad und unter dem nachherigen Kalifen Merwan (II.) im Norden und Nordosten des Reichs: namentlich eroberten sie jenseit des Oxus oder Dschihun das längst abgefallene Ferghana von neuem, und in der Gegend von Derbend wurden viele Menschen, bekanntlich in dem Kaukasus noch bis in die neueste Zeit eine Art von Ware, als Tribut ausgehoben. Gegen die Byzantiner unternahmen die Araber viele Raubzüge zu Wasser und zu Lande, welche meistens von gutem Erfolge begleitet waren. In der Provinz Spanien, die gleich anfangs das Ansehen eines besonderen Reiches mit einem vom Kalifen ernannten Oberhaupte erhalten hatte, war von den Einwohnern Abd er Rahman, der Retter des bei Toulouse geschlagenen Heeres, an Samahs Stelle zum Statthalter ernannt worden. Jezid II. hatte ihn zwar nicht bestätigt, sondern Ambasa gesandt; allein die ausbrechenden inneren Unruhen, welche die Herrschaft in Spanien bedrohten, nötigten den Kalifen Hischam, Abd er Rahman wieder als Statthalter einzusetzen (731). Dieser wandte sich zuerst in den Pyrenäen gegen den mosleminischen Rebellen Munuza, der sich aus Liebe zu einer schönen und vornehmen Christin, der Tochter Eudos von Aquitanien, empört hatte; Abd Errahman schlug ihn und nahm seine Geliebte gefangen. Sodann unternahm er (732) einen neuen Kriegszug nach Frankreich, wo sechs Jahre früher Ambasa den ganzen Süden plündernd durchzogen hatte und sogar bis nach Burgund gestreift war. Abd er Rahman bot zu seinem Unternehmen die gesamte Macht der Moslemin in Spanien auf und überstieg die Pyrenäen mit einem wahrhaft furchtbaren Heere. Er erstürmte Bordeaux und ließ die dortigen Kirchen niederbrennen, schlug an der Dordogne den Herzog Eudo und drang dann über Poitiers gegen Tours vor, traf aber hier auf das vereinigte fränkische Heer, welches Karl Martell (d. i. der Hammer) anführte. An diesem tapfern und kriegsgewandten Feldherrn fanden die Mohammedaner den Mann, der nach dem offenbaren Willen der Vorsehung nicht nur ihren Angriffen auf Frankreich, sondern ihren Fortschritten in Europa überhaupt eine Grenze setzen sollte. Hätten sie früher, anstatt bloße Streif- und Raubzüge zu machen, ihre ganze Kraft gegen Frankreich

gerichtet, so würden sie dieses Land gewiß unterworfen haben; denn die Franken hatten vorher keinen Führer, der einem solchen Feind gewachsen gewesen wäre, und waren überdies so sehr durch Zwietracht zerrüttet, daß bei ihnen an keine gemeinschaftliche Maßregel zu denken war. Europa würde übrigens durch das Eindringen des Islams noch heftiger erschüttert worden sein, als Asien, weil der Mohammedanismus und das arabische Wesen ebenso sehr mit dem Charakter der europäischen Menschheit in Widerspruch standen, als sie den Sitten und dem Klima des Orients angemessen waren. Karl Martell vereinigte die verschiedenen Nationen des Fränkischen Reiches gegen den Feind ihres Glaubens und schlug diesen zwischen Tours und Poitiers in einer siebentägigen Reihe von Gefechten so völlig, daß Abd er Rahman mit dem größten Teil des Heeres fiel und die übrigen in verwirrter Flucht über die Pyrenäen zurückeilten (Oktober 732). Wenn man den fabelhaften Lobpreisungen der fränkischen Chroniken und späteren Ritterromane Glauben schenken dürfte, so würden in dieser blutigen Schlacht nicht weniger als 375 000 Mohammedaner gefallen sein; diese Zahl übersteigt aber selbst den weitesten Begriff der Möglichkeit um mehr als das Dreifache. Die Araber wurden durch Empörungen in Spanien gehindert, die erlittene Niederlage sogleich zu rächen. Erst zwei Jahre später fielen sie wieder in Frankreich ein. Sie eroberten einige Striche des Südens und streiften plündernd und zerstörend bis nach Burgund. Karl Martell entriß ihnen jedoch diese gemachten Eroberungen größtenteils wieder und drängte sie bis Narbonne zurück. Diese Stadt selbst mit der Landschaft Septimanien blieb jedoch noch längere Zeit im Besitz der Moslemin; erst 27 Jahre nach der Schlacht bei Tours und Poitiers wurde sie von den Franken für die Dauer zurückerobert. Die Provinz Spanien aber ward jahrelang durch Zwiste zerrüttet, welche weit gefährlicher waren, als die durch die Franken erlittenen Niederlagen. Die alten Einwohner des Landes, die angesiedelten Araber und Berber und die aus Syrien gesandten Truppen gerieten miteinander in heftigen Kampf; ihr Zwist artete in förmliche Bürgerkriege aus, und erst unter Hischams Nachfolger gelang es dem Statthalter Abul Chattab, die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen.

Während die Herrschaft der Omejjaden überall teils durch Verwirrung und Zwietracht, teils durch die geheimen Betreibungen der Abbassiden wankend gemacht wurde, arbeitete Hischam selbst, ohne es zu wissen und zu wollen, auf den Untergang seiner Familie hin. Um Schätze auf Schätze zu häufen, versagte er seinem Neffen Welid II., der schon von Jezid II. zu Hischams Nachfolger ernannt worden war, sogar das Notwendigste. Er hoffte den ausschweifenden jungen Mann

auf diese Weise zu bessern, machte ihn aber dadurch nur noch leichtsinniger und verschwenderischer, als er schon von Natur war. Vom Hofe vertrieben und von allen Geschäften fern gehalten, zog Welid mit seinen Lustgenossen zechend und frevelnd im Lande umher, und kaum hatte sein Oheim die Augen geschlossen (743), so ließ es sich jener ebenso sehr angelegen sein, die aufgehäuften Schätze desselben zu verschwenden, als dieser ängstlich gewesen war, sie zu sammeln. Er vergeudete ungeheure Summen für tolle Lustbarkeiten und erhöhte den Sold der Truppen, ohne in seiner Unvernunft daran zu denken, wie schwer eine solche Ausgabe wieder eingestellt werden könne, und wie sehr dadurch bei der übergroßen Zahl von Soldaten, die in allen Teilen des Reiches gehalten wurden, der Staat mit seinen Finanzen ins Gedränge kam. Doch schadete er sich selbst weniger durch seine Verschwendungen, als vielmehr durch die schamlose Weise, mit der er seinen Lüsten nachhing und jedem Anstand hohnsprach: er nahm, die Volksbegriffe mutwillig verhöhnend, Wein und Jagdhunde mit auf die Wallfahrt nach Mekka. Zudem wollte er seine beiden Söhne, die noch im Knabenalter standen, bereits als künftige Kalifen bezeichnet sehen. Er reizte sogar diejenigen Leute gegen sich, welche er durch Geschenke zu gewinnen gesucht hatte. Schon vierzehn Monate nach seiner Thronbesteigung hatte daher Welids I. Sohn, der nachherige Kalif Jezid III., sich mit leichter Mühe unter den Soldaten und Einwohnern von Damaskus einen so großen Anhang verschafft, daß es nur eines Aufrufes bedurfte, um den allgemein verhaßten gottlosen Kalifen zu stürzen. Welid kämpfte zwar mit eigener Hand gegen die Aufrührer, ward aber von seinen Leuten verlassen und hierauf ermordet (744).

Der neue Kalif, Jezid III., fand die Staatskasse leer und zog sich, als er deshalb notgedrungen den Sold auf seinen früheren Betrag herabsetzte, gleich anfangs den Haß der Soldaten zu. Außerdem brachen unmittelbar nach seiner Thronbesteigung in Palästina, Irak und Khorasan Unruhen aus. In die größte Gefahr geriet er jedoch dadurch, daß der mächtige und kriegserfahrene Statthalter von Armenien und Adserbeidschan, Merwan, ein Enkel des früheren Kalifen gleichen Namens, ihm den Gehorsam verweigerte und das Kalifat für die in Damaskus eingekerkerten unmündigen Söhne Welids II. in Anspruch nahm. So gerecht übrigens dieser Vorwand auch war, so war doch Merwans Unternehmen von unglücklicher Vorbedeutung für ihn selbst und seine Familie, weil er die Waffen über das Erbe des Propheten entscheiden ließ. Merwan brach mit seinen Truppen nach Mesopotamien auf und stand schon an der westlichen Grenze dieses Landes, als Jezid nach einer Regierung von nur sechs Monaten starb (Herbst 744). Der Bruder des letzteren, Ibrahim, ließ sich sogleich zum Kalifen ausrufen

und schickte dem gegen Damaskus heranrückenden Merwan 12000 Mann unter Suleiman entgegen; diese Truppen wurden aber von dem viel kleineren Heere Merwans in einer mörderischen Schlacht, die zwischen dem Libanon und Antilibanon geliefert wurde, besiegt und zerstreut. Ibrahim und Suleiman ergriffen hierauf die Flucht, sie ließen aber vorher die Söhne Welids ermorden und öffneten dadurch ihrem Feinde den Weg zum Throne. Merwan erklärte gleich nach seinem Einzug in Damaskus sich selbst zum Kalifen, und Ibrahim, der keine Möglichkeit sah, seine Ansprüche geltend zu machen, söhnte sich mit ihm aus.

Merwans ganze Regierung war ein ununterbrochener Kampf gegen seine Feinde oder gegen die seines Hauses und zum Teil sogar gegen rebellische Glieder desselben. In allen Provinzen des Reichs brachen Empörungen aus, selbst in Syrien, wo der Anhang der Omejjaden bisher immer am stärksten gewesen war. Überall floß Blut. Sechs Jahre lang war Merwan so glücklich, alle Schwierigkeiten zu überwinden und einen Aufstand nach dem andern zu unterdrücken; aber da in diesen Kriegen der Kern der Freunde seines Hauses teils für, teils gegen ihn fiel, so bahnte er durch seine Tapferkeit und Feldherrngeschicklichkeit nur seinen Hauptgegnern, den Abbassiden, den Weg zum Throne. Das Haupt der Abbassiden war der alte Imam Mohammed, ein Urenkel von des Propheten Oheim Abbas. Er ward wegen seiner Frömmigkeit und Weisheit von allen Gegnern des Hauses Omejja hoch verehrt und man behauptete sogar, wiewohl die Aliden selbst dies nie eingeräumt zu haben scheinen, daß ein durch seinen frommen Wandel ausgezeichneter Enkel Alis ihm nicht nur die im Besitze seiner Familie befindlichen heiligen Bücher gegeben, sondern auch die Rechte des Hauses Ali förmlich übertragen habe. Mohammed ward von den Feinden der Omejjaden oft aufgefordert, diese Rechte geltend zu machen; er ließ sich aber das unglückliche Schicksal der Aliden zur Warnung dienen und verfuhr äußerst behutsam. Als endlich die Lage der Dinge in Khorasan, wo fast völlige Anarchie herrschte, einen entschiedenen Schritt zu begünstigen schien, schickte er, im Namen seines ältesten Sohnes Ibrahim, einen feurigen jungen Anhänger, Abu Muslim, dahin. Dieser vereinigte dort alle Anhänger seiner Partei unter der schwarzen Fahne, dem Abzeichen der Abbassiden, vertrieb Naßr, den Statthalter Merwans, und drang erobernd bis nach Hamadan im Westen vor. Sein Glück kostete jedoch dem Abbassiden Ibrahim das Leben. Der Kalif ließ denselben auf die Nachricht von den Vorfällen in Khorasan verhaften, und Ibrahim starb im Kerker zu Haran, entweder infolge von Mißhandlungen oder durch Gift. Seine beiden Brüder aber, Abul Abbas und Abu Dschiafar al Mansur,

entkamen glücklich nach Irak und hielten sich daselbst so lange verborgen, bis ihre Partei auch dort die Übermacht erhielt. Ein Teil der abbassidischen Truppen drang von Khorasan glücklich nach Irak vor, schlug und vertrieb das von Merwan gesandte Heer und rief endlich in Kufa den jungen Abul Abbas förmlich zum Kalifen aus. Unterdessen war Merwan mit einem Heere von 120 000 Mann nach Kurdestan marschiert, wohin der andere Teil der abbassidischen Truppen gedrungen war. Am Großen Zabfluß, dem Lykos der Alten, nicht weit von Mossul und den Ruinen Ninives, traf er mit den Feinden zusammen, welche von Abu Aun und von Abul Abbas' Oheim, Abdallah, befehligt wurden. Merwan war ihnen an Truppenzahl fast um das Dreifache überlegen; allein das Glück hatte sich vom Hause der Omejjaden abgewendet, und auch Merwans Tapferkeit und Geschicklichkeit vermochte nicht, es wieder zu wenden. Ein Teil seiner Truppen ging gleich anfangs zum Feinde über, und als sich durch einen unglücklichen Zufall das falsche Gerücht verbreitete, daß er selbst gefallen sei, ward sein ganzes Heer von panischem Schrecken ergriffen und löste sich, nachdem die Schlacht kaum begonnen hatte, in verwirrte Flucht auf (Januar 750). Da er die zersprengten Truppen nicht wieder zu sammeln vermochte, so eilte er fliehend nach Damaskus. Aber auch hier war seines Bleibens nicht. Alle Städte, sogar Damaskus, ergaben sich dem Sieger, und Merwan mußte von neuem die Flucht ergreifen. Von Ort zu Ort getrieben und in keiner Feste aufgenommen, entrann er kaum den nachsetzenden Feinden. Endlich gelang es ihm, in Ägypten ein neues Heer zu sammeln. Mit diesem versuchte er vergebens — denn wo hätte ihn der Haß des Schicksals nicht erreicht? — noch einmal sein Glück. Geschlagen und von neuem verfolgt, rettete er sich in eine christliche Kirche und starb hier von der Hand eines fanatischen Chorasaners (August 750). Neunundachtzig Jahre hatten die Omejjaden das Kalifat innegehabt. Unter ihnen war Syrien mit der Residenzstadt Damaskus der Mittelpunkt der mosleminischen Macht gewesen. Bei allen ihren Fehlern und bei dem Makel, den ihnen ihr Haß gegen Ali und sein Haus in den Augen vieler Gläubigen verlieh, hatten sie doch das Gebiet des Islams in drei Weltteilen erweitert. Unter ihnen begann die griechische Sprache und Litteratur den Arabern bekannt zu werden; überhaupt nahm durch ihre heitere Empfänglichkeit das Leben der Moslemin an Schmuck, freilich auch an Weltlichkeit und Sittenfreiheit zu.

Durch Merwans Tod kam die Herrschaft des Mohammedanischen Reichs an die Familie der Abbassiden. Der Sturz der Omejjaden war von Grausamkeiten begleitet, wie sie kaum irgend eine andere gewaltsam gestürzte Dynastie zu erdulden hatte, und der erste Abbassidische Kalif Abul Abbas, der allerdings grausame Handlungen zuließ und

zum Teil selbst anbefahl, erhielt davon den Beinamen el Saffah, d. i. der Blutvergießer. Am Schlusse der ersten Kanzelrede, die er in Kufa vortrug, redete er übrigens die Versammelten an: „Rüstet euch! Ich bin derjenige, welcher ohne Schonung Blut zu vergießen erlaubt, bis die Rache vollständig.“ Sein Oheim Abdallah eröffnete die Reihe der Greuelthaten durch einen furchtbaren Frevel. Er täuschte neunzig Prinzen des Hauses Omejja durch eine Amnestie, die er in Palästina verkündigen ließ. Die Betrogenen wurden von ihm nach geleisteter Huldigung zur Tafel geladen; kaum waren aber die Speisen aufgetragen, als auf ein gegebenes Zeichen Mörder hereintraten, welche die Omejjaden töteten. Mit dem gefühllosen Sinne eines Kannibalen ließ dann Abdallah über die Erschlagenen einen Teppich ausbreiten, neben welchem er unter dem Ächzen der Sterbenden ein greuliches Mahl feierte. Dieser Unmensch, der auch die Gräber der Omejjadischen Kalifen erbrechen und ihre Asche zerstreuen ließ, erhielt später von denen, für die er gearbeitet, den Lohn seiner Thaten. Als er nach seines Neffen Tode dem Bruder desselben den Thron zu entreißen suchte, ward er in ein Gefängnis geworfen, welches so eingerichtet war, daß es einstürzen und ihn erschlagen mußte. Die unglücklichen Omejjaden wurden bis in die entferntesten Schlupfwinkel des Reiches verfolgt und getötet, man verschonte sogar die Säuglinge nicht, und da die Anhänger des gestürzten Herrscherhauses überall Verschwörungen und Aufstände anstifteten, die durch Grausamkeit und Mord gedämpft wurden, so floß das ganze Reich von Indien an bis zum Atlantischen Ocean in Blut. Selbst wer so glücklich war, der ersten Wut der Abbassiden zu entrinnen, ward noch nach Jahrzehnten verfolgt und getötet, so daß man versichert, es sei nur ein einziger Omejjade, Abd er Rahman, der Enkel des Kalifen Hischam, am Leben geblieben. Dieser rettete sich über den Euphrat nach Palästina, sodann über Ägypten in die Wüsten Nordafrikas. Auf der gefahrvollen Flucht bewies er eine Geistesgegenwart und Ausdauer, die seinem Namen unter den Moslemin Ruhm verschaffte, so daß er sich und seinen Nachkommen noch ein glänzendes Los zu sichern vermochte. Durch den Beistand eines mächtigen Berberstammes gelangte er nämlich nach Spanien und gründete dort von den Abbassiden unabhängig ein neues omejjadisches Reich.

8. Die Omejjaden in Spanien und die Entstehung der neuen christlichen Reiche daselbst.

Die arabische Herrschaft, welche unter dem sechsten Kalifen aus dem Hause Omejja bis nach Europa hinüber ausgebreitet worden war, hatte dort in dreifacher Hinsicht mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Im

Inneren der Provinz Spanien entstanden häufige Unruhen, welche durch die verschiedene Abkunft der Einwohner, besonders aber durch die wilde Natur der angesiedelten Berber hervorgerufen und unterhalten wurden; jenseit der Pyrenäen setzte das Fränkische Reich, welches gerade damals seine größte Einheit und seine tüchtigsten Regenten erhielt, der Ausbreitung der arabischen Herrschaft nicht allein einen unübersteiglichen Damm entgegen, sondern es drohte auch dem Fortbestehen derselben gefährlich zu werden; im Nordwesten des Landes endlich behauptete ein Teil der Westgoten und Altspanier seine Unabhängigkeit und beunruhigte die neue arabische Provinz durch fortgesetzte Einfälle. Die Christen im nördlichen Spanien, so schwach auch anfangs ihre Kraft war, erstarkten im Kampfe mit den Arabern allmählich, sie gewannen auf Kosten derselben nach und nach immer mehr Boden und wurden endlich die gefährlichsten Feinde der Mohammedaner in Europa. Ehe wir daher zum Arabischen Reiche in Spanien übergehen, müssen wir die ersten Anfänge der neuen christlichen Reiche dieser Halbinsel darstellen.

In Asturien und Biscaya sammelten sich beim Untergange des Westgotischen Reiches viele flüchtigen Goten und Altspanier. Diese behaupteten in den unwegsamen Gebirgen jener Länder ihr Christentum samt ihrer nationalen Unabhängigkeit und gewöhnten sich im Kampfe mit den benachbarten Arabern an ein ganz kriegerisches Leben. Von den ersten Anführern, unter deren Leitung sie nicht nur die Angriffe ihrer Gegner zurückschlugen, sondern auch oft plündernd in das Land derselben einbrachen, haben sich zwei vorzugsweise im Andenken der Nachwelt erhalten, Petrus und Pelagius. Jener stand an der Spitze einer mächtigen Schar in Biscaya, dieser dagegen hatte seinen Wohnsitz in Asturien. Beide gehörten dem westgotischen Adel an und sollen von königlicher Abkunft gewesen sein. Sie zeichneten sich durch glückliche Unternehmungen so sehr vor den anderen Führern aus, daß sie nach und nach die meisten Scharen unter sich vereinigten und in ihren Gebirgen eine Art von Herrschaft übten. Die Sage nennt Petrus einen Herzog von Kantabrien (d. i. von Biscaya und Navarra) und sagt von Pelagius, er sei wegen seiner Tapferkeit von den Bewohnern Asturiens zum Könige gewählt worden. Nach den freilich sehr unzuverlässigen Überlieferungen, die sich aus jenen Zeiten im spanischen Volke fortgeerbt haben, hätten Pelagius und Petrus nicht allein alle Angriffe der Mohammedaner zurückgeschlagen, sondern auch ganze Heere derselben vernichtet und bereits in den ersten Jahrzehnten der arabischen Herrschaft zwei christliche Staaten gegründet. Als Pelagius starb, soll er das ganze Asturien als ein einziges und unabhängiges Reich seinem Sohne Favila hinterlassen haben. Bei dem schon zwei

Jahre später erfolgten Tode des letzteren aber ward, wie es heißt, von den Großen dieses Reiches der tapfere Alfonso, ein Sohn des Herzogs Petrus von Cantabrien und Favilas Schwager, zum König erwählt. Alfonso breitete seine Herrschaft durch glückliche Kriege mit den Arabern bis an den Duero aus und vereinigte nach seines Bruders Fruela Tod die beiden christlichen Reiche. Doch wurden diese bald wieder voneinander getrennt. Die Geschichte Favilas fällt übrigens schon in die Zeit, wo durch die Vertreibung der Omejjaden vom Kalifat auch in Spanien wichtige Veränderungen herbeigeführt wurden.

Unter den letzten Kalifen aus diesem Hause hatten sich die Zwiste zwischen den verschiedenen arabischen, maurischen und berberischen Einwohnern von Spanien immer wieder erneuert und blutige Kämpfe hervorgerufen. Die teils vom Statthalter Afrikas oder vom Kalifen, teils von den Parteien selbst ernannten Statthalter waren stets nach kurzer Regierung wieder gestürzt worden, und Verwirrung herrschte von einem Ende des Landes bis zum andern. Endlich gelang es dem Kuraïschiten Jussuf mit Hilfe der Einwohner von rein arabischer Abkunft, sich zum Statthalter von Spanien aufzuwerfen und im Besitze der Gewalt zu befestigen (746). Dieser erklärte sich nach dem Sturze der Omejjaden für unabhängig und behauptete sich trotz der offenen Empörung eines Teiles der mohammedanischen Bevölkerung. Dagegen ward die schwierige Lage, in der er sich befand, von den jenseit der Pyrenäen wohnenden christlichen Unterthanen der Araber benutzt, um das mohammedanische Joch abzuwerfen. Sie begaben sich unter den Schutz der fränkischen Könige. Alles dies wäre nicht geschehen, wenn der tüchtige Jussuf nicht im Inneren befehdet worden wäre. Er hatte sich auf jede Weise bemüht, die Großen des Reiches zu befriedigen und mit seiner Oberherrschaft auszusöhnen, aber einer, Amer Ben Amru, vermochte seinen Stolz nicht zu beugen. Ein verunglücktes Attentat gegen ihn verbitterte ihn noch mehr, es kam zum offenen Aufstande, in dem er freilich unterlag, aber es drohte für Jussuf eine neue Gefahr von einer Seite her, von welcher er es am wenigsten erwartet hätte. Der Omejjade Abd er Rahman nämlich, der beim blutigen Untergange seines Geschlechts angeblich allein am Leben blieb, hatte sich, wie bereits angegeben, nach Afrika gerettet und vor den Nachstellungen seiner Feinde, die ihn auch dorthin verfolgten, bei einem Berberstamme Schutz und Zuflucht gefunden. Die Berber, an welche sich bald noch mehrere andere Stämme anschlossen, bewogen ihn, die Lage der Dinge in Spanien zu benutzen, um sich daselbst zum Herrscher aufzuwerfen. Sie traten mit Jussufs Feinden in Verbindung, und diese erklärten sich bereit, den flüchtigen Omejjaden als Herrscher an-

zuerkennen und ihm zur Vertreibung Jussufs behilflich zu sein. Abd er Rahman schickte den Freigelassenen seines Vaters, seinen Vertrauten Bedr voraus. Dieser bereitete bei Jussufs Gegnern alles so gut vor, daß sein Herr bald nachher (755), als er mit einer kleinen Schar an der andalusischen Küste landete, vom Volke freudig aufgenommen und in Malaga und Sevilla sogleich zum Herrscher ausgerufen ward. Jussuf zog ihm mit einem starken Heere entgegen, er wurde aber in einem Treffen geschlagen, und der Verlust von Cordova, der Residenz der spanischen Statthalter, war die unmittelbare Folge seiner Niederlage (756). Ein zweiter Sieg, welchen Abd er Rahman erfocht, nötigte den seitherigen Beherrscher von Spanien, sich seinem Gegner zu unterwerfen. Er blieb am Leben und mußte in Cordova unter den Augen Abd er Rahmans seinen Wohnsitz aufschlagen. Später entwich er von da, bildete sich einen Anhang und versuchte noch einmal das Kriegsglück; er wurde aber wieder besiegt und fiel, als er sich auf der Flucht befand, durch die Hand eines verräterischen Freundes (759). Sein Haupt wurde dem Abd er Rahman gesandt, und dieser ließ es auf der Mauer von Cordova aufstecken.

Abd er Rahman I., der unter dem Titel Emir oder Fürst herrschte, hatte fast während seiner ganzen Regierung (759—789) mit inneren Unruhen zu kämpfen. Jussufs Söhne und Anhänger erhoben mehrmals die Waffen; ein Mauritanier, der sein Geschlecht von Fatima und Ali ableitete, regte den alten Zwist zwischen den Aliden und Omejjaden auch in Spanien an und suchte auf diese Weise in den Besitz der Herrschaft zu gelangen; auch die Abbassiden schickten ein Heer, um das Land ihrem Feinde zu entreißen. Abd er Rahman ging aber aus allen diesen Kämpfen siegreich hervor. Namentlich erfocht er über die Truppen des Abbassidischen Kalifen Mansur einen so vollständigen Sieg, daß 7000 Mann derselben getötet wurden. Er schickte nach dieser Schlacht den Kopf des feindlichen Anführers nach Kairawan und ließ ihn dort heimlich bei Nacht zur Verhöhnung der Abbassiden auf dem Marktplatz aufstecken. Spanisch-arabische Geschichtsbücher enthalten sogar die gewiß erdichtete Angabe, daß er jenen Kopf in Mekka, wo Mansur sich damals gerade aufhielt, am Thore des Kalifen-Palastes habe annageln lassen, wodurch Mansur zu dem Ausruf bewogen worden sei: „er freue sich, daß zwischen ihm und diesem Teufel das Meer sei.“ Zuletzt versuchten Jussufs Anhänger, an deren Spitze sich ein wegen Verrätereien abgesetzter Statthalter von Saragossa stellte, Abd er Rahman durch eine Verbindung mit dem mächtigen Frankenkönig Karl dem Großen zu stürzen. Die Moslemin trafen 777 mit ihrem Hilfsgesuch in Paderborn ein, wo Karl eben eine Reichsversammlung hielt; er versprach ihnen die erbetene Unterstützung zugleich in der Ab-

sicht, die unruhigen Basken zu züchtigen, und zog im nächsten Jahre mit zwei Heeren ab, von denen er das eine selbst mehr westlich über die Pyrenäen führte, während das andere östlich durch Roussillon nach Katalonien eindrang. Die Franken schlugen Abd er Rahmans Truppen in die Flucht, erstürmten Saragossa und unterwarfen sich das ganze Land zwischen dem Ebro und den Pyrenäen mit Ausnahme zweier festen Städte. Karl setzte den vertriebenen Statthalter Husein nebst einigen anderen mohammedanischen Großen, nachdem sie ihm den Lehnseid geschworen hatten, zu Beherrschern desselben ein. Auf dem Rückzuge erlitt er aber in den Pyrenäenpässen eine schwere Niederlage von den Basken, und auch die fränkische Eroberung hatte nur kurzen Bestand, da Karls Kraft und Thätigkeit zu sehr in anderen Teilen seines Reiches in Anspruch genommen ward, als daß er die neue spanische Besitzung hätte behaupten können. Schon wenige Jahre nachher wurden seine Vasallen von Abd er Rahman vertrieben und Husein zu Tode gemartert.

Die kurzen Zwischenräume der Ruhe, welche Abd er Rahmans Regierung enthielt, verwendete er nicht nur zu großen Bau-Unternehmungen, sondern auch zur Errichtung einer geordneten Verwaltung und zu den erforderlichen Maßregeln, um das Land aus der Verödung, in die es geraten war, emporzuheben. Er wie seine Nachfolger residierten in Cordova, welches seit jener Zeit als Hauptstadt des Omejjaden-Reiches die größte und glänzendste Stadt Spaniens ward. Er erbaute sich dort eine große Königsburg, Alkazar genannt, und legte prächtige Gärten bei derselben an. Am meisten verewigte er aber seinen Namen durch die Erbauung der erst von seinen Nachfolgern vollendeten großen Moschee von Cordova, welche eines der berühmtesten Werke der mohammedanischen Baukunst wurde. Dieses Gebäude, das jetzt als christliche Kirche dient, war 150 m lang und 70 m breit, wurde aber von Abd er Rahmans Nachfolgern noch um 70 m in die Länge und um 53 m in die Breite vergrößert. In seinem Inneren ursprünglich aus elf nebeneinander liegenden Säulengängen oder Schiffen bestehend, ward es später noch um acht erweitert. Diesen entsprachen neunzehn nebeneinander stehende Haupteingänge. Die Zahl aller in der Moschee befindlichen Säulen belief sich nach einigen auf 1293, nach anderen auf 1409. Der Hauptturm soll ca. 80 m hoch gewesen sein; die Höhe des noch jetzt stehenden Turmes, welchen Abd er Rahmans siebenter Nachfolger erbaute, beträgt etwa 45 m. Die Moschee wurde jede Nacht durch 4700 Lampen erleuchtet, von denen die größte 72 Pfund Öl erforderte; später wurden außerdem noch viele Wachskerzen angezündet. Bald zeichnete sich auch Cordova durch Handels- und Gewerbthätigkeit aus, wie denn das Korduanleder von ihm seinen Namen hat; seine Bazars wetteiferten mit denen von Bagdad.

Abd er Rahman ernannte seinen Lieblingssohn, Hischam I., zu seinem Nachfolger, obgleich er zwei ältere Söhne hatte. Diese verweigerten daher ihrem Bruder gleich anfangs den Gehorsam. Bei dem daraus entstehenden Kriege ergab sich der eine ziemlich schnell, der andere bat nach einer unglücklichen Schlacht um Verzeihung, die ihm auch zu teil wurde gegen das Versprechen, nach Afrika überzusiedeln. Außerdem erhielt er zur Entschädigung für seine spanischen Besitzungen eine Geldsumme. Auch mit empörten Statthaltern hatte Hischam öfters zu kämpfen. Diese häufigen Unruhen und die grausame Art, wie sie zum Teil bestraft wurden, lassen sich mit der großen Menschlichkeit, Milde und Gerechtigkeit, die man an Hischam rühmt, nicht ganz vereinigen; doch muß man dabei auch die wilde Gemütsart der Afrikaner, welche unter die Bevölkerung gemischt waren, in Anschlag bringen. Mit den Franken soll Hischam glückliche Kriege geführt haben, wiewohl wir nichts von den Ergebnissen seiner Siege erfahren. Ebenso verhält es sich mit seinen Angriffen auf die Besitzungen der asturischen Könige; die christlichen Berichte erzählen sogar von Niederlagen, welche Hischam im Kampfe mit ihnen erlitten hätte. Nachdem ein Sternkundiger ihm baldigen Tod verkündigt hatte, verwandte er seine letzte Fürsorge auf die hohe Schule zu Cordova. Sein Sohn und Nachfolger, Hakem I. (796—822) hatte in der ersten Zeit seiner Regierung mit noch größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als er. Hakems beide Oheime kehrten aus Afrika zurück, der eine reiste nach Aachen und gewann Karls des Großen Hilfe. Dieser schickte 797 ein Heer, und da er mit Alfonso II. in Verbindung trat, so wurde Hakem, welcher außerdem noch mit anderen Empörungen zu schaffen hatte, von allen Seiten her bedrängt. Er überwand jedoch alle Schwierigkeiten. Von seinen Oheimen blieb der eine im Kampfe, der andere ward nach Afrika zurückgetrieben. Bei dieser Gelegenheit benahm sich Hakem sehr edel. Den in der Empörung gefallenen Oheim ließ er auf das ehrenvollste begraben, dem anderen verzieh er und setzte ihm eine hohe Jahreseinnahme aus. Die Asturier waren ihm nicht gefährlich, weil die Verbindung ihres Königs mit dem mächtigen König der Franken sie auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig gemacht hatte. Mit den Franken selbst, deren Truppen Karls des Großen Sohn, Ludwig von Aquitanien, befehligte, ward am längsten Krieg geführt; das wichtigste Ergebnis dieser Kämpfe, welche meistens nur als Streif- und Raubzüge anzusehen sind, war die Eroberung von Barcelona durch die Franken (801), weil sie die Entstehung der Grafschaft Barcelona oder, wie sie später hieß, Katalonien veranlaßte, welche für die Geschichte des Mittelalters, besonders für Handel und Civilisation höchst wichtig geworden ist. Die gemischte, wenn auch vorzugsweise gotische Bevölke-

rung entwickelte besonders in der Richtung auf Kriegs- und Seewesen ihre Eigentümlichkeit. Ludwig, als Kaiser der Fromme genannt, zeigte auf seinen spanischen Zügen Kraft und Einsicht; durch Einsetzung des Goten Bera als Statthalter von Barcelona begründete er (801) die Spanische Mark, welche das nunmehr fränkische Gebiet zwischen dem Ebro und den Pyrenäen umfaßte; zehn Jahre später sicherte er sie durch die nach zweijähriger mühevoller Belagerung erfolgte Einnahme von Tortosa.

Die späteren Empörungen im Innern des Reiches wurden großenteils durch Hakems persönlichen Charakter veranlaßt. Er liebte Vergnügen und Zerstreuung, legte, um zugleich für seine üppigen Genüsse und für seine beständigen Kriege Geld zu erhalten, dem Volke übermäßige Steuern auf, hielt sich eine Leibwache von 5000 Stummen, d. h. Fremdlingen, welche die arabische Sprache nicht verstanden, und gab besonders durch das Ärgernis, welches alle Frommen an seiner Neigung zum Weintrinken nahmen, den Unruhestiftern eine gefährliche Waffe in die Hand. Er unterdrückte jedoch alle aufrührerischen Bewegungen und zwar zum Teil mit sehr großer Härte; besonders Toledo, wo die zahlreiche und angesehene christliche Bevölkerung sich gern des früheren Glanzes erinnerte, und später Cordova, wo der Aufstand von mosleminischen Eiferern ausging, wurden durch furchtbare Blutgerichte bestraft.

Ungeachtet seines Hanges zur Schwelgerei hatte Hakem doch Sinn für Wissenschaft, Kunst und bürgerliche Ordnung. Er errichtete große Bauwerke, liebte und unterstützte die Musik, beschäftigte sich gern mit wissenschaftlichen Dingen und versuchte sich nicht ohne Glück als Dichter. Im Staatswesen veranlaßte Hakem einige wichtige Veränderungen, welche freilich später nachteilige Folgen hatten. Besonders änderte er das Kriegswesen, indem er statt des bisherigen allgemeinen Aufgebots ein stehendes Heer einführte und Magazine für Waffen und Proviant anlegte. Auch errichtete er sich die oben erwähnte Leibwache, von welcher 3000 Mann aus übergetretenen Christen, die übrigen 2000 aus gekauften Sklaven entfernter Länder bestanden. Das wichtigste von allem, was er that, war unstreitig die Errichtung einer großen spanischen Seemacht im Mittelländischen Meere. Schon die Omejjadischen Kalifen hatten zur Verbindung Syriens mit Spanien und Afrika eine Flotte bauen lassen und einen besonderen Oberbefehlshaber über dieselbe gesetzt, welcher den Titel Emir al ma (Admiral), d. i. Befehlshaber auf dem Meere, erhielt. Unter Jussufs Regierung war aber der spanische Teil derselben ganz eingegangen, und obgleich Abd er Rahman I. wieder Schiffe hatte bauen lassen, so blieb ihre Zahl doch unbedeutend, bis Hakem, durch den Angriff seiner Oheime von

Afrika aus, auf die Wichtigkeit einer Flotte für Spanien aufmerksam wurde. Er ließ eine große Zahl Schiffe erbauen und wurde der eigentliche Gründer der spanisch-arabischen Seemacht, die sich schon unter ihm furchtbar machte. Seine Flotte landete plündernd und verheerend auf Corsica und Sardinien sowie bei Nizza und Civita Vecchia und verbreitete in der westlichen Hälfte des Mittelländischen Meeres überall Furcht und Schrecken.

Hakems Sohn und Nachfolger, Abd er Rahman II. (822—852), hatte mehrere Empörungen zu dämpfen, zunächst auch er wieder, wie seine Vorgänger, die des Sohnes Abd er Rahmans I., der schon zweimal Verzeihung erhalten hatte und sie auch diesmal wieder erhielt. Ebenso führte Abd er Rahman II., wie seine Vorgänger, sowohl mit den Franken, als mit den christlichen Staaten in Nordspanien Krieg. Im Kampfe mit den letzteren zog er meistens den kürzeren, dagegen war er in seinen Unternehmungen gegen die Franken glücklicher, weil ihm die inneren Verhältnisse der Fränkischen Reiche günstiger waren. Er benutzte die Zwietracht, welche zwischen dem fränkischen Kaiser Ludwig dem Frommen und seinen Söhnen sowie zwischen diesen selbst ausbrach, und die elende Regierung Karls des Kahlen, dem bei der Teilung der Fränkischen Monarchie im Jahre 843 Frankreich und die Spanische Mark zufielen, zu Angriffen auf das letztere Land. Doch errang er keine anderen Vorteile, als daß er einige Städte besetzte, die er, nachdem er sie geplündert und ihre Festungswerke geschleift hatte, auch sogleich wieder verließ. Unter Abd er Rahman erschien auch zum erstenmal ein bisher unbekannter Feind in Spanien, der das Land nachher noch oft heimsuchte. Dies waren die Skandinavier oder Normannen. Sie hatten schon seit einigen Jahrzehnten die kühnen Raubfahrten begonnen, durch welche sie ihrem abenteuerlichen Sinne, ihrer Kampflust und Habgier Genüge leisteten. Auf leichten Fahrzeugen setzten sie nach den Küsten von Britannien, Deutschland, Frankreich und Spanien über, fuhren die Flüsse hinauf landeinwärts, mordeten, zerstörten und raubten alles und kehrten mit Beute beladen nach Hause zurück, um ein oder mehrere Jahre nachher wieder zu erscheinen. Als sie 843 zum erstenmale an den Küsten der spanischen Mohammedaner landeten, übten sie ungestraft ihre Mißhandlungen; da aber Abd er Rahman sogleich gute Maßregeln zur Bewachung der Küsten traf, so wurden sie nachher, so oft sie erschienen, immer wieder bald vertrieben. Immerhin waren große Gebietsstriche schwer geschädigt, und dazu kam noch im Jahre 846 eine durch fortgesetzte Trockenheit entstandene Hungersnot, der zufolge viele Auswanderungen stattfanden.

Unter Abd er Rahman hob sich die von Hakem gegründete Seemacht noch mehr, und die Araber in Spanien wurden allen Küsten-

bewohnern des Mittelländischen Meeres furchtbar, da sich unter ihnen kühne Seeräuber bildeten. Schon zu Hakems Zeit hatte dieses Piratenwesen begonnen; unter Abd er Rahman ward es aber so weit getrieben, daß die spanischen oder, wie man sie gewöhnlich nannte, andalusischen Korsaren sogar bis in die griechischen Meere segelten, die Insel Kreta eroberten und die ägyptische Stadt Alexandria auf kurze Zeit in Besitz nahmen. Auch Italien hatte viel durch diese Seeräuber und durch Abd er Rahmans Flotte zu leiden; im Jahre 846 ward sogar einmal die Stadt Rom von spanischen Arabern angegriffen. Indessen ist es in betreff dieser Seeräubereien im einzelnen nicht möglich anzugeben, ob sie von spanischen oder von afrikanischen Mohammedanern unternommen wurden; denn auch die letzteren befuhren zu demselben Zwecke das Meer, und die christlichen Chronikschreiber jener Zeit belegten beide ohne Unterschied mit den Namen Mauren und Sarazenen, welche damals in Europa die übliche Bezeichnung für die Mohammedaner des Westens überhaupt wurden. Der erstere von diesen zwei Namen, dessen eigentliche Bedeutung oben angegeben worden ist, bezeichnet also in diesem Sinn, außer den Vorfahren der Berber und den heutigen Städtebewohnern der Berberei, auch noch andere Völker. Die Bedeutung des Namens Sarazenen ist unbekannt; vermutlich ist er aus dem arabischen Worte Scharkajin, d. i. Morgenländer, entstanden. Höchst auffallend, aber bei der Furchtbarkeit der omejjadischen Seemacht doch erklärlich ist die Verbindung Abd er Rahmans mit dem so weit entfernten griechischen Kaiser Theophilus. Der letztere schickte eine Gesandtschaft an Abd er Rahman, um ihn zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung gegen die Abbassiden zu bewegen, und der spanische Emir erwiderte dies durch eine von ihm nach Konstantinopel abgeordnete Gesandtschaft; die Sache selbst aber kam nicht zu stande.

Man rühmt von Abd er Rahman die Pracht seines Hofes, die Großartigkeit der von ihm errichteten Bauwerke, besonders der Gärten, Wasserleitungen und prachtvollen Bäder von Cordova, und seine Liebe zu Poesie, Musik und Gelehrsamkeit. Doch hielt das Wohlgefallen an gelehrten Spitzfindigkeiten ihn ebensowenig von Fanatismus ab, als dies bei seinen abbassidischen Zeitgenossen der Fall war; im Gegenteil, Abd er Rahman verfolgte die christlichen Unterthanen mit großer Grausamkeit, wozu freilich auch ihre Neigung zu Empörungen und ihre offen geäußerte Verachtung des Islams nicht wenig beitrugen; namentlich der heilige Eulogius ermahnte zu rücksichtslosem Bekennen der christlichen Lehre, wobei auch Schmähungen gegen Mohammed und den Islam nicht ausblieben. Abd er Rahman ließ viele von ihnen als Lästerer des Propheten hinrichten, ihre Leichen verbrennen und die Reste ins Wasser werfen, damit dieselben nicht als Reliquien verehrt

werden möchten. Übrigens war die Lage der unter arabischer Herrschaft stehenden spanischen Christen oder, wie sie wegen ihrer öfteren Heiratsverbindungen mit Mohammedanern genannt wurden, der Mozaraber (d. i. der mit Arabern Vermischten) in politischer Hinsicht besser, als sie für das gemeine Volk zur Zeit der Westgoten gewesen war. Sie durften nicht nur ihren Gottesdienst öffentlich halten und sich sogar, den sonst in mohammedanischen Ländern bestehenden Vorschriften zuwider, der Glocken bedienen, sondern sie entrichteten auch meistens weniger Abgaben als früher und hatten ihre eigenen Gerichtshöfe mit christlichen Grafen oder Präsidenten, welche nicht nach der Jurisprudenz des Korans, sondern nach dem gotischen Gesetzbuche entschieden.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse in den nordwestlichen Gebirgslandschaften bedeutungsvoll entwickelt. Die beiden asturischen Reiche hatten an Alfonso I. einen tüchtigen Herrscher erhalten; das Bewußtsein, gleichzeitig für Religion und nationale Freiheit, also für die höchsten Lebensgüter zu kämpfen, erhöhte bei aller Verwirrung, die zuweilen eintrat, den Mut und den Stolz und verlieh schon früh der spanischen Christenheit ihr eigentümliches Gepräge; denn im Grunde bildet die Rückeroberung der Halbinsel unter dem Zeichen des Kreuzes den Hauptinhalt der Geschichte Spaniens im Mittelalter. Unter den Königreichen, die sich nach und nach bildeten, behaupteten Asturien und Galicien der Zeit nach den Vorrang, daher bis auf die neueste Zeit der spanische Thronfolger den Titel eines „Prinzen von Asturien" führte und die Asturier sich ihrer echten, mit Heidenblut nicht vermischten Abstammung rühmen. Auf Alfonso, der den Beinamen des Katholischen erhielt, folgte (765—775) sein Sohn Fruela, dem man die Gründung der Hauptstadt Oviedo zuschreibt. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes Alfonso herrschten Könige verwandten Stammes, in deren Zeit Karl der Große das Land zwischen den Ostpyrenäen und dem Ebro in Besitz nahm. Um 790 trat Alfonso II. seine Regierung an, die über fünfzig Jahre dauerte. Nur kurze Zeit mußte er infolge einer Rebellion der Herrschaft entsagen, wurde aber bald wieder befreit. Er führte glückliche Kriege, deren Resultate jedoch wohl von den christlichen Erzählern übertrieben worden sind; jedenfalls hob er mächtig den Staat von Oviedo, und es bildete sich in seiner Umgebung früher als in anderen Ländern der kriegerische Adelsgeist aus. Im Jahr 829 wurde der Sage nach das Grabmal des heiligen Jacobus (Jago) aufgefunden, den man als ersten Verbreiter des Christentums in Spanien und später als Schutzpatron des Landes verehrte; hier erhob sich allmählich die Stadt Sant Jago de Compostela, ein geistlicher Mittelpunkt der christlichen Reiche, wie Oviedo der weltliche war; sie gehörte

bis in das vorige Jahrhundert zu den berühmtesten Wallfahrtsorten Europas. Alfonso II., der im Sinne seiner Zeit das ehelose Leben als dem Seelenheil förderlich erachtete und daher den Beinamen des Keuschen erhielt, starb um 842; nach ihm herrschten Ramiro und sodann bis 866 der kraftvolle Ordonno.

In Cordova folgte inzwischen auf Abd Errahman II. zuerst Mohammed I., der älteste unter 45 Söhnen (852—886), und dann nacheinander seine beiden Enkel Mundhir (886—888) und Abdallah (889—912). Über diese drei Regenten berichten die arabischen Geschichtschreiber nur wenig, weil sie sich hauptsächlich nur durch ihre Gelehrsamkeit und feine Bildung auszeichneten und wilde innere Unruhen sowie die großen Fortschritte der Christen in Nordspanien ihren Ruhm verdunkelt haben. Jene Unruhen, bei welchen auch christliche Große mit mosleminischen Rebellen verbündet auftreten, waren eine ganz gewöhnliche Erscheinung geworden, sie hatten indessen wenigstens den einen Vorteil, daß sie die Herrscher wachsam und thätig erhielten. Auch die Christenverfolgungen dauerten fort; ihr berühmtestes Opfer ist der heilige Eulogius, der mosleminische Jungfrauen zum Christentum bekehrt hatte, und den Mohammed I. 859 hinrichten ließ. So nahm die Zerrüttung des Reiches unter den drei genannten Herrschern immer mehr überhand, zumal da zu jener Zeit auch das religiöse Sektenwesen in Spanien Eingang fand. Schon unter Mohammed I. stritten die Malekiten und Hanbaliten, zwei von den vier Hauptsekten der sunnitischen Mohammedaner, über die Art, den Koran auszulegen, miteinander, und der Regent mußte sie durch einen Machtspruch zur Ruhe verweisen. Mit den Franken, deren Kraft damals durch schlechte Regenten und durch den Ehrgeiz der Großen gelähmt war, bestand ein friedliches Verhältnis; Mohammed trat sogar mit Karl dem Kahlen in freundschaftlichen Verkehr. Dagegen führten die christlichen Staaten in Spanien verwüstende Kriege mit den Mohammedanern und gewannen sehr bedeutend an Ausdehnung und Macht. In Asturien bestieg im Jahre 866 Alfonso III. oder der Große den Thron, und dieser befestigte und erweiterte während einer vierundvierzigjährigen Regierung (bis 910) das Reich, wie keiner seiner Vorgänger. Schon vor ihm war das Asturische Reich bis an den oberen Duero ausgebreitet und daselbst die Provinz Bardulia eingerichtet worden, welche später wegen der vielen in ihr angelegten Kastelle den Namen Kastilien erhalten haben soll. Alfonso erweiterte die Grenzen noch mehr. Ein gewaltiger Kriegsmann, der mohammedanische Rebellenhäuptling Kuleib Ibn Hassun, hatte von Toledo aus eine umfangreiche Macht begründet, so daß in Spanien ein viertes Gebiet neben Asturien, dem Reich von Cordova und der Mark Barcelona sich zu bilden schien. Als daher

Alfonso III. gegen Kuleibs Feldherrn zog, leistete ihm der Emir Abdallah selbst Vorschub. Es kam zu einer mehrtägigen überaus blutigen Schlacht bei Zamora am Duero (900), in welcher das mosleminische Heer eine furchtbare Niederlage erlitt. Unglücklicherweise teilte er vor seinem Tode das Reich unter seine Söhne, indem er zwar den Ältesten, Garcias, zum Beherrscher des Ganzen einsetzte, zugleich aber seinem zweiten Sohne, Ordonno II., die Provinz Galicien und dem dritten, Fruela, Asturien gab. Garcias blieb dem Namen nach Oberherr; er hatte jedoch bloß in den Ländern Leon, Kastilien und Biscaya königliche Macht, so daß also das Asturische Reich bei Alfonsos Tod in drei Teile zerfiel. Übrigens verlegte Garcias den Sitz der Regierung von Oviedo nach Leon, und sein Reich erhielt davon den Namen des Königsreichs Leon. Zum Glück starb er schon vier Jahre nachher, und sein Bruder und Erbe Ordonno war durch die Vereinigung von Leon und Galicien mächtig genug, um sich als Beherrscher des Ganzen geltend zu machen. Fast um dieselbe Zeit entstand ein unabhängiges christliches Reich in Navarra. Dieses Land war seither bald selbständig, bald den asturischen oder fränkischen Königen oder den Omejjaden unterworfen gewesen. Nach und nach bildete sich jedoch wieder aus ihr ein besonderes Fürstentum, und im Anfange des zehnten Jahrhunderts nahm der Beherrscher von Navarra, Sancho I., sogar den Königstitel an. Auch die Markgrafen von Barcelona machten sich gegen das Ende des neunten Jahrhunderts unabhängig und wurden so die Gründer des Reiches Katalonien, welches in späterer Zeit mit dem unterdessen neben Navarra entstandenen Reiche Aragonien vereinigt ward.

Auf Abdallah folgte (912) dessen Enkel, Abd er Rahman III., dessen Anlagen und Vorzüge, die schon in den Kinderjahren hervortraten, der Großvater dichterisch gepriesen hatte; er wurde der größte, glänzendste und berühmteste von allen Herrschern des Hauses Omejja. Über seine Kriege mit den christlichen Staaten in Spanien sind die Berichte so widersprechend, daß es unmöglich ist, das Wahre zu ermitteln. Diese Erzählungen können in einer bloß übersichtlichen Darstellung übergangen werden; dagegen muß die, bei dem großen Glanz und Ansehen Abd er Rahmans und bei dem ganz außerordentlichen Wohlstande des Reiches unter ihm höchst auffallende Erscheinung hervorgehoben werden, daß zu seiner Zeit die christlichen Staaten, ungeachtet langer und blutiger Kriege und trotz der Zwietracht, welche in ihrem Innern herrschte, in ihrer Macht eher stiegen, als sanken. Doch behauptete sich der König Sancho I. von Leon, ein Enkel Ordonnos II., gegen seine Großen nur durch mohammedanische Hilfe. Übrigens entstand kurz nach Abd er Rahmans Tode ein neuer christ-

licher Staat, indem um 964 der Graf Fernando Gonzalez sich zum unabhängigen Beherrscher des Landes Kastilien aufwarf, welches bisher eine Provinz von Leon gewesen war. Auch mit den Mohammedanern im nordwestlichen Afrika führte Abd er Rahman lange Zeit Kriege und ward zuletzt Herr von ganz Mauritanien.

Wenn man bedenkt, wie kostspielig alle diese Kriege waren, so ist der außerordentliche Glanz, welchen Abd er Rahman als Regent entfaltete, im höchsten Grade überraschend, zumal da auch dieser Fürst häufige Empörungen zu bekämpfen hatte. Freilich war er so glücklich, nicht allein alle Unruhen zu dämpfen, sondern auch die schon längst zerstörte Einheit und Kraft der Regierung wiederherzustellen. Der Hauptgrund, warum Spaniens Herrscher damals der reichste und glänzendste Regent der Erde war, ist in dem ganz außerordentlichen Wohlstande des Landes zu suchen. Die Einkünfte des Reiches, welche unter den beiden ersten Omejjaden nur 600 000 Dukaten betrugen, sollen unter Abd er Rahman III. bis auf die fast unglaubliche Summe von zwölf Millionen 945 000 Dukaten gestiegen sein. Die Einkünfte von Cordova allein sollen sich auf drei Millionen Dukaten belaufen haben. Das mohammedanische Spanien, welches damals nur die heutigen Provinzen Aragonien, Valencia, Neukastilien, Murcia, Estremadura, Andalusien und Granada und etwa die südliche Hälfte von Portugal in sich begriff, war unter Abd er Rahman III. und seinen Nachfolgern das bevölkertste Land von Europa; denn man berechnete die Zahl seiner Einwohner, die jetzt höchstens neun Millionen beträgt, auf 25—30 Millionen. Außer dem sehr blühenden Handel wurden Ackerbau, Bergbau und Fabrikation in einem Grade getrieben, wie Spanien ihn in keiner anderen Zeit je wieder gekannt hat. Die Hauptzeugnisse der Industrie waren rohe Seide, seidene und wollene Stoffe, Öl, Zucker und Waffen. Bei dieser Blüte des Landes kann uns der ganz ungemeine Reichtum und Glanz, von welchem die arabischen Geschichtschreiber erzählen, nicht verwundern, wiewohl manche Angaben ohne Zweifel übertrieben sind. Das letztere ist gewiß der Fall in betreff der Geschenke, welche einst der Hadschib oder Premierminister Achmed und sein Bruder, der Wesir oder Präsident des Staatsrates Abd Almalik, dem Könige Abd er Rahman machten. Diese Geschenke sollen aus 445 000 Dukaten in Gold, aus 600 000 ℳ in Silber, aus vielen Hundert Pfund Aloe, Ambra und Kampher, aus 30 Stück goldenen und silbernen Zeugen, aus tausend Schilden, 800 Harnischen, 100 000 Pfeilen, 115 kostbar geschmückten Pferden und vielen anderen Gegenständen bestanden haben. Die sechs Hauptstädte des Landes waren Cordova, Toledo, Saragossa, Valencia, Murcia und Sevilla. Von diesen war Cordova die größte und glänzendste. Sie soll eine

Länge von fünf, nach anderen sogar von zehn Stunden gehabt und sich drei Stunden in die Breite ausgedehnt haben. Es wird berichtet, daß sie 212 000 Gebäude und unter diesen 600 Moscheen enthalten habe, daß aber dabei die Buden und Karawanserais (Häuser zur Beherbergung der Fremden), deren Zahl 85 000 betragen habe, nicht mitgerechnet seien. Diese Angabe ist in der That kaum glaublich; wenigstens darf man bei einer Vergleichung mit den größeren Städten des heutigen Europas nicht übersehen, daß bei den Häusern des alten Cordova durchaus nicht, wie bei denen von Paris und Berlin, an Gebäude von sechs Stockwerken zu denken ist.

Von der glänzenden Pracht, durch welche Abd er Rahmans Regierung sich auszeichnete, geben seine Bauwerke den besten Begriff. Unter diesen ist sein Palast am Guadalquivir etwas unterhalb Cordova, den er nach dem Namen einer Lieblingssklavin Azzähra benannte, das großartigste und berühmteste. Die Azzähra war nicht ein einzelnes Gebäude, sondern eine Residenz nach orientalischen Begriffen, d. h. ein besonderer, aus vielen Gebäuden bestehender Stadtteil. Es haben sich von demselben mehrere arabischen Beschreibungen erhalten, die aber insgesamt in so hohem Grade übertrieben sind, daß sie durchaus den bekannten Märchen aus „Tausendundeine Nacht" gleichen. Sie malen uns mehr ein Feenschloß, als eine fürstliche Residenz, und sind außerdem in Zeiten abgefaßt, in welchen die Azzähra bereits zerstört war. Nach ihnen hätte diese nicht weniger als 4312 steinerne Säulen enthalten, welche größtenteils Geschenke des griechischen Kaisers oder fränkischer und afrikanischer Fürsten gewesen. Das Hauptgebäude hätte eine Länge von 1800 und eine Breite von 1000 m gehabt. Die Fußböden desselben und sogar alle Dachbedeckungen wären aus lauter eingelegter Arbeit gemacht, die Wände und Decken des Hauptsaales aber mit Gold und Perlen verziert gewesen. In der Mitte dieses sogenannten Kalifensaales hätte sich ein großer Springbrunnen von Jaspis befunden, der von zwölf massiv goldenen und mit Edelsteinen verzierten Tieren umgeben gewesen sei; der Hauptschmuck des Saales aber sei eine an der Decke angebrachte kostbare Perle gewesen, welche der griechische Kaiser Leo der Weise dem Könige Abd er Rahman zum Geschenk gemacht habe. Ebenso abenteuerlich und nach orientalischer Weise ausschmückend sind die Beschreibungen der großen Gärten, welche um die Azzähra angelegt waren. So lächerlich übertrieben aber alle diese Schilderungen auch sein mögen, so bleibt doch immer noch genug übrig, um zu begreifen, daß nach den Berichten der Geschichtschreiber Abd er Rahman jährlich allein für Bauten 300 000 Dukaten ausgab; denn er ließ außerdem noch an vielen anderen Orten des Reiches Brücken, Wasserleitungen und andere Werke errichten. Man

wird aber dabei ungeachtet des erstaunlichen Wohlstandes, welchen Spanien damals besaß, zugleich auch einsehen, warum die Omejjaden unaufhörlich mit inneren Unruhen zu kämpfen hatten. Neben der ungeheuren Ausgabe für Bauten waren noch weit größere Kosten zu bestreiten, welche teils die glänzende Hofhaltung, teils die vielen gelehrten Anstalten erforderten, die von Abd er Rahman und anderen Herrschern gestiftet und unterhalten wurden. Man rechnet nach den uns überlieferten Angaben, die nicht einmal vollständig sind, allein 70 Bibliotheken und 17 große Lehranstalten, welche seit dieser Zeit in Spanien nach und nach entstanden. Die letzteren waren vortrefflich eingerichtet, und viele von ihnen hatten ihre besonderen Fonds sowie Gebäude zur Aufnahme der Studierenden. Außer den Universitäten und Schulen gab es noch eigene wissenschaftliche Zusammenkünfte, welche vom Hofe oder von einzelnen reichen Männern veranstaltet wurden, und die man mit unseren gelehrten Akademieen vergleichen kann. Der Umgang mit Gelehrten und ganz besonders mit Dichtern bildete einen Hauptteil der Unterhaltung Abd er Rahmans und seiner ersten Beamten. Sehr merkwürdig und unter orientalischen Völkern unerhört ist, daß bei den Arabern in Spanien auch das weibliche Geschlecht in den Lehranstalten ausgebildet wurde, und zwar bis zu dem Grade, daß einzelne Frauen Gedichte verfaßten, welche nachher in den öffentlichen Schulen erklärt oder auch an die Wände von Abd er Rahmans großem Palast geschrieben wurden.

Da auf diese Weise in Spanien der Glanz des Kalifats sich erhob, während er im Osten der mohammedanischen Welt erlosch, so nahm Abd er Rahman mit vollem Rechte den Titel Emir al Mumenin, d. i. Oberhaupt der Gläubigen, an, welchen die Abbassidischen Kalifen führten. Er erklärte sich dadurch für den rechtmäßigen Kalifen und legte sich aus diesem Grunde auch den Beinamen Annisar Ledinillah, d. i. Beschützer des Glaubens, bei, während alle seine Vorgänger ungeachtet ihrer Feindschaft mit den Abbassiden sich stets mit dem Titel Emir begnügt hatten, welcher bloß die Herrschaft in ihrem eigenen Lande bezeichnete. Auch ließ Abd er Rahman zuerst von allen spanischen Omejjaden seinen Namen auf die Münzen setzen; seine Vorgänger hatten zwar schon seit Abd er Rahmans II. Zeit eigene Münzen schlagen lassen, diesen aber stets das Gepräge und die Aufschrift der morgenländischen Kalifen gegeben. Wenn man erwägt, daß Abd er Rahmans III. Regierung fast fünfzig Jahre (von 912—961) dauerte, daß er sich den doppelten Ruhm eines kriegerischen und für Wissenschaft, Poesie und Kunst thätigen Regenten erwarb, und daß sein Auftreten und seine Werke an Glanz alles, was die Welt damals anderwärts sah, weit überboten, so wird man seine Verbindungen mit fast allen

christlichen und mohammedanischen Fürsten seiner Zeit begreiflich finden. Zwischen ihm und dem griechischen Kaiser Constantinus Porphyrogennetos, einem der mächtigsten Nachfolger Leos des Weisen, dem deutschen König Otto dem Großen, den Königen von Frankreich, Burgund und Ungarn und vielen anderen Fürsten wurden Ehrengesandtschaften gewechselt. Die für uns merkwürdigste dieser Verbindungen ist die mit Otto, obgleich sie nicht sehr erfolgreich war. Der spanische Kalif hatte zuerst Otto durch eine Ehrengesandtschaft begrüßen lassen, welche jedoch außer kostbaren Geschenken auch ein Schreiben mit beleidigenden Ausdrücken über das Christentum überbrachte. Otto hielt daher die Gesandten drei Jahre lang in Deutschland zurück; doch wollte er die Sendung erwidern, da er durch Abd er Rahmans Ansehen einen für Seefahrt und Handel der Christen empfindlichen Mißstand zu beseitigen hoffte. Es hatten sich nämlich zu Fraxinetum (Garde-Frainet) an der Südküste von Frankreich von Spanien aus Araber festgesetzt, die durch ihre Streif- und Raubzüge sowohl auf dem Tyrrhenischen Meer wie landeinwärts vielen Schaden anrichteten. Auch hielt Otto es vielleicht für Ehrenpflicht, jene Schmähungen gegen das Christentum nicht unbeantwortet zu lassen. An die Spitze der Gegengesandtschaft stellte er den klugen und gelehrten Abt Johann vom Kloster Gorze in Lothringen, und er gab diesem auch ein vom Erzbischof von Köln verfaßtes Schreiben mit, in welchem die christliche Religion nicht ohne starke Angriffe auf den Islam verteidigt war. Nach Johanns Erzählungen hat uns sein Biograph einen interessanten Bericht über die Begegnung hinterlassen. Die deutsche Gesandtschaft wurde in Cordova über ein ganzes Jahr nicht vor den Kalifen gelassen, weil diesem der Inhalt des Begleitschreibens verraten worden war; nach einem Gesetz, das nicht zu umgehen war, hätte er den Überbringer einer Schrift, welche sich gegen Mohammeds Glauben richtete, alsbald mit dem Tode bestrafen müssen. Abd er Rahman gebrauchte einstweilen den Vorwand, daß er, da seine Gesandten drei Jahre bei Otto zurückgehalten worden wären, die deutsche Gesandtschaft erst nach dreimal so langer Zeit zur Audienz vorlassen könne. Inzwischen wurde Johann durch die Vermittelung eines verständigen Juden, des Rabbi Chisdai, bewogen, sich ein neues Schreiben aus Deutschland schicken zu lassen. Nun entstanden aber neue Schwierigkeiten, weil Johann vor dem Kalifen nicht anders als in seinem gewöhnlichen Ordenskleide erscheinen wollte. Der letztere meinte anfangs, Johann scheue die Kosten für die Anschaffung prächtiger Gewänder und schickte ihm eine Summe Geld, die Johann aber an Arme gab; als er dann den wahren Grund erfuhr, erlaubte er, daß der Gesandte im Mönchskleide vor ihm erscheine. Bei der Audienz waren auf dem Wege von Johanns Wohnung bis zum Palast des

Kalifen überall Truppen aufgestellt, welche beim Vorübergehen der Gesandten Bewegungen machten, als wenn sie einen Angriff unternehmen wollten. Abd er Rahman empfing die Gesandtschaft in einem nur wenigen Bevorzugten zugänglichen Gemache und reichte dem Haupte derselben die innere Handfläche zum Kusse, was als eine besondere Gunst betrachtet wurde. Dann unterhielt er sich mit Johann auf eine Weise, welche die große gesellige Bildung seines Hofes bewies, und gab durch seine Fragen und Bemerkungen über deutsche Verhältnisse Klarheit und Schärfe des Verstandes zu erkennen, wiewohl er sich freilich von Ottos Reich keinen rechten Begriff machen konnte. Immerhin machte er dem Abgesandten eine Bemerkung, die von Einsicht und Scharfsinn zeugt; er meinte nämlich, der deutsche König handle darin nicht vorsichtig, daß er den Seinigen eine zu große Selbständigkeit gewähre; sie würden dadurch nicht in der Treue bestärkt, sondern zur Widerspenstigkeit aufgemuntert; ja er suchte diese Ansicht durch Hinweisung auf den kurz vorher beendigten Aufstand Liudolfs und Konrads des Roten zu begründen. Jedenfalls hat Johann von Gorze mit seiner originellen, charaktervollen Derbheit auf den Kalifen, der nur Schmeichler zu hören gewohnt war, den besten Eindruck gemacht. Mit größerer Pracht war freilich zehn Jahre früher die Gesandtschaft des griechischen Kaisers empfangen worden; aber dieser war auch als Feind der Abbassiden für Abd er Rahman weit wichtiger, als Otto, und hatte überdies sein Schreiben so kostbar, als nur möglich war, verzieren lassen. Übrigens hatten alle diese Gesandtschaften für Abd er Rahman keinen anderen Zweck, als daß er den Fremden seinen Glanz zeigen, seinen Unterthanen Ehrfurcht einflößen und der Hofchronik Stoff zu seiner Verherrlichung liefern wollte. Er selbst war bei aller Herrlichkeit nicht glücklicher, als König Salomo, mit welchem er überhaupt viel Ähnlichkeit hatte, und dem er auch darin zu vergleichen ist, daß sein Reich nach seinem Tode fast dasselbe Schicksal erlitt, wie Salomos Reich. Schwer drückte ihn die Teilnahme eines hochgebildeten Sohnes an einer Verschwörung; er ließ denselben (949) hinrichten und sodann feierlich bestatten, wobei die Prinzen des Hauses und sämtliche Große von Cordova dem Leichenzuge folgten. Man berichtet, Abd er Rahman habe vor dem Tode die völlig glücklichen Tage seines Lebens zusammengezählt und ungeachtet all seiner Macht, seines Reichtums und Ruhmes nicht mehr als vierzehn gefunden. „Merk' dir das, du Mann von Verstand", setzt der dies berichtende arabische Schriftsteller hinzu, „und erkenne, wie wenig wahres Glück die Welt auch unter den günstigsten Umständen dir beut! Der Kalif Abd er Rahman Annasir, der Erbe des Glückes, er, dessen Macht und Glanz zum Sprichworte geworden sind, fand während seiner 50jährigen Regierung nur vierzehn Tage unge-

trübten Glückes! Preis sei dem, der ewige Herrlichkeit und unvergängliche Macht besitzt! Es ist kein anderer Gott, als er!"

Abd er Rahmans Nachfolger war sein Sohn Hakem II. (961 bis 976). Dieser führte in den ersten Jahren seiner Regierung mehrere Kriege mit den christlichen Staaten im Norden, unter deren Fürsten sich damals Fernando Gonzalez von Kastilien am meisten auszeichnete. Hakem machte in diesen Kriegen keine erheblichen Eroberungen; dagegen wurden aber die Christen teils durch ihre Trennung in mehrere Staaten, teils durch Fernandos Streben, sich zu befestigen, teils durch die noch immer fortdauernden Einfälle der Normannen, welche besonders die Nordküste von Spanien heimsuchten, so weit gebracht, daß manche ihrer Fürsten und Großen um die Freundschaft des Kalifen buhlten und an seinem Hofe wie eine Art von Vasallen erschienen. Wichtiger als Hakems Kriege mit den Christen waren seine Unternehmungen in Afrika, von welchen unten die Rede sein wird. Die größte Bedeutung aber hatte seine Regierung dadurch, daß er der Poesie und Gelehrsamkeit mit wahrer Leidenschaft ergeben war, und daß diese deshalb unter seiner Herrschaft mehr blühten, als in irgend einer anderen Zeit der spanischen Geschichte. Er ging in seiner Liebe zur Litteratur so weit, daß er die unermeßlichen Reichtümer seines Staates größtenteils dazu verwandte, um die seltensten und teuersten Werke aus dem Orient herbeizuschaffen. Die Bibliothek von Cordova wurde durch ihn auf die ungeheure Zahl von 600 000 Bänden gebracht. Er selbst verfaßte vor seiner Thronbesteigung einen ausführlichen Katalog dieser Bibliothek. Doch muß man dabei wohl beachten, daß die arabischen Geschichtschreiber sich in ihren Berichten über die Pflege der Wissenschaften in Spanien starke Übertreibungen erlaubt haben. Wie seine Vorgänger, so suchte auch Hakem durch große Bauten seinen Namen zu verewigen und verwandte außerdem eine ganz besondere Sorgfalt auf die Verbesserung und Hebung des Ackerbaues.

Nach seinem Tode (976) ward sein zehnjähriger Sohn, Hischam II., zum Kalifen ausgerufen. Die vormundschaftliche Regierung übernahm dessen Mutter Sobeiha. Diese schenkte ihr ganzes Vertrauen ihrem Sekretär Mohammed, bekannter unter seinem Beinamen Almansor, d. i. der Verteidiger, den er sich später im Kriege mit den Christen erwarb. Almansor ward von ihr zuerst zur Würde eines Wesirs erhoben und dann als erster Hadschib über den seitherigen Hadschib Dschafar (Giafar) gestellt. Er drängte bald seine Gönnerin in den Hintergrund, vertrieb alle einflußreichen Männer von der Gewalt und bemächtigte sich der Alleinherrschaft. Anfangs verbündete er sich zu diesem Zwecke mit dem Hadschib Dschafar und mit dem General der Leibwache Galib, dessen Tochter er heiratete; als er ihrer aber nicht

mehr bedurfte, stürzte er beide, indem er den ersteren mit Hilfe des letzteren zu Grunde richtete und dann diesen ebenfalls aus dem Wege räumte. Er führte überhaupt eine echt orientalische Regierung ein. Fast alle Verwandte des Kalifen und alle dem Hause desselben ergebenen Männer wurden entweder vertrieben oder getötet oder durch erregten Zwiespalt vernichtet. Die Leibwache des Kalifen hatte das nämliche Schicksal. Diese Truppenschar bestand aus gekauften Slawoniern, die man ebenso wie viele anderen Sklaven von den Venezianern bezog, und deren Zahl gewöhnlich 4—6000 betrug. Achthundert derselben, welche den Dienst im Innern des Palastes hatten, wurden auf Almansors Anstiften getötet. Dagegen schaffte er sich selbst eine neue Leibwache an. Den Kalifen sperrte er in dem Palaste Azzähra ein, hielt die Zugänge des Gebäudes aufs sorgfältigste mit Wachen besetzt und ließ niemand zu ihm. Er verwaltete und leitete alle Reichsangelegenheiten allein und in seinem eigenen Namen; des Kalifen erwähnte er in keiner einzigen Verordnung und Urkunde. Er ließ ihm überhaupt von seiner Würde weiter nichts, als daß Hischam auf den Münzen und in der Chotba, dem feierlichen Gebete am Freitag, genannt wurde; doch mußte auch für Almansor gebetet und sein Name neben dem des Kalifen auf die Münzen sowie auf das Staatssiegel gesetzt werden. Auch erbaute sich Almansor in der Nähe der Azzähra einen eigenen Palast, welcher, wie diese, eine kleine Stadt bildete und den Namen der Azzahira erhielt. In dieser seiner Residenz wies er nicht nur den Ministern, Staatsräten, Generalen und den übrigen höheren Beamten ihre Wohnsitze an, sondern er verlegte auch die Schatzkammer, die Zeughäuser und andere Magazine dahin. In allen Städten ließ er eine militärische Verwaltung einführen, und alle Stellen bis auf die geringste herab besetzte er mit seinen Verwandten oder Anhängern. Almansor führte also die Regierung mit dem vollen Glanze des Kalifats, ohne auch nur den Schatten eines Rechtes dazu zu haben; er behauptete sich aber durch seine außerordentlichen persönlichen Eigenschaften bis zum Tode. Er war voller Schlauheit, List und Gewandtheit, dabei aber zugleich auch durch Freundlichkeit, Tapferkeit und Leutseligkeit ausgezeichnet, besaß große militärische Talente und die gelehrte Bildung, welche damals zu den notwendigsten Eigenschaften aller Großen des Reiches gehörte. Auch verewigte er seinen Namen gleich den Omejjadischen Kalifen ebensowohl durch die freigebigste Unterstützung von Wissenschaft, Poesie und Kunst, als durch die Errichtung großartiger Bauwerke.

Sobald Almansor seine Herrschaft fest gegründet hatte, richtete er die Kräfte des Reiches auf Krieg und Eroberung. Er vermehrte das Heer bis auf mehrere Hunderttausend Mann, indem er es dem größten Teile nach aus Negern und Berbern sowie aus Kaukasiern und anderen

rüstigen Bergbewohnern, welche auf ägyptischen Sklavenmärkten gekauft wurden, zusammensetzte. Mit dem Kern dieser Truppen zog er 977 selbst zur Bekriegung der Christen aus, während er seinen ältesten Sohn, Abd Almalik, mit den übrigen nach Afrika schickte, um daselbst Eroberungen zu machen. Die vier christlichen Staaten Spaniens, die Königreiche Leon und Navarra und die Grafschaften Kastilien und Barcelona, befanden sich, als Almansor sie angriff, in einer schlimmen Lage; denn sie wurden nicht nur durch große gegenseitige Eifersucht voneinander getrennt gehalten, sondern ihre Reiche waren auch im Inneren durch die Schwäche oder Minderjährigkeit ihrer Regenten und durch die Bestrebungen ehrgeiziger Großen zerrüttet. Almansors Angriffe hatten daher für diese Länder furchtbare Verheerungen und bedeutende Verluste zur Folge, denn selbst bei dem ersten Einrücken Almansors konnten sie sich nicht einigen. Ob er, wie von arabischen Schriftstellern gerühmt wird, den Christen gerade fünfzig und noch dazu meist glückliche Treffen geliefert habe, mag dahingestellt bleiben; daß er aber die Hauptstadt Leon dem Erdboden gleich machte und die ganze Grafschaft Kastilien lange Zeit besetzt hielt, gestehen selbst die spanisch-christlichen Geschichtschreiber ein, obgleich diese sonst die erlittenen Nachteile ihrer Nation nicht gern erwähnen. Auch die Stadt Barcelona ward von ihm erobert, doch war der christliche Beherrscher derselben, Graf Borrel, so glücklich, sie bald nachher wiederzunehmen. Eine der wichtigsten Unternehmungen Almansors war die Eroberung des berühmten Wallfahrtsortes St. Jago de Compostella in Galicien. Almansor nahm denselben im Jahre 994 ein, zerstörte ihn gänzlich und brannte auch die Kirche nieder, ließ aber, wie man versichert, das Grab des Apostels unberührt. Freilich wurde er durch eine unmittelbar darauf im Heere ausbrechende Pest an der weiteren Verfolgung des Sieges behindert. Die Glocken der großen Kirche ließ er zu Lampen umschmelzen und diese in der Vorhalle der großen Moschee zu Cordova aufhängen.

Das Unglück söhnte endlich die entzweiten Christen miteinander aus. Alle Staaten vereinigten im Jahre 1002 ihre Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Widerstande gegen Almansor und lieferten ihm bei Calat Annosor (Adlerburg) am oberen Ebro eine Schlacht, in welcher sie siegten und so viele Feinde töteten, daß man nachher die Zahl derselben bis auf 100 000 übertreiben konnte. Almansor selbst wurde schwer verwundet und starb wenige Tage nach der Schlacht. Er vererbte seine unumschränkte Herrschaft, die er bis zu seinem Tode unter dem Namen eines Hadschibs geführt hatte, auf seinen ältesten Sohn Abd Almalik, welcher, ohne den Kalifen Hischam um seine Bestätigung auch nur zu fragen, sogleich in seines Vaters Stelle eintrat. Abd Almalik hatte sich bereits in Afrika durch kriegerische Tapferkeit aus-

gezeichnet und setzte mit Ruhm den Krieg gegen die Christen fort. Er regierte mit derselben Allgewalt, wie sein Vater, und hinterließ 1008 die Herrschaft seinem Bruder Abd er Rahman. Dieser legte sich sogleich den von Abd er Rahman III. geführten Beinamen Annasir Ledinillah bei und erpreßte von dem Schattenkalifen auch die Ernennung zum Nachfolger im Kalifat; er war aber seinem Vater und seinem Bruder in Sitten und Charakter völlig ungleich. Seine Herrschsucht und die Zurücksetzung, welche durch seine Ernennung zum Kalifen-Nachfolger Abd er Rahmans Urenkel, Mohammed II., erlitt, veranlaßten diesen zu einem Aufstand. Als Abd er Rahman auszog, ihn zu vernichten, warf er sich nach Cordova, wo die geringe Besatzung schnell überwältigt wurde. Die Empörer plünderten und zerstörten den Palast Azzahira, und als Abd er Rahman mit seinen Truppen nach Cordova zurückeilte, ward er von diesen, welche größtenteils aus Berbern bestanden, verlassen; einer von ihnen schlug ihm das Haupt ab und überbrachte es dem Mahadi. Auf diese Weise endete Abd er Rahmans Herrschaft schon nach vier Monaten (1009).

Mahadi, unter diesem Namen ist Mohammed bekannter, der sich zum Kalifen ausrufen ließ, ward seines Sieges nicht froh. Die zu ihm übergetretenen Truppen Abd er Rahmans machten sich nicht nur durch ihr wildes, herrisches Wesen bei den Bewohnern von Cordova verhaßt, sondern sie erregten auch bei Mahadi Argwohn und Eifersucht. Er verbot ihnen daher, durch die Stadt zu reiten und ohne besonderen Befehl die Waffen anzulegen, und das Volk fing an, sie zu verhöhnen. Dies trieb die Soldaten zur Verzweiflung. Gewohnt, sich als Helden und Herren geehrt zu sehen, und durch ihre Zahl furchtbar, beschlossen sie, Rache zu nehmen. Sie empörten sich also, wurden aber nach einem blutigen Kampfe aus der Stadt gejagt. Sie sammelten sich jedoch wieder und belagerten unter der Leitung ihres Anführers, Soliman, Cordova. Zugleich wandte sich Soliman an den Grafen Sancho Garcez von Kastilien um Hilfe und erhielt dieselbe gegen das Versprechen einiger Festungen. Mahadi ward in einer blutigen Schlacht völlig geschlagen und floh mit dem Reste seines Heeres nach Toledo, von wo er den Grafen Raymund von Barcelona oder Katalonien um Hilfe bat. Dieser schickte ihm nach einigen Monaten gegen große Summen Geld ein katalonisches Heer. Soliman war unterdessen mit seinen berberischen und kastilianischen Truppen in Cordova eingezogen und hatte sich hier zum Kalifen ausrufen lassen. Durch den National- und Glaubenshaß der Cordovaner bewogen, entließ er die christlichen Hilfsvölker reich beschenkt in ihre Heimat, schwächte sich aber dadurch so sehr, daß er, als Mahadi ein aus Moslemin und katalonischen Christen bestehendes Heer gegen ihn heranführte, diesem

nicht gewachsen war. Er ward völlig geschlagen und floh über Cordova nach Algeziras. Seine wilden Afrikaner plünderten vor ihrem Abzuge die Hauptstadt des Reiches und ließen selbst die Moscheen nicht unberaubt, sowie sie schon vor dem entscheidenden Treffen die ganze blühende Umgegend verheert hatten. Mahadi eilte seinem fliehenden Feinde nach, ward aber trotz seiner großen Truppenzahl von Soliman aufs Haupt geschlagen. Infolge dieser Niederlage verließen ihn nicht nur seine christlichen Hilfstruppen, sondern Soliman verfolgte ihn auch bis nach Cordova und schloß ihn hier ohne Hoffnung auf Entsatz ein. Mahadi wollte sich damit helfen, daß er den Herrschertitel ablegte; da führte man den unglücklichen Omejjaden Hischam, den er seither in einem Kerker hatte bewachen lassen, hervor; von ihm hatte Mahadi verbreitet, er sei tot. Damit war er gestürzt. Er wurde gleich darauf enthauptet (1010).

Soliman setzte die Belagerung auch gegen den rechtmäßigen Kalifen fort, die Einwohner von Cordova verteidigten aber ihre Stadt mit der größten Anstrengung und Ausdauer. Beide Teile wandten sich an den Grafen Sancho von Kastilien um Hilfe; Sancho gab dem Kalifen Hischam den Vorzug, weil dieser ihm alle von Almansor eroberten kastilianischen Festungen zurückzugeben versprach. Mit Hilfe der Christen ward dann zwar Mahadis Sohn, Obeidallah, der in Toledo herrschte und sich nach seines Vaters Tode mit Soliman verbündet hatte, vernichtet; allein Soliman bemächtigte sich durch ein geheimes Einverständnis mit einem Teile der Einwohner endlich der Stadt Cordova (1013). Seine rohen afrikanischen Scharen nahmen eine furchtbare Rache an den Bewohnern derselben; sie hausten mit um so größerer Wut, da man nach ihrer Vertreibung aus Cordova ihre zurückgelassenen Weiber und Kinder getötet hatte. Drei Tage lang raubten und mordeten sie mit entsetzlicher Zügellosigkeit und ließen ihre Wut sogar auch an den Gebäuden der Stadt aus, so daß die größten und schönsten Bauwerke von ihnen zerstört wurden, und daß ein arabischer Geschichtschreiber behauptet, von diesem Tage an habe der Verfall Cordovas begonnen. Der arme Kalif Hischam verschwand spurlos; wahrscheinlich ward er auf Solimans Befehl getötet. Der Sieger, der jetzt zum zweitenmale den Kalifentitel annahm, war zwar am Ziele seiner Wünsche, verlor aber schon drei Jahre später Thron und Leben. Die Anführer seiner afrikanischen Truppen forderten nämlich Lehensgüter zur Belohnung; er gab sie ihnen und verteilte auch die Statthalterschaften des Reiches als erbliche Besitztümer unter sie. Die Truppen selbst wurden reich beschenkt in die Provinzen entlassen und besonderen Häuptlingen aus ihrer Mitte untergeben. Manche dieser Afrikaner besetzten, ohne den Kalifen zu fragen, einzelne Städte und herrschten

daselbst mit unumschränkter Macht. Auf diese Weise drohte schon damals das spanisch-arabische Reich sich in kleine Staaten aufzulösen, doch war die Zeit dazu noch nicht gekommen. Man fühlte bald das Unangenehme der Teilung und wandte sich an den kriegserfahrenen Ali ben Hamud, einen Sprößling des angeblich von Ali und Fatima abstammenden Geschlechts der Edrisiden, welcher entweder als spanischer Statthalter oder als kleiner Fürst in der afrikanischen Stadt Ceuta herrschte. Dieser sammelte schnell Truppen, landete in Spanien, fand einen starken Anhang und konnte es mit Soliman um so leichter aufnehmen, als einige Statthalter desselben die Umstände benutzten, um sich zu unabhängigen Fürsten aufzuwerfen. Ali ben Hamud blieb in einer blutigen Schlacht Sieger, nahm Soliman gefangen und enthauptete ihn und seine nächsten Verwandten mit eigener Hand (1016).

Ali ben Hamud, welcher den Beinamen Motawakel annahm, wurde in Cordova zum Kalifen ausgerufen; doch gelang es nicht, dem Stamme der Edrisiden statt der Herrschaft, die sie vordem in Afrika besessen, für die Dauer eine neue in Spanien zu begründen. Er selbst konnte sich zu Cordova nur zwei Jahre halten. Die Statthalter von Sevilla, Toledo, Merida und Saragossa, die sich schon als unabhängige Herrscher ansahen, würdigten seine Aufforderung zur Huldigung keiner Antwort; er selbst zerfiel bald mit denen, die ihn im Kampf gegen Soliman unterstützt hatten, und machte sich überdies durch Grausamkeit und Habgier verhaßt. Seine Feinde ernannten daher wieder einen Omejjaden, Abd er Rahmans III. Urenkel Abd er Rahman IV. Almortadi, zum Kalifen, bestachen einige von Alis Leuten und ließen ihn durch diese im Bad erdrosseln (1018). Zwar erkannten seine Anhänger Almortadi nicht an, sie riefen vielmehr den Bruder ihres getöteten Herrn, Kasim, zum Kalifen aus, der auch Cordova einnahm, aber er geriet darüber mit dem herrschsüchtigen Sohne Alis, Jahia el Moateli, in Zwist. Während so die Edrisiden einander bekämpften, wurden die Aussichten für die Omejjaden wieder günstiger. Doch blieb Almortadi in einem Treffen (Ende 1023), und der an seiner Stelle zum Kalifen ernannte Abd er Rahman V. Almostadir, ein Bruder des Kalifen Mahadi, herrschte nur dritthalb Monate; denn auch die Omejjaden rieben sich untereinander auf. Almostadir ward von seinem Vetter, Mohammed III. Mostakfi, getötet. Dieser lebte als Kalif in sorgenloser Lust und Freude, während das Volk teils durch Steuerdruck, teils durch die Zerrüttung des sich immer mehr auflösenden Reiches zur Verzweiflung gebracht wurde. Schon nach siebzehn Monaten (1025) brach in Cordova ein Aufruhr aus; Mostakfi entfloh mit genauer Not, ward aber bald nachher von seinen Feinden getötet. Jetzt ernannte man den vertriebenen Edrisiden

Jahia, welcher unterdessen seinen Oheim Kasim gefangen genommen und wahrscheinlich auch umgebracht hatte, zum zweitenmale zum Kalifen. Die Statthalter erkannten jedoch auch ihn nicht an, und als er gegen sie zu Felde zog, verlor er in einer unglücklichen Schlacht das Leben (1026). Sein Sohn Edris behauptete sich zwar noch einige Jahre in Malaga als Beherrscher eines kleinen Landes, hatte aber ebenfalls das Los seines Vaters, Großvaters und Großoheims: er ward durch einen ehrgeizigen Beamten ermordet. Mit seinem Tode nahm die kurz dauernde Herrschaft der Edrisiden in Spanien ein Ende (1031).

In Cordova hatte man nach Jahias Tode den Bruder Almortadis, Hischam III., zum Kalifen ausgerufen. Dieser hatte sich lange geweigert, die zu einem bloßen Namen gewordene und doch so gefährliche Würde anzunehmen, und fand bald nachher Grund genug, seine Nachgiebigkeit zu bereuen. Die vielen unabhängigen Statthalter waren weder durch Güte, noch durch Gewalt zur Unterwerfung zu bringen; selbst in Cordova gehorchte man dem Kalifen nicht, und als er die widerspenstige Stadt nicht durch Strenge und Zucht zur Ordnung zu zwingen vermochte, verließ er beim Ausbruch einer Empörung die Residenz und räumte den Thron; „dies Geschlecht", sagte er nicht mit Unrecht, „ist weder zum Befehlen gemacht noch zum Gehorchen" (1031). Er rettete sich zu dem Statthalter oder vielmehr Beherrscher von Saragossa, der ihn gastfreundlich aufnahm und ihm in einer Burg seines Landes einen Wohnsitz anwies, wo Hischam seine noch übrigen Tage in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien lebte. Er starb im Jahre 1037. Mit seinem Sturze endigte die Herrschaft der Omejjaden für immer. Das mohammedanische Spanien fand sich bald in viele kleine Königreiche geteilt, deren Geschichte sich hauptsächlich um die fast ununterbrochenen Kriege dreht, die sie teils untereinander, teils mit den christlichen Staaten des Landes führten. Es gelang weder dem trefflichen Dschafai, dem Wesir des letzten Omejjaden, welchem man nach Hischams Entfernung die Herrschaft in Cordova übertrug, noch auch seinem Sohne, als Schirmherr der übrigen mosleminischen Reiche angesehen zu werden; ja ein Emir von Toledo nahm die Führung für sich in Anspruch, und in Malaga, Sevilla, Granada und anderen Städten walteten angesehene Häupter vollkommen unabhängig; am letztgenannten Orte hatte sich ein gelehrter jüdischer Kaufmann, Samuel der Levit, zum allmächtigen Wesir des Fürsten erhoben. Vollkommen selbständig waren auch die kriegerischen Emire der nördlichen Gebiete, die sich mit Mühe gegen die Christen verteidigten.

Den letzteren war die Zersplitterung des Mohammedanischen Reiches in hohem Grade günstig, zumal da unter ihnen gerade zu derselben Zeit, als das Haus der Omejjaden völlig erlosch, eine vorüber-

gehende Vereinigung stattfand. Ihre Länder waren durch Almansors 25jährige Feldzüge schrecklich verheert worden, und wäre der zweite Sohn Almansors seinem Vater und Bruder gleich gewesen, so würde es vielleicht mit der Unabhängigkeit der christlichen Staaten zu Ende gewesen sein. Allein die Unfähigkeit dieses Mannes und die mit seinem Sturze beginnenden Bürgerkriege hoben das christliche Spanien wieder aus dem Elende und der Erniedrigung empor. Die einzelnen christlichen Reiche erholten sich sehr bald von den Verwüstungen, mit welchen Almansor sie heimgesucht hatte; sie erhielten nicht nur ihre alten Grenzen wieder, sondern erweiterten dieselben auch. Dabei zogen sie aus den Kriegen, welche die Mohammedaner untereinander führten, um so leichter großen Vorteil, als mehrere christliche Fürsten von den Ungläubigen zu Hilfe gerufen wurden und ihre Bundesgenossenschaft teuer verkauften Zwar befehdeten auch die Christen einander nicht selten, allein ihre Zwietracht schadete ihnen selbst weniger, weil dadurch nicht, wie bei den Mohammedanern, ein einziges Reich aufgelöst, sondern vielmehr die von Anfang an bestehenden verschiedenen Staaten in der Entwickelung ihrer Kraft gefördert wurden. In diesen Kriegen gelang es um das Jahr 1030 einem der christlichen Herrscher, sich alle Länder seiner spanischen Glaubensgenossen, mit Ausnahme von Katalonien, das gerade damals unter Berengar I. an Wohlfahrt und Ansehen zunahm, zu unterwerfen. Sancho Major oder der Große, König des kleinen Reiches Navarra, konnte sich durch geschickte Benutzung der Verhältnisse nicht allein zum Oberbefehlshaber von Asturien, Galicien, Leon und Aragonien erklären, sondern er verschaffte auch seinem Sohne Ferdinand die Herrschaft von Kastilien. Kurz vor seinem Tode (1035) verteilte er sein Reich unter seine Söhne. Der älteste von diesen, Garcias, erhielt Navarra und Biscaya; der zweite, Ferdinand I., blieb im Besitze von Kastilien und ward zwei Jahre später, als Gemahl der Erbtochter des Königs von Galicien, Asturien und Leon, auch Herr dieser Länder; der dritte, Gonzalez, übernahm die in Aragonien gelegene Grafschaft Sobrarve; dem jüngsten endlich, Ramiro I., wurde das übrige Aragonien als Königreich gegeben, mit welchem schon nach wenigen Jahren Sobrarve und hundert Jahre später auch Katalonien für immer vereinigt wurden.

9. Überblick der Geschichte der mohammedanischen Reiche in Afrika bis zum elften Jahrhundert.

Im Jahre 785 empörten sich die Aliden in Arabien gegen den Abbassidischen Kalifen, wurden aber besiegt und größtenteils getötet. Unter denen, die der Strafe des Aufruhrs entgingen, befand sich Edris I.,

ein wirklicher oder angeblicher Enkel von Alis Sohn Hasan. Dieser rettete sich, von einem treuen Diener, Raschid, begleitet, unter großen Gefahren nach der Berberei oder, wie diese Provinz bei den Arabern hieß, nach Maghrib. Hier fand er bei den Berbern des heutigen Landes Fes Aufnahme, ward von ihnen als Imam oder geistliches Oberhaupt und damit zugleich als Emir oder Herrscher anerkannt und gründete so das Reich der Edrisiden (789). Vier Jahre später ließ ihn der Abbassidische Kalif vergiften. Sein Diener Raschid bewog jedoch die Stämme, welche dem Aliden gehuldigt hatten, den nachgebornen Sohn desselben, Edris II., als Herrscher und ihn selbst als vormundschaftlichen Regenten anzuerkennen. Im Jahre 800 setzte der Kalif den unternehmenden Ibrahim ben Aglab als Statthalter in Kairawan ein, um die Edrisiden zu vertreiben; dieser strebte jedoch für sich selbst nach dem Besitz einer unabhängigen Herrschaft, räumte deshalb alle Großen des Landes, die ihm dabei hinderlich waren, aus dem Wege und suchte sich die Zuneigung der Einwohner durch Erlassung der Abgaben und durch Freundlichkeit zu verschaffen. Er erreichte seinen Zweck und gründete im östlichen Maghrib oder im heutigen Lande Tunis ein Reich, dessen Hauptstadt Kairawan war, und das er auf seine Nachkommen, die Aglabiten, vererbte. Auch gegen Westen hin suchte er dasselbe auszubreiten und ließ deshalb Raschid ermorden (803). Das Volk blieb jedoch dem jungen Edris getreu, und dieser befestigte sich durch seine Gerechtigkeit, Milde und Tapferkeit im Besitze der Herrschaft. Seine treffliche Regierung veranlaßte sogar viele arabischen Stämme in Spanien, zu ihm nach Afrika auszuwandern. Er konnte sich unter diesen Umständen um so leichter behaupten, als im Reiche des Kalifen damals Zwietracht ausgebrochen war und Ibrahim ben Aglab durch Empörungen in seinem eigenen Lande beschäftigt wurde. Edris baute sich im Jahre 807 in einer sehr fruchtbaren Gegend eine Hauptstadt, das jetzige Fes, welches nicht nur unter den Edrisiden, sondern auch unter einem Teile der später an ihre Stelle tretenden Dynastieen Sitz der Regierung blieb und noch heutigestags eine der bedeutendsten Städte von Nordafrika ist.

Das Reich der Edrisiden blühte schnell empor, weil einesteils viele spanischen Araber durch die in ihrer Heimat so häufigen Empörungen zur Flucht nach Afrika veranlaßt wurden und anderenteils aus dem fernen Asien viele Moslemin nach Maghrib wanderten, um sich an den wirklichen oder vermeinten Sprößling des verehrten Ali anzuschließen. Auf Edris II. folgte der älteste seiner zwölf Söhne, Mohammed, als Herrscher (829—836). Dieser gab ganz gegen die unter den Orientalen bestehenden Grundsätze der Politik seinen elf Brüdern Distrikte zu Lehen, erweckte dadurch bei einem Teile derselben ehr-

geizige Bestrebungen und rief Bürgerkriege hervor, in welchen er nur durch die kräftige Unterstützung eines der Brüder, Omar, vor dem Untergang bewahrt wurde. Der letztere ist für uns auch deshalb bemerkenswert, weil er der Stammvater der beiden Edrisiden Ali und Kasim war, welche nach der Vernichtung des Edrisidischen Reiches einige Zeit in Spanien herrschten (s. oben). Mohammed vereinigte zwar das ganze Land wieder unter seinem Scepter, und seine beiden nacheinander folgenden Söhne, Ali I. und Jahia I., blieben auch im ruhigen Besitze desselben, aber unter dem Sohne des letzteren, Jahia II., begann schon der Verfall des Reiches. Jahia war ein bloßer Wüstling und grausamer Tyrann und wurde zuletzt von seinen erbitterten Unterthanen erschlagen. Sein Nachfolger, Omars Sohn Jahia III., vernachlässigte aus zu großer Liebe zu wissenschaftlichen Beschäftigungen die Regierung und ward ebenfalls in einem Aufruhr getötet (905). Ihm folgte sein Vetter Jahia IV., der zwar als der gerechteste und weiseste aller Edrisiden gepriesen wird, dessenungeachtet aber, wie wir später sehen werden, unter fremde Botmäßigkeit geriet. Um diesen raschen Untergang des Reichs der Edrisiden zu begreifen, hat man nur an die schnelle Folge des Regierungswechsels und die damit verbundenen Unruhen zu denken: in den 69 Jahren, welche zwischen Mohammeds Tod und Jahias IV. Regierungsantritt verliefen, folgten sich nicht weniger als fünf Regenten, von welchen zwei gewaltsam gestürzt wurden.

Unterdessen war es im Reiche der Aglabiten nicht viel besser gegangen. Ibrahims Sohn, Abul Abbas Abdallah (811—817), regierte mit großer Härte und wurde wahrscheinlich bei einem Aufstande ermordet. Sein Bruder und Nachfolger, Zejadat Allah I., war nicht weniger grausam und tyrannisch und hatte dreizehn Jahre lang mit gefährlichen inneren Unruhen zu thun. Als diese nicht ohne Schwierigkeit gedämpft waren, zeigte er sich aus Politik mild und gemäßigt. Er bewies durch die Schonung der besiegten Empörer seine Einsicht in seinen eigenen Vorteil und suchte sich als ein auf Hebung des Reiches bedachter und zugleich frommer Mann zu empfehlen, indem er Landstraßen und Brücken anlegen ließ, in der Hauptstadt Kairawan eine überaus prächtige Moschee erbaute und zur Unterhaltung derselben 80 000 Dukaten aussetzte. Weit merkwürdiger, als diese Handlungen gewöhnlicher orientalischer Staatsklugheit, ist eine auswärtige Unternehmung Zejadat Allahs, weil dieselbe die wichtigsten Folgen hatte. Um sich nämlich seiner unruhigen, in dem Bürgerkriege verwilderten Truppen zu entledigen, erlaubte er ihnen, ihr Glück auf Sizilien zu versuchen. Ein byzantinischer Feldherr auf dieser Insel, Euphemius, hatte sich, um einer Strafe zu entgehen, gegen den Statthalter wie

gegen den Kaiser Michael II. erklärt und die Hilfe des Aglabiten angerufen. Die Kriegerscharen desselben unterwarfen allmählich in Verbindung mit spanisch-arabischen Korsaren einen großen Teil der Insel. Zejadat Allah und seine Nachkommen oder vielmehr die als ihre Vasallen angesehenen Emire von Sizilien eroberten nachher die ganze übrige Insel, faßten auch in Unteritalien festen Fuß und streiften plündernd und verheerend sogar bis nach Rom, wo jedoch Papst Leo IV., der Begründer der Leoninischen Stadt, (um 850) ihnen mit Kraft und Klugheit entgegenwirkte. Syrakus jedoch wurde erst im Jahr 878 unter Zejadat Allahs Nachfolger nach einer zehnmonatlichen Belagerung erobert, welche die Einwohner mit einer Standhaftigkeit ertrugen, die der besten Zeiten des Altertums würdig war. Vom oströmischen Hofe nicht unterstützt, erlagen sie erst, nachdem sie eine Zeitlang bei gräßlicher Hungersnot mit dem Gras der Mauern, mit gemahlenen Tierknochen, ja mit dem Fleisch von Kindern das Leben gefristet hatten; wir besitzen hierüber eine Beschreibung von dem Mönch Theodosius, welche derselbe als Gefangener „unter der Erde, umgeben von Afrikanern, Juden, Langobarden und Mohren", niederschrieb. Gleichzeitig landeten mosleminische Scharen auf den westlichen Inseln des Mittelmeeres und schleppten die Küstenbewohner in die Sklaverei; ja sie besetzten feste Punkte in Ligurien und Südfrankreich und streiften von da bis über den Jura hin in die Nähe des Genfer- und des Bodensees.

Die nächsten Nachfolger Zejadat Allahs bis auf Ibrahim Abu Ischak mit dem Beinamen des Bösen sind nur eben wegen der von ihnen fortgesetzten Unternehmungen in Sizilien und Italien wichtig. Zur Zeit Abu Ischaks, welcher von 875 bis 902 regierte, warf sich in dem benachbarten Ägypten ebenfalls ein unabhängiges Herrschergeschlecht, das der Tuluniden auf. Der abbassidische Statthalter dieses Landes, Achmed, Tuluns Sohn, bemächtigte sich kurz vor dem Regierungsantritt Abu Ischaks der Herrschaft von Ägypten und eroberte auch Syrien. Er unterdrückte nachher jeden Versuch der Auflehnung mit furchtbarer Grausamkeit, so daß durch ihn nicht weniger als 10 000 Menschen das Leben verloren haben sollen. Noch weit mehr, als durch seine Grausamkeit, machte er sich durch seinen Reichtum berühmt, wiewohl die Orientalen alles, was sich auf Glanz und Pracht bezieht, zu übertreiben pflegen und daher ihren Angaben in dieser Hinsicht nie zu trauen ist. Achmed hatte, wie es heißt, 300 Millionen Dukaten Einkünfte, wetteiferte durch die Errichtung prachtvoller Gebäude mit den Pharaonen, teilte wöchentlich 3000 Dukaten an die Armen aus und hinterließ dessenungeachtet einen baren Schatz von zehn Millionen Goldstücken. Auch von den Reichtümern und der Pracht

seines Sohnes und Nachfolgers Chamarujeh (884—896) sind alle arabischen Geschichtsbücher voll. Jedenfalls haben beide Kairo, das zu ihrer Zeit noch Fostat hieß, ungemein erweitert und verschönert; die von Achmed (880) erbaute Moschee ist in der Kunstgeschichte merkwürdig, da man an ihr die älteste Anwendung des maurischen Spitzbogens erkennen will. Beim Tode Chamarujehs zeigte sich schon dieselbe Soldatenherrschaft, welche später unter den Mamelucken in Ägypten waltete. Die Kriegsobersten setzten seinen unmündigen Sohn als Herrscher ein und schlugen dem Oheim desselben, der ihn verdrängen wollte, das Haupt ab. Schon nach neun Monaten ermordeten die Soldaten den neuen Herrscher und erhoben seinen ebenfalls noch minderjährigen Bruder auf den Thron. Dieser wurde in demselben Augenblick, als ein Heer des Abbassidischen Kalifen gegen ihn auszog, von einem herrschsüchtigen Verwandten umgebracht, und das Reich fiel hierauf wieder in die Gewalt des Kalifen, welcher alle Tuluniden töten ließ (904).

Die Tuluniden hatten ihre Herrschaft auch nach Westen hin gegen Kairawan auszubreiten getrachtet. Der Aglabite Abu Ischak hatte aber ihr Heer zurückgeschlagen, und sie waren nachher viel zu sehr mit den Kalifen und mit ihren eigenen Soldaten beschäftigt, als daß sie ihm noch einmal hätten gefährlich werden können. Abu Ischak regierte mit entsetzlicher Härte und Grausamkeit. Er erschlug einst 500 Gefangene mit eigener Hand, ließ 300 seiner Diener wegen eines geringfügigen Vergehens umbringen und verfolgte mit wahrer Tigerwut sogar seinen eigenen Stamm. Er tötete auf einen leisen Verdacht hin acht seiner Brüder, ließ seine Kinder größtenteils gleich nach der Geburt erwürgen, und als einst seine Mutter sechzehn blühende Töchter, die sie insgeheim vom Tode errettet und erzogen hatte, ihm in einer heiteren Stunde vorstellte, mußten auch diese sogleich ermordet werden. Übrigens verlegte er aus Furcht vor dem in der Hauptstadt Kairawan herrschenden Geiste seinen Wohnsitz nach Tunis, wo er ungeheure Gebäude aufführen ließ. Gegen die nicht seltenen Empörungen seiner Unterthanen schützte er sich durch ein Heer von gekauften Negern, dessen Stärke wohl übertrieben auf 100 000 Mann angegeben wird. Wenn er seine wilden Truppen nicht gegen innere Unruhen nötig hatte, so schickte er sie auf Unternehmungen in Sizilien und Italien aus. Die dortigen Eroberungen beförderte er außerdem auch dadurch sehr, daß er nach einem besonders gefährlichen Aufstande die Hauptanstifter ums Leben brachte, alle anderen Teilnehmer aber nach jener Insel verwies und also das dortige Heer mit einer entschlossenen Mannschaft verstärkte. Er selbst zog 901 nach Sizilien, um seine Wut in Christenblut zu kühlen. Er mißhandelte hier nach der Eroberung von Taormina

die Christen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts auf eine himmelschreiende Weise und weidete seine Augen an den Todesqualen des Bischofs der Stadt mit demselben blutdürstigen Sinne, den seine Unterthanen schon so lange empfunden hatten. Als er in Sizilien ausgewütet hatte, ging er nach Kalabrien hinüber, wo er Cosenza in seine Gewalt brachte, erlag aber dort der in seinem Heere ausbrechenden Pest, zur großen Freude der Christen, welche darin ein Strafgericht Gottes erblickten (902). Sein Sohn, Abul Abbas Abdallah ward schon nach neun Monaten von seinem eigenen Sohne Abu Nasr Zejadat Allah III., mit Hilfe einiger Hofsklaven ermordet (903). Dieser begann seine Regierung auf echt orientalisch-despotische Weise: er ließ zuerst die Werkzeuge seines Vatermordes und dann seine Brüder aus dem Wege räumen. Er genoß jedoch die Früchte seiner Verbrechen nur kurze Zeit; denn wenige Jahre nachher wurde er mit dem ganzen Geschlechte der Aglabiten von einem Fatimiden vernichtet.

Bei einem großen Teile der Schiiten, den man unter dem Namen der Ismaeliten zusammenfaßt, hatten sich schon früh schwärmerische Ansichten über die Würde des Imams, in dem sich die Gottheit verkörpere, kundgegeben; Ansichten, die sich zum Teil an die altpersische Geisterlehre anschlossen. Die Sekten, die aus dieser Richtung hervorgingen, richteten ihre Hoffnung einzig auf Alis Nachkommen; sie gestanden dem Kalifate zu Bagdad ebensowenig wie dem zu Damaskus gewisse politische oder religiöse Ehrenrechte zu, wozu sich die mosleminischen Dynastieen in Asien und Afrika bei all ihrer Selbständigkeit bereit finden ließen. Namentlich war die Sage entstanden, daß nach einer Prophezeiung Mohammeds von Zeit zu Zeit entweder ein Engel oder ein Nachkomme des Propheten, Mahadi genannt, zur Befestigung des Mohammedanischen Reiches auf Erden erscheinen und am Ende der Welt zum letztenmale wiederkehren werde, um in Verbindung mit Elias und Christus alles Irdische zu vernichten. Diesen Volksglauben, dessen sich oft kühne Schwärmer oder Betrüger zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Zwecke bedienten, benutzten zu Abu Nasrs Zeit zwei wahre oder angebliche Aliden, Abu Abdallah und Obeidallah, zum Sturze der Aglabiten. Abu Abdallah machte sich als vorgeblicher Mahadi unter den unzufriedenen Unterthanen dieser Dynastie eine Partei, verjagte Abu Nasr, welcher bald nachher (909) in Ägypten starb, und warf sich an dessen Stelle zum Herrscher auf. Unterdessen hatte Obeidallah auf seine angebliche Abstammung von Ali und Fatima ebenfalls herrschsüchtige Pläne gegründet; von Abu Abdallah gerufen, war er nach Ägypten in abenteuerlicher Wanderung gelangt, aber schließlich wurde er in der marokkanischen Stadt Sed-

schelmessa eingekerkert. Abu Abdallah befreite ihn, als er nach der Vertreibung der letzten Aglabiten einen Teil des Westens unterwarf. Schnöder Undank war Abu Abdallahs Lohn. Denn Obeidallah nahm, als er mit ihm nach Kairawan zurückgekehrt war, die Eigenschaft und Würde eines Mahadi entweder für sich oder für seinen Sohn in Anspruch, räumte seinen Erretter, der ihm zu selbständig erschien, aus dem Wege und bemächtigte sich der Herrschaft des Aglabitischen Reiches.

Auf diese Weise ward Obeidallah der Gründer eines neuen Herrschergeschlechts in Afrika, welches den Namen der Fatimiden erhielt. Er nahm zwar den Kalifentitel nicht an, nannte sich aber Emir al Mumenin, d. i. Beherrscher der Gläubigen, und behauptete, gleich allen seinen Nachkommen, der allein rechtmäßige Nachfolger des Propheten zu sein. Obeidallah war allen sunnitischen Mohammedanern als Betrüger und Irrgläubiger tödlich verhaßt und galt ihnen als Schiit oder Ketzer; er behauptete sich aber dessenungeachtet nicht allein im Lande der Aglabiten, sondern breitete auch seine Macht schnell weiter aus, indem er seinen Eroberungszügen durch die Würde des Mahadi das Ansehen von Religionskriegen gab. Die Mohammedaner in Sizilien unterwarfen sich ihm, wie es scheint, aus freien Stücken. Ägypten dagegen, welches er dreimal nacheinander angreifen ließ, vermochte er den Abbassiden nicht zu entreißen. Desto glücklicher waren seine Angriffe auf das Reich der Edrisiden. Jahia IV. wurde gleich beim ersten Angriff überwunden und zu einem jährlichen Tribut genötigt (918). Er empörte sich zwar bald wieder, ward aber noch einmal besiegt und seiner Herrschaft völlig beraubt. Nachher brachen im Lande Fes noch oft Unruhen aus, in welche sich auch die Omejjaden mischten. Diese Verhältnisse veranlaßten eine Menge von Kriegen und Teilungen, die jedoch der allgemeinen Geschichte nicht mehr angehören.

Obeidallah, welcher eine neue Hauptstadt, Mahadia, gegründet hatte, starb 935. Wenige Jahre vorher (930) war eine andere schwärmerische Horde, die Karamathier oder Karmaten, deren Führer die freieste Auslegung des Korans gestatteten, von Persien und Irak aus in Arabien eingedrungen.

Obeidallahs Sohn, Kajem, der ihm in der Regierung folgte, verheimlichte seinen Tod ein ganzes Jahr lang, wahrscheinlich weil sowohl der Vater als der Sohn sich für den Mahadi ausgegeben hatte. Wie sehr es für Kajem nötig war, das noch schlecht gegründete Ansehen der Fatimiden auf alle Weise zu befestigen, geht aus den vielen Unruhen hervor, welche während seiner Regierung ausbrachen. In Sizilien empörten sich nicht bloß die christlichen, sondern auch die

mohammedanischen Einwohner und konnten erst nach fünfjährigem Kampfe wieder zur Unterwerfung gebracht werden. Kaum war diese Empörung unterdrückt, als in Afrika selbst ein Aufstand ausbrach, welcher nicht nur den Fatimiden, sondern auch der Herrschaft des Islams in jenem Erdstriche mit Verderben drohte. Abu Jazid, der Sohn eines Berbers und einer Negerin, stiftete eine neue Religionssekte, erklärte alle Moslemin für Ungläubige und erhielt durch die Lehre, daß es ein Verdienst sei, alle Andersgläubigen zu berauben und zu morden, ungeheuren Zulauf. Er eroberte viele Städte, schlug die gegen ihn ausgesandten Heere, plünderte sogar Kairawan und schloß zuletzt Kajem in Mahadia ein. Zum Glück für die Fatimiden starb der letztere während der Belagerung, und mit seinem Tode (945) nahm alles eine bessere Gestalt an. Sein Sohn Mansur besaß nämlich die zur Rettung des Reiches nötigen Talente. Auch Mansur verhehlte anfangs seines Vaters Tod und machte ihn nicht eher bekannt, als bis er den Fanatikern eine Niederlage beigebracht hatte. Er trieb die Räuber dann in die Gebirge, bekämpfte sie dort zwei Jahre lang und vernichtete sie, nachdem sie vergebens einen verzweifelten Widerstand geleistet hatten. Nach Sizilien, wo wieder Unruhen ausbrachen, schickte er zuerst einen seiner Getreuen, Hasan, und dann dessen Sohn Ahmed. Diese unterdrückten den Aufstand, und Ahmed machte sich außerdem um die Insel wie um seinen Herrn noch dadurch sehr verdient, daß er die Ursachen der Empörung zu entfernen strebte und die Ausbreitung des Islams auf Sizilien, soweit sie ohne Gewalt geschehen konnte, beförderte. Er erfocht auch über die Flotten der Griechen und der spanischen Araber Siege und errichtete eine bedeutende Seemacht. Unter seiner Verwaltung erreichte Sizilien einen hohen Grad von Wohlstand, der an die Blütezeit des alten Syrakus und Agrigent erinnert. Während Ahmed Sizilien von neuem emporhob, war Mansur gestorben und sein Sohn Moëz an die Regierung gekommen (953). Dieser hatte gleich anfangs einen Krieg im Westen von Afrika zu führen, weil dort die Omejjaden unter Abd er Rahman III. sich das ganze frühere Reich der Edrisiden unterworfen hatten. Moëz schickte gegen sie seinen tapferen Feldherrn Dschawjar oder Dschewar, welcher das Land in kurzer Zeit wiedereroberte, nachdem er auf schreckliche Weise gegen die Feinde gewütet hatte. Kaum hatte jedoch Moëz seine Truppen wieder an sich gezogen, um einen Zug gegen Ägypten zu unternehmen, als sich Abd er Rahman III. des ganzen Landes von neuem bemächtigte. Wenige Jahre nach dem Tode des letzteren fiel der Edriside Hasan el Kenuz, ein Vasall der Omejjaden, von diesen ab, ließ alle Anhänger und Verwandte derselben umbringen und erkannte die Fatimiden als Oberlehnsherren an. Da

jedoch Moëz damals mit der Eroberung von Ägypten beschäftigt war, so konnte er Hasan nur schwach unterstützen, und der Omejjadische Kalif Hakem II. bemächtigte sich des ganzen westlichen Afrikas von neuem.

Das Land Ägypten, gegen welches Moëz im Jahre 969 seinen Feldherrn Dschawjar sandte, war nach der Vernichtung der Tuluniden nur kurze Zeit im Besitze der Abbassiden geblieben; denn schon im Jahre 935 warf sich der zum Statthalter von Ägypten und Syrien eingesetzte Abu Bekr Mohammed I. zum selbständigen Beherrscher beider Provinzen auf. Abu Bekr leitete sein Geschlecht von den alten Beherrschern von Ferghana ab und legte sich daher den Titel derselben al Ikschid d. i. König der Könige bei, nach welchem man die von ihm gegründete Dynastie die der Ikschiden zu nennen pflegt. Auch von ihm, wie von den ersten Tuluniden, wird gerühmt, daß er ungeheure Schätze besessen und ein Heer von nicht weniger als 400 000 Soldaten sowie 8000 Mamelucken oder militärisch eingeübte Sklaven, die als Leibwache dienten, gehalten habe. Mögen übrigens diese Angaben auch im einzelnen übertrieben sein, so verdienen sie doch im allgemeinen genommen ebensowohl Glauben, als die ähnlichen Berichte über die Tuluniden; denn Ägyptens Reichtum muß damals außerordentlich groß gewesen sein, weil es nicht nur der vornehmste Markt für die ostindischen und arabischen Waaren, sondern auch der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen dem Orient und Occident und überdies für die ganze Welt der Hauptsklavenmarkt war, auf welchem selbst die Omejjaden vom fernen Spanien aus ihre Palastwächter einkauften.

Abu Bekr Mohammed I. hinterließ 946 das Reich seinem Sohne Mohammed II. Abul Kasem Anudschur. Da dieser noch sehr jung war, so leitete der Neger Kafur statt seiner die Verwaltung. Kafur war ursprünglich ein Sklave, hatte sich aber schon in Abu Bekrs Kriegen sehr ausgezeichnet und um die Herrschaft der Ikschiden verdient gemacht. Er führte die Regierung mit kräftigem Arm und wußte alle Versuche zur Auflehnung zu unterdrücken. Nach dem Tode seines Herrn (960) ließ er dem Bruder und Nachfolger desselben, Ali Abul Hasan, nur den bloßen Titel eines Herrschers. Als Hasan im Jahre 965 fast unbeachtet gestorben war, hatte Kafur die Gewalt so sicher in Händen, daß er die Regierung noch zwei Jahre und vier Monate ohne Widerspruch in seinem eigenen Namen fortführen konnte. Dieser Neger, welcher abschreckend häßlich gewesen sein soll, bewies sich als einen sehr tüchtigen Regenten und zeigte Gesinnungen und Charakterzüge, wie sie bei den Fürsten des schwarzen Menschenstammes selten gefunden werden. Er zeichnete sich nicht nur durch Tapferkeit, Einsicht und Klugheit aus, sondern besaß auch Achtung für Kunst und Wissen-

schaft und einen wahrhaft großartigen Sinn. Es lebte z. B. damals ein talentvoller Grieche im Lande, welcher Abu Bekrs Günstling gewesen war und daher ein bedeutendes Ansehen hatte; hundert andere orientalische Regenten würden diesen als einen gefährlichen Nebenbuhler beiseite geschafft haben, Kafur aber bewies seine ungewöhnliche Einsicht und eine bei einem Orientalen überraschende Aufmerksamkeit für Verdienste, indem er ihn aufs achtungsvollste behandelte und mit Ehren überhäufte. Ein Schwärmer hatte einst in der Moschee in Gegenwart Kafurs die Nichtigkeit alles Irdischen daraus bewiesen, daß Gott ja dies alles in die Hand eines garstigen Negersklaven gegeben habe; Kafur, statt den Verwegenen zu strafen, ließ demselben vielmehr ein glänzendes Geschenk machen, weil ihm der Einfall gefallen hatte. Die Wissenschaften und Künste unterstützte Kafur nicht bloß aufs freigebigste, sondern er bewies auch wirklichen Sinn dafür, sowie Kenntnisse und Urteil. Er erkannte z. B. einst einen berühmten Dichter an einem einzigen Verse, den derselbe recitierte. Übrigens wurde damals die Blüte der Künste und Wissenschaften in Ägypten durch den Umstand sehr befördert, daß dieses Land allein von allen Staaten des Orients achtzehn Jahre lang eines ungestörten Friedens genoß.

Die Regierung blieb auch unter Kafur im ganzen genommen eine Mameluckenregierung, oder mit anderen Worten, die Gewalt lag in den Händen von auserlesenen Sklaven, die man auf dem großen ägyptischen Sklavenmarkte zu kaufen pflegte, um aus ihnen den Kern der Truppen, die Offiziere und ersten Beamten zu bilden. Dies zeigte sich aufs deutlichste bei Kafurs Tode (968). Die Führer jener Soldaten verfügten ganz allein über den erledigten Thron. Sie erhoben auf denselben einen elfjährigen Enkel des ersten Ikschiden, setzten eine vormundschaftliche Regierung ein und gaben also ihre Absicht, die Herrschaft noch mehr von sich abhängig zu machen, deutlich zu erkennen. Sie riefen dadurch große Unzufriedenheit hervor, und der Fatimide Moëz, der schon längst sein Auge auf Ägypten geworfen hatte, erhielt infolgedessen nicht nur einen starken Anhang im Lande, sondern es begaben sich auch viele angesehene Leute zu ihm, welche ihm die Mittel und Wege, sich desselben zu bemächtigen, anzeigten. Das Unternehmen konnte daher nicht leicht fehlschlagen, zumal da Moëz Ägypten zugleich zu Wasser und zu Land angreifen ließ. Der tapfere Besieger der Edrisiden, Dschawjar, drang (969) mit 100 000 Mann in das Land ein und eroberte es in kurzer Zeit. Er besiegte die Syrer in einer Schlacht bei den Pyramiden, eroberte sodann Damaskus und nahm die Seestädte in Besitz, die bisher noch dem oströmischen Kaiser gehorcht hatten. Moëz, welcher damals den Kalifentitel annahm, ver-

legte den Sitz seiner Regierung nach Ägypten (973), nachdem er daselbst eine neue Hauptstadt hatte erbauen lassen. Da er nämlich in der von lauter Sunniten bewohnten seitherigen Hauptstadt, Fostat oder Misr, seine Residenz nicht aufzuschlagen wagte, so ließ er in der Nähe derselben eine neue Stadt anlegen, die den Namen Masr el Kahira oder Kairo, d. i. Siegesstadt, erhielt, und in welche alle Anhänger der Fatimiden gezogen wurden. Ägypten, wohin Moëz nicht nur die ganze Pracht von Mahadia, sondern auch die Särge seiner Vorfahren bringen ließ, wurde jetzt das Hauptland des Fatimidischen Reiches. Hätten die Sunniten den damaligen Beherrscher dieses Reiches nicht für einen Ketzer gehalten, so würde ihn die ganze mohammedanische Welt gewissermaßen als einen gottgesandten Wiederhersteller des Reiches der Gläubigen haben begrüßen müssen, weil nur er, dessen Herrschaft den ganzen Norden von Afrika und das Land Syrien umfaßte, ihren Glauben wirklich schützen konnte; denn der Abbassidische Kalif war ein bloßer Schattenfürst, die Griechen drangen damals tief in die Grenzländer des Reiches ein, und selbst die heiligen Pilgerfahrten nach Mekka wurden durch wilde Horden, welche die Wüste beherrschten, unterbrochen. Moëz war übrigens ungemein duldsam gegen Andersgläubige, er ließ zerstörte christliche Kirchen wieder aufbauen und strafte seine fanatischen Glaubensgenossen, wenn sie dies hindern wollten. Er vererbte bei seinem Tode (975) das Reich auf seinen Sohn Aziz.

Moëz veranlaßte die Stiftung eines neuen Reiches in Afrika, dessen Herrscherfamilie an die Stelle der damals völlig unterlegenen Edrisiden trat. Der Fatimide scheint nämlich nach der Eroberung Ägyptens eingesehen zu haben, daß er seine alten Hauptlande im Westen von dem entlegenen neuen Wohnsitz aus nicht wohl werde behaupten können, und belehnte deshalb 972 Jussuf Balkin, den Sohn Zeiris ben Munad, mit denselben. Dieser stiftete dort eine neue afrikanische Dynastie, oder vielmehr zwei, indem man die eine, die in Fes waltete, nach Jussuf Balkins Vater die Zeiriden, die andere, die von Tunis oder Kairawan aus herrschte, nach seinem Enkel die Badisiden nannte. Zeiri hatte unter den Nomaden an der Küste der Berberei großen Anhang gefunden und im jetzigen Algerien die Stadt Aschir gegründet, war aber im Kampfe mit einem Häuptlinge der omejjadischen Partei geblieben, und dieser hatte dafür bei den Omejjaden eine günstige Aufnahme gefunden. Da Moëz sich am meisten vor den Omejjaden, deren beide größten Regenten, Abd er Rahman III. und Hakem II., seine Zeitgenossen waren, zu fürchten hatte, so war es von ihm staatsklug gehandelt, daß er Zeiris Sohn Jussuf Balkin, welchem die Blutrache für den Vater oblag, mit dem von ihm selbst ver-

lassenen Lande belehnte. Doch erfahren wir von Jussufs Regierung wenig mehr, als daß von Zeit zu Zeit einer der unterworfenen Stämme sich empörte und wieder unterjocht ward. Auch von seinem Sohne und Nachfolger, Abul Kasem Mansur (984—996), welcher ebenfalls den Fatimidischen Kalifen als Oberherrn anerkannte, ist nichts Wichtiges zu melden, da er sich nur durch großartige Bauten in seiner Residenz Kairawan und durch eine wahrhaft kannibalische Grausamkeit auszeichnete. Um so bedeutender ist Abul Kasems Sohn, Badis, der erste wirklich unabhängige Fürst dieses Herrscherhauses, nach welchem man daher dasselbe auch mit Recht benannt hat (996—1016). Er bemächtigte sich gleich anfangs der Insel Sardinien und begab sich selbst dahin, um von dort aus die zugleich sehr einträglichen und in den Augen der Glaubensgenossen rühmlichen Raubzüge gegen die europäischen Christen zu leiten. Dies sind nämlich die Zeiten, in denen alle Küsten Italiens und des südlichen Frankreichs steten Angriffen der Mohammedaner ausgesetzt waren, da nicht allein die badisidischen Flotten, sondern auch die Sizilianer, welche in einer Art von Abhängigkeit von Badis standen, diese Länder mit Plünderungen und Verheerungen heimsuchten. Badis belehnte seinen Oheim, Hammad, mit der Herrschaft in Aschir, wahrscheinlich weil er das Bedürfnis fühlte, den von dieser Seite her drohenden Omejjaden einen Damm entgegenzusetzen; denn die Verhältnisse im äußersten Westen hatten bereits zu Jussufs Zeit eine ganz neue Gestalt erhalten.

Ein Häuptling des berberischen Stammes der Zeneten oder Zenaten, Zeiri ben Athia, der Stifter der eigentlichen Dynastie der Zeiriden, hatte sich im heutigen Lande Marokko auf Kosten der Omejjaden ausgebreitet und sogar die Stadt Fes erobert. Gerade zu der nämlichen Zeit fiel ein mächtiger spanischer Vasall, der mit Hilfe der Omejjaden einen Teil des Badisidischen Reiches besetzt hatte, von seinen seitherigen Oberherren ab und begab sich unter den Schutz der Fatimiden. Almansor, der damalige Regent im Reiche der Omejjaden, war jedoch kein Mann, der sich ungestraft verhöhnen ließ; er trat deshalb mit Zeiri ben Athia in Unterhandlung und erkannte nicht nur die Herrschaft desselben an, sondern versprach ihm auch die Belehnung mit den Ländern des Rebellen, wenn er ihm diesen wieder unterwerfen helfe. Zeiri ben Athia ging auf Almansors Vorschlag ein und erreichte, durch ein spanisches Heer unterstützt, den beabsichtigten Zweck. Unter der Bedingung, daß er sich für einen Vasallen der Omejjadischen Kalifen erkläre, wurde er hierauf der Beherrscher eines beträchtlichen Landes im Westen (991). Er erbaute sich nach der gewöhnlichen Eitelkeit orientalischer Fürsten eine neue Residenz, die noch jetzt blühende Stadt Wudschda, welche er 996 zur Residenz erhob. Einige Jahre

nachher zerfiel er mit Almansor, und dieser schickte, um ihn zu vertreiben, ein Heer unter der Führung seines Sohnes Abd Almalik nach Afrika. Zeiri wurde in mehreren Schlachten besiegt, sein Land ganz von den Truppen der Omejjaden besetzt, Fes erobert (998) und er selbst genötigt, bei einem Stamme im Ländchen Sandhadscha Zuflucht zu suchen. Er machte sich nachher wieder zum Herrn eines kleinen Landstriches, starb aber bald darauf (1001). Sein Sohn Muiz söhnte sich mit den Spaniern aus und erhielt gegen einen jährlichen Tribut die Herrschaft von Fes und Mauritanien wieder. Seine Nachkommen behaupteten sich bis zum Jahre 1070, wo sie durch die neue Dynastie der Morabethen vernichtet wurden.

Kehren wir nach diesem kurzen Überblicke der Geschichte der Zeiriden von Fes wieder zu den Zeiriden von Kairawan und Aschir oder zu den Badisiden zurück, so lösten sich dieselben schon zu Badis' Zeit in zwei Linien auf. Badis hatte seinem Oheim Hammad die Nachfolge versprochen; als dieser aber die von den Omejjaden drohende Gefahr glücklich abgewendet hatte, brach jener sein Wort. Hammad empörte sich deshalb, und es entstand ein Krieg, welcher nach Badis' Tode (1016) damit endigte, daß Hammad im Algerischen ein kleines Reich erhielt. Auf diese Weise entstand die Nebenlinie der Hammadiden, welche später ihre Unabhängigkeit noch einige Jahre länger behauptete, als die Hauptlinie der Badisiden. Die letztere ist besonders wegen ihrer Verhältnisse in Sizilien merkwürdig. Badis' Sohn und Nachfolger, Moëz, unterstützte die Sizilianer, als sie sich gegen ihre fatimidischen Statthalter empörten, und faßte bei dieser Gelegenheit festen Fuß auf der Insel. Die mohammedanische Herrschaft in Sizilien begann damals durch innere Zwietracht sich in kleine Fürstentümer aufzulösen und ward zugleich von einem gefährlichen äußeren Feinde bedroht. Im Anfange des elften Jahrhunderts hatten sich nämlich Normannen in Unteritalien niedergelassen, diese benutzten die Lage der Dinge auf Sizilien und machten daselbst Eroberungen. Während der Regierung von Moëz' Sohn Tamin (1061—1108) unterwarfen sich die Normannen nicht nur die ganze Insel, sondern sie bedrohten den Badisiden auch in seinem eigenen Lande und zwangen ihn, ihre Heimkehr mit Geld zu erkaufen. Sie wiederholten nachher ihre Angriffe, während die Badisiden zugleich durch innere Empörungen und durch die Fortschritte der Morabethen bedrängt wurden. Unter Tamins Urenkel Hasan (1121—1148) eroberten endlich die Normannen das ganze Reich der Badisiden, und Hasan mußte bei den Hammadiden Zuflucht suchen, welche jedoch wenige Jahre nachher von den Morabethen vernichtet wurden.

10. Geschichte der Abbassiden bis gegen das Ende des neunten Jahrhunderts.

Die Abbassiden, welche das Recht der geistlichen und weltlichen Oberherrschaft über alle mohammedanischen Länder in Anspruch nahmen, konnten, wie schon die Entstehung der spanischen und afrikanischen Dynastieen zeigt, dieses Recht nicht behaupten. Sie blieben, trotz des von Anfang an geführten Kalifentitels, nur die Regenten eines Teiles der mohammedanischen Welt; diese ward nie wieder in ein einziges Reich vereinigt, und die Herrschaft der Abbassiden zerfiel sogar im Laufe der Zeiten immer mehr. Es traten nämlich bei ihnen dieselben Erscheinungen ein, die wir auch bei den Omejjaden und in den afrikanisch-mohammedanischen Reichen haben entstehen sehen, und welche von jeher allen orientalischen Reichen eigentümlich waren: Willkür und Despotismus von oben herab, schimmernder Glanz des Thrones und der Hauptstadt, Auflehnungen der Statthalter, Erschlaffung der Herrscherfamilie und des herrschenden Volks und Verteidigung der Regierungsgewalt durch gekaufte Sklavenhorden oder durch Söldner, die unter rohen Völkern geworben waren. Zu alle diesem kam noch das zwiefache Übel, daß ganze Provinzen entweder durch ihre Statthalter oder durch kühne Abenteurer oder durch benachbarte kriegerische Häuptlinge losgerissen und die Abbassiden selbst durch Wesire oder durch die Führer der Soldtruppen nach und nach auf den bloßen Schein der Herrschaft beschränkt wurden.

Der erste Kalif der Abbassidischen Dynastie, Abul Abbas mit dem Beinamen el Saffah oder der Blutvergießer (s. oben), regierte von 750—754. Er residierte nicht in Damaskus, weil diese Stadt ihm wegen ihrer Anhänglichkeit an die Omejjaden verhaßt war; doch kam er in betreff des Sitzes der Regierung zu keinem festen Entschluß, denn er wohnte anfangs in Hira, dann in der am Euphrat gelegenen Stadt Anbar, und endlich in dem einige Stunden von der letzteren entfernten Hadschemia. Schon Abbas führte die Regierung auf die im Orient gewöhnliche Form zurück: er setzte nämlich, statt daß die Kalifen seither nur einen Schreiber für die Ausfertigung ihrer Befehle gehalten hatten, einen Wesir d. h. einen höchsten, im Namen des Regenten und als dessen Bevollmächtigter und Stellvertreter handelnden Beamten ein. Diese Würde entsprach den Begriffen der alten Perser wie der Schiiten, welche ihrem König oder Imam eine gewisse abstrakte Gottähnlichkeit zuschrieben und zur Vollziehung seiner Befehle oder zur Vermittelung zwischen Unterthan und Herrscher überhaupt gern einen Träger (d. i. Wesir) walten sahen. Damit war aber auch der Willkür und dem Ehrgeize Thür und Thor geöffnet. Bemerkenswert ist,

daß nach dem Tode des ersten abbassidischen Wesirs das erledigte Amt einem Manne übertragen wurde, dessen Familie sich nachher, was im Orient sehr selten ist, mehrere Geschlechtsalter hindurch im Besitze der ersten Stelle des Reiches erhielt und dadurch zu einem ganz außerordentlichen Ansehen gelangte. Dieser Mann war Khaled, der Stammvater des Hauses der Barmekiden; sie führen ihren Namen von Khaleds Vater Barmek, der, ursprünglich Arzt, zu hohem Ansehen gelangt war.

Abbas ernannte, mit Übergehung des eigenen Sohnes, seinen Bruder Abu Dschiafar al Mansur zum Nachfolger. Diesem suchte zwar sein Oheim Abdallah die von ihm hauptsächlich gegründete Macht zu entreißen, Abdallah büßte aber seine Herrschsucht auf die bereits oben angegebene Weise mit dem Leben, obwohl ihm ein Gnadenbrief zugestellt war, welchen der berühmte Gelehrte Ibn Mukaffa mit Bewilligung des Kalifen ausgefertigt hatte. Ibn Mukaffa selbst, welchem auch das Abendland für seine Übersetzung der Fabeln des Bidpai (aus der Pehlwi-Sprache in das Arabische) Dank schuldet, wurde um dieser Ausfertigung willen auf Mansurs Befehl in Stücke gehauen. Auch Abu Muslim, der sich ebenso wie Abdallah um die Erhebung der Abbassiden verdient gemacht hatte, wurde hinterlistig aus dem Wege geräumt. Als er in gerechtfertigtem Mißtrauen sich weigerte, an den Hof zurückzukehren, versicherten ihn seine Freunde der völligen Gefahrlosigkeit dieses Schrittes. Er folgte nunmehr dem Befehle des Kalifen, und dieser ließ ihn niederhauen. Auf ähnliche Weise entledigte sich Mansur der Rawenditen, einer fanatischen Sekte, welche zu Abu Muslims Partei gehörte und sich in Hadschemia gesammelt hatte. Die Rawenditen lehrten unter anderm in betreff der Kalifenwürde eine Art von Seelenwanderung, indem sie glaubten, daß die geistliche Würde der Nachfolger des Propheten förmlich aus dem Körper des verstorbenen Kalifen in den seines Nachfolgers übergehe. Ungeachtet dieser Idee, nach welcher sie in Mansur sogar etwas Göttliches erkannten, wurden sie ihm gegenüber doch irre an ihrer Lehre; durch Abu Muslims Ermordung und die anderen Grausamkeiten gereizt, machten sie sich von Rawend aus nach Hadschemia auf und gingen zu offenen Feindseligkeiten über. Aber Mansur überwand sie und ließ sie dann insgesamt, 6000 an der Zahl, zusammenhauen. Die Gefahr, welche dem Kalifen von den Rawenditen gedroht hatte, verleidete ihm den Aufenthalt zu Hadschemia; er verlegte daher seinen Wohnsitz in die Nähe derjenigen Provinzen, in welchen die meisten Anhänger der Abbassiden wohnten, und gründete das berühmte Bagdad (von den Deutschen im Mittelalter häufig Baldach genannt), welches die Residenz der Abbassiden blieb. Mansur legte daselbst den ersten Stein

mit einem frommen Segensspruch. Die Lage des neuen Herrschersitzes, welcher im Jahr 763 am Tigrisfluß, zunächst am westlichen Ufer, nahe bei den Trümmern von Madain erbaut wurde, hätte nicht besser gewählt werden können; leider ließ sich aber Mansur durch übertriebene Sparsamkeit zu dem unglücklichen Entschlusse verleiten, den berühmten weißen Palast in Madain trotz der Abmahnungen Khaleds niederreißen zu lassen, um den Marmor, aus welchem derselbe bestand, zur Erbauung der neuen Stadt zu verwenden. Die ungeheure Größe der Steine verhinderte zwar ihre Fortschaffung und nötigte den Kalifen, von seinem Vorhaben abzustehen; dazu kam es aber erst dann, als das alte prächtige Denkmal bereits zerstört war. Auch die neue Stadt, die jetzt ebenfalls wieder in Trümmern liegt, ward dem Kalifen bald zu volkreich; er legte deshalb auf der Ostseite des Tigris die Stadt Rufasa an, die besonders als Standquartier der zahlreichen Truppen diente, und aus welcher nachher das heutige Bagdad entstanden ist. Mansur gab auch für die Herstellung der Festungswerke von Kufa und Baßra sowie für andere kostspielige Bauwerke ungeheure Summen aus und bewies sich überhaupt oft auf verschwenderische Weise freigebig. Dabei hatte er aber doch wieder eine so kleinliche Kargheit, daß er z. B. bei der Erbauung von Bagdad persönlich die Aufsicht führte und jedem Arbeiter, der einmal zu spät kam oder seinen Mittagsschlaf zu lange hielt, einen Abzug am Lohn machte. Man muß, um diese Vereinigung von ganz entgegengesetzten Eigenschaften begreiflich zu finden, an die von den unsrigen so sehr abweichenden Sitten des Orients und an die Verschiedenheit des Nationalcharakters denken. Übrigens wurde Mansur, der ohnedies zu Tyrannei und Ungerechtigkeit geneigt war, durch seine Habgier oft zu den härtesten Bedrückungen verleitet: in Kufa ließ er z. B. einmal, um die Zahl der Einwohner der Stadt zu erfahren, einem jeden derselben fünf Dirhem (zu fast 75 Pfennigen) schenken, und als auf diese Weise die Zahl ermittelt war, erhob er von jedem Einwohner vierzig Dirhem als Abgabe. Bei seinem Tode hatte er nicht weniger als 600 000 000 Dirhem und außerdem noch 24 000 000 Dukaten zusammengehäuft. — In den Anfang von Mansurs Regierung fällt die Erhebung Abd er Rahmans zum Herrscher in Cordova; der Kalif stand bald von den Versuchen ab, denselben mit den Waffen zu bekämpfen. Dagegen dachte er bereits daran, ihm in dem benachbarten Frankreich einen mächtigen Gegner zu erwecken, und bereitete deshalb der Gesandtschaft, welche Pipin der Kurze (765) an ihn abschickte, den ehrenvollsten Empfang.

Mansur hatte das gewöhnliche Schicksal geiziger Väter: sein Sohn Mohammed I. Mahadi, der ihm 775 in der Regierung folgte, war

ein Verschwender. Dieser bewies zwar einerseits eine rühmliche Freigebigkeit für Kunst und Wissenschaft sowie für wohlthätige und gemeinnützige Anstalten, gab aber andererseits auch durch seinen übertriebenen Luxus ein sehr schlimmes Beispiel. Er ließ z. B. auf der ganzen langen Pilgerstraße von Bagdad nach Mekka Karawanserais oder Herbergen erbauen, Meilenzeiger errichten und die Wasserbehälter der alten Zeit wiederherstellen, verwendete dagegen aber auch, wie versichert wird, 6 000 000 Goldstücke auf eine einzige Reise nach Mekka und ließ mit großen Kosten im Monat September Schnee nach Mekka bringen, bloß weil man daselbst bis dahin noch niemals Schnee gesehen hatte. Seine auswärtigen Unternehmungen beschränkten sich auf einen Kriegszug seines berühmten Sohnes Harun al Raschid gegen die byzantinische Kaiserin Irene, welcher durch die Nachlässigkeit der griechischen Generale und Unruhen im Innern des Reiches den glücklichen Erfolg hatte, daß Irene sich zu einem jährlichen Tribut von 70 000 Goldstücken verstehen mußte. Vier Jahre kämpften seine Truppen gegen den Propheten Mokannah, der wegen seines entstellten und häßlichen Antlitzes stets eine goldene Maske trug, aber durch seine schwärmerische Beredsamkeit in Chorasan und Transoxanien großen Anhang fand. Er stellte eine Reihe von Männern auf, in denen Gott sich verkörpert habe, von Adam und Noah bis auf Abu Muslim und auf sich selbst. Im Jahr 779, als nach zweijähriger tapferer Verteidigung seine Burg eingenommen wurde, fiel er endlich den Eroberern zum Opfer. Die Familie der Barmekiden ward von Mahadi ebenso sehr begünstigt, wie von seinen beiden Vorgängern. Dem Barmekiden Khaled übergab er fast ganz Persien als Statthalterschaft, Khaleds Sohn Jahia erhielt die Erziehung und Leitung der Söhne des Kalifen, und ein Enkel Khaleds, Fadl, war der Milchbruder des einen dieser Söhne, des zuvor erwähnten Harun. Als Mahadi 785 starb, folgte ihm der ältere seiner beiden Söhne, Musa al Hadi; doch hatte der Vater auch den jüngeren, Harun, zum Mitregenten ernannt. Dieser verdiente sich damals recht eigentlich den ihm bereits im Jünglingsalter von seinem Vater verliehenen Beinamen al Raschid d. i. der Gerechte; denn da sein Bruder sich bei des Vaters Tode in weiter Entfernung von Bagdad befand, so hätte Harun leicht die Alleinherrschaft an sich reißen können, er that es aber nicht, sondern gab selbst den Befehl, seinen Bruder als Kalifen auszurufen. Dennoch wollte ihn nachher Musa nicht neben sich dulden, und Harun verdankte es nur den Vorstellungen des Barmekiden Jahia, der schwachen Gesundheit des Kalifen und der Besorgnis, welche dieser für seinen jungen Sohn hegte, daß er Mitregent blieb. Musa regierte übrigens nur fünfzehn Monate, und es folgte ihm bei seinem Tode, mit Ausschließung seines

Sohnes, Harun als Alleinherrscher (786). Daß unter seiner Regierung der Alide Edris und bald nachher, unter Harun, auch der Aglabite Ibrahim in Afrika sich unabhängig machten, ist bereits oben erzählt worden.

Harun al Raschid, welcher bis 809 regierte, war der glänzendste Herrscher aus dem Hause der Abbassiden. Er ist wegen seiner persönlichen Eigenschaften im Orient ebenso berühmt geworden, als sein Zeitgenosse Karl der Große im Occident. Diese Eigenschaften bestanden jedoch ebensowohl in den Fehlern, als in den Tugenden eines orientalischen Regenten; denn Harun war, wie der Perserkönig Nuschirwan, willkürlich, rücksichtslos grausam, und doch wiederum gerecht und verständig. Den Ruhm der Gerechtigkeit verdankte er hauptsächlich dem gelehrten und weisen Abu Jussuf, welcher seit 782 Oberrichter des Reiches war und es während der ganzen Regierung Musas und Haruns blieb. Daß Haruns Gerechtigkeit eine orientalische war, beweist unter anderm sein Verfahren gegen einen Aliden, der sich unter ihm empörte, und den er nach seiner Besiegung umbringen ließ, obgleich er ihm vorher mit Brief und Siegel das Leben verbürgt hatte. Ein großer Teil von Haruns Glück und Ruhm war das Verdienst der Barmekiden, gegen die er sich später freilich wenig erkenntlich zeigte; einen anderen verdankte er den Gelehrten und Dichtern, die er durch Freigebigkeit zu gewinnen wußte, sowie den gleichzeitigen und späteren Märchenerzählern. Bei den letzteren ward Harun recht eigentlich das Ideal eines gerechten und weisen Regenten. Auch trug zum Ruhm und Glanz seines Namens der Umstand sehr viel bei, daß mit seiner Regierung die Blütezeit der arabischen Litteratur begann, welche damals durch den Einfluß des fremden, besonders persischen, Geistes eine ganz neue Richtung erhielt. Sodann gewann seine Regierung einen erhöhten Schimmer durch die traurigen Zeiten, die unter seinen Nachfolgern anbrachen.

Wenn übrigens Harun auch sonst den Titel des Gerechten verdient hätte, so war doch die Art, wie er gegen die Barmekiden verfuhr, des grausamsten Despoten würdig. Diese Familie, die von den alten persischen Königen abstammte und, wie alle Perser, weniger fanatisch war, als die Araber, deshalb aber auch in den Augen der letzteren gewissermaßen für gottlos galt, ward von Harun anfangs auf außerordentliche Weise gehoben, wie sie überhaupt unter den Abbassiden stets eine einflußreiche Stellung eingenommen hatte. Jahias Sohn, Dschiafar, der berühmteste von allen Barmekiden, von dessen Weisheit, Thätigkeit und Gerechtigkeit die Erzählungen und Märchen der Araber ebenso angefüllt sind, als von Haruns Regentengröße, war der Wesir und Günstling des Kalifen; der zweite Sohn Jahias, Fadl,

stand schon als Haruns Milchbruder in seiner Gunst sehr hoch und zeichnete sich außerdem noch als trefflicher Feldherr aus; die beiden anderen Söhne, Mohammed und Musa, erhielten die ansehnlichsten Statthalterschaften des Reichs. So sehr Harun das Haus der Barmekiden lange Zeit begünstigt hatte — verdankte er doch Jahia nicht zum mindesten den Thron —, so plötzlich und grausam stürzte und vernichtete er dasselbe. Der eigentliche Grund dieses Verfahrens ist schwer anzugeben. Die arabische Volkssage stellt Haruns Eifersucht auf seine geliebte Schwester Abbasa als Hauptursache hin. Er soll nämlich Abbasa mit dem Barmekiden Dschiafar unter der Bedingung vermählt haben, daß sie nur dem Namen und der Form nach die Gemahlin desselben sei; als Dschiafar heimlich Zwillinge mit ihr zeugte und Harun das erfuhr, soll er dadurch zum tödlichen Hasse gegen ihn entflammt worden sein; Abbasa, heißt es, wurde mit ihren Kindern lebend in einem Sarge begraben. Das Wesentliche bei dieser Erzählung kann schwerlich weggeleugnet werden; wer indes den Charakter orientalischer Regierungen und Höfe kennt, wird leicht einen anderen Grund von Haruns Verfahren finden, zumal da uns berichtet wird, daß der Kalif nach dem Sturze der Barmekiden bei weitem nicht mehr so beliebt war, als zuvor, daß infolgedessen sogar Unruhen ausbrachen, und daß Harun seitdem nicht mehr in Bagdad zu bleiben wagte, sondern nach Rakka ging. Die Barmekiden waren offenbar durch ihr Ansehen und ihre Macht gefährlich geworden, sie konnten ebendeswegen nicht mehr aus ihrer Stellung verdrängt werden, und Harun half sich daher gegen sie auf echt orientalische Art durch plötzliche Vernichtung. Er ließ den mächtigsten von ihnen, Dschiafar, unerwarteterweise verhaften und sogleich hinrichten (803), die übrigen aber samt allen ihren Angehörigen und Dienern in den Kerker werfen. Nur ein einziger Barmekide, Mohammed, soll nicht mit in den Untergang seiner Familie verwickelt worden sein. Auch die Anhänger derselben ließ Harun in allen Provinzen des Reiches grausam verfolgen.

Schon unter der Kaiserin Irene waren Haruns Truppen in Kleinasien bis Ephesus und Ancyra vorgedrungen. Ihr Nachfolger Nikephorus I. aber kündigte ihm auf barsche und beleidigende Weise brieflich den Tribut (802); er erklärte es für weibliche Schwäche, daß Irene dem Kalifen die Stelle des Turmes im Schachspiel eingeräumt und sich mit derjenigen des Bauern begnügt, daß sie Tribut gezahlt und nicht vielmehr begehrt habe. Harun hatte demselben in einem ebenso höhnenden Tone geantwortet, und ihm folgenden Brief schreiben lassen: „Harun, der Beherrscher der Gläubigen, an Nikephorus, den römischen Hund. Ich habe deinen Brief gelesen, o Sohn einer ungläubigen Mutter. Die Antwort darauf sollst du sehen, nicht hören!"

So tüchtig sich der griechische Kaiser zeigte, so war er doch wegen der inneren Verhältnisse seines Reiches der Macht Haruns nicht gewachsen; er mußte sich nach einem mehrjährigen Kampfe, in dem Ancyra zerstört, Cypern und Rhodus verheert wurden, zur Erneuerung des Tributs verstehen. Während dieses Krieges schickte der Kalif eine Gesandtschaft mit prachtvollen Geschenken nach Aachen an Karl den Großen; bereits mehrere Jahre vorher (801) hatte er durch den Juden Isaak, welchen Karl an ihn abgeordnet, Ehrengaben an den Kaiser geschickt. Übrigens beging um diese Zeit Harun den großen Fehler, sein Reich zu teilen; er handelte hierin um so unkluger, als er dadurch die Grundsätze aufhob, welche seither über die Nachfolge geherrscht hatten. Schon im Jahre 791 hatte er seinen ältesten Sohn, Amin, obgleich derselbe erst fünf Jahre alt war, zum Thronfolger ernannt und das Volk, das sich weigerte, einem Kinde die Huldigung zu leisten, mit Gewalt dazu gezwungen. Noch verblendeter zeigte sich Harun, als er dessenungeachtet im Jahre 802 eine ganz andere Verfügung über das Reich traf. Er verordnete nämlich eine Teilung desselben, nach welcher Amin mit dem Besitze aller westlich von Mesopotamien gelegenen Provinzen den Kalifentitel verbinden und die Oberherrschaft über das Ganze führen, zwei von seinen Stiefbrüdern aber, Mamun und Kasim, den Osten des Reiches so teilen sollten, daß jener die südlichen und mittleren, dieser die nördlichen Provinzen erhielt. Zugleich wurde Mamun zum nächsten Nachfolger Amins ernannt. Diese Teilung ward bald nach Haruns Tode (809) die Quelle blutiger Zwiste.

Amin war in jeder Hinsicht zur Beherrschung eines Reiches untauglich. Er hatte nur für sinnliche Genüsse Sinn. Er beschäftigte sich am liebsten mit der Fischerei und mit dem Schachspiele, welches schon zu Nuschirwans Zeit von Indien nach Persien gebracht worden war und sich mit der arabischen Herrschaft bis zum äußersten Westen hin verbreitete. Außerdem liebte er wüste Trinkgelage; denn das Weintrinken war, so streng auch Mohammed es verboten hatte, damals schon eine Art Hofsitte geworden und ward auch von Mamun öffentlich getrieben. Nichts ging dem üppigen und trägen Kalifen über seine gewohnten Genüsse, und um sich denselben ungestört hingeben zu können, überließ er die Regierung ganz und gar seinem Wesir. Unglücklicherweise kamen er oder seine Günstlinge im Jahre 810 auf den Gedanken, den Namen seines Bruders Mamun aus der Chotba oder dem öffentlichen Gebet auszulassen und den seines eigenen Sohnes an dessen Stelle zu setzen. Dies machte den Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Brüdern unvermeidlich. Ihre Heere zogen gegeneinander, und Mamun blieb ungeachtet seiner weit geringeren Macht in

der entscheidenden Schlacht Sieger, weil der tüchtige Feldherr Thaher seine Truppen befehligte. Thaher drang bis nach Bagdad vor und belagerte die Stadt über ein Jahr lang, während der sorglose Schlemmer Amin mit kindischer Gleichgiltigkeit seinen Vergnügungen nachhing. Endlich fiel die Stadt in Thahers Gewalt, und Amin ward erschlagen (813). Der neue Kalif, Mamun, behielt zum großen Ärger der Bewohner von Bagdad seine bisherige Residenz in Ostpersien, wie er denn überhaupt Neigung zu persischem Wesen an den Tag legte, namentlich auch Anhänger der persischen Religion war, welche den Strenggläubigen ein Greuel war. Thaher, dem er die Verwaltung aller westlichen Provinzen übertrug, zeigte sich sehr hart; die Aliden und ihre Anhänger, deren Zahl sehr groß war, regten sich von neuem; es waren außerdem, da gerade damals die Beschäftigung mit Wissenschaften und nebenbei auch mit Astrologie, Magie und anderen losen Künsten sehr überhandnahm, noch viele andere Sekten entstanden; der Kalif selbst endlich hatte neben der Lust zum Weintrinken ebenfalls großes Wohlgefallen an Grübeleien und Spitzfindigkeiten und beförderte an seinem Hofe und durch diesen im Reiche überhaupt das Interesse an kleinlichen Fragen über große Dinge. Alles dies zusammengenommen erregte im Reiche Unruhen und Bewegungen, welche noch durch den Umstand vermehrt wurden, daß Mamuns Wesir und Günstling, Fadl, Vorliebe für die Aliden hegte und in seinem Herrn theologische Bedenklichkeiten über die Rechtmäßigkeit der Abbassiden erweckte. Die Empörungen der Aliden, welche in einigen Gegenden ausbrachen, wurden zwar unterdrückt, die Schwierigkeiten verminderten sich aber dadurch keineswegs. Im Gegenteil, es entstanden neue und noch größere, da Fadl, teils seiner Vorliebe gemäß, teils um die Parteien zu vereinigen, den Kalifen bewog, die schwarze Farbe, das Zeichen der Abbassiden, mit der grünen der Aliden zu vertauschen und sogar den angesehensten Aliden, Ali Ibn Musa, zu seinem Mitregenten und Nachfolger zu ernennen. Dadurch wurden außer den vielen Unzufriedenen auch noch die Freunde und Verwandten von Mamuns Haus aufgeregt, so daß dieselben sogar einen Bruder Harun al Raschids, Ibrahim, zum Kalifen ausriefen. Jetzt erst dachte Mamun an sich selbst und erkannte den Irrweg, auf den man ihn geleitet hatte. Er zog in Begleitung Thahers nach Bagdad und ließ unterwegs seinen Wesir ermorden; auch Ibn Musa wurde damals, wahrscheinlich auf seinen Befehl, aus dem Wege geräumt. Ibrahim ergriff, von seinen Anhängern verlassen, die Flucht, und Mamun vertauschte in Bagdad die grünen Fahnen und Gewänder mit schwarzen.

Thaher blieb anfangs am Hofe, aber er bemerkte bald, daß der Kalif auf ihn eifersüchtig sei, und ließ sich die Statthalterschaft von

Ostpersien geben, wo er nachher eine neue Dynastie, die der Thaheriden, gründete. Doch erkannte er noch einige Jahre lang die Herrschaft Mamuns an, und sein Sohn Abdallah, der beim Kalifen blieb, leistete diesem in den inneren Kriegen, welche bald wieder ausbrachen, wichtige Dienste. Mamun selbst trug durch seine dogmatischen Liebhabereien nicht wenig zur Erhaltung der Zwietracht im Lande bei; denn es waren damals überall Schulen spitzfindiger Theologen entstanden, und die große Masse nahm den lebhaftesten Anteil an ihren Streitigkeiten, so daß jede theologische Bewegung, welche fast immer zur Staatsaktion wurde, gefährlich werden mußte. Zwei berühmte Gelehrte, Beschr al Hafi und Mohammed Schafi, stritten über die Frage, ob der Koran erschaffen sei oder nicht. Dies veranlaßte allenthalben die heftigsten Wortgefechte, und der Streit um eine unfruchtbare Spitzfindigkeit rief im Arabischen Reiche fast ebenso arge Unruhen hervor, wie der Kampf der Jansenisten und Jesuiten des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Unglücklicherweise mißbrauchte Mamun die Regierungsgewalt zur Unterstützung der einen Partei. Er begünstigte eine freiere, mystische Auffassung der Glaubenslehre, die allerdings nicht ungeeignet sein mochte, dem Islam inneres Leben und die Möglichkeit eines Fortschrittes zu verleihen. Diese Richtung hatte sich, wie wir sahen, schon früh geregt; ja nur durch sie war eine Verschmelzung der altpersischen Begriffe mit den mohammedanischen möglich geworden. In einem philosophischen Buche „von der ewigen Vernunft" fand Mamun tiefere Weisheit als in den Schriften der Moslemin. So ist es denn begreiflich, daß er den Koran für nicht von Ewigkeit her bestehend, also auch nicht für vollkommen hielt. Daneben nahmen die Anhänger dieser Ansichten auch freiere Lebensformen an, wie denn Mamun einst bei seiner Vermählung öffentlich und feierlich Wein genoß. Solche Abweichungen von der giltigen und volkstümlich gewordenen Satzung führten jedoch bei den Arabern nicht zu einer rationalen Geistesbildung, sondern nur zu einer Lockerung der religiösen und sittlichen Begriffe.

An Mamuns Hofe gewann ein berühmter Gelehrter, Ibn Abu David, der zu den Motazaliten oder zu denen, die an das Erschaffensein des Korans glaubten, gehörte, großen Einfluß, und Mamun machte die Lehre desselben zum Gesetz. Es wurden die grausamsten Verfolgungen gegen die Andersdenkenden angestellt, und bald schmachteten in allen Teilen des Reiches Unglückliche im Kerker. Diese Verfolgungen sind um so auffallender, da man sie bei einem Manne nicht erwartet hätte, der nicht nur überhaupt bessere Eigenschaften hatte, sondern sich namentlich auch duldsam gegen die Christen bewies und der erste Kalif war, welcher auf Staatskosten die Werke eines Hippokrates, Aristoteles,

Euklides und anderer Schriftsteller des heidnischen Altertums ins Arabische übersetzen ließ. Freilich darf uns eine solche Vereinigung entgegengesetzter Bestrebungen nicht überraschen, da unter ebendemselben Herrscher auch zuerst die Weichlichkeit und Üppigkeit des Hofes auf einen so hohen Grad stiegen, daß seitdem alle Prinzen des regierenden Hauses fast notwendigerweise von Kindheit an unfähig zum Selbstregieren werden mußten.

Die vielen Empörungen, welche großenteils durch Mamuns Verfolgungsmaßregeln veranlaßt wurden, erschütterten das Reich in seinem Inneren sehr und erleichterten es den Thaheriden und Aglabiten, sich in ihren Statthalterschaften festzusetzen. Am Tigris erhoben sich die fanatischen Ketzer, die man Charidschiten nannte, von neuem; sie wurden jedoch durch Thahers Sohn Abdallah gewaltsam unterworfen. In Ägypten, wo die Härte der Statthalter schon früher Unruhen veranlaßt hatte, benutzten andalusische Seeräuber die herrschende Zwietracht; sie setzten sich auf Kreta fest, fuhren von da öfters nach Ägypten und schleppten so viele Menschen als Sklaven mit sich fort, daß der Patriarch der Kopten einst 6000 gefangene Glaubensgenossen auf einmal von ihnen loskaufte. Zuletzt verbanden sie sich mit den Unzufriedenen des Landes, bemächtigten sich der Stadt Alexandria und verheerten sie gräßlich. Mamun sah sich daher genötigt, zuerst Abdallah und dann seinen eigenen Bruder, Motassem, nach Ägypten zu schicken und beiden eine fast unumschränkte Gewalt anzuvertrauen. Als endlich die Andalusier vertrieben waren, behaupteten sich die Christen, die sich infolge des Druckes früher empört hatten, noch eine Zeitlang in den unzugänglichen Gegenden und konnten nur durch Hunger und Schwert zugleich bezwungen werden. Unterdessen war in der Nähe des Kaspischen Meeres der furchtbare Fanatiker Babek Horremi aufgetreten, welcher nicht weniger als 300 000 Menschen seiner Wut geopfert haben soll. Auch dieser wollte indisch-persische Lehren in den Islam einführen und gab sogar mit Namen einen Fürsten aus Aserbeidschan (Persisch-Armenien) an, dessen Seele in seine Person übergegangen sei. Mamun rief zu seiner Bekämpfung Abdallah aus Ägypten zurück. Erst nach langem Kampfe erlag Babek mit seinen schwärmerischen Scharen. Der Rest derselben fand im Byzantinischen Reiche Aufnahme, und es entstand darüber ein Krieg, welcher mit abwechselndem Glücke geführt wurde und bis in die nächste Regierung hinein fortdauerte. Mamun, der selbst mit zu Felde zog, zeigte sich den Griechen als tüchtigen Gegner; überhaupt war dieser Kalif noch häufig selbst thätig, obgleich er schon einen prächtigen, mit Zerstreuungen aller Art überladenen Hof eingerichtet hatte, die meisten Unternehmungen durch seine Generale ausführen ließ und seinen Wesiren zu viel ein-

räumte. Mamun starb im Jahre 833 beim Baden eines plötzlichen Todes. Seine Regierung bezeichnet die Blütezeit der Litteratur; unter ihm veranstaltete Al Buchari der Wahrhaftige eine kritisch geordnete Sammluug der Tradition (Sunnah), in welche er von 600 000 Überlieferungen, die er vorgefunden, etwa 4000 als echt aufnahm.

Nicht sein Sohn Abbas, sondern sein vierter Bruder, Motassem, folgte ihm in der Regierung nach. Der erstere wurde einige Jahre nachher auf Anstiften seines Oheims umgebracht. Motassem wird der Achter genannt, weil er der achte Kalif seines Hauses war und die Zahl acht in seinen Lebensbeziehungen öfter hervortritt. Er war zwar im ganzen mild, freigebig und gefällig, verfolgte aber doch im Gegensatze zu seinen Vorgängern diejenigen, welche den Koran für geschaffen hielten, mit unerbittlicher Härte. Auch er suchte, wie so viele orientalische Fürsten, den Glanz seines Hofes durch Bauwerke zu erhöhen; er verschönerte die Gegend oberhalb Bagdads, damals die volkreichste der ganzen Welt, durch neue Anlagen und gründete, als man daselbst über die Errichtung einer türkischen Leibwache unzufrieden war, die Stadt Samarah, welche er auch mit einem prachtvollen Palaste versah. In dieser Stadt wurde der Rebellenführer Babek, der Armenien wieder jahrelang beunruhigt hatte, als Gefangener auf einem Elefanten umhergeführt und sodann enthauptet. Im Kampfe mit den Griechen war Motassem weniger glücklich, als sein Vorgänger. Es gelang ihm freilich, einige Gefechte siegreich zu bestehen, ja, das wichtige, blühende Amorion fiel durch Verrat in seine Hände und wurde bei der Plünderung entsetzlich mitgenommen, aber nachhaltig waren die Erfolge nicht. Am wichtigsten ist seine Regierung dadurch geworden, daß er zuerst von den Abbassidischen Kalifen sich die schon erwähnte, aus gekauftem Mietvolke bestehende Leibwache errichtete und auf diese Weise alle Übel einer Prätorianerherrschaft in das Reich zog. Da er nämlich wegen seiner Verfolgungsmaßregeln den Arabern und Irakanern nicht trauen konnte, so errichtete er diese Leibwache, welche aus freigelassenen Sklaven, größtenteils von türkischer Abkunft, zusammengesetzt war und also nicht nur aus Leuten von ungeschwächter Kraft bestand, sondern auch dadurch, daß diese keine Familienverbindungen im Lande hatten, zum Schutze des Kalifen vollkommen geeignet schien. Motassem übersah dabei aber, daß solche Scharen, gerade weil die Sicherheit der Person des Fürsten auf ihnen beruht, unausbleiblich zu Gebietern desselben werden. In der That erhielt auch schon der erste Hauptmann dieser Leibwache, Wassif, den größten Einfluß am Hofe und entschied alles nach seinem Gutdünken. Nach Motassems Tode steigerte sich dieses Übel immer mehr, bis endlich der jedesmalige Anführer der Leibwache unter dem Namen des Kalifen unumschränkt herrschte.

Motassems Sohn, Wathek (von 842—847), war ein schwacher, kränklicher Mann und verwirrte das Reich durch seine übel angebrachte Frömmigkeit immer mehr. Er setzte z. B. die Perser und Irakaner, welche seither hauptsächlich den Hof gebildet hatten, hinter die Mekkaner und Medinesen zurück, weil er diesen eine größere Heiligkeit beimaß; er begünstigte die Aliden und war der Lehre vom Erschaffensein des Korans so fanatisch ergeben, daß er einst, als zwischen den Griechen und Arabern die Gefangenen ausgewechselt wurden, nur diejenigen, welche daran glaubten, auslöste. Einen angesehenen Führer der Rechtgläubigen schlug er eigenhändig mit dem heiligen Schwert und ließ ihn dann als einen Gotteslästerer enthaupten. Bei seinem Tode machten Wassif und der Oberkadi oder höchste Richter von Bagdad seinen elenden Bruder, Dschafar, gewöhnlich Motawakel genannt, zum Kalifen. Dieser (847—861) wäre der beste Regent gewesen, wenn er sich ebenso eifrig für die Moral, als für die Glaubensartikel und die äußere orthodoxe Form des Islams gezeigt hätte. Er war der heftigste Gegner der Aliden, für welche sein eigener Sohn und andere Abbassiden eine geheime Verehrung hegten, und ließ nur aus Haß gegen sie die Verfolgung der Motazaliten einstellen. Er gebot den Juden und Christen, — wie übrigens schon Harun während seiner Kriege mit den Byzantinern gethan — besondere Unterscheidungszeichen zu tragen und nicht anders als auf Eseln und Maultieren zu reiten, ließ an den Häusern der letzteren Bilder von Götzen oder gar von Affen und Schweinen anheften, bestrafte einen falschen Propheten damit, daß er die Anhänger desselben zwang, ihn zu Tode zu prügeln, u. dgl. m. Er und sein Sohn, Fatah, waren die ausschweifendsten Menschen im ganzen Reiche; daher schonten und ehrten sie auch nur die Theologen und Ärzte, weil diese ihre Seelen und Leiber retten sollten, nachdem sie selbst alles gethan hatten, um sie zu verderben. Die Grausamkeiten, mit denen sie alle anderen Klassen peinigten, sind wahrhaft schaudererregend. Ein Aufstand in Armenien und Aserbeidschan z. B. ward durch die Niedermetzelung von 80 000 Menschen gerächt. Die Schätze des Reichs wurden an die türkische Leibwache und für prächtige, aber nutzlose Gebäude verschwendet. Besonders ließ Motawakel zu Damaskus viel bauen, weil er seine Residenz dahin verlegte; als ihn aber die Türken zur Rückkehr nach Samarah nötigten, erbaute er zu Makhura einen ungeheuren Palast, aus welchem eine ganze Stadt entstand. Motawakels Mordlust richtete sich endlich auch gegen die bisher von ihm hochbegünstigten türkischen Anführer Wassif, Boga und Bagher; diese kamen ihm aber zuvor, und Bagher erschlug den Kalifen bei einem lustigen Gelage mit einem Säbel, den Motawakel selbst einst für 30 000 ℳ gekauft und ihm geschenkt hatte.

Ob Motawakels Sohn und Nachfolger, Montaser (861—862), gezwungen oder freiwillig in den Mord seines Vaters eingewilligt hat, ist nicht zu ermitteln, da sich von dieser Zeit an die Geschichte der Kalifen und ihrer Regierung in das Innere des Harems verliert und oft märchenartig wird; soviel ist gewiß, daß er ein Sklave seiner türkischen Leibwache war. Er ließ zwar die Schuld des an seinem Vater begangenen Mordes auf den Wesir Fatah werfen, diesen niederhauen und den Bericht über das vorgebliche Verbrechen desselben dem Volke vorlesen; niemand glaubte ihm aber, man nahm im Gegenteil gerade das, was ihn rechtfertigen sollte, für eine Anklage. Gewissensbisse verfolgten ihn bis an sein Ende. Auf dem Totenbette antwortete er seiner Mutter auf die Frage, wie er sich befinde: „Bei Gott, diese und die künftige Welt weichen von mir zurück.“ Die Lage der Regierung unter ihm bezeichnete er selbst aufs deutlichste, als er von den Türken gezwungen seine beiden Brüder, die schon von Motawakel zu seinen Mitregenten ernannt waren, zur Abdankung nötigte. Er sagte denselben: „Glaubet nicht, daß ich euch aus dem Grunde absetze, weil ich so lange am Leben zu bleiben hoffe, bis mein Sohn mündig geworden ist! Nein, das habe ich nie gehofft, sondern die Türken haben mich gezwungen, euch abzusetzen.“ Wie wahr er gesprochen, zeigte sich bei seinem Tode. Die Türken ließen weder seinen Sohn, noch einen seiner Brüder den Thron besteigen, sondern riefen Mostaïn, einen Enkel Motassems, zum Kalifen aus. Unter der Regierung dieses Kalifen (862—866) waren die griechischen Truppen im Kampfe mit den Arabern glücklich und drangen bis nach Mesopotamien vor; in Tabaristan oder dem jetzigen Masanderan warf sich ein Alide, Hasan, zum Gebieter auf, und in Sedschestan entstand die unabhängige Herrschaft der Soffariden. In Bagdad vereinigten sich die Landestruppen und das Volk, durch den Übermut der türkischen Garden zum Äußersten gebracht, gegen diese, befreiten die Gefangenen aus dem Kerker, verbrannten die Schatzkammer und das Archiv, wurden aber von ihren Gegnern nach furchtbarem Gemetzel wieder unterdrückt. Die Regierung war ganz in der Gewalt der türkischen Anführer Bagher und Atamisch, bis Wassif und Boga der Jüngere sich gegen dieselben erhoben und sie aus dem Wege räumten. Darüber entstand ein heftiger Streit; die türkische Leibwache umzingelte den Palast von Samarah, in welchem sich der Kalif und die beiden Urheber des Mordes befanden, und rief, als Mostaïn nach Bagdad entwich, Motazz, einen der Söhne Motawakels, die nach ihrer gewaltsamen Absetzung in den Kerker geworfen worden waren, zum Kalifen aus. Mostaïn hoffte sich in Bagdad mit Hilfe der beiden Thaheriden Mohammed und Soliman zu behaupten, die er früher zu Dank verpflichtet hatte, und denen

er jetzt die Führung seiner Truppen anvertraute; allein diese verrieten ihn an seine Feinde. Er wurde so lange verschont, bis er öffentlich bekannt machen ließ, daß er freiwillig abgedankt habe, dann kerkerte man ihn ein und ließ ihn verhungern (866).

Motazz suchte sich nun vor allem der lästigen türkischen Führer durch Zwietracht, die er unter ihnen erregte, zu entledigen; jedoch die Verhältnisse waren ihm ungünstig. Wassif und Boga der Jüngere kamen freilich dabei ums Leben; der ältere Boga aber und Wassifs Sohn, Saleh, waren auf ihrer Hut und benutzten den Geldmangel des Kalifen, um ihn zu verderben. Die Türken verlangten nämlich auf Anstiften ihrer Führer drohend 50 000 Goldstücke von ihm, und Motazz wandte sich vergebens an seine geizige Mutter, welcher alle Schätze des Reiches zugeflossen waren. Nunmehr ließ er die aufgeregten Scharen hart an, schüchterte sie auch zuerst ein, aber das Bewußtsein, daß sie schließlich doch die Gewalt in den Händen hatten, ermutigte sie. Sie stellten ihn im Vorhof des Palastes in die Sonne, zwangen ihn unter Prügeln zur Abdankung und töteten ihn dann, nachdem sie ihn drei Tage lang hatten hungern lassen (869). Die unnatürliche Mutter wurde gleich nachher auf nicht weniger jämmerliche Weise umgebracht, nachdem man ihre vergrabenen Schätze aufgefunden hatte, welche außer einem unsäglichen Vorrat von Edelsteinen und Perlen aus anderthalb Millionen Goldstücken bestanden. Die Leibwache erhob Watheks Sohn, Mohtadi, auf den Thron. Dieser zeigte sich entschlossener, als sein Vorgänger. Er hatte offenbar die Absicht, durch entschiedene Maßregeln der eingerissenen Zerrüttung des Staates ein Ende zu machen. Er nahm nicht nur für sich selbst einfache Sitten an, sondern suchte sie auch am Hofe einzuführen. Das Weintrinken wurde streng verboten, die Possenreißer, Sänger und andere zum Vergnügen des Hofes angestellte Leute fortgejagt, die Löwen und Hunde abgeschafft, die Verwaltung und Justiz vom Kalifen selbst sorgfältig beaufsichtigt und der Druck der Abgaben vermittelst der von Motazz' Mutter zusammengerafften Schätze gemildert. Diese Bestrebungen blieben jedoch fruchtlos, weil Mohtadi ebenso, wie seine Vorgänger, den wilden türkischen Soldaten erlag. Er ließ nämlich ein Jahr nach seinem Regierungsantritt den mächtigen Saleh, der ihn erhoben hatte, durch Bogas Sohn Musa ermorden; als er aber nachher diesem vermittelst eines anderen Türken, Baikial, dasselbe Los bereiten wollte, zeigte der letztere den erhaltenen Mordbefehl dem Musa, und beide verbanden sich dann zum Sturze des Kalifen. Mohtadi war jedoch nicht so leicht zu stürzen, als Motazz. Er befahl sogleich Baikial zu ergreifen und zu töten, ließ sein Haupt vor die Scharen der empörten Türken werfen und zog ihnen, das Schwert in der Hand und den

Koran am Busen, mit seinen Mietsvölkern entgegen. Unglücklicherweise standen seine Truppen den Türken an Zahl und Tapferkeit nach; er geriet nach einem blutigen Kampfe, in welchem 4000 Mann fielen, in die Gewalt seiner Feinde, die ihn mit Schlägen mißhandelten und, als er sich weigerte, abzudanken, auf schauderhafte Weise töteten (870). Nun wurde Motawakels vierter Sohn, Motamed, aus dem Kerker auf den Thron erhoben. Seine Regierung (870—892) bestand fast ganz aus einer Reihe von Unordnungen und Empörungen. Alle Bande, die das Reich zusammenhielten, schienen gerade zu derselben Zeit reißen zu wollen, wo die Kultur der Araber den höchsten Gipfel erreicht hatte. Im Osten gingen bedeutende Veränderungen vor, die das Reich ganz und gar aufgelöst haben würden, wenn nicht dort die Scheu vor dem geistlichen Ansehen der Kalifen größer gewesen wäre, als im Westen, wo auch diese geschwunden war. Dieser Unterschied zwischen den beiden Teilen des Reichs hatte seinen Hauptgrund darin, daß im Westen die an der Rechtmäßigkeit der Abbassiden Zweifelnden zu den Gebietenden gehörten, im Osten dagegen aus dem unterdrückten Teil des Volkes bestanden.

11. Geschichte der Abbassiden und der bedeutenderen Dynastieen im Osten des Mohammedanischen Reichs bis zum Emirat der Buiden.

Die Dynastie der Thaheriden, deren Entstehung um das Jahr 820 bereits oben erwähnt worden ist, herrschte in Chorasan und einigen benachbarten Provinzen. Der Stifter derselben, Mamuns Feldherr Thaher, ließ kurz vor seinem Tode sogar den Namen des Kalifen aus der Chotba oder dem öffentlichen Gebete weg. Sein Sohn Talaha dagegen (822—828) nahm die Belehnung wieder von Mamun an. Nach Talahas Tode schickte Mamun selbst den Bruder desselben, Abdallah, als Statthalter nach Chorasan; dieser blieb dem Kalifen stets getreu und machte sich ebenso durch seine Verwaltung um die ihm anvertraute Provinz verdient, als vorher durch sein militärisches Talent um die Ruhe des ganzen Reiches. Von seinem Sohne Thaher II. (844—862) ist uns nichts weiter bekannt, als daß er, sowie überhaupt dieses Fürstengeschlecht, freundlich und mild war. Auch Thahers II. Sohn, Mohammed (862—873), war ein guter Mann, aber zu schwach von Charakter und zu sehr der Musik und dem Weine ergeben, als daß er zur Leitung der Regierung tauglich gewesen wäre. Er stürzte sich und seine Familie, und Chorasan geriet in die Gewalt der Soffariden.

Die Soffariden stammten von Leith, einem Kupferschmied in Sedschestan, ab. Ein Sohn dieses Mannes, Jakub mit dem Bei-

namen Soffar d. i. der Schmied, trieb zuerst Straßenraub, trat dann in die Dienste eines Mannes, der sich in Sedschestan gegen die Thaheriden empört hatte, und gelangte nach dessen Tode an die Spitze des Heeres. Er eroberte bald ganz Sedschestan, Tabaristan und Balk, drang sogar bis nach Farsistan und suchte beim Kalifen um die Belehnung mit den zuerst genannten Ländern nach. Er erhielt dieselbe anfangs; als er aber nachher (870) zum zweitenmal in Farsistan einbrach, ward er durch den tapferen und gewandten Bruder des Kalifen Motamed, Mowaffek, zurückgeschreckt und wandte darauf seine Macht gegen Indien. Er eroberte die Stadt Kabul und sandte dem Kalifen, um mit ihm in gutem Vernehmen zu bleiben, einen Teil der daselbst gemachten Beute. Nach seiner Heimkehr überfiel er den Thaheriden Mohammed, der in thörichter Sicherheit lebte und einfältig genug war, den heranrückenden Soffariden durch Abgeordnete fragen zu lassen, welches Recht er auf Chorasan habe; Jakub zeigte statt einer Antwort auf sein Schwert. Mohammed, den fast alle seine Großen treulos verließen, ward gefangen genommen und nebst allen seinen Verwandten nach Sedschestan geführt (873); doch schonte der Sieger ihr Leben. So endete die Herrschaft der Thaheriden in Chorasan. Nun wandte sich Jakub gegen den Aliden Hasan, der dem Thaheriden vorher Dschordschan und Tabaristan entrissen hatte, und vertrieb auch diesen aus allen seinen Besitzungen. Als er jedoch dem fliehenden Hasan bis in das Land Ghilan nachsetzte, tötete ihm eine in seinem Heere ausbrechende Seuche über 40 000 Mann. Jetzt hätte er gern die Bestätigung des Kalifen nachgesucht; dieser erklärte ihn aber für einen Rebellen, obgleich er damals nicht einmal im stande gewesen war, einen empörten Statthalter in Farsistan zu unterdrücken. Jakub warf sich auf diesen Rebellen, vertrieb ihn aus seiner Provinz und marschierte dann geradeswegs gegen Bagdad, von wo der Kalif ihm vergebens einen Lehnsbrief über die eroberten Länder anbot. Der tapfere Mowaffek zog jedoch dem kühnen Soffariden mit einem Heere entgegen und brachte ihm in der Nähe von Bagdad eine schwere Niederlage bei. Jakub sammelte hierauf neue Streitkräfte und verwarf noch auf seinem Sterbelager die Friedensanträge, die ihm der Kalif machen ließ. Er zeigte den Abgesandten das Schwert, das Schwarzbrot und die Zwiebeln, die neben ihm lagen, und erklärte: Wenn nicht der Tod euren Gebieter von mir befreit, so entscheidet das Schwert zwischen uns; werde ich besiegt, so wird wieder wie ehemals Brot mit Zwiebeln meine Nahrung sein. Bald nachher verschied er (879); sein Bruder Amru ließ sich mit dem Kalifen in Unterhandlungen ein und wurde von diesem mit den eroberten Ländern belehnt.

Während auf diese Weise durch die persischen Dynastieen der

Thaheriden und Soffariden der Osten den Abbassiden fast ganz entzogen wurde, entriß ihnen einesteils Achmed, der Stifter der Tuluniden, die Provinz Ägypten, wo er durch seine Milde und verständige Regierung die allgemeine Liebe genoß, und anderenteils brachen im Innern des Reiches bedenkliche Bewegungen aus. Der Kalif Motamed hatte sich diesen Schwierigkeiten schon vorher nicht gewachsen gefühlt und daher seinen tapferen Bruder Mowaffek zum Mitregenten angenommen (872). Dieser allein hielt das auf allen Seiten erschütterte Ansehen des Kalifats noch einigermaßen aufrecht. Eine der gefährlichsten Bewegungen veranlaßte der Betrüger Ali al Chabith (der Verworfene), der als angeblicher Alide das Raubgesindel, welches die Wüste in der Nähe von Baßra bewohnte, an sich zog und an der Spitze dieser wilden Horden die ärgsten Barbareien übte. Seine Anhänger, Zendj oder Zendscher genannt, sollen aus 80 000, ja nach anderen Berichten sogar aus 300 000 waffenfähigen Leuten bestanden haben. Mit dieser großen und blutgierigen Schar schlug er die Truppen des Kalifen zurück, hauste zwanzig Jahre lang in einem weit ausgedehnten Landstrich um Baßra, überfiel einst diese Stadt, die volkreichste jener Gegend nach Bagdad, und tötete, wie es heißt, alle Einwohner derselben. Mowaffek wurde mehrere Male von ihm geschlagen, und erst als Chabith selbst gefallen war (883), ward es möglich, die Zendj wieder zu unterdrücken. Kurz vor Motameds Tode stiftete ein Fremdling aus Khusistan eine neue Sekte von Schwärmern, welche bei weitem gefährlicher wurde, als alle früheren, und nur mit den in unserem Jahrhundert in Arabien aufgetretenen Wechabiten verglichen werden kann. Diese Sekte, die oben genannten Karmaten, breitete sich weithin aus und erschütterte unter Motameds nächsten Nachfolgern die Ruhe des Reiches auf eine höchst bedenkliche Weise.

Mowaffek hatte sich auch dadurch, daß er nach Bogas Tode die türkische Miliz aufhob, ein großes Verdienst um das Reich erworben; leider konnte man aber die kühnen und starken Leute nicht entbehren, und es wurde deshalb schon unter dem nächsten Kalifen eine neue türkische Leibwache errichtet. Übrigens ward Mowaffeks Macht und Ansehen seinem schwachen Bruder zuletzt nicht mit Unrecht verdächtig; nur schlug dieser, um sich zu helfen, einen verkehrten Weg ein. Als sich nämlich die Statthalter der Tuluniden in Syrien empörten und Mowaffek als ihren Gebieter anerkannten, trat Motamed aus Eifersucht auf seinen Bruder insgeheim mit dem Tuluniden Achmed in Verbindung und gab wahrscheinlich die Veranlassung dazu, daß dieser nicht nur Mowaffeks Namen aus dem Gebete wegließ, sondern ihn auch in allen ägyptischen Moscheen verfluchen ließ. Er wollte sich sogar in Achmeds Schutz begeben und ihn zu seinem Nachfolger er-

nennen, ward aber von seinem Bruder daran gehindert. Er starb 892, ein Jahr nach dem Tode seines Bruders, nachdem er Mowaffeks Sohn, Motadhid, zum Nachfolger ernannt hatte. Unter der Regierung Motadhids (892—902) sanken zwar die Tuluniden und Soffariden von ihrer Macht und Bedeutung schnell herab, dagegen erhob sich aber statt der letzteren in Persien eine neue Dynastie, die der Samaniden, und die Karmaten breiteten sich weiter aus. Im Jahre 902 folgte dem Kalifen Motadhid sein Sohn Moktaf, welcher bis 908 regierte und Ägypten den Tuluniden wieder entriß. Auch im Osten des Reiches, wo der Samanide Ismael die Soffariden auf den Besitz von Sedschestan beschränkte, änderten sich dadurch die Verhältnisse zu Gunsten der Abbassiden. Dies war jedoch nur scheinbar; denn die Samaniden machten sich bald weit furchtbarer, als die Soffariden je gewesen waren.

Die Samaniden, die sich, wie fast alle Dynastieen in Persien, der Abstammung von den Sassaniden rühmten, waren schon zur Zeit des Kalifen Mamun im Besitze von vier persischen Statthalterschaften. Einer von ihnen, Ahmed, vereinigte nach dem Tode seiner Brüder diese Länder mit Einwilligung der benachbarten Thaheriden unter seiner alleinigen Leitung. Mit Erlaubnis des vorletzten Thaheriden verteilte er dieselben als erbliche Statthalterschaften unter seine sieben Söhne. Diese hielten sich beim Sturze der Thaheriden der Unterwürfigkeit für entbunden, da sie nicht dem Kalifen, sondern dem benachbarten Beherrscher von Chorasan gehuldigt hatten. Sie gerieten zwar unter sich in einen heftigen Zwist, dieser endigte aber bald damit, daß einer von ihnen, Ismael, alle Besitzungen seiner Familie, d. h. den ganzen Landstrich vom Kaspischen Meere bis über die Bucharei hinaus, vereinigte (892). Als bald nachher der Soffaride Amru, infolge eines vom Kalifen Motadhid erhaltenen Diploms, auf Ismaels Reich Anspruch machte, benutzte dieser die Gelegenheit, um sich auch das Land der Soffariden zu unterwerfen. Er nahm Amru gefangen und schickte ihn sonderbar genug zum Zeichen seiner Ergebenheit an denselben Kalifen, auf dessen Diplom Amru so stolz gewesen war (900). Nach einem anderen Berichte wäre jedoch Ismael vom Kalifen förmlich mit der Bekriegung Amrus beauftragt gewesen. Wie dem auch sein mag, Motadhid ließ den Gefangenen im Kerker verschmachten, und die Herrschaft der Soffariden ging mit Amru unter; nur in der kleinen Provinz Sedschestan behaupteten sich dieselben noch hundert Jahre lang. Ismael besiegte noch in dem nämlichen Jahre einen vorgeblichen Aliden, der sich beim Sturze Amrus der Provinz Tabaristan bemächtigt hatte. So ward auf einmal nicht durch die Eroberungssucht der Samaniden, sondern infolge einer abgedrungenen Notwehr ganz Persien

wieder unter einen Herrn gebracht. Dieser ließ sich jedoch vom Kalifen belehnen und zog bald nachher sogar zur Hilfe desselben nach Irak. Auch einen Teil von Turkestan unterwarf sich Ismael. Gefürchtet wegen seiner Macht und geliebt wegen seiner Gerechtigkeit und Freundlichkeit, starb er im Jahr 907. Der Kalif Moktaf hatte unterdessen das doppelte Glück gehabt, Ägypten den Tuluniden zu entreißen und die Karmaten, die sich wieder furchtbar gemacht hatten, zu zersprengen. Freilich ging einige Jahrzehnte später jenes Land wieder verloren, und die Karmaten traten schon unter Moktafs nächstem Nachfolger mit verdoppelter Wut und in vermehrter Zahl auf. Wenn man an diesen und anderen Erscheinungen das unaufhaltsame Sinken des Reiches erkennt und dabei zugleich hört, daß damals unter den Mohammedanern eine außerordentlich große Zahl von Schriftstellern auftrat, daß Feinheit und Bildung am Hofe herrschten, und daß vom Indus an bis nach Ägypten viele Anstalten für Wissenschaft und Kunst blühten, so wird man unwillkürlich an die Zeiten der Ptolemäer, Augusts und Ludwigs XIV. erinnert und weit mehr geneigt, das Schicksal der Menschen zu bejammern, als sie selbst anzuklagen. Auch der Voltaire der Araber, Ahmed ben Jahia, gewöhnlich Ibn al Rawandi, d. i. Ibn der Ketzer, genannt, lebte zu jener Zeit, und zwar am Hofe des Kalifen selbst.

Als Moktaf 908 starb, erhob sein Wesir, ohne, wie seither gebräuchlich gewesen war, den Oberkadi und die Anführer der Leibwache zu befragen, einen 13jährigen Bruder desselben, Moktader, auf den Thron. Einige Monate nachher jedoch erschlug ein Teil der Leibwache, über diese Zurücksetzung erbittert, den Wesir und rief Abdallah, einen Sohn des früheren Kalifen Motazz, der als Mensch und als Dichter gleich ausgezeichnet war, zum Kalifen aus, oder gab ihn vielmehr dem Tode preis; denn da die Gegenpartei seine Anhänger sogleich angriff und besiegte, so wurde er von diesen verlassen und mußte den Schatten des Kalifats, nachdem er ihn nur vierundzwanzig Stunden besessen hatte, mit dem Leben bezahlen. Von diesem Augenblicke an hatten die Türken der Leibwache, die nicht nur den Kalifen in ihrer Gewalt hielten, sondern natürlich auch in alle Ämter eindrangen, die Macht des Staates ganz in ihren Händen, während der Kalif selbst unter Weibern, Eunuchen und niedrigen Sklaven ohne Kenntnis der Menschen und der Geschäfte aufwuchs. In diese Zeit fallen daher auch die glücklichen Unternehmungen der Griechen gegen die Mohammedaner. Die Truppen des Kaisers Constantinus Porphyrogennetos drangen im Jahre 916 siegreich bis nach Mesopotamien vor, und sie wären den Arabern noch weit furchtbarer geworden, wenn nicht die Angriffe der Bulgaren in Europa die griechische

Regierung genötigt hätten, ihr Heer zurückzurufen und dem Kalifen Friedensvorschläge zu machen (917). Moktader entfaltete damals vor den griechischen Gesandten den vollen Glanz seines Hofes und das ganze Gepränge des Orients, welches auch zu jener Zeit noch alles das, was Konstantinopel leisten konnte, übertraf. Es wurde den Gesandten zu Ehren in Bagdad eine Revue von 150 000 Soldaten gegehalten; vor dem Palaste waren bei der feierlichen Audienz 7000 Eunuchen und 700 Thürhüter aufgestellt; die Kammerdiener waren mit den kostbarsten Gewändern und mit Gold und Edelsteinen geziert; zur Ausschmückung des Palastes hatte man allein an seidenen, mit Gold durchwirkten Stoffen 12 500 Stücke verwendet. Im Hofe standen hundert gefesselte Löwen, und außer vielen anderen Prachtwerken hatte man im Hauptsaal auch einen Baum von massivem Gold aufgestellt, welcher achtzehn große Äste hatte und mit vielen goldenen und silbernen Vögeln bedeckt war, die vermittelst einer Maschinerie Töne von sich gaben. Der damals geschlossene Friede dauerte nur kurze Zeit, und die Mohammedaner zogen, als der Krieg erneuert wurde, wieder überall den kürzeren. Ob übrigens die Milde, welche Moktader gegen die Christen seines Reiches bewies, eine bei jenem Friedensschlusse eingegangene Verpflichtung oder bloß Folge der Kultur und der sanfteren Sitten eines mehr persisch, als arabisch eingerichteten Hofes war, läßt sich nicht bestimmen; doch ist das letztere wahrscheinlicher.

Die unaufhörlichen Bewegungen im Innern des Reiches, welche bald von schlechten Ministern, bald von Irrlehrern, bald von ehrgeizigen Großen veranlaßt wurden, ließen den nahen Untergang der ganzen Herrschaft befürchten, der auch gewiß erfolgt sein würde, wenn nicht die Macht der Meinung das Kalifat aufrecht erhalten hätte. Von dem willkürlichen und unvernünftigen Verfahren der Minister kann der einzige Umstand als Beispiel genügen, daß der Wesir Mohammed innerhalb zwanzig Tagen sieben Statthalter von Kufa nacheinander ernannte. Wie verkehrt man sich gegen die Irrlehrer benahm, und wie eine schlechte Regierung selbst Ketzer macht, zeigt der um 920 auftretende Halaag, welcher bloß deshalb grausam zu Tode gequält wurde, weil er in Übereinstimmung mit einem berühmten Lehrer behauptet hatte, daß man die Pilgerfahrten durch Almosengeben ersetzen könne; der Mann mochte vielleicht ein Heuchler sein, bürgerliche Strafe hatte er aber doch gewiß nicht verdient. Am furchtbarsten waren die nie völlig ausgerotteten Karmaten, weil sie größtenteils aus blutdürstigen Räubern bestanden und zugleich die Macht und die Meinung, auf der das Kalifat beruhte, angriffen. Ihr damaliger Führer, Abu Thaher, eroberte und plünderte Baßra (923) und gab die Stadt Kufa in zwei

Jahren zweimal seinen wilden Horden preis. Ein gegen ihn ausgesandtes Heer schlug er mit weit geringerer Macht. Sogar die Hauptstadt des Reiches, Bagdad, griff er an; zum Glück bestanden aber seine Räuberscharen größtenteils aus Beduinen, welche mehr aufs Plündern als aufs Erobern ausgingen und deshalb lieber von dem gut befestigten Bagdad gegen die ehemalige Residenz Samarah zogen. Nachdem sie diese zerstört und in den Gegenden um den Euphrat eine Zeitlang gehaust hatten, wandten sie sich nach Arabien. Sie eroberten unter Suleiman die heilige Stadt Mekka, töteten daselbst über 30 000 Menschen, deren Leichen sie in den heiligen Brunnen Zemzem warfen, welchen einst der Engel Hagar gezeigt haben soll, plünderten die Kaaba aus und nahmen den schwarzen Stein derselben mit nach der Stadt Hedscher, wo Abu Thaher seine Residenz aufschlug. Der Stein ward erst einundzwanzig Jahre später wieder nach Mekka zurückgebracht, bei welcher Gelegenheit man ein Stück davon abschlug und in die Schwelle des Kalifenpalastes zu Bagdad einsetzte. Dies hatte für den Kalifen den Vorteil, daß er auch von den Ketzern oder Schiiten wenigstens das äußere Zeichen der Verehrung erhielt; denn jeder, der seitdem den Palast betrat, glaubte eine schwere Sünde zu begehen, wenn er nicht niederfiel und die Schwelle küßte. Übrigens behauptete sich Abu Thaher bis zu seinem Tode (943) im Besitz eines Teiles von Arabien und Irak. Während so der Kalif nicht einmal die Hauptprovinzen des Reiches gegen Mord und Raub zu schützen vermochte, brachen in der Residenz selbst die heftigsten Bewegungen aus, und im Norden erhoben sich zwei neue Dynastieen. Als nämlich die Karmaten Bagdad bedrohten (929), half sich der Führer der Leibwache, Munis, gegen das Toben der Soldaten und des Volkes damit, daß er den Kalifen preisgab. Er zwang ihn abzudanken, erlaubte den Türken die Plünderung des Palastes und erhob Moktaders Bruder, Kaher, auf den Thron. Der abgesetzte Kalif ward dem schlauen Munis übergeben, der dann drei Tage später andere Soldaten, auf welche er bauen konnte, an sich zog und von ihnen den Palast stürmen ließ. Nachdem er während dieser Greuelscenen sich wohlbedächtig verborgen gehalten hatte, ließ er sich von den Soldaten zwingen, Moktader wieder als Kalifen einzusetzen. Kaher ward seiner Stiefmutter zur Aufsicht übergeben.

Die erwähnten neuen Dynastieen, welche zu Moktaders Zeit sich mächtig erhoben, waren die Hamadaniden oder Thalebiden in Mesopotamien und Syrien und die Deilemiten im Lande Ghilan. Von den letzteren wird weiter unten die Rede sein; was aber die ersteren betrifft, so haben sie, obgleich ihr Gebiet klein war, doch für die Weltgeschichte eine Bedeutung erhalten. Ihr Stifter Hamadan

war ein Araber aus dem Stamme Thaleb und erscheint um das Jahr 892 als Herr der Stadt Mareddin im Dienste des Kalifen Motadhid. Er geriet nachher mit letzterem in Zwist und ward gefangen genommen. Über ihn erfahren wir dann nichts weiter. Seinem Sohne, Abul Hidschia, erteilte der Kalif Moktaf nicht allein eine Anführerstelle im Heere, sondern er gab ihm auch Aleppo, Diarbekr, Mosul und andere Orte als Lehen. Hidschias Sohn, Abu Mohammed Hasan, später mit seinem Ehrentitel Nasr ed Daula, d. i. Beschützer des Reiches, genannt, folgte seinem Vater 920 in der Herrschaft nach und kam mit Moktader über die Zahlung eines jährlichen Tributs überein. Im Jahre 932 zerfiel Munis mit diesem Kalifen, den er drei Jahre vorher mit Mühe auf den Thron zurückgeführt hatte, und begab sich in der Absicht, denselben zu stürzen, nach der Stadt Mosul, die er zum Sammelplatz der Unzufriedenen machen wollte. Auf Moktaders Ersuchen verweigerte Nasr ed Daula dem Empörer den Eintritt in die Stadt; er war aber diesem nicht gewachsen und ward selbst von ihm auf neun Monate aus Mosul vertrieben. Munis sammelte sich hierauf ein großes Heer und brach mit demselben gegen Bagdad auf. Moktader wollte beim Herannahen der Feinde entfliehen, ließ sich aber von seinen Leuten bewegen, ihnen im Mantel Mohammeds, unter Begleitung der Geistlichkeit und mit Vortragung des Korans entgegen zu gehen, weil er hoffte, daß Mitleid und Ehrfurcht für den Mann, der seit fast einem Vierteljahrhundert als das Haupt der Gläubigen angesehen worden war, seine Gegner entwaffnen werde. Allein alles half nichts, er ward von einigen afrikanischen Soldaten erschlagen, in deren Augen er als Abbasside der ärgste Ketzer war (932). Was man auch sonst von Moktader sagen mag, so fehlte es ihm doch nicht an trefflichen Eigenschaften. Besonders gereicht es ihm zur Ehre, daß unter seiner Regierung die Wissenschaften blühten, und daß einige der bedeutendsten arabischen Astronomen und Ärzte von ihm unterstützt wurden.

Munis stellte sich sehr betrübt über die Ermordung des Kalifen, erhob aber nicht den Sohn, sondern den Bruder desselben auf den Thron. Dies war der früher schon einmal auf drei Tage zum Kalifen eingesetzte Kaher. Der neue Herrscher, dessen Haupteigenschaft unersättliche Habsucht war, begann seine Regierung mit scheußlichen Grausamkeiten gegen mehrere Verwandte, von denen er das Geständnis verborgener Schätze zu erpressen suchte. Er verfuhr überhaupt so, daß er das Schicksal verdiente, das ihm zu teil ward. Munis gestattete ihm nämlich nichts als bloßen Sinnengenuß und ließ ihn im Palaste aufs strengste bewachen. Der Kalif stiftete daher eine Verschwörung gegen ihn an, wurde aber verraten und wäre umgebracht worden,

wenn nicht, was unter solchen Umständen fast unerhört ist, Munis plötzlich Gewissenszweifel empfunden hätte. Dieser verschonte die von Kaher gewonnenen Leute und wurde dafür auf Betreiben des letzteren von ihnen umgebracht. Jetzt erst, da Kaher allein regierte, zeigte sich, wie elend er sei; so konnte er sich nur kurze Zeit behaupten. Er lohnte jenen Leuten mit Undank, der von ihm abgesetzte Wesir Ibn Mokla hetzte dieselben gegen ihn auf, und Kaher wurde mit leichter Mühe von ihm gestürzt (934). Doch schien er so unbedeutend, daß man ihn nicht umbrachte. Er lebte noch viele Jahre als ein merkwürdiges Beispiel, wie nahe sich auf der Welt das Höchste und das Tiefste stehen. Ibn Mokla ließ ihn mit glühenden Eisen blenden und in einen Kerker werfen, aus welchem er erst nach zehn Jahren wieder entlassen wurde. Dann lebte er bis zu seinem Tode (950) im größten Elend, so daß er sein Brot erbetteln mußte. In Lumpen gekleidet stand er Freitags vor der Moschee und bat die Eintretenden um ein Almosen. „O Menschen", rief er, „erbarmt euch meiner, ich war einst euer Kalif und bin jetzt einer von euren Bettlern!" Während seiner kurzen Regierung erhob sich die neue Dynastie der Buiden.

Im Lande Deilem, d. h. in den schwer zugänglichen Gebirgen, welche die am Kaspischen Meere gelegene Provinz Ghilan südlich begrenzen, hatte sich nicht nur der alte persische Feuerdienst erhalten, sondern es suchten und fanden dort auch viele verfolgten Aliden eine Zuflucht. Diese behaupteten sich in dem steilen Gebirge zwar unabhängig, versuchten aber lange Zeit vergebens, sich auch außerhalb desselben festzusetzen. Erst vom Jahre 913 an gelang es ihnen, Ghilan und einige andere benachbarte Länder zu erobern und dort ungefähr dreizehn Jahre lang ein eigenes Reich zu stiften. Die Beherrscher dieses Reiches werden Deilemiten genannt. Sie erlitten das gewöhnliche Schicksal orientalischer Reiche: ihre Untergebenen rissen sich los und gründeten eigene Herrschaften. Einer ihrer Statthalter, Mahkam, der sich in Dschordschan zum Regenten aufwarf und Tabaristan eroberte, geriet mit den benachbarten Samaniden in Krieg und ward von ihnen vertrieben. Einer der samanidischen Feldherren, Mardawidsch, benutzte diese Gelegenheit, um sich (927—935) Deilem, Ghilan, Tabaristan und einige andere Länder zu unterwerfen. Er ward der Stifter eines neuen Herrschergeschlechts, welches sich den Namen der Ziaden gab und bald in den Buiden gefährliche Nebenbuhler erhielt. Drei Söhne des militärischen Abenteurers Buja nämlich, welcher angeblich von den alten persischen Königen abstammte, Ali, Hasan und Ahmed, dienten eine Zeitlang unter Mardawidsch, eroberten in seinem Auftrag ganz Farsistan (934), setzten sich dort fest und gründeten unter dem Namen der Buiden eine neue persische

Dynastie. Sie wurden von dem Kalifen Rhadi, welcher auf Kaher gefolgt war, als Vasallen anerkannt und erhielten das Recht, Münzen zu schlagen und die von ihnen eroberten Länder nach eigenen Gesetzen zu verwalten. Zehn bis elf Jahre später erteilte ihnen der Kalif Mostakfi besondere Ehrentitel, nach denen man sie in der Geschichte gewöhnlich benennt. Ali ward Emad ed Daula, d. i. Stütze des Reichs, genannt, Hasan hieß Rokn ed Daula, d. i. Säule des Reichs, Ahmed Moëz ed Daula, d. i. Beglücker des Reichs. Sie breiteten sich auf Kosten der Samaniden, die in Chorasan herrschten, und der Ziaden, welche damals außer Deilem noch Ghilan und Tabaristan innehatten, bald weiter aus. Die zwei ältesten von den Buiden teilten sich in die eroberten Länder, und zwar so, daß zuerst der eine, Emad ed Daula, und nach dessen Tode der andere, Rokn ed Daula, den ersten Rang und die Oberherrschaft hatte. Emad ed Daula erhielt Farsistan und schlug seinen Wohnsitz in Schiras auf, Rokn ed Daula aber ward Herrscher im persischen Irak und machte die Stadt Rei zu seiner Residenz. Der dritte, Moëz ed Daula, besetzte den Westen von Khusistan und erhielt, wie wir sogleich sehen werden, eine höchst wichtige Stellung am Hofe des Kalifen.

In Bagdad war zu derselben Zeit, als die Buiden Farsistan eroberten, der elende Kaher gestürzt und Moktaders Sohn, Rhadi, auf den Thron erhoben worden (934). Dieser fand das Kalifat in einem so kläglichen Zustande, daß er sich nur auf außerordentliche Weise helfen konnte. Der alte Glanz und die einst so ehrwürdige Majestät der Kalifen war, wie der arabische Geschichtschreiber Abulfeda sich ausdrückt, fast auf ein Nichts heruntergebracht; denn dem Beherrscher der Gläubigen waren fast alle Provinzen entrissen worden, und selbst in der Hauptstadt des Reichs besaß er kaum einige Gewalt. Die Schatzkammer war leer, und die Beherrscher der Statthalterschaften entrichteten den jährlichen Tribut entweder gar nicht mehr oder nur auf eine sehr unregelmäßige und unzuverlässige Weise. In dem fast schon 200 Jahre unabhängigen Spanien entfaltete gerade damals Abd er Rahman III. den größten Glanz der omejjadischen Macht. In Syrien und Ägypten ward fast zu derselben Zeit, als Rhadi die Regierung antrat, die Herrschaft der Ikschiden gegründet. Das übrige Afrika und die Insel Sizilien gehorchten den Fatimiden. Einen großen Teil von Arabien hatten die Karmaten inne. Im östlichen Syrien und in Mesopotamien herrschten die Hamadaniden. Baßra und Waset waren im Besitz des Türken Ibn Rayek. Im östlichen Khusistan behauptete sich eine kleine Dynastie, welche wegen der von ihnen verwalteten Stelle eines Schabib al Barid oder Reichspostmeisters den Namen der Bariden führte. Farsistan war den Buiden zugefallen,

welche bald nachher ihre Macht auch nach dem Norden hin weiter ausbreiteten. Chorasan und Kerman endlich besaßen die Samaniden, Tabaristan, Deilem und Ghilan aber die Ziaden. Die Lage des neuen Kalifen war um so trauriger, als er durch die Leibwache sehr bald genötigt wurde, den gewandten und schlauen Wesir Ibn Mokla, der ihm zum Throne verholfen hatte, zu entfernen. Er sah sich daher nach einer festen Stütze um und suchte sich vor allem einen Freund zu verschaffen, der mit Waffengewalt wenigstens die notwendigsten Steuern beitreiben könnte. Dies brachte ihn auf den, je nachdem man die Sache ansieht, glücklichen oder unglücklichen Gedanken, sich selbst nur auf die geistlichen Angelegenheiten zu beschränken, wie er denn der letzte Kalif war, der vor dem Volke predigte; auch der letzte, von dem eine Gedichtsammlung herrührte, aus deren Resten man noch seinen frommen Sinn und seine beschauliche Natur erkennt. Die ganze weltliche Regierung dagegen übertrug er einem einzigen Manne, welcher den Oberbefehl über alle Truppen und die Oberaufsicht über die Einnahmen führen und als Reichsverweser oder Stellvertreter des Kalifen zugleich mit diesem im Gebet genannt werden sollte. Zu dem neuen Amte berief Rhadi den Beherrscher von Waset und Baßra, Ibn Rayek, und gab ihm den Titel Emir al Omra (genauer al Umara), d. i. Fürst der Fürsten. Mit der Errichtung dieses Amtes nahm die Geschichte des Kalifats eine neue Wendung; denn der Kalif selbst trat von jetzt an in den Hintergrund, und der Emir al Omra ward der alleinige Herrscher und Gebieter.

Ibn Rayek hatte, als er sich nach Bagdad begab, seine Besitzungen in Waset und Baßra nebst den dort liegenden Truppenabteilungen einem anderen Türken, Bakham, anvertraut. Dieser trachtete sogleich nach seines Herrn Stelle und verband sich deshalb mit dem ehemaligen Wesir Ibn Mokla (938). Die Sache wurde jedoch bald entdeckt, und Ibn Mokla büßte den verunglückten Versuch mit einer martervollen Strafe und mit dem Tode im Kerker. Auf diese Weise endete ein Mann, der nicht nur als Dichter gepriesen wird, sondern auch dadurch berühmt ist, daß er die arabische Kurrentschrift erfunden hat, welche an die Stelle der alten kufischen Lettern trat und bis zum heutigen Tage gebräuchlich geblieben ist. Bakham ließ sich durch Ibn Moklas Schicksal nicht abschrecken; er zog mit seinen Truppen gegen Bagdad, vertrieb Ibn Rayek und ward an dessen Stelle zum Emir al Omra ernannt. Der Kalif Rhadi starb zwei Jahre nachher (940), und Bagdad erlitt nach seinem Tode alle die Übel, welche eine Soldatenherrschaft mit sich führt. Bakham versammelte zur Wahl eines neuen Herrschers die ersten Männer der Stadt nebst den Rechtsgelehrten, den Geistlichen, den Richtern und den anwesenden Abbassiden und Aliden,

plünderte aber, während diese sich berieten, den Palast der Kalifen völlig aus. Dem neu erwählten Kalifen, Mottaki, einem Bruder Rhadis, setzte er einen Oberkammerherrn zur Seite, der gleich einem Kerkermeister ihn im Palaste streng bewachen mußte. Kurze Zeit nachher (941) starb Bakham, und der Kalif bemächtigte sich sogleich der von ihm hinterlassenen Schätze. Er konnte derselben aber nicht froh werden, weil schon ein anderer Geier nach der Beute haschte. Obeidallah, das damalige Haupt der Bariden, suchte das Emirat in seine Gewalt zu bringen. Er drang in Bagdad ein, behandelte aber die Einwohner so hart und grausam, daß er schon nach wenigen Tagen wieder von denselben vertrieben wurde. Nun ward der Türke Kutekin zum Emir al Omra ernannt. Auch dieser behauptete sich nur kurze Zeit. Der von Bakham gestürzte Ibn Rayek, der sich in Syrien eine kleine Herrschaft gebildet hatte, erschien plötzlich mit seinen Truppen, nahm Kutekin gefangen und warf sich zum zweitenmale als Emir al Omra auf. Er war jedoch dem Bariden Obeidallah nicht gewachsen, welcher kurze Zeit nachher mit einer bedeutenden Heeresmacht vor Bagdad erschien, um sich an den Einwohnern zu rächen. Der Kalif mußte nebst seinem Emir al Omra die Flucht ergreifen, und Obeidallah wütete in Bagdad fast vier Monate lang mit unerhörter Grausamkeit. Die Vertriebenen flüchteten sich zu dem Hamadaniden Abu Mohammed, der in Mosul herrschte und an seinem Bruder Abul Hasan, dem Beherrscher von Aleppo, eine treffliche Stütze hatte. Abu Mohammed ließ den Emir Ibn Rayek ermorden, den Kalifen aber durch seinen Bruder Abul Hasan nach Bagdad zurückführen, von wo Obeidallah ohne Schwierigkeit vertrieben wurde (942). Abu Mohammed erhielt dafür zum Dank das Amt des Emirs al Omra, seine Tochter ward mit dem Sohn des Kalifen vermählt und er selbst mit dem Titel Nasr ed Daula, d. i. Schützer des Reichs, sein Bruder Abul Hasan aber mit dem Namen Seif ed Daula, d. i. Schwert des Reichs, beehrt. Der neue Emir ließ sich vom Kalifen unter der Form einer Mitgabe, die bei der Vermählung von Nasr ed Daulas Tochter mit Mottakis Sohne der letztere von seinem Vater erhielt, eine so ungeheure Summe geben, daß der Kalif mit seinem baren Gelde nicht ausreichte und daher seine und sogar seiner Mutter Landgüter verkaufen mußte. Dies erbitterte die türkischen Truppen, welche wegen ihres Soldes besorgt wurden und überhaupt nicht geneigt waren, anderen einen Raub zukommen zu lassen. Sie plünderten daher, sobald Nasr ed Daula nach Mosul gegangen war, das Haus desselben und nötigten seinen Bruder zur Flucht. Dem Kalifen blieb jetzt nichts übrig, als sich den Türken in die Arme zu werfen; er erklärte daher ihren Anführer, Turun, zum Emir al Omra (943). Dieser behandelte

ihn so hart und tyrannisch, daß Mottaki die erste Gelegenheit ergriff, aus Bagdad zu entfliehen. Er nahm seine Zuflucht zu den Hamadaniden, die aber ihre Kräfte lieber zur Erweiterung ihres eigenen Reiches, als zur Beschirmung der unsicheren Herrschaft in Bagdad verwenden wollten. Sie nahmen den Kalifen zwar in Mosul auf, behandelten ihn aber gleichgiltig und unterstützten ihn nur mit einem unbedeutenden Heere, das von Turun geschlagen wurde. Mottaki begab sich daher von Mosul nach Rakka, wo er mit Turun Unterhandlungen anknüpfte. Dieser wollte ihn jedoch nur ins Netz locken. Im Vertrauen auf einen von Turun beschworenen Vertrag kehrte Mottaki nach Bagdad zurück, ward aber hier von dem Verräter abgesetzt, geblendet und ins Gefängnis geworfen (944).

Während so das weltliche Reich ein Spielball roher Soldaten und kühner Abenteurer geworden war, diente das geistliche der Streitsucht und Eitelkeit der Gottesgelehrten als Zankapfel. Der Islam erlitt das Schicksal aller Religionen, und seine Geschichte bestätigt die Wahrheit eines alten Erfahrungssatzes. Sobald nämlich infolge der höheren Verstandesbildung die Religion aufgehört hat, eine Sache des Glaubens und des Herzens zu sein, und in einen Gegenstand des bloßen Begriffes und der Spitzfindigkeit umgewandelt worden ist, dann wird sie von der Schule und den Gelehrten abhängig und bleibt für das Leben selbst fast nur noch ein Mittel und eine Form. Auch werden dann die Orthodoxen meistens Formenmänner und geraten sowohl dadurch, als durch den Geist der Zeit überhaupt in Nachteil gegen ihre Gegner, während die Apostel des Unglaubens den Verteidigern des Glaubens stets unterliegen, sobald auf die einfache Wahrheit zurückgegangen wird. Schon am Ende des achten Jahrhunderts waren unter den Sunniten oder Rechtgläubigen, zu welchen auch die Abbassiden gehörten, vier Hauptsekten entstanden, die Hanifiten, Malekiten Schafeïten und Hanbaliten, von denen die ersteren als die Rationalisten unter den Mohammedanern anzusehen sind. Diese Sekten zankten und stritten untereinander aufs heftigste und eiferten um so leidenschaftlicher für ihre Meinungen, jemehr der Gegenstand ihres Streites für die Religion selbst und für das Wohl der Menschheit gleichgiltig war. Unter dem Kalifen Moktader z. B. zankte sich das Haupt der frömmelnden Hanbalitischen Schule, Abu Bekr Marwaz, mit anderen Gottesgelehrten darüber, ob eine gewisse Stelle des Korans bedeute, daß der Prophet am jüngsten Tage neben Gott auf dem himmlischen Thron sitzen werde, oder daß er dann bei Gott ein Mittler und Fürsprecher für die Gläubigen sein werde. Diese Streitfrage setzte nicht allein alle Schulen und Gelehrten in Atem, sondern sie ward auch in den öffentlichen Versammlungen und Gesellschaften verhandelt und

erfüllte die Straßen von Bagdad mit Verwirrung und Mord. Im Jahr 935 gingen die Hanbaliten in ihrer fanatischen Frömmelei sogar so weit, daß sie, um die Sittenverderbnis zu heilen, in Bagdad mit den Waffen über ihre Gegner herfielen, in die Häuser einbrachen, allen vorgefundenen Wein ausschütteten, alle musikalischen Instrumente zerschlugen, die Kaufläden ausplünderten und zerstörten u. dgl. m. Mehrere Tausend Menschen verloren über die zuvor erwähnte dogmatische Streitfrage das Leben, und die Behörden vermochten lange nicht dem gräßlichen Unfuge Einhalt zu thun.

Nach dem Sturze Mottakis dachte Turun sogleich an die Wiederbesetzung des erledigten Thrones. Mostakfi, der Sohn des im Jahre 908 gestorbenen Kalifen Moktaf, ließ sich von der nicht nur zu einem bloßen Namen herabgewürdigten, sondern auch gefährlich gewordenen Kalifenwürde anlocken und erkaufte sich mit seinem vielen Gelde viel Unglück (944). Turun starb bald nachher, und die Türken setzten einen anderen von ihren Führern, Zeirad, zum Emir al Omra ein. Was für ein Mann dieser war, und auf welche Weise die Türken in dem seither zwar despotisch, aber doch immer noch mit einer gewissen Form und Rücksicht verwalteten Kalifenreiche schalteten, kann man daraus ersehen, daß Zeirad als Anführer der Leibwache einem gefürchteten Straßenräuber gegen die monatliche Entrichtung von 15 000 Goldstücken Sicherheit und Schutz verbürgte und dieses Geld auch regelmäßig bezog. Behaupten konnte sich der schändliche Mensch freilich nur wenige Monate, weil der Buide Moëz ed Daula, welcher kurz vorher die im Osten von Bagdad gelegenen Landstriche erobert hatte, auf einmal mit einem starken Heere vor der Hauptstadt des Reiches erschien. Die Türken entflohen bei seiner Annäherung, und der Kalif hielt sich eine Zeitlang versteckt, kam aber bald wieder zum Vorschein und trat mit dem Buiden in Unterhandlung. Er begrüßte ihn als seinen Befreier, setzte ihn mit ganz neuen Vorrechten als Emir al Omra ein und erteilte ihm und seinen beiden Brüdern die bereits oben angegebenen Ehrentitel (945). Durch die Erhebung des Moëz ed Daula zum Emir al Omra wurden wichtige Veränderungen herbeigeführt. Die Buiden machten diese Würde in ihrer Familie erblich; es traten also jetzt die Perser, welche ohne allen Zweifel besser waren, als die Türken, an die Stelle der letzteren, und das Kalifat wurde so herabgedrückt, daß eine Zeitlang die Inhaber dieser Würde durchaus nichts weiter als die Ehre des Namens, das Geschäft des Betens in der Hauptmoschee und das Recht, die Diplome zu unterschreiben, behielten. Die Regierung selbst lag ganz und gar in den Händen der Emire al Omra; diese zogen auch alle Gelder des Staates ein, und schon Moëz ed Daula setzte dem Kalifen für sich und seinen

Hofstaat eine tägliche Einnahme von nur 3200—3400 Mark aus, ein armseliges Almosen, wenn man an die Prachtliebe des Orients, an den Reichtum der mohammedanischen Länder und an den ehemaligen Glanz der Beherrscher derselben denkt. Das arabische Sprichwort: „Er hat nichts als die Chotba (d. i. die Ehre, im Gebet genannt zu werden) und das Münzrecht" bezeichnet die jämmerliche Lage des Kalifen. Und auch das Münzrecht war kaum im Besitze des Kalifen, wenigstens trugen die Münzen den Namen Moëz ed Daulas. Erst ungefähr fünfzig Jahre später fing das Kalifat an, sich von neuem zu heben.

12. Geschichte der mohammedanischen Dynastieen in Asien von der Mitte des zehnten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts.

Die Geschichte des Kalifats während des Emirats der Buiden dreht sich nicht um die Kalifen, sondern um die Buiden und die anderen Dynastieen in Asien. Übrigens folgte auf Mostakfi, welchen Moëz ed Daula schon 946 absetzen und nach alter Gewohnheit blenden ließ, zuerst Moktaders dritter Sohn, Mothi (Almuti), von 946 bis 974, dann dessen Sohn Thaji von 974—991, hierauf ein Enkel Moktaders, Kaher, von 991—1031, und schließlich der Sohn des letzteren, Kajem (Elkaim) Beamrillah, von 1031—1075. Der Zustand des mohammedanischen Orients bietet während dieser Zeit eine höchst erfreuliche Seite dar. Alle Dynastieen, die Buiden, Samaniden, Hamadaniden, Fatimiden und die damals neu entstehende Herrscherfamilie der Gasnaviden handelten nach Grundsätzen, welche von denen der heutigen türkischen und persischen Regierungen unendlich weit entfernt waren. Alle richteten eine geordnete Staatsverwaltung ein und wetteiferten miteinander in der Unterstützung der Künste und Wissenschaften. Von den Grenzen Indiens und der Tatarei an bis in das Innere von Afrika und bis nach Sizilien und Spanien wurde eine Kette von Pflanzschulen der höheren geistigen Bildung gestiftet. Zwischen diesen fand ein ununterbrochener Zusammenhang und Verkehr statt, der durch die Leichtigkeit der Kommunikation sehr befördert ward; denn es gab schon seit der Blütezeit der Abbassiden gut gebaute Landstraßen, man sorgte überall für die Anlage von Karawanserais oder Herbergen und für die Unterhaltung der Brunnen in der Wüste, es bestand schon seit der Zeit des Kalifen Muawia eine förmliche Posteinrichtung, und die Regierungen hatten außerdem noch einige Staatskuriere zu Fuß angestellt, welche mitunter acht bis zehn Tage hintereinander etwa 75 Kilometer täglich zurücklegten. Einzelne Männer studierten oder lehrten nacheinander an den Hauptlehranstalten der verschiedenen

Dynastieen, und große Gelehrte fanden trotz der Feindseligkeiten zwischen den Herrschern überall Aufnahme und Schutz. In allen bedeutenderen Städten wurden Bibliotheken angelegt, die ihrem Umfange nach zum Teil sogar den gleichen Anstalten der mächtigsten Staaten des neueren Europas zur Seite gestellt werden könnten. Die allgemein herrschende hohe Achtung für Bildung und Gelehrsamkeit wirkte sogar in einem bei Mohammedanern sehr auffallend günstigen Grade auf die Toleranz gegen Christen und Feueranbeter ein. So waren z. B. fast alle Leibärzte Feueranbeter, und ebenderselben Religion gehörte auch bis zu ihrem Tode der Kabinettssekretär der beiden ersten Buidischen Emire an, welcher nicht nur alle Dekrete ausfertigte, sondern auch die Privatkorrespondenz seiner Herren führte.

Die Buiden, deren Geschichte zuerst ihren Hauptzügen nach anzugeben ist, waren Schiiten, und schon Moëz ed Daula würde deshalb nach Mostakfis Sturz einen Aliden auf den Thron von Bagdad erhoben haben, wenn er sich nicht durch seine Freunde hätte überzeugen lassen, daß die Verdrängung der Abbassiden eine zu bedenkliche Sache sei. Moëz führte übrigens bis zu seinem Tode (967) fast beständig Krieg mit den Hamadaniden Nasr und Seif ed Daula. Sein Sohn, Bochtejar Azz ed Daula, ward 978 von seinem Vetter Adhad ed Daula, dem Sohne Rokn ed Daulas, gestürzt, welcher auch des kinderlosen Emed ed Daulas Land erbte und so die Macht der Buiden in seiner Person vereinigte. Dieser mußte zwar das von seinem Vater hinterlassene Land mit seinen zwei Brüdern, Mujad ed Daula und Fakr ed Daula, teilen, besaß aber als Erstgeborner die Oberlehnsherrschaft, führte als Emir al Omra die Vormundschaft über den Kalifen und nannte sich Schahin Schah oder König der Könige. Zwischen den drei Brüdern entstand jedoch ein heftiger Zwist, weil Adhad den einen, Mujad, auf Kosten des anderen, Fakr, begünstigte. Nach Adhad ed Daulas Tode zeigten sich die gewöhnlichen Folgen der im Orient zu allen Zeiten einheimischen Herrschsucht sowie der Unbestimmtheit der Erbfolge. Seine Söhne und die Söhne Bochtejars gerieten miteinander in Streit, und ihre aus Türken und Deilemiten bestehenden Mietstruppen wurden die eigentlichen Herren des Reichs, bis endlich im Jahre 1055 die Seldschukken der Herrschaft der Buiden ein Ende machten.

Wenden wir uns von diesem Überblick der buidischen Geschichte zur Betrachtung des Ganges derselben im einzelnen, so zeigt sich diese Dynastie als eine für die menschliche Kultur besonders wichtige Herrscherfamilie. Unter den ersten Buiden entwickelte sich in Persien eine neue Blüte der Kultur, und obgleich zu ebenderselben Zeit auch in den übrigen mohammedanischen Reichen die Wissenschaften einen außer-

ordentlichen Aufschwung nahmen, so war doch seitdem der Hauptglanz über Persien verbreitet. Schiras, Ispahan, Kermanschah und Hamadan (bei den Alten Ekbatana) wetteiferten mit den Hauptstädten der anderen Reiche nicht nur durch Reichtum und Größe der Bevölkerung, sondern auch durch gelehrte Schulen und Bibliotheken. Auch zeichneten sich die ersten Buiden durch die Erkenntnis der ihren Verhältnissen angemessenen Weise der Staatsverwaltung und Rechtspflege vor den übrigen Dynastieen aus. Namentlich hüteten sich die tüchtigeren Regenten des Buidischen Hauses, gleich ihren Nachbarn fremde und barbarische Söldner in Dienst zu nehmen, weil diese gewöhnlich durch ihre Zahl und Habgier auch die reichsten Schatzkammern erschöpften, die Unterthanen zur Verzweiflung brachten und wegen der Herrschsucht ihrer Anführer den Regenten selbst gefährlich wurden. Aus diesem Unterschiede muß es auch wohl vorzugsweise erklärt werden, daß die Herrschaft der Buiden noch über fünfzig Jahre länger fortbestand, als die der Samaniden, und nicht durch innere Bewegungen, sondern durch die überwiegende Macht äußerer Feinde vernichtet wurde. Dazu kam freilich noch ein verhängnisvoller Zwiespalt, indem die Buiden der schiitischen Richtung im persischen Sinne anhingen, dieselbe jedoch nicht immer kundgaben, da sie doch mitunter als Vertreter des Kalifats auf die Sunniten Rücksicht nehmen mußten.

Moëz ed Daula zeichnete sich allerdings als Emir al Omra durch offene Härte gegen den Kalifen und gegen die Sunniten aus, und sein Nachfolger Bochtejar ging sogar darin noch weiter. Der erstere ließ alle diejenigen, welche einst die Nachkommen Mohammeds vom Kalifat verdrängt hatten, öffentlich verfluchen und mißbrauchte seine Gewalt zu förmlichen Verhöhnungen der Sunniten, deren Zahl im westlichen Asien weit bedeutender war, als im Osten. Er umgab sich mit einer türkischen Garde, mißhandelte den Kalifen, verkaufte die wichtigsten Ämter und verwendete die eingenommenen Gelder nicht auf den Krieg mit den Byzantinern, welche damals bis nach Syrien und Mesopotamien vordrangen, sondern auf seine Schwelgereien. Sein Bruder, Rokn ed Daula in Persien, war ein viel besserer Regent und erweiterte auch durch glückliche Kriege seine Herrschaft. Rokns Sohn aber, Adhad ed Daula (978—983), war unstreitig der größte von allen Buiden und einer der größten Regenten von Asien überhaupt. Er herrschte nach dem Sturze seines Vetters Bochtejar nördlich bis Nisibis und südlich am Euphrat und Tigris herab bis zu den Bergen, welche Mekran von Kerman und Sedschestan trennen; Bagdad, das kurz vorher tief gesunken war, blühte unter ihm neu auf. Er erließ den Einwohnern dieser Stadt die Steuern auf mehrere Jahre, errichtete dort, wie in seiner Residenz Schiras, ein großes Krankenhaus, zog Dichter

und Gelehrte an seinen Hof, unterstützte die Lehranstalten mit freigebiger Hand, gestattete den Christen volle Duldung, munterte sie sogar auf, ihre Kirchen neu zu bauen, und bestritt, wenn ihnen die Mittel dazu fehlten, die Kosten aus seiner eigenen Kasse. Selbst der Kalif Thaji erkannte seine Verdienste und verlieh ihm die bisher dem Oberhaupte der Gläubigen vorbehalten gebliebenen Rechte, an jedem dritten Freitag das öffentliche Gebet zu verrichten und täglich die fünf Gebetstunden durch Paukenschlag vor dem Thore seines Palastes verkündigen zu lassen.

Während der Verwirrung, welche durch die Zwietracht der Nachkommen Adhad ed Daulas und ihrer Verwandten entstand, hoben sich die Kalifen allmählich aus dem Zustande der Erniedrigung empor, in den sie seit dem Verluste der weltlichen Macht gesunken waren; sie mußten aber zuletzt auch das Äußerste erdulden und wurden von einigen der letzten Buiden auf eine höchst unwürdige Weise behandelt. Der Kalif Mothi war nichts als der im Serail eingeschlossene Diener von Moëz und Bochtejar, und diese ließen ihm kaum den Lebensunterhalt zukommen. Auch sein Sohn Thaji, obgleich er sich, wie es scheint, einigen Anteil an der Regierung und größere Einkünfte verschaffte, verrichtete doch fast nur die Geschäfte des Betens und des Unterschreibens der Diplome. Thajis Nachfolger, Kaher, dagegen war als junger Mensch vor dem Hasse seines Vorgängers geflohen und hatte sich eine Zeitlang mit einer Räuberhorde umhergetrieben; er war also nicht im Palaste aufgewachsen und verweichlicht worden und zeigte deshalb auch in den schwierigen Verhältnissen, in denen er sich als Kalif befand, eine ungemeine Charakterfestigkeit. Er entzog sich während des Streites der Buiden untereinander dem Joche seines Emirs al Omra und gewährte, als der berühmte persische Dichter Firdusi vom Hofe des gasnavidischen Sultans Mahmud I. sich zu ihm flüchtete, demselben nicht allein Aufnahme und Schutz, sondern führte auch gegen den auf seine Macht pochenden seitherigen Herrn Firdusis eine Sprache, welche ihm um so mehr Ehre macht, als es dem Haupte der Gläubigen vorzugsweise gebührte, das Talent und die Bildung zu beschützen. Freilich spielte er den Buiden gegenüber auch eine klägliche Rolle. Sein Sohn und Nachfolger, Kajem Beamrillah, ward nachher, wie wir später sehen werden, durch die Erscheinung der seldschukkischen Türken ganz vom Joche der Buiden befreit.

Wenden wir uns von der Geschichte der Buiden und der von ihnen geknechteten Kalifen zu der Dynastie der Samaniden, so war diese unterdessen auf kurze Zeit ebenfalls zu Macht, Ansehen und Glanz gelangt. Obwohl ihre Häupter sich vom Hause der Sassaniden ableiteten, lebten sie doch mehrere Generationen hindurch arm und abge-

härtet, so daß man sagt, sie hätten sich hölzerner Steigbügel bedient. Als sie jedoch zur Macht gelangt waren, blühte unter ihnen im Nordosten des früheren Persischen Reiches, in Chorasan und Turkestan, die alte Herrlichkeit und Bildung wieder auf, durch welche diese Länder sich früher bereits zweimal, in der baktrischen Urzeit und nach Alexanders des Großen Tode, ausgezeichnet hatten. Die samanidische Residenz Bochara (Bukhara) und die Städte Samarkand, Balkh, Meru, Nischapur und Herat wurden die Mittelpunkte eines weit ausgedehnten Handelsverkehres und die Sitze der Industrie, Gelehrsamkeit und Kunst, und einige derselben erhielten eine Bevölkerung von 700 000 bis 1$^1/_2$ Millionen Menschen. In den Bazaren von Bochara und Samarkand sah man in reicher Auswahl Gewebe von Kaschmir, Seide von China, nordisches Pelzwerk, Stahlwaaren von Damaskus und schöne, gewandte, persische Sklaven. Von den Herrschern der samanidischen Dynastie war der Besieger Amrus des Soffariden, Ismael, den man als eigentlichen Gründer derselben ansehen muß, unstreitig der vorzüglichste. Sein Sohn und Nachfolger, Ahmed, (907—914), stand als Regent weit hinter ihm zurück, war aber als Feldherr ausgezeichnet und breitete nicht allein durch Eroberungen die Grenzen des Reiches aus, sondern traf auch verschiedene Einrichtungen, um den kriegerischen Geist in seinem Volke zu erhalten. Es verdient als ein Zeichen des Unterschiedes der Regierungsgrundsätze, welcher zwischen dem samanidischen Reich und anderen Despotieen bestand, besonders hervorgehoben zu werden, daß Ahmed auf eine freundlichere Art, als sonst im Orient zu geschehen pflegt, im Staate und in seiner Familie die Ordnung zu erhalten suchte. Er gewährte nämlich, dem Gebrauch orientalischer Höfe zuwider, den Prinzen seines Hauses unbeschränkte Freiheit und sogar einen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten; sein Oheim Ischak z. B. verwaltete die Provinz Samarkand, und als derselbe sich zum unabhängigen Herrscher machen wollte, entfernte ihn Ahmed zwar von dort, setzte ihn aber, sobald seine eigene Macht fest gegründet war, wieder als Statthalter dieses Landes ein. Wenn man hierin den Charakter orientalischer Despotieen nicht erkennt, so zeigt er sich dagegen in der Geschichte von Ahmeds Ende um so deutlicher; dieser schlug eines Abends nicht ohne schlimme Ahnungen an einer unbewachten Stelle sein Nachtlager auf und ward daselbst von seinen eigenen Sklaven, welche bestraft zu werden fürchteten, ermordet; sein gewaltsamer Tod war also das gewöhnliche Schicksal, sowie seine vorhergehende Angst die gewöhnliche Stimmung orientalischer Tyrannen.

Unmittelbar nach Ahmeds Ermordung zeigt sich der Beginn einer Periode, welche in allen militärisch-aristokratischen Reichen, die durch Soldaten zusammengehalten werden, früher oder später eintritt. Es

versammelten sich nämlich die Anführer der verschiedenen Heerabteilungen und setzten nach einer Art von Wahlverhandlung den achtjährigen Sohn des Ermordeten zum Herrscher ein. Dieser Prinz ist der berühmteste Fürst der samanidischen Dynastie, und sein Name Nasr oder vielmehr der ihm gegebene Beiname Emir es Said, d. i. der glückliche Fürst, ward in tausend Erzählungen und Liedern, welche seine Gottesfurcht, Tapferkeit und Großmut preisen, erhalten. Unter Nasrs Regierung (914—943) erlangte das Reich der Samaniden seine höchste Blüte. Damals wurden Bochara, Samarkand, Balkh und andere Städte Hauptsitze des Welthandels. Die Bebauung des Bodens erreichte einen fast unglaublichen Grad der Ausdehnung; es wurden aber auch in dem Lande Persien, welches am meisten durch seinen Mangel an großen Flüssen und durch die Seltenheit des Regens zu leiden hat, so viele Kanäle und Wasserrinnen gebaut, daß die Zahl derselben in dem Distrikt von Nischapur allein 12 000 betragen haben soll. In allen größeren Städten des Landes wurden die Wissenschaften mit einem Eifer betrieben, wie zu keiner Zeit vorher. Unter Nasrs Schutz wurden die Sternwarten und hohen Schulen von Bochara und Samarkand mit den gelehrten Anstalten von Alexandria und Damaskus in Verbindung gesetzt und daselbst durch Beobachtungen und Berechnungen die persischen Tafeln vorbereitet, welche nachher bis ins 15. Jahrhundert der mohammedanischen Astronomie zu Grunde lagen. Nasrs Freund war der berühmte Dichter Rudeki, der vorzüglichste Sänger seiner Thaten. Dieser Mann vereinigte in seinen Werken die Blüte der arabischen, persischen und indischen Litteratur, welche schon seit längerer Zeit in innigem Zusammenhange standen. Er hat auch die berühmten indischen Fabeln des Bidpai, die schon unter dem Kalifen Mansur ins Arabische übertragen worden waren, in persischer Sprache als Tierepos bearbeitet, und in diesen Bearbeitungen sind sie den europäischen Völkern bekannt geworden. Nasr ist endlich noch durch seine Frömmigkeit für den Orient ebenso wichtig geworden, wie Ludwig der Fromme und Heinrich der Heilige für uns Deutsche. Wie nämlich diese beiden Regenten den Mönchsglauben in Deutschland befestigten, so verschaffte Nasr der verbundenen Zoroastrisch-braminischen Lebensansicht unter den sonst nicht fanatischen Schiiten des Orients Eingang; denn er ließ kurz vor seinem Tode ein zur Aufnahme und Andachtsübung frommer Männer bestimmtes Gebäude errichten und soll dadurch nach einigen die erste Veranlassung zur Entstehung der Derwische oder mohammedanischen Mönche gegeben haben. Andere freilich geben dieser Einrichtung ein höheres Alter; sie jedoch in die ersten Zeiten des Islams zu versetzen, ist jedenfalls unrichtig.

Nach Nasr ging das Samanidische Reich schnell seinem Verfalle

entgegen. Seine Nachfolger, Nuh I. und die Söhne desselben gerieten zugleich mit den Buiden und mit ihren eigenen Statthaltern in Chorasan in einen fortwährenden Zwist, während im Innern des Landes die Kriegsobersten über den Thron entschieden. Eine solche militärische Wahlversammlung (961) führte den Untergang der Samaniden herbei. Einer der Befehlshaber nämlich, der Türke Alptekin, hatte einen älteren Mann aus dem Herrscherhause vorgeschlagen, die anderen wählten aber lieber den minderjährigen Prinzen Mansur. Alptekin wurde nachher von Mansur an den Hof entboten, traute jedoch dem Rufe nicht und begab sich mit einer Schar kühner türkischer Krieger über das Hindukuschgebirge in das Land Kabul, um sich dort mit dem Säbel einen Besitz zu erwerben. Er bemächtigte sich der Feste Gasna oder Gisni in Afghanistan, und es sammelten sich hier um ihn bald viele Abenteurer, denen das nahe Indien eine reiche Beute darbot, während die Festigkeit der Burg und die Steilheit der benachbarten Berge sie gegen den Angriff der Samaniden schützte. Auf diese Weise entstand an der Grenze Indiens eine neue mohammedanische Dynastie, welche den Namen der Gasnaviden erhielt. Nach Alptekins Tode wählten die Soldaten seinen Schwiegersohn, Sebekteghin, zum Regenten oder Sultan von Gasna (975). Bald nachher starb der Samanide Mansur, und sein Sohn, Nuh II., mischte sich unglücklicherweise in die Streitigkeiten der Buiden untereinander, während Sebekteghin nach Indien drang, dort durch Besiegung schwacher Radschas und durch Plünderung reicher Pagoden mit leichter Mühe große Beute machte, eine Menge raubgieriger, aber auch tapferer Afghanen und Türken an sich zog und auf solche Weise seine Macht bedeutend vermehrte. Der Samanide Nuh rief unterdessen durch seine Einmischung in die buidischen Händel Unzufriedenheit im Heer und Zwiespalt an seinem Hofe hervor und ward noch dazu von dem Buiden, den er unterstützte, mit Undank belohnt. Endlich fiel auch der Statthalter von Chorasan, Abu Ali, von ihm ab und verband sich mit Harun Bagra-Chan, einem furchtbaren Häuptling tatarischer d. h. mongolischer und türkischer Horden, welcher von Kaschgar an bis nach China hin herrschte. Gegen diese Macht konnte Nuh nicht bestehen, zumal da ihn seine eigenen Leute treulos verließen. Sein Land ward von den Feinden besetzt, und er selbst mußte sich verstecken. Ein unerwartetes Glück befreite ihn jedoch bald von seinen gefährlichsten Feinden: die rohen Nomadenhorden Bagra-Chans erlagen dem Klima der Bucharei und den ungewohnten Genüssen der Hauptstadt Bochara, sie starben scharenweise und die Übrigbleibenden kehrten daher schnell wieder nach ihren Wüsten zurück (993). Nun zeigte sich der Samanide wieder und ward von seinen Unterthanen in Bochara und Sa-

markand mit Jubel aufgenommen. Allein zum Unglück verband sich sein treuloser Oberkammerherr Fajek mit Abu Ali und anderen Empörern, und diese neue Gefahr nötigte ihn, bei dem Gasnaviden Sebekteghin, welcher kurz vorher aus Indien zurückgekehrt war, Hilfe zu suchen.

Sebekteghin leistete die begehrte Hilfe, schlug und vertrieb Nuhs Feinde und erhielt zum Dank dafür das Land Chorasan, welches einst auch Alptekin verwaltet hatte. Abu Ali ward in diesem Kriege gefangen genommen und nachher von dem Gasnaviden bis zu seinem Tode in Banden gehalten. Fajek dagegen floh in die Tatarei zu Bagra-Chans Sohn, Ilek-Chan, und bewog diesen zu einem neuen Einfall in die Bucharei (995). Sebekteghin fand es nicht ratsam, sich für eine fremde Sache in einen Kampf mit den Tataren einzulassen, und schloß, ohne Nuh zu befragen, mit Ilek-Chan einen Frieden, durch den das Reich der Samaniden, mit Ausnahme von Bochara, welches Nuh behielt, zwischen beiden geteilt wurde und Fajek als tatarischer Vasall Samarkand erhielt. Bald nachher starben in einem und demselben Jahre Nuh und Sebekteghin (997), und ihr Tod rief sowohl bei den Gasnaviden, als auch bei den Samaniden Streitigkeiten hervor.

Sebekteghins beide Söhne, Mahmud I. und Ismael, stritten um den erledigten Thron, und in Bochara, wo Nuhs Sohn, Mansur, von den Großen erwählt worden war, gerieten die letzteren unter einander in Zwist. Mahmud überwältigte bald seinen Bruder und herrschte darauf unter dem Namen eines Sultans 34 Jahre lang über das Gasnavidische Reich. Er trat sogleich mit dem von allen Seiten her bedrängten Samaniden in Unterhandlung. Dies schien dem herrschsüchtigen Fajek und den anderen Großen bedenklich; sie setzten daher Mansur ab und erhoben seinen Bruder, Abd Almalik, der noch ein Kind war, auf den Thron (999). Dadurch erhielt Mahmud einen gerechten Grund, das Reich der Samaniden an sich zu reißen. Er eroberte den größeren Teil desselben, während der andere von Ilek-Chan besetzt wurde (999). Zwar machte nachher der letzte Samanide, Montassir, noch einige Versuche, das Verlorene zu erkämpfen, er wurde aber vom Unglück verfolgt und fiel durch die Hand eines Mörders, welchem Mahmud statt des erwarteten Lohnes den Tod gab (1004). Der Gasnavide ließ sich vom Kalifen mit den eroberten Ländern belehnen und bewies sich ihm nachher dafür erkenntlich, indem er alle Anträge der Fatimiden zu einer Verbindung gegen die Abbassiden zurückwies. Seine Hauptstadt Gasna machte er zum glänzenden Sitze des reichsten Hofes; doch blühte dieselbe nur, solange Mahmud lebte. Gasna hat zwar wegen seiner hohen Lage ein ge-

sundes Bergklima, aber ebendeshalb ist daselbst auch der Sommer überaus heiß, der Winter sehr streng und die Umgegend baumlos und öde. Auch sank die Stadt später so sehr herab, daß Gasna jetzt nur ein kleiner Ort ist, dessen Einwohner aus einigen Tausend armen Familien bestehen, und in deren Umgegend nur zwei Minarets, einige Grabmäler und Reste vom Damme Mahmuds die ehemalige Pracht bezeugen. Ganz anders Bochara, die Residenz der Samaniden. Diese Stadt, welche zwar ein weniger gesundes Klima hat, aber in einer sehr fruchtbaren Gegend liegt, blühte auch im Besitze der Tataren; später bemächtigten sich ihrer die Seldschukken und machten sie zu einer glänzenden Residenz. Sie ward nachher die Hauptstadt der Dynastie der Chowaresmier und der Mongolen und ist bis auf den heutigen Tag eine bedeutende Stadt geblieben.

Der Gasnavide Mahmud warf nach dem Sturze der Samaniden sein Auge sogleich auf Indien, wo schon sein Vater Eroberungen gemacht hatte. Er unternahm im ganzen zwölf Züge gegen dieses Land; auf dem ersten, im Jahre 1001, besetzte er Kabul und Peschawer, drang von da gegen den Indus vor und unterwarf sich ganz Multan und einen großen Teil der oberen Indusländer. Seine ersten Unternehmungen in Indien wurden durch den Tataren Ilek-Chan unterbrochen, welcher während der Abwesenheit Mahmuds in Chorasan einbrach und den größten Teil dieses Landes unterwarf. Mahmud führte sogleich seine Truppen gegen ihn, und es entspann sich zwischen beiden Fürsten ein Kampf, in welchem nicht Heere gegen Heere, sondern Nation gegen Nation stritten. Ilek-Chan führte alle Horden seiner Steppenländer in die Bucharei, und mit ihm vereinigte sich Kader-Chan, der mächtigste Herrscher derjenigen Tataren, welche die im Norden von Tibet gelegenen Gegenden von Khoten innehatten. In der Nähe der Stadt Balkh kam es zu einer furchtbaren Schlacht, in welcher Mahmud Sieger blieb. Er konnte den Sieg jedoch nicht zu einer ausgedehnten Verfolgung der Feinde benutzen, weil eine Verbindung aller Radschas zwischen dem Indus und Ganges seine Gegenwart in Indien notwendig machte (1009). Er eilte dahin und schlug die unzähligen Scharen der Inder, welche Tausende von Elefanten in die Schlachtreihe führten. Vergebens bestieg der Radscha von Lahore den Scheiterhaufen, um den Seinigen die Hilfe Brahmas und der alten Götter zu gewinnen; Mahmud zerstörte die uralten Tempel auf den Abhängen des Himalaya und am Flusse Sarasvati; er unterwarf sich in kurzer Zeit das ganze Pendschab und kehrte mit unermeßlichen Reichtümern nach Gasna zurück. Gleich nachher wandte er seine Waffen gegen den Fürsten von Ghor, weil derselbe den durch sein Land gehenden so wichtigen Verkehr zwischen Indien und Ostpersien

durch Plünderungen unsicher machte. Dieser Kriegszug beweist mehr, als alles andere, des großen Mannes außerordentlichen Geist; denn seine gerühmte Sorge für Wissenschaft und Kunst hatte er mit den Buiden, den Samaniden und anderen Herrschergeschlechtern gemein, der Krieg gegen Ghor aber gehört zu jenen selteneren Unternehmungen, welche nur aus einer tiefen Einsicht in die Verhältnisse der Welt hervorgehen. Mahmud eroberte das ganze Land Ghor und stellte dadurch eine Handelsverbindung wieder her, die für alle Völker der Erde von Wichtigkeit war. Seit dieser Zeit erhielten nicht nur der Kunstfleiß und Handel, sondern auch die wissenschaftlichen Bestrebungen im alten Baktriana und Sogdiana einen Umschwung, wie sie ihn in keiner anderen Zeit der zuverlässigen Geschichte gehabt hatten.

Mahmud zeigte sich sein ganzes Leben hindurch zugleich weise und mild und verleugnete den letzteren Charakterzug nur in seinen indischen Kriegen, weil es Feldzüge waren, die er gleichsam im Dienste seines unsichtbaren Gottes gegen scheußliche Götzen unternahm. Er breitete sein Reich nach und nach bis zum Ganges und zur Halbinsel Guzurate einerseits und bis nach Aserbeidschan andererseits aus. In Sedschestan stürzte er 1002 den letzten Soffariden; in den Gegenden des Dschihunflusses (des Oxus oder Amu) unterwarf er sich die Samaniden; auf der Südseite des Kaspischen Meeres eroberte er die Länder der Ziaden, übergab sie einem von diesen als seinem Vasallen und verzieh demselben nachher einen doppelten Abfall. Auch den Buiden entriß er einen großen Teil ihrer Besitzungen. Den Fürsten von Gordschestan, einem Lande im östlichen Chorasan, behandelte er mit einer Rücksicht, die selbst den Eroberern der neueren Zeiten ganz unbekannt war: während nämlich sonst die Despoten des Orients immer die Güter unterworfener Fürsten in Besitz nahmen, bezahlte Mahmud dem durch ihn gestürzten Beherrscher von Gordschestan seine Domänen nach ihrem vollen Wert. Auch das zwischen dem Kaspischen Meer, dem Aralsee und dem Flusse Dschihun gelegene Land Chowaresmien wurde von Mahmud unterworfen. Infolge dieser Eroberung breiteten sich die Künste, die Wissenschaften und ein milderes Regierungssystem auch in den Steppen jenseit des Dschihun aus, bis tief in die Wüste hinein erhob sich eine Stadt neben der anderen, und selbst die rohen tatarischen Nomaden empfanden den Einfluß der mosleminisch-persischen Religionslehre und Bildung. Dies zeigte schon Ilek-Chans Charakter; denn man rühmt von diesem Tatarenhäuptling, daß er ein gottesfürchtiger Mann gewesen sei und die Wissenschaften und Gelehrten beschützt habe. Ebendasselbe geht aus dem glänzenden Siege hervor, welchen der Bruder und Nachfolger desselben, Tagan-Chan, über zahllose wilde Horden erfocht, die sich von China her auf die ange-

bauten und reichen Länder des Westens wälzten; denn er besiegte und vernichtete sie bloß dadurch, daß er seine Scharen an Zucht und Ordnung gewöhnt hatte und seine Stellung den Regeln der Kriegskunst gemäß zu wählen wußte (1017). Tagan-Chan blieb übrigens stets mit Mahmud befreundet.

In Indien hatte Mahmud unterdessen das schöne und reiche Kaschmir seinem Reiche einverleibt, die Götzenbilder der Städte des Pendschabs zertrümmert und den Islam immer weiter ausgebreitet. Im Jahre 1018 zog er von neuem dahin. Er eroberte die Stadt Kanudsche am Ganges, nach der Meinung einiger Gelehrten einst das uralte und berühmte Palimbothra, wo seine Truppen den Königspalast und die zahllosen Tempelgebäude anstaunten; er besiegte alles, was sich ihm entgegenstellte, und erbeutete Millionen, die er nach seiner Rückkehr 1019 zum Teil zur Erbauung einer prachtvollen Moschee und eines großen Akademie- und Bibliothekgebäudes in Gasna verwendete. Der Angriff, den ein ihm unterworfener Radscha von seinen Landsleuten erlitt, nötigte ihn 1022 zu einem neuen Zuge nach Indien. Auf diesem Zuge scheiterte er zum erstenmale bei einem bedeutenden Kriegsunternehmen: er mußte von zwei Bergfesten, die er ohne hinreichende Belagerungswerkzeuge hatte erobern wollen, mit großem Verluste abziehen. Er tilgte aber die erlittene Schmach durch einen kühnen Zug nach der Halbinsel Guzurate und eroberte den unermeßlich reichen und stark befestigten Tempel von Sumnat, obgleich alle Inder der weiten Umgegend zur Erhaltung des dortigen, durch Musik und Bajaderentänze reich ausgeschmückten Gottesdienstes herbeigeeilt waren. Die wertvollste Beute von Sumnat bestand in dem unermeßlichen Schatze von Perlen und Edelsteinen, der, als Inbegriff der Spenden aus vielen Jahrhunderten, im hohlen Leib eines ungeheuren Götzenbildes aufbewahrt wurde. Mahmud unterwarf sich ganz Guzurate. Nachdem er dieses Land einem Braminen zur Verwaltung übergeben hatte, kehrte er 1027 über Multan nach Gasna zurück. Unmittelbar nachher machte er seinen letzten Kriegszug, auf welchem er sich die eine Linie der Buiden unterwarf (1029), während die andere oder die Nachkommen Adhad ed Daulas erst 26 Jahre später durch die Seldschukken verdrängt wurden.

Nicht ganz zwei Jahre nachher (1031) starb Mahmud. Daß er nicht bloß ein zerstörender Eroberer war, geht aus seinem ganzen Verfahren als Regent und als Gründer eines Reiches hervor; daß er seine Zeit erkannte und den in Persien überall erwachten regen Anteil an Poesie, Geschichte, Philosophie, Mathematik und Astronomie nicht nur würdigte und richtig beurteilte, sondern auch durch alle Mittel nährte und beförderte, beweisen die vielen großen Männer, denen er

Aufnahme, Ehre und Unterstützung gewährte. Unter ihm lebten und wirkten zehn Männer, welche von den späteren Arabern für die größten Theologen und Rechtsgelehrten der Vorzeit gehalten wurden. Unter seinem Schutze verfaßte der berühmte Abu Nasr ben Girmad al Farabi das große arabische Wörterbuch, welches in Europa noch jetzt die Grundlage der arabischen Sprachstudien bildet. An seinem Hofe lebte, außer vielen anderen Dichtern und Geschichtschreibern, der berühmteste persische Dichter, Abul Kasem Mansur, genannt Firdusi, d. i. der Paradiesische, (940—1020) aus Tus, welcher auf Mahmuds Bitten die Geschichte der alten persischen Könige, von denen auch die Gasnaviden ihre Abkunft herleiteten, in einem großen Heldengedicht, Schach Nameh genannt, besungen hat. Übrigens zerfiel Firdusi später mit dem Sultan; dieser hatte ihm nämlich für jeden Vers des Gedichtes einen Golddinar versprochen, ließ ihm jedoch nach der Beendigung desselben für die 60 000 Doppelverse, die es enthielt, statt der Goldmünzen nur ebenso viele Silberdirhem auszahlen. Firdusi zeigte bei dieser Gelegenheit jenen hochfliegenden Stolz, der nach morgenländischen Begriffen dem Dichter wie dem Helden ansteht; er nahm auf dem Markte von Gasna ein Bad und ein Glas Fukah (Bier), zahlte für jedes 20 000 Dirhem und schenkte das letzte Drittel den Armen. An Mahmud rächte er sich durch eine geistvolle, aber ungemein heftige poetische Invektive, die wir noch besitzen;*) sodann begab er sich auf einige Zeit an den Hof des Kalifen Kaher. Später bereute Mahmud seine Kargheit, deren er sich wahrscheinlich auf Betrieb von Verleumdern schuldig machte, und sandte dem Dichter zwölf mit Gold beladene Kamele nach seinem Wohnorte Tus. Man erzählt, daß der Zug in derselben Stunde zu einem Thore der Stadt gelangte, wo aus einem anderen der Leichenzug Firdusis stattfand; die Schwester des Verstorbenen verwandte die Schätze zum Bau einer Wasserleitung.

Des Gasnaviden wahren Sinn für Wissenschaft sowie den Vorzug des Orients vor dem Occident in Rücksicht des Wertes der Männer, die sich mit den Wissenschaften beschäftigten, erkennt man besonders bei der Gelegenheit, als Mahmud sich von seinem Vasallen in Chowaresmien statt alles Tributs den berühmten Arzt und Philosophen Avicenna nebst drei anderen großen Gelehrten erbat; denn der ganze Zusammenhang der Geschichte sowie die Schriften dieser Männer selbst beweisen

---

*) Firdusi rühmt hier von sich selbst (wir gebrauchen Schacks Übersetzung):

O Schah, ein Werk ließ ich dir zum Gedächtnis,
Das nie vergeht; als einziges Vermächtnis
Wird es von dir auf Erden hinterbleiben,
Wenn man dich selbst vergaß und all dein Treiben.

deutlich, daß Avicenna, dessen Werke nachher im Abendlande als eine Hauptquelle der Weisheit angesehen wurden, unter den vier Gelehrten bei weitem nicht der bedeutendste war; die drei übrigen waren Abu Nasr, Abu Sahal und Abu Rihan.

Wie Mahmud die Wissenschaften und Künste beförderte und besonders auch der indischen Litteratur neue Berührungspunkte mit der persischen, arabischen und lamaitischen verschaffte; ebenso unterstützte er die Künste auf mancherlei Weise, vornehmlich dadurch, daß er Gasna zu einem neuen Bagdad umzuschaffen strebte und durch ungeheure Gebäude diesem an sich traurigen Orte einen Glanz gab, welchen später sogar Delhi, die berühmte Hauptstadt des Mongolisch-Indischen Reiches, zur Zeit der höchsten Blüte desselben kaum hatte. Von Mahmuds Gerechtigkeitsliebe und Großmut haben uns die Araber und Perser eine Menge Geschichten überliefert; man muß aber teils das Übertriebene und Romanhafte orientalischer Erzählungen in Abzug bringen, teils jene Regenteneigenschaften nicht nach unseren abendländischen Begriffen beurteilen. In betreff seiner großen Liebe zu den Soldaten und seines Strebens, einen bedeutenden Schatz zusammenzubringen, bietet die Geschichte seiner letzten Tage eine auffallende Ähnlichkeit mit den Berichten von dem Ende des zweiten Königs von Preußen dar, sowenig sonst der haushälterische Friedrich Wilhelm I. mit dem verschwenderischen Mahmud verglichen werden kann. Mahmud ließ sich nämlich zwei Tage vor seinem Tode alle Geldsäcke und Kisten mit Juwelen aus seiner Schatzkammer bringen, betrachtete sie weinend und befahl dann, sie wieder zu verwahren; den Tag darauf musterte er sein ganzes Heer und ließ sich alle seine Elefanten, Kamele, Pferde und Wagen vorführen, weidete auch an ihnen eine Zeitlang seine Augen, brach über den Schmerz, von ihnen scheiden zu müssen, aufs neue in Thränen aus und begab sich voller Betrübnis in seinen Palast zurück.

Das Reich der Gasnaviden begann gleich nach Mahmuds Tode zu sinken. Es ging durch die Zwietracht der Herrscherfamilie und durch zwei neue Dynastieen, die türkische der Seldschukken und die persische der Ghoriden, unter. Mahmud selbst hatte, ohne es zu ahnen, für beide Familien gearbeitet; denn er gab dem Stammvater der letzteren in seinem Heere ein Kommando und nahm die ersteren in Chorasan auf, um aus ihren zahlreichen Horden Truppen für seine indischen Züge erhalten zu können. Da die Geschichte beider Dynastieen zu eng mit den Weltbegebenheiten im Zeitalter der Kreuzzüge zusammenhängt, so kann auch die Darstellung der letzten gasnavidischen Zeiten erst später gegeben werden. Ebenso verhält es sich mit der Geschichte der ägyptischen Fatimiden.

Die beiden ersten Hamadaniden behaupteten sich unter einem Wechsel mannigfaltiger Ereignisse im Besitze eines großen Teils von Syrien und vererbten denselben auf ihre Nachkommen, welche zwei Linien bildeten. Die eine, welche von Nasr ed Daula abstammte, herrschte in Mosul am Tigris, nahe den Ruinen von Ninive; die andere oder die Nachkommen Seif ed Daulas in Aleppo (Haleb, unter den Seleukiden Beröa genannt). Beide bestanden nur kurze Zeit, die erstere bis 991, die zweite bis 1001. Ihre kleinen Reiche lagen an der Grenze der mohammedanischen und griechischen Staaten, sie wurden daher häufig mit den letzteren in Krieg verwickelt. Die Hamadaniden hatten außerdem oft mit den Buiden im Nordosten und den Fatimiden im Südwesten zu kämpfen. Dessenungeachtet kehrte unter ihrer milden Regierung gewissermaßen die Zeit der ersten Seleukiden zurück. In Mosul, Damaskus und vielen anderen gegenwärtig verfallenen Städten wurden die Wissenschaften, besonders die mathematischen, astronomischen und politischen, mit großem Eifer getrieben, und in Aleppo erhob sich neben den Wissenschaften und Künsten der Handel zu einer so außerordentlichen Blüte, daß diese einzige Stadt den Besitz eines ganzen reichen Fürstentums aufwog. Aleppo wurde bald einer der Hauptstapelplätze des Orients und behauptete seine Bedeutung für den Welthandel auch in allen folgenden Zeiten. Nach einer Angabe aus dem Jahre 1212 betrugen damals die Staatseinkünfte von dieser Stadt allein etwas über 27 Millionen Mark. Im 16. Jahrhundert hatte sie 26 000 größtenteils steinerne Häuser und unter diesen 300 Moscheen.

Die Hamadaniden in Mossul konnten sich zuletzt der Übermacht der Stämme, welche in der benachbarten Wüste wohnten, nicht erwehren. Der arabische Emir Abul David aus dem Stamme Okail stürzte sie 991 und gründete in ihrer Hauptstadt die neue Dynastie der Okailiden. Die andere hamadanidische Linie, deren Hauptstadt Aleppo zuletzt abwechselnd eine Beute der Griechen und der Ägypter wurde, verlor die Herrschaft durch einen Freigelassenen, der als Vormund eines minderjährigen Regenten die Regierung an sich riß und die letzten Sprößlinge der Hamadaniden nach Ägypten verjagte, dessen Sohn Mansur aber ebenfalls durch einen treulosen Freigelassenen gestürzt wurde. Dieser verriet die Stadt Aleppo an die Fatimiden. Zwar schwang sich nachher noch einmal ein Hamadanide zum Beherrscher von Aleppo empor; er wurde aber bald von einem seiner Sklaven ermordet, und drei Jahre später (1025) gelang es dem arabischen Emir Saleh ben Mardasch, an der Spitze seines Stammes Kelab Herr von Aleppo zu werden. Salehs Nachkommen, die Mardaschiten oder Kelabiden, behaupteten sich unter vielen Wechseln und Stürmen bis zum Jahre 1080, wo sie von den benachbarten Okailiden verdrängt wurden.

13. Andeutungen über Bildung und Litteratur der Blütezeit der mohammedanischen Reiche.

1. Ältere Zeit bis auf die Abbassiden.

Der Orient erhielt, als aus dem Arabischen Reich ein Mohammedanisches der verschiedensten orientalischen Völker geworden war, von neuem eine Hauptbedeutung für die Bildung der Menschheit und regte damals die Welt noch einmal zu großen Fortschritten in den Künsten des Lebens, in der Wissenschaft, kurz in jeder Art von Civilisation an. Diese neu aufblühende orientalische Kultur, welche seit den Kreuzzügen auch zu den mit römischer Bildung begabten europäischen Völkern überging, war jedoch ihrem Ursprung und ihrem Hauptcharakter nach keineswegs eine rein arabische und entstand erst zu der Zeit, als einesteils in Asien, Afrika und Spanien die arabische Litteratur mit der griechischen innig verschmolz und anderenteils von Osten her die Philosophie, Poesie und Astronomie der Inder und Perser bei den außerhalb Arabiens angesiedelten Arabern Eingang fanden. Die Geschichte dieser arabisch-mohammedanischen Bildung und ihres Entwickelungsganges ist höchst wichtig, weil nur durch ihre Erkenntnis viele Erscheinungen des gesamten Mittelalters verstanden werden können. Wir müssen uns jedoch hier auf bloße Andeutungen beschränken, da die Angabe des einzelnen und die damit notwendig verbundene Aufzählung vieler fremdklingenden Namen sich mit dem Zwecke dieses Buches nicht vereinigen lassen. Noch kürzer müssen wir uns über die jener Zeit vorausgehende rein arabische Litteratur fassen, weil diese nicht an und für sich selbst, sondern bloß als Einleitung zu jener Blütezeit der neuen orientalischen oder arabisch-mohammedanischen Kultur eine weltgeschichtliche Bedeutung hat.

Die älteste arabische Volksdichtung, wie sie in dem Naturleben der vereinzelten Wüstenstämme sich ausbildete, können wir aus der Sammlung Hamâsa beurteilen, die in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts von Abu Temmam (807—845) veranstaltet wurde. Sie ist in zehn Bücher geteilt und führt ihren Namen von dem Anfangsworte des ersten Buches, welches „Tapferkeit“ bedeutet; sie enthält über 800 Lieder, abgefaßt von mehr als 500 Dichtern, auch Dichterinnen. Es herrscht in denselben eine unvergleichlich lebens- und kraftvolle Auffassung der einfachen und großartigen Motive des Daseins in der Wüste: Ritt und Fahrt unter dem Sternenhimmel, Jagd und Kampf, Stammesfehde und Blutrache. Die Lebhaftigkeit und Spannkraft des Gefühls, die allen semitischen Völkern eigen ist, zeigt sich auch hier, doch gestählt durch rauhen, energischen Heldensinn. Unerschöpflich sind

die Dichter im Lob des Rosses und der Waffen; die meisten von ihnen erlebten, was sie besangen; gerade die vorzüglichsten sind diejenigen, die sich in hochfliegendem Trotze vom Zusammenleben in den Zelten ausschließen und mit dem Wolf um die Nahrung, mit dem Wüstenkranich um den Morgentrunk streiten. Mit unverbrüchlicher Treue rächt der dichtende Held seinen getöteten Freund; die Gastlichkeit ist unbegrenzt; daneben aber sprechen sich Beutelust, Grimm und Hohn gegen den Feind, wilde Rachgier unverhüllt aus. Vor allem ist das Verhältnis zu den Frauen würdiger, die Liebenden selbständiger und der Ausdruck der Liebe tiefer und inniger als in der späteren Zeit; er ist noch frei von der witzelnden Überladung, die an den Fürstenhöfen und in den reichen Städten sich einschlich. Nach Annahme des Islams wurde die arabische Litteratur und Poesie kunstmäßiger und vielseitiger, sie machte sich zum Organ der Lebensweisheit und des theologischen Scharfsinnes, sie entwickelte eine Neigung zur blumenreichen Wortfülle wie zum antithetischen Gedankenspiel, aber sie hat dafür die charaktervolle Frische und Schärfe der Anschauung, die in der Hamâsa lebt, aufgeben müssen.*)

Die arabische Sprache zeichnete sich durch ihren Reichtum und ihre spitzfindige grammatische Schärfe schon zu der Zeit aus, als man noch keine bequeme Schrift hatte und sich beim Schreiben noch der ersten Materialien bediente, auf welche die Menschen überhaupt geschrieben haben. Die Poesieen des arabischen Volks haben infolgedessen ein doppeltes Interesse für den Orientalen, weil in ihnen Sprache und Ausdruck oft so schwer sind, daß ihre Erklärung eine eigene Wissenschaft erfordert. Die ältesten Werke der arabischen Litteratur, welche sich erhalten haben, gehören der Zeit vor Mohammed an. Es sind Gedichte, welche, gleich den Gesängen der früheren griechischen Dichter, dem versammelten Volke vorgetragen wurden und von demselben den Nationalpreis erhielten. Dichterische Wettkämpfe wurden vor allem auf den Märkten von Okhaz abgehalten, und durch die Wallfahrten zur Kaaba erhielt die Mundart des Stammes Kureisch allgemeine Verständlichkeit, so daß der Ruhm und die Wirkung eines anerkannten Dichters sich nicht auf seinen Stamm beschränkte. Die höchste Ehre für die Verfasser bestand darin, daß ihre Gedichte mit Goldschrift auf Seide gestickt und so in der Kaaba aufgehängt wurden, wovon sie den Namen Moallakats, d. i. die aufgehängten, erhielten. Von diesen

*) Da Rückert die Hamâsa mit großer Vorliebe und seltener Meisterschaft übersetzt hat (Hamâsa, Gütersloh 1857, und noch insbesondere: Amrilkais, Stuttgart 1843), wobei er im wesentlichen die Form der Urschrift nachbildet, so ist sie auch dem deutschen Freunde der Dichtung zugänglich.

ältesten Naturdichtern der Araber sind uns sieben nicht bloß dem Namen nach bekannt, sondern ihre Gesänge, die aus dem 6. und 7. Jahrhundert herrühren, sind uns in neuerer Zeit auch durch Übersetzungen zugänglich gemacht worden. Ihre Namen sind: Amrilkais, Tarapha, Zoheir, Lebid, Antara, Amru, Hareth; außerdem werden noch Ascha und Nabega genannt. Amrilkais, feurig und genial im Leben wie im Dichten, heißt im Koran „der Fahnenträger zur Hölle". Er wurde wegen seiner ungezügelten Neigung zu Liebesabenteuern und wegen seines gefährlichen Glückes bei Frauen von seinem Vater vertrieben, schwur jedoch nach dessen Ermordung, allen Schmuck und allen Liebesgenuß zu verschmähen, bis die Blutrache erfüllt sei. Zu Justinians Zeit kam er nach Konstantinopel, wo man ihm zur Strafe für ein verbotenes Verhältnis ein geschmücktes Hemd überreichte, durch dessen Anlegung sein Blut vergiftet wurde; er starb zu Angora in Kleinasien (dem alten Ancyra). Den Dichter Antara und seine Abenteuer hat nach Jahrhunderten der Grammatiker Asmai zum Helden eines umfangreichen Romans gemacht.

Mohammeds Dichtungen im Koran, Alis Begeisterung und Beredsamkeit gaben eine neue und lebhafte Anregung, obgleich wir nicht behaupten wollen, daß die vortrefflichen Sentenzen, welche Alis Namen an der Spitze tragen, ihm mit mehr Recht zugeschrieben werden, als gewisse Bücher des Alten Testaments dem Könige Salomo. Eifer für Sprache und Dichtkunst waren aber schon zur Zeit des Propheten so groß, daß die verschiedenen Stämme ihre Lieder ebenso zu sammeln suchten, wie sie die Stammbäume ihrer Häuptlinge und ihrer edlen Rosse sorgfältig bewahrten. Auf diese Weise wurden, nachdem durch die Abfassung des Korans das Schreiben häufiger geworden war, auch Stammsagen und Lieder der Vorzeit fast gleichzeitig mit dem Koran aufgeschrieben und in die sogenannten Diwane oder Blumenlesen der einzelnen Stämme zusammengetragen. Da Spitzfindigkeit von jeher ein Charakterzug der Araber war, so legte man schon früh großen Wert auf grammatische und prosodische Kleinigkeiten, auf Silbenfall, Silben- und Buchstabenanklänge, Wortbildung, Wortstellung, Wortableitung, Ton und Biegung, und diese Dinge wurden so genau geregelt und überwacht, daß das, was anfangs Künstlichkeit war, bald in Künstelei überging. Übrigens werden aus der Zahl der Freunde und Begleiter des Propheten sein Neffe und Schwiegersohn Ali und neben ihm Saab ben Zubeir, Hasan ben Thabet und Hoteja immer vorzugsweise als Dichter genannt.

Sowie sich aus der Zeit, welche dem Einflusse der griechischen, persischen und indischen Litteratur vorausging, einige poetische Werke erhalten haben, so haben wir auch noch einzelne Proben der damaligen

Beredsamkeit, einzelne historische Denkmäler und mehrere Reste grammatischer und lexikographischer Bemühungen. In Bezug auf Beredsamkeit besitzen wir eine Stelle aus einer dem Kalifen Ali zugeschriebenen Rede, die dem Besten, was wir in griechischen und römischen Rednern lesen, an die Seite zu setzen ist. Die älteste Lebensbeschreibung Mohammeds, die wir besitzen, ist von Ibn Hischam etwa 200 Jahre nach dem Tode des Propheten abgefaßt worden; sie ist nach einem älteren Werke des Ibn Ischak bearbeitet, das aus der Zeit der ersten Abbassiden herrührt und in einem den Omejjaden sehr feindseligen Sinne geschrieben ist. Eine Reihe von Historikern trat im 9. und 10. Jahrhundert zu Bagdad auf; unter ihnen sind Tabari und Masudi die bedeutendsten. Tabari sammelte alle geschichtlichen Überlieferungen, die zu seiner Zeit von Munde zu Munde gingen, wobei zu bemerken ist, daß auch Geschichtserzählungen, wie Gedichte, zum Teil viele Jahrzehnte hindurch nur im Gedächtnis lebten, ohne aufgeschrieben zu werden. Er beginnt, wie Gregor von Tours und viele Chronisten des Mittelalters, mit der Weltschöpfung, schaltet jedoch eine große Zahl von ausschmückenden Legenden ein und zwar nach der Ausbildung, die sie bei den Moslemin gewonnen hatten; je näher er seiner eigenen Zeit kommt, um so trockener und schweigsamer wird seine Darstellung. Masudi, der zwischen 960 und 970 starb, machte Reisen nach Palästina, Indien und Arabien; er giebt Auskunft über Land und Volk der von ihm besprochenen Staaten, und namentlich reiht er in die Erzählung viele schätzbaren Angaben litterarischen und kulturgeschichtlichen Inhalts ein. Dies verdient um so mehr gerühmt zu werden, als die christlichen Annalisten und Chronisten des Mittelalters um jene Zeit kaum daran dachten, über Dichter, Denker und Künstler Auskunft zu geben, außer in den seltenen Fällen, wo ihre Handlungen und Schicksale mit den äußeren Vorgängen in Verbindung standen. Unter den zwei Schriften Masudis, die wir noch besitzen, ist die eine, „die goldenen Wiesen" genannt, ein Auszug aus seinen größeren Geschichtswerken.

Zur Beschäftigung mit Grammatik und Worterklärung mußten die Araber ebenfalls schon früh geleitet werden, weil ihre Sprache so schwierig ist, daß selbst ein Araber sein ganzes Leben mit dem Studium derselben zubringen und doch über viele dunklen Ausdrücke und Wendungen in Verlegenheit sein kann. Es heißt daher auch, was wir dahingestellt sein lassen, schon Ali habe dem Abul Aswad al Dali die Ausarbeitung des ersten grammatischen Lehrgebäudes der Sprache übertragen. Die sogenannten Grammatiker beschäftigen sich übrigens, wie im Abendland, auch mit denjenigen Realien, die zum Verständnis der litterarischen Werke gehören.

Der Einfluß fremder Völker auf die arabische Litteratur nahm seinen Anfang mit der Herrschaft der Omejjaden; denn damals begann zuerst das Griechentum sich innig mit dem arabischen Wesen zu vereinigen. Diese wichtige Veränderung erfolgte nicht bloß deshalb, weil Muawia I. die Residenz nach Damaskus, der Hauptstadt des ganz griechischen Landes Syrien, verlegte, sondern sie hatte auch einen in der innern Geschichte des Arabischen Reiches selbst liegenden Grund. Unter Muawia hörte nämlich das Kalifat auf, ein Patriarchat zu sein, Arabien und seine Beduinen wurden demselben entfremdet, und es entstand ein Kaisertum, welches zugleich ein Papsttum war. Der neue Hof und die neue Art von Verwaltung bedurften der Wissenschaft und Organisation des Römisch-Byzantinischen Reichs; es wurde daher seit Muawias Regierung das Rechnungswesen und die Kammerverwaltung, die Vermessung des Landes und die Einrichtung der Kataster, die Ausbildung der Heilkunde und die Leitung des Bauwesens Griechen und Syrern überlassen, von denen dann die Mohammedaner die Künste der Civilisation erlernten. Daß dies der Fall war, beweisen die Namen der Ärzte und Mathematiker, die man uns nennt, und sogar die Namen der Männer, welche den Bau von Muawias Moscheen leiteten. Von den Griechen entlehnte Muawia auch das von ihm im Arabischen Reiche eingeführte Postwesen, dessen Einrichtung ganz griechisch war. Die Abgabenregister und Rechnungsbücher der in Damaskus residierenden Kalifen wurden sogar in griechischen Zahlzeichen geführt. Von diesen Bestrebungen war das Eingehen auf griechische Litteratur unzertrennlich. Gleichwohl muß hervorgehoben werden, daß die Moslemin gerade für diejenigen Werke, in welchen uns der hellenische Geist am reinsten und herrlichsten entgegentritt, in welchen er seine schlichte Einfalt und Größe kundgiebt, niemals Verständnis gewannen; Homer, Pindar und Äschylos, Thukydides und Demosthenes blieben ihnen fremd. Was jedoch den dialektischen Verstand anregte, und noch mehr was über die Natur und ihre Kräfte, über Mathematik und Geographie Belehrung brachte, das ergriffen sie mit Eifer und geistiger Regsamkeit und gewannen somit namentlich in der Philosophie, der Medizin und der Astronomie dem christlichen Europa auf Jahrhunderte hinaus den Vorrang ab.

Die Araber selbst widerstanden anfangs dem byzantinisch-griechischen Einflusse und blieben ihrer alten Art von Litteratur getreu. Dagegen weckte der Unwille der Gläubigen, daß Abu Soffians Sohn die Nachkommen Alis und die des Oheims des Propheten verdrängt hatte, Spötter unter ihnen, und es erhoben sich Zweifler, welche den Kalifen und seine Anhänger durch Spottverse, den Koran und seine Lehre aber mit einem kühnen Skeptizismus angriffen. Sogar Muawias eigene

Gemahlin, Maisumah, kränkte diesen Kalifen durch ein bitteres Spottlied so sehr, daß er sie ihrem Stamme Kelb zurückschickte. Unter den Spöttern und Zweiflern von Damaskus ward Muawias Nachfolger, Jezid I., gebildet, dessen Stammesangehörige schon von alters her dem Koran weder seinem Inhalt noch seiner Sprache nach hold waren. Diese Verwandten Jezids kritisierten den Koran von seiten der Sprache und Poesie, sie spotteten der in ihm enthaltenen Theologie in Versen und in spitzfindigen dialektischen Reden. Auf diese Weise kam damals unter den Arabern ein furchtbarer Skeptizismus auf. Zu gleicher Zeit entstand aber unter ihnen lange vorher, ehe sie noch den Aristoteles kannten und verehrten, eine ganz eigene Art von scholastischer Theologie oder von theologisch-philosophischem Grübeln. Als den Schöpfer derselben betrachtete man den im Anfang des achten Jahrhunderts lebenden W a s e l i b n A t a; gewiß ist, daß gegen 746 eine theologische Spitzfindigkeit die Entstehung der Sekte der Motazaliten veranlaßte, durch welche die größten Verwirrungen im Reiche herbeigeführt wurden. Schiiten und Sunniten haßten und verfolgten einander aufs heftigste; schon im achten Jahrhundert (zwischen 767 und 795) zerfielen auch die Sunniten unter sich wegen spitzfindiger Grübeleien und unfruchtbarer Punkte, die außer der Schule ohne alle Bedeutung sind, und es entsprangen zu jener Zeit die vier noch jetzt bestehenden sunnitischen Hauptsekten der Malekiten, Hanifiten, Schafeïten und Hanbaliten.

Es bildete sich damals eine mohammedanische T h e o l o g i e, welche als Wissenschaft der christlichen Theologie ganz ähnlich war. Die zwölf Freunde des Propheten wurden als Apostel, ihre Aussprüche als heilige Tradition angesehen, und jede der vier Hauptschulen betrachtete die Erfinder ihrer Grübeleien ebenso, wie die Christen des Mittelalters ihren Scotus, Thomas von Aquino, Lombardus u. a. Worauf es bei der arabischen Gottesgelehrtheit hauptsächlich ankam, können wir aus dem Bildungsgange erkennen, den man für nötig hielt, um ein tüchtiger Theolog zu werden. Dazu gehörte vor allen Dingen, daß man mit dem fünften Jahre zu lernen anfange, weil das Lesen und die Aussprache so große Schwierigkeiten hat, daß man vier Jahre braucht, um den Koran lesen zu lernen. Dann werden acht Jahre erfordert, um ihn auswendig zu lernen, und erst im sechzehnten beginnt der junge Mann zu schreiben. Der berühmte Avicenna galt deshalb schon aus der einzigen Ursache für ein Wunderkind, weil er bereits im zehnten Jahre mit dem Koran fertig war. Erst mit dem Schreiben beginnt das eigentliche gelehrte Studium. Da der Dialektik der christlichen Scholastiker, ihren jahrelangen Studien der Theologie, ihren Disputationen und Distinktionen sowie der ganzen Einrichtung

der gelehrten Schulen in den christlichen Staaten des 12., 13. und 14. Jahrhunderts arabische Erklärer des Aristoteles zu Grunde lagen, und da die theologischen Schulen der Moslemin für die gelehrten Anstalten des christlichen Mittelalters Muster wurden, so scheint es nützlich zu sein, ein handgreifliches Beispiel von der Art zu geben, wie unter den Kalifen die Wissenschaft des Korans und die scholastischen Vorstudien der Theologie getrieben wurden. Ein arabischer Gelehrter, welcher wahrscheinlich Mitglied einer der großen theologischen Anstalten war, fordert zum Verstehen des Korans einen Unterricht über nicht weniger als fünfundzwanzig Stücke. Diese sind: die grammatische Herleitung der Wörter; die Quantität und Bedeutung der Buchstaben; die Fertigkeit im Verbessern der durch die Abschreiber entstandenen Fehler; die genaue Kenntnis und das Behalten der Zahl der Suren, Kapitel, Verse, Wörter, Buchstaben des Korans; die Kenntnis der Punkte, wo man beim Lesen einhalten muß; die Fähigkeit, gleichbedeutende Wörter sowohl dem scharfen Begriffe nach, als auch in der Art, wie sie geschrieben werden müssen, voneinander zu unterscheiden; die Kenntnis der Glossen, der alten Redensarten und der selteneren Bedeutungen; die grammatische Konstruktion oder Wortfügung; die Fertigkeit, Wörter richtig auszusprechen, ohne die Buchstaben zu ändern, wenn diese Buchstaben, verschieden ausgesprochen, einen verschiedenen Sinn geben; die Kenntnis aller verschiedenen Lesarten im Koran oder die genaue Geschichte seines Textes; die Erklärung des Wortsinnes, der Anspielungen, Figuren und Gleichnisse; die Entwickelung der Kunst und Schönheit in der Rede und die Bezeichnung dessen, was selten, was erhaben, was zierlich im Sinn und in der Sprache sei; die Fertigkeit, sogleich diejenige Gattung von Schönheit anzugeben, unter welche jede dieser Feinheiten gehört, und die Gewandtheit im Anführen ähnlicher Beispiele; die Fähigkeit, die Beweise der göttlichen Eingebung aus dem Koran selbst aufzufinden; die Kenntnis der Polemik; die Nachweisung des Zusammenhanges der einzelnen Koranverse; die Zeitfolge der einzelnen göttlichen Eingebungen; die Kenntnis dessen, was ohne Grund veraltet und was durch göttliche Autoritäten abgeschafft ist; die Erklärung scheinbarer Widersprüche; die Kenntnis der Geschichte, auf die sich jeder Vers bezieht; die Ethik oder Sittenlehre des Korans; die Kenntnis der Traditionen, der Logik und Metaphysik, des mohammedanischen Kirchenrechts, sowie endlich des mystischen, allegorischen, geistlichen Sinnes, den die Wörter neben der allgemeinen Bedeutung haben.

Ebenso spitzfindig und verwickelt, wie die Theologie, war die Rechtswissenschaft. Sie blühte schon zu den Zeiten der in Damaskus residierenden Kalifen und hatte mit jener Wissenschaft

Ursprung und Behandlungsweise gemein. Sowie die Theologie in zwölf Freunden Mohammeds ihre Apostel erhalten hatte, ebenso sah man schon gegen das Jahr 700 sieben bestimmte Männer als die Gründer der Jurisprudenz an und betrachtete sie als Autoritäten in Rechtssachen, wie jene in den Angelegenheiten des Glaubens und Gewissens.

Neben diesen beiden Arten von Wissenschaft blühte am Hofe der Omejjadischen Kalifen, besonders unter Jezid II., die freie und ausgelassene Dichtkunst der Spötter. Den Wert dieser satirischen Poesie kann der Ausländer nicht würdigen, weil gerade die Feinheit und Kunst derselben, welche den Araber bezaubert, ohne genaue Kenntnis der Sprache nicht zu verstehen ist. Übrigens wimmelte es damals in Damaskus nicht bloß von Dichtern, sondern es ward auch eine förmliche Sache der Mode und eine Hofangelegenheit, Verse zu machen und besonders aus dem Stegreife zu dichten. Fast von jedem Kalifen, General und Staatsmann führen die Geschichtschreiber Verse oder auch Weisheitssprüche an, die er bei gewissen Gelegenheiten vorgebracht haben soll. Wichtiger, als dieses schon zur Zeit der Omejjaden allgemein herrschende Wohlgefallen am Dichten und am philosophischen Schwärmen, ist für uns der Umstand, daß man damals anfing, in allen realen und philosophischen Wissenschaften auf dem Grunde, der in Alexandria gelegt war, fortzubauen und also die Menschheit einen Schritt weiter zu führen. Zwar suchten die übersetzenden Griechen und Syrer auch Dichter oder Redner der Griechen den Orientalen genießbar zu machen; sie konnten aber, wie oben bemerkt, damit nicht durchdringen, weil die Poesie und Redekunst des Orientalen einen eigenen Charakter hat, der mit dem Wesen des Griechentums im Widerspruch steht. Um so leichter fanden die auf das Äußere und Nützliche gerichteten Geistesbeschäftigungen der Griechen Eingang. Die beiden Leibärzte des Kalifen Abd Almalik, Theodunus und Theodokus, stifteten zu Damaskus eine bedeutende medizinische Spezialschule, aus welcher einer der größten Ärzte und Naturforscher des Mittelalters, Phorat ibn Schdinatha, hervorging; und Welid I. rief, als er 716 die große Moschee in seiner Hauptstadt erbauen wollte, aus allen Teilen des Griechischen Reiches Künstler herbei, welche nicht nur dieses Werk ausführen, sondern auch unter den Arabern Baumeister bilden und eine neue arabisch-byzantinische Schule der Architektur gründen sollten.

2. Zeiten der Abbassiden und der Gasnaviden.

Wir müssen uns auch über diese Zeiten sehr kurz fassen, teils weil alle anzuführenden Namen durchaus fremdartig lauten, teils weil

wir nur den Teil des menschlichen Wissens berücksichtigen, welcher in der ältesten und alten Zeit betrieben, dann im früheren Mittelalter unter Barbarei begraben, nachher von den Arabern weiter gebracht und später zur Zeit des Wiedererwachens der Wissenschaften in Italien, Sizilien, Spanien den Völkern lateinischer Zunge überliefert ward. Es würde sonst sowohl von ganz eigentlichen Schulkenntnissen, als von den höchsten Zweigen der Astronomie und Mathematik oder von dem rein theoretischen und philosophischen Teile der Naturwissenschaft die Rede sein müssen, was diesem Werke fremd ist. Im allgemeinen ist zu bemerken, daß seit der Verlegung der Residenz nach Bagdad die arabische Litteratur diejenige Form erhielt, in welcher sie nachher zu den Christen überging und auf die Studien derselben eine umgestaltende Wirkung ausübte. In Bagdad bildete sich zuerst durch den Einfluß der griechischen Litteratur eine ganz eigentümliche arabisch-griechische Wissenschaft. Dann kamen persische und indische Elemente hinzu. Die auf diese Weise entstehende neue Wissenschaft verbreitete sich bald über Ägypten, Afrika und Sizilien bis nach Spanien hin und drang von dort in das christliche Europa ein, wo sie dann den zum geistigen Leben erwachenden Riesengeschlechtern des Mittelalters auch der Form nach näher gebracht ward.

Der Einfluß des Griechischen auf die arabische Litteratur ging zuerst von den höheren Lehranstalten des Byzantinischen Reiches aus, welche zu Nisibis, Antiochia, Berytus und Edessa bestanden, und die Syrer, deren Sprache der arabischen verwandt ist, bildeten das erste Mittelglied zwischen den Griechen und Arabern. Die griechische Arzneikunde war die erste Wissenschaft, welche bei den Arabern Eingang fand. Sie blühte in den genannten Lehranstalten vorzüglich, und da ihr Nutzen handgreiflich war, so konnte der Fanatismus des Islams die Kalifen nicht abhalten, griechische Ärzte in ihre Dienste zu nehmen. Medizinische Bücher wurden daher auch zuerst übersetzt und gut aufgenommen. Auch die Mathematik und die mit ihr verbundenen oder von ihr abhängigen Wissenschaften wurden fast zu gleicher Zeit von den Griechen entlehnt; denn sie waren für blühende Reiche, wie sie seit 760 in Bagdad und im fernen Osten und Westen entstanden, ganz unentbehrlich. Es wurden also auch die Schriften der griechischen Mathematiker ins Arabische übersetzt, und bald trieb man auf den mohammedanischen Schulen die Mathematik und Astronomie mit dem größten Eifer. Ja, die Araber erweiterten diese griechischen Wissenschaften in einem solchen Grade, daß man ihnen später lange Zeit auch die wichtige Erfindung der Algebra zuschrieb.*) Erst in unseren Tagen

*) Das Wort wird von Al Dschebru, d. i. Verbindung des Getrennten, her-

ist man durch die Bekanntschaft mit dem bis dahin unbekannten Buche des Griechen Diophant zur Gewißheit gelangt, daß die Ehre dieser Erfindung den Griechen zukommt. Um die Chemie haben sich die Araber schon früh die größten Verdienste erworben; denn der berühmteste arabische Chemiker, Geber oder Dschiafar, lebte gegen das Jahr 765, und diese Wissenschaft ward von den Arabern so eifrig getrieben und in so hohem Grade gefördert, daß man sie sogar für eine arabische Erfindung halten zu dürfen geglaubt hat. Die mathematischen Wissenschaften machten überhaupt, sobald sie einmal Eingang gefunden hatten, sehr rasche Fortschritte. Unter dem Kalifen Mamun (813—833) übersetzte auf dessen Verlangen Honain, ein Nestorianer, den Euklid und die Astronomie des Ptolemäos, welche seitdem den arabisch klingenden, aber eigentlich aus dem griechischen Titel verdorbenen Namen Almagest erhielt. Ein Sabäer oder Feueranbeter, Thebit, bearbeitete den Euklid. Durch den berühmten byzantinischen Gelehrten Photius, welcher eine Zeitlang als griechischer Gesandter in Bagdad lebte, trat Mamun mit dem griechischen Kaiser Theophilus über den Austausch von Kunst und Wissenschaft, von Künstlern und Gelehrten in förmliche Unterhandlungen; ein syrischer Schriftsteller, Abulfaradsch, sagt uns ausdrücklich, daß Mamun sich die Bücher, die er übersetzen lassen wollte, vom griechischen Hofe ausbat und sie von demselben offiziell erhielt. Schon unter diesem Kalifen drangen die Araber in der Astronomie und Geometrie sogar weiter vor, als die Griechen gekommen waren. Dies geht daraus hervor, daß sie damals den Umfang der Erde mathematisch zu finden suchten und deshalb die merkwürdige Messung eines Breitengrades in der Ebene von Sandschar in Mesopotamien machten, welche unter Mamuns Augen durch die als Mathematiker ausgezeichneten

---

geleitet. Die aus dem Arabischen in die Sprachen Europas aufgenommenen Ausdrücke sind für das Wissensgebiet der Moslemin bezeichnend. Der Astronomie gehören, abgesehen von den Namen einiger Sternbilder, die Wörter Zenith, Nadir und Azimut, auch wahrscheinlich Almanach an; der Mathematik, außer Algebra, noch Theodolit, indem das ins Altfranzösische aufgenommene Alidad (Lineal) aus dem arabischen Alhadschad, d. i. gerade Richtung, abgeleitet wird. Das Wort Ziffer bezeichnet ursprünglich die Null; die Kenntnis der indischen Zahlzeichen und der großen Erfindung des Stellenwertes soll Albiruni aus Indien gebracht und Gerbert (Papst Sylvester II., † 1003) aus den arabischen Schulen nach dem christlichen Europa verpflanzt haben. Chemie, Alchymie und Pharmacie sind reich an arabischen Namen, ja El Iksir, d. i. die Tinktur, wurde in der Schreibart Elixir allgemein bekannt. Im Kriegswesen ist Emir al Ma (Seeherrscher, Admiral) und Dar el Zana (Haus der Betriebsamkeit, daher ebensowohl Arsenal wie die Darsena in Genua) von den Moslemin entlehnt. Wenn auch der Ausdruck „türkische Musik“ späteren Jahrhunderten angehört, so hat doch die europäische Instrumentalmusik überhaupt und die militärische insbesondere schon zur Zeit der Kreuzzüge manches von den Moslemin entlehnt.

Söhne Musas, Mohammed, Hosain und Ahmed, ausgeführt und sogar der Richtigkeit wegen noch einmal wiederholt ward. Die große räumliche Ausdehnung der mosleminischen Reiche erleichterte überhaupt die Zusammenstellung zahlreicher Beobachtungen und förderte somit in hohem Grade die wissenschaftliche Erd- und Himmelskunde. Mamun brachte auch Künstler zusammen, welche astronomische Instrumente verfertigten, und auf der von ihm errichteten Sternwarte zu Schemesia bei Bagdad ward der Anfang der Beobachtungen und Berechnungen gemacht, die nachher an allen Enden fortgesetzt und verbessert wurden und so die Tafeln der Bewegung der Himmelskörper möglich machten, ohne welche Kepler und Newton die neuere Astronomie nicht hätten begründen können. Von den bei dieser Sternwarte angestellten Astronomen ist besonders einer unter den Lateinern und Griechen des Mittelalters berühmt geworden. Dies war Ahmed Ibn Kothair oder Alfraganus. Er selbst ging freilich in seiner Schrift von den Elementen der Astronomie nicht über Ptolemäos hinaus; allein seine drei Freunde und Kollegen, Habasch, Hasseb el Meruzi und Ibn Nabakth, berechneten drei Bücher astronomischer Tafeln, durch welche für die neuere Astronomie der Grund gelegt wurde. Von Bagdad aus verbreitete sich der Eifer für astronomische Wissenschaften zuerst unter den Hamadaniden in Syrien und am obern Euphrat. Hier entstanden in den meisten Städten astronomisch-mathematische Lehranstalten und Observatorien, von welchen die Sternwarte zu Antiochia am berühmtesten geworden ist, weil auf ihr Albatani oder Albategnius (eigentlich Mohammed ben Dscheber) beobachtete, aus dessen Werken die christlichen Astronomen des Mittelalters ihre ganze Weisheit schöpften. Dieser Mann war es, welcher zuerst mit einer Genauigkeit, wie sie den alten Griechen nie möglich gewesen war, die Schiefe der Ekliptik bestimmte, und außerdem den Ort der Sonne am Himmel in den verschiedenen Zeiten des Jahres ziemlich genau berechnete.

Eine völlige Revolution brachte in den Wissenschaften der Araber, und zwar zuerst in der Theologie, Aristoteles hervor, dessen Schriften von ihnen unzählige Male übersetzt, bearbeitet und erklärt wurden. Der Einfluß, welchen dieser große Philosoph und Dialektiker auf den spitzfindigen Geist der Araber ausübte, war so groß, daß von ihnen Aristoteles gleichsam als ein zweiter Prophet angesehen wurde. Sie erhielten dadurch eine ganz eigentümliche Richtung, welche freilich von dem wahren Geiste der Aristotelischen Philosophie sehr weit entfernt war. Diese verbreitete sich nachher vom Orient her über den ganzen Occident, und es entstand daraus eine neue Art Wissenschaft, die an den Namen des Aristoteles angeknüpft wurde, von ihm selbst aber wenig an sich hatte. Aristoteles wurde durch diesen Gebrauch, den

man von seinen Schriften machte, gewissermaßen die Seele der mohammedanischen, christlichen und jüdischen Welt; denn die Araber machten das aus ihm künstlicherweise entwickelte System der wissenschaftlichen Auffassung und Behandlung zur Grundlage ihrer Theologie, und von ihnen ging dasselbe zuerst in Spanien zu den Juden und dann im westlichen Europa unter dem Namen der scholastischen Theologie zu den Christen über. Bei den letzteren erstreckte sich diese Anwendung des Aristoteles so weit, daß man die Geschichte der wissenschaftlichen Bildung des Mittelalters geradezu an die Geschichte der Übersetzungen und Erklärungen des Aristoteles reihen könnte. Man müßte dann zwei Perioden annehmen, von welchen die eine, die bis ins 13. Jahrhundert reicht, die Zeit der aus dem Arabischen in ein barbarisches Latein übertragenen Übersetzungen und Erklärungen des Aristoteles begriffe, die andere aber mit der Rückkehr zum griechischen Original selbst begänne. Auf eine nähere Betrachtung der spitzfindigen arabischen Theologie dürfen wir hier nicht eingehen; nur das eine muß hervorgehoben werden, daß sie ganz und gar mit der christlichen Theologie des Mittelalters zu vergleichen ist, und daß auch die dialektischen und theologischen Klopffechtereien oder Disputationen, welche man als eine Art geistlicher Turniere ansehen kann, von den arabischen Aristotelikern auf unsere Universitäten übergingen. Die berühmteste theologische Disputation ist die der beiden Lehrer aus der Schule der Schafeïten, Beschr al Hafi und Mohammed Schafi, über das Erschaffensein oder Nichterschaffensein des Korans. Es war zu derselben ein ganzes Konzil versammelt; aber die Meinungen waren und blieben geteilt, der Streit ward, wie das zu gehen pflegt, nur noch ärger und brachte Mord und Blutvergießen hervor.

Noch weniger, als von der Theologie, kann hier von der unter den Arabern sich entwickelnden grammatischen Gelehrsamkeit, durch welche besonders die Schule Chalils sich auszeichnete, gesprochen werden; dagegen müssen wir der arabischen Philosophie schon wegen ihres Einflusses auf das Abendland mit einigen Worten gedenken. Für das Wesen und den Entwickelungsgang der arabischen Philosophie ist besonders der Umstand von Wichtigkeit, daß persische und indische Vorstellungen den mohammedanischen Fanatismus erschütterten und eine eigentümliche Ansicht der Dinge erzeugten, die sich im 10. Jahrhundert über Irak, Persien und Indien verbreitete. In dieser Beziehung ist besonders A h m e d b e n J a h i a bemerkenswert, welcher um 905 am Hofe des Kalifen Moktaf lebte. Man nannte ihn nur al Rawandi, d. i. Ketzer, und die Chroniken, welche von Beispielen der Dreistigkeit voll sind, mit der er sich über Lehren und Fabeln des Korans lustig machte, führen ihn gewöhnlich bloß unter dem Namen des Gottlosen

an. Seine Bücher enthielten viel indische Theosophie, sie heißen deshalb tiefsinnig und dunkel und wurden trotz des übeln Rufes ihres Verfassers eine Hauptquelle des Unterrichts. Sie haben alle bildliche Titel, z. B. Kadib ed dahab, d. i. die goldene Rute, Kitab el Lame, d. i. das glänzende Buch, Kitab el Ferind oder das blitzende Schimmern des Schwerts, Kitab el Zomroda oder das Buch Smaragd. Neben al Rawandi ist zunächst Mohammed ibn Zaccaria zu nennen, der berühmte Vorsteher des Krankenhauses zu Bagdad und Leibarzt des Kalifen Kaher; denn die Heilkunde war mit der Philosophie und Erklärung des Aristoteles innig verbunden und blühte mit dieser am Ende des 11. Jahrhunderts ebenso in Bochara und Gasna, wie am Tigris. Mohammed ibn Zaccaria war als öffentlicher Lehrer so berühmt, daß er aus aller Welt Enden besucht wurde, und soll über 200 Bücher geschrieben haben, unter denen sein Lehrgebäude der praktischen Arzneikunde noch im 15. und 16. Jahrhundert von den italienischen Gelehrten eifrig studiert ward.

Einen bedeutenden Einfluß übte Al Farabi († um 950), welcher Aristotelische und noch mehr Neuplatonische Lehren mit dem Islam verband. Zwischen dem abstrakt einheitlichen Gott der Moslemin und der vielgestaltigen Erscheinungswelt nahm er eine Vermittelung an, welche der thätige Verstand als Bildner der letzteren darstellt. Mit diesem Verstand in seiner ordnenden Folgerichtigkeit fühlt sich der erkennende Verstand im Menschen eins. Hiermit war den Arabern der Weg gezeigt, zu philosophieren ohne direkt feindseliges Auftreten gegen die Glaubenslehre.

Berühmter wurde Abu Ali Hosain ben Abdallah ibn Sina (Avicenna); ja, dieser Mann galt sogar unter den Christen wie unter den Mohammedanern für den ersten Philosophen nach Aristoteles und für den größten Lehrer der Arzneiwissenschaft und erhielt deshalb bei den Arabern den Beinamen Scheik Rayes, d. i. der Fürst der Ärzte. Er war in der Nähe von Bochara geboren, erhielt in dieser Stadt seine Bildung und ward von dem großen Sultan Mahmud nach Gasna berufen, folgte aber diesem Rufe nicht, sondern begab sich nach den persischen Ländern, wo er hauptsächlich in den Reichen der Buiden und Ziaden lehrte und wirkte. Er schuf aus Galenos und Mohammed ibn Zaccaria ein neues System der Medizin und Chirurgie, welches er philosophisch zu begründen suchte, und das später mehrere Jahrhunderte hindurch als eine Art Offenbarung abgöttisch verehrt und befolgt wurde. In Hinsicht auf die Philosophie ward er im Occident und Orient gleichsam wie ein Orakel über Aristoteles und Plato angesehen, und sein System der Logik und Metaphysik galt in Asien für das wichtigste Werk der Litteratur. Bochara war der Hauptsitz

der Blüte, zu welcher damals die Litteratur der Moslemin sich entfaltet hatte, und der Sultan Mahmud berief von dort her außer Avicenna noch drei andere Männer nach Gasna, deren Werke das Mittelalter in schlechten Übersetzungen fleißig studierte. Von diesen drei leuchtenden Sternen des gasnavidischen Hofes kennen wir Abendländer den Abu Nasr und Abu Sahal nur wenig, desto besser aber den Abu Rihan, welcher nicht bloß Philosoph, sondern auch großer Mathematiker war. Er schrieb eine Theorie der Fixsterne und eine Abhandlung von der Kugelfläche. Auch reiste er, von Mahmud und dessen Nachfolger unterstützt, vierzig Jahre lang in Indien und verfaßte dann eine allgemeine Geographie, welche von den Gelehrten der späteren Zeit oft angeführt wird. Im Gegensatze zu der freieren philosophischen Bewegung, die den Zweifel befördern und bei der lebhaft schwärmerischen Auffassung der Araber auflösend wirken mußte, blieben Versuche nicht aus, das orthodoxe Lehrgebäude, oder wenigstens den gläubigen Sinn wissenschaftlich zu unterstützen. An die Spitze dieser Richtung trat gegen Ende des 11. Jahrhunderts Gazali oder Al Gazel, der allerdings Zweifel und Untersuchung gestattet, aber die suchende Seele zur Gotterkenntnis und Gottesliebe zu leiten sucht.

Zum Schlusse ist noch eine besondere Art von Dichtungen zu erwähnen, mit welcher die allgemeine Litteratur im Zeitalter der Abbassidischen Kalifen bereichert wurde. Es sind dies die Märchen. Sie wurden seit Harun al Raschid häufig in Sammlungen vereinigt, von welchen eine, die den Namen „Tausendundeine Nacht" führt, unter uns am meisten bekannt geworden ist. Den Stoff zu diesen Erzählungen fanden die Araber großenteils in Indien, Persien und anderen östlichen Ländern vor; was die Form anbelangt, so ist das Hauptprinzip ebenfalls aus Indien entlehnt. Dasselbe besteht nämlich darin, daß eine Erzählung gleichsam den Rahmen bildet, in welchen die übrigen eingeschoben werden. Dies kann in der Weise geschehen, daß die letzteren als Episoden zum Gange der Handlung gehören; meist aber ist die Einkleidung von loserer Art, so daß die Personen der einleitenden Geschichte einander mit Erzählungen unterhalten. Den Arabern eigentümlich ist in „Tausendundeine Nacht" vieles von der phantastischen Ausschmückung, die bunte und lebhafte Charakteristik und die durchweg obwaltende schlichte Moral, nach welcher am Schlusse Lohn und Segen den Guten zu teil wird. Diese orientalische Form der Kollektiverzählung ist beim Ausgang des Mittelalters in der europäischen Litteratur ungemein wirksam geworden, wovon eine Reihe berühmter Werke, vom Decamerone des Boccaccio und den Canterbury-Geschichten des Chaucer bis auf ähnliche Versuche von Goethe, Tieck, Thomas Moore Zeugnis geben. Die Redaktion übrigens, in der wir

„Tausendundeine Nacht“ besitzen, stammt im wesentlichen aus Ägypten und zwar aus dem 15. Jahrhundert.

Von einer anderen Gattung der Litteratur, der Fabel, ist es nicht ganz gewiß, ob sie bei den Arabern schon früher entstanden war, oder erst in jener Zeit von Indien her zu ihnen gebracht wurde; denn es giebt zwar arabische Fabeln, welche unter dem Namen des Dichters Lokman umhergetragen wurden, aber es ist unbekannt, welcher Zeit sie angehören. Lokman selbst, den die Sage bald zu einem König oder Propheten, bald, wie den Äsop, zu einem mißgestalteten Sklaven macht, ist hochberühmt und wird schon im Koran genannt; übrigens ist die Sammlung, wie sie jetzt vorliegt, weder der Einkleidung noch dem Ausdruck nach von besonderem Wert. Dagegen steht es nach den neuesten Untersuchungen außer allem Zweifel, daß unter den Abbassiden die Fabeln des Bidpai oder, wie sie zusammen genannt wurden, das Buch Kalila und Dimna von Indien her zu den Arabern gebracht wurden und bei ihnen viele Nachahmung fanden, daß also jene Dichtungsart in betreff der späteren arabischen Zeiten indischen Ursprungs ist.

Die übrigen Gattungen der arabischen Poesie können wir übergehen, weil sie dem Geiste der abendländischen Litteratur fremd geblieben sind und für die Geschichte der menschlichen Kultur nur eine geringe Bedeutung haben. Zu erwähnen ist gleichwohl noch Mutanabbi, der in einer schon vorgeschrittenen Zeit den Ruhm eines großen Dichters gewann und zwar durch diejenigen Eigenschaften, die einer glanzliebenden und verwöhnten Gesellschaft vorzugsweise zusagen. Anfangs trat er als Prophet auf, bald jedoch gefiel er sich mehr an Fürstenhöfen, wo er gefeiert wurde, und wo seine Feinde ihm weniger gefährlich waren. Er besaß Lebenskenntnis, eine reiche Einbildungskraft, eine Fülle von witzigen und glänzenden Wendungen, und seine Sprache war von großem sinnlichen Reiz; durch solche Vorzüge wußte er den Mangel an Tiefe, Gehalt und Charakter zu verdecken. Treffende Sentenzen und Sittensprüche finden sich namentlich in den Lobgedichten, die er den Mächtigen darbrachte; vor allen erhob er den kraftvollen Neger Kafur, der allerdings, wie wir oben sahen, ein tüchtiger Regent war und Ägyptens Wohlfahrt über zwei Jahrzehnte in rühmlicher Weise schützte. Mutanabbi wurde 965 auf einer Reise nach Kufa von einer Räuberhorde überfallen und nach tapferem Kampfe getötet. Noch weit bekannter, wenigstens in Deutschland, ist Hariri von Baßra durch seine Makamen oder vielmehr durch Rückerts geniale Bearbeitung derselben, in welcher dieser Dichter den Reichtum und die Schmiegsamkeit unserer Sprache trefflich erprobt hat. Makame bedeutet einen Ort, wo man zur Unterhaltung zusammentrifft, und weiter die Unterhaltung

selbst, welche meist in einer poetischen Rede oder kleinen abgerundeten Erzählung besteht. Hariri legt nun einem vielgereisten Manne, dem Hareth ben Hemmam, eine Reihe von Berichten in den Mund, welche sämtlich den redekundigen, hochbegabten und leichtfertigen Landstreicher Abu Seid ben Serug zum Gegenstande haben; derselbe erscheint als Schulmeister, als Gesetzkundiger, sogar als alte Frau, jedesmal aber benutzt er seine Wortkunst und Redegabe, um irgend einen Vorteil, sei es auch nur eine Mahlzeit, zu erhaschen. Die Form ist gereimte Prosa, gehoben durch überall vorwaltenden bildlichen Ausdruck und verflochten mit Rätselfragen, Sinnsprüchen und Gedichten. Aus dem Ganzen tritt lebhaft hervor, wie sehr Virtuosität im Dichten und Sprechen, dazu Geistesgegenwart in Anwendung derselben bei den Arabern in Gunst stand. Hierauf beschränkt sich aber auch der sittliche Gehalt des glänzenden Spiels, wenn man ihn nicht darin suchen will, daß Abu Seid, wie fast sämtliche volkstümliche Abenteurer bis auf den Simplicissimus hin, schließlich aller Eitelkeit entsagt und sich einem frommen, beschaulichen Leben zuwendet. Zur Gestaltung epischer Werke im höchsten Sinn oder gar zu dramatischer Poesie haben die Araber es nicht gebracht; den Menschen in seiner Willensfreiheit und im Heldenkampfe gegen das Schicksal aufzufassen, lag außerhalb ihres Kreises, und die volle Ausmalung von Charakteren und Persönlichkeiten war in der Dichtung ebensowenig ihre Sache, als in der bildenden Kunst.

3. Fernster Osten und fernster Westen in der Blütezeit der arabischen Kultur.

Als die Samaniden ihren Sitz nach Bochara und Samarkand verlegten und die uralte persische Bildung von Hochasien mit der neuen arabischen verbunden ward, erhoben sich zwischen der Wüste und dem Gebiete der Buiden Universitäten, große gelehrte Kollegien, Bibliotheken, Sternwarten von solchem Umfange und so reich ausgestattet, daß nur wenige Anstalten unserer Zeit die Vergleichung mit ihnen aushalten können. Sogar die rohen Seldschukken, als sie sich der Kalifen und der Herrschaft des Reiches bemächtigten, glaubten, wie die blutigen Tyrannen Italiens im 14. Jahrhundert, Künste und Wissenschaften des Ruhmes wegen fördern zu müssen. Nizam el Mulk, der Wesir des zweiten und dritten Seldschukken, stiftete in Bochara, Samarkand, Meru, Nischapur und Herat große Anstalten, in welchen eine bedeutende Anzahl von Gelehrten auf Staatskosten unterhalten wurde. Ebenderselbe gründete in Bagdad eine theologische Akademie, die nach seinem Namen die Nizamische genannt wurde, und verwendete so große

Summen auf sie, daß sie alles übertraf, was die Kalifen bis dahin für ihre Hauptstadt gethan hatten.

Vor allen anderen Wissenschaften wurden im Osten des Reiches die Mathematik und Astronomie getrieben, und man vervollkommnete dort die Tafeln, auf welche die neuere Astronomie sich gründet. Einer der Astronomen des seldschukkischen Sultans Malek Schah, Omar Chejan, berechnete um das Jahr 1080 zuerst das Sonnenjahr bis auf wenige Sekunden richtig, und aus Samarkand stammen die vortrefflichen astronomischen Tafeln in persischer Sprache, die man in unseren Bibliotheken hie und da findet. Selbst bei der schauderhaften Verwüstung von Bagdad um 1258 gedachte der gräßliche Hulagu oder Ilek-Khan der astronomischen Wissenschaft; denn er wies dem Astronomen Nasireddin eine Stadt in Aserbeidschan an, um dort Mathematiker und Sternkundige zu versammeln und vollständige Tafeln berechnen zu lassen. Diese Arbeit leitete Nasireddin mit Hilfe des Direktors der Sternwarte von Damaskus, al Muiad al Aredhi, und den Direktoren der Sternwarten von Mossul, Tiflis und Kaswin, al Fakrh al Maraghi, al Fakrh al Khalathi und Nagmeddin ben Debiran. Auf diese Weise kamen die berühmten, nachher immer mehr vervollkommneten Ilekkhanischen Tafeln in zwölf Jahren zu stande. Sie enthalten nicht bloß den Lauf der Planeten, ihre Länge, Breite und Ascensionen, sondern auch Fixsternverzeichnisse, Ären und Epochen. Wir kennen die ganze Reihenfolge der Lehrer, welche dieser Anstalt und den anderen Akademieen in der Tatarei durch das 14. und 15. Jahrhundert hindurch vorstanden, und Ulugh Begh, einer von Timurs oder Tamerlans Enkeln, der in Nordindien und einem Teile der Tatarei herrschte, war Beschützer der Männer, welche ein Werk verfertigten, das noch immer gebraucht wird. Sein Lehrer war Salaheddin, der Vorsteher der Anstalt zu Samarkand. Dieser kam zum erstenmal seit Hipparchs Zeit wieder auf den großen Gedanken, ein vollständiges Fixsternverzeichnis herzustellen. Salaheddin starb, ehe die Arbeit vollendet war; aber Gajatheddin Dschemschid, welcher vorher Nasireddins Tafeln verbessert hatte, vollendete die Arbeit in Verbindung mit seinem Freunde Ali Kuschgi, und auf diese Weise kamen die nach Ulugh Begh benannten Tafeln zu stande, die erst arabisch und dann persisch verfaßt wurden.

Die Dichtung der Perser hat eine höhere Stufe erreicht, und ihre vorzüglichsten Leistungen kommen unseren Begriffen von poetischen Meisterwerken näher, als dies bei irgend einem anderen mosleminischen Volke der Fall ist. Die von uralter Zeit her anerkannte Lebensaufgabe des Kampfes mit dem Bösen dauert auch in der mohammedanischen Zeit fort und begünstigt das Zurückgreifen auf die frühere

Heldensage; der mystische Zug in der Poesie der Iranier entfaltet die innere Stimmung und giebt der Gemütsregung einen höheren Wert. In der Fülle des sinnlichen Ausdrucks steht die persische Dichtung der arabischen wohl nach, übertrifft sie aber an Anlage zu maß- und stilvoller Haltung, selbst wo sie sich in Bildern ergeht. Ihr berühmtester Vertreter ist Firdusi, von dessen äußeren Lebensverhältnissen unter Mahmud, dem Gasnaviden, wir einiges gesagt haben; er war ein Zeitgenosse der deutschen Kaiser Otto III. und Heinrich II. Mahmud selbst hatte den Plan entworfen, es sollte die persische Sagengeschichte, von der man Überlieferungen aus dem Volksmund sowie Aufzeichnungen aus der Sassanidenzeit (226—636 n. Chr.) hatte, in ein dichterisches Ganze zusammengefaßt werden. Er hatte zu dieser Arbeit den Anssari ausersehen, der an seinem Hofe das Amt eines Dichterkönigs innehatte; dieser aber empfahl an seiner Statt den Firdusi. Die Traditionen, die der große Dichter benutzen konnte, teilte er in zwei Hauptgruppen, deren erstere die Göttersage fast nur in ihrem Anschluß an die alte Heldengeschichte, diese aber sehr umfassend behandelt. In der Mitte dieser Gruppe steht ein gewaltiges Heldenbild, der starke Tehemten oder Rustem. Die Kraft und Einsicht, womit Firdusi seinen reichen Stoff beherrscht, verdient unsere Bewunderung; wenn auch die Fülle des Erzählungsstoffes wie der Schmuck und Glanz des Ausdrucks mitunter über unsere Geschmackslinie und gar über das hellenische Schönheitsmaß hinausgeht, so zeigt sich doch oft genug eine edle schlichte Gesinnungsgröße und seelenvolle Milde, wie vor allem in der Schilderung der jugendlichen Helden Suhrab und Isfendiar. Der zweite Teil der großen Dichtung behandelt die Geschichte der Perserkönige von Iskander (Alexander dem Großen) sowie die Heldenzüge des makedonischen Königs, jedoch beides in der legendenhaften und mythischen Ausschmückung, die es bei den morgenländischen Völkern gewonnen hatte. Bezeichnend ist hierbei, daß die Perser sich ihren großen Gegner der Abstammung nach aneignen, indem Alexander als der Sohn eines Perserkönigs und einer Tochter des Philippos erscheint. Firdusis großes Werk, welches Schach Nameh, d. i. Königsbuch, genannt wird, gewährt außer dem dichterischen Genuß auch manche Belehrung, namentlich wenn wir mit seiner Spiegelung der Urzeit diejenigen geschichtlichen Ergebnisse vergleichen, die wir der neueren Forschung verdanken.

Nicht dem Epos, aber der poetischen Erzählung gehören die berühmtesten Werke des Nisami († 1180) an, worunter die Liebesgeschichten vom Perserkönig Kosru und der Armenierin Schirin hervorzuheben sind. Sie zeigen uns, bis zu welcher Verfeinerung die Darstellung der Liebe und der romantischen Gefühle überhaupt im

Morgenland gediehen war, als sie bei den christlichen Völkern erst begann; ja man geht schwerlich zu weit, wenn man annimmt, daß für dieses ganze, später so ausgedehnte Gebiet der Liebeserzählung und Novelle die erfolgreichste Anregung vom Orient ausgegangen ist, und welche Bedeutung darum schon ihm in dem, was Goethe die Weltlitteratur nannte, zuerkannt werden muß. Die reiche Entwickelung der lyrischen Poesie in Persien auch nur annähernd darzustellen, liegt außerhalb unserer Aufgabe; wir begnügen uns mit kurzer Anführung der berühmtesten Dichter. Enweri aus Balkh, der noch vor Nisami dichtete, bewährte in den Lobgedichten, die er an vornehme und angesehene Personen richtete, einen großen Reichtum an Bildern und ansprechenden Wendungen, zog sich aber auch den Vorwurf der Schmeichelei zu; einen Vorwurf, gegen den ihn Goethe mit seltenem Nachdruck in Schutz nimmt. Die mystische Denkweise, welche die höchste Wonne darin findet, das Eigene selbst durch Versenken in die göttliche Weltseele zugleich aufzugeben und zu weihen, und welche in der Erscheinungswelt nur den farbigen Abglanz des einen Gotteslichtes erkennt, fand einen glut- und schwungvollen Ausdruck in den Hymnen und Lehrgedichten des Dschelaleddin Rumi, welche geeignet sind, inbrünstige Gemüter jedes Bekenntnisses, die sich weniger dem Dogma als der Sehnsucht zum Ewigen und der Erleuchtung durch Liebe zuwenden, zu erfreuen und zu erbauen. Der Dichter, welcher den angesehenen Derwisch-Orden der Mewlewi gründete, starb 1273 zu Ikonium in Kleinasien. Ein sehr vielseitiger und allbeliebter lyrischer Dichter unter den Persern war Saadi, der an den Kreuzzügen persönlich Anteil nahm und 1291 zu Schiras in einem Alter von mehr als hundert Jahren starb; die berühmtere unter seinen zwei Gedichtsammlungen ist der Gülistan oder Rosengarten. Frei von allzu kühnem Gedankenflug oder Grübelei ist er doch sinnreich, dem Lehrhaften geneigt und in der Einkleidung klar und anmutig. Nicht leicht sind aus einem anderen Dichter des Morgenlandes so viele Fabeln, Allegorieen und Gleichnisreden auch in den europäischen Gedankenschatz gekommen; wie denn schon der gelehrte Reisende Olearius († 1671) den Rosengarten übersetzt hat. Mohammed Schemseddin endlich, den man den Hafis oder Aufbewahrer nannte, weil er den ganzen Koran auswendig wußte, gehört einer noch vorgerückteren Periode an als Saadi; er war etwa ein Zeitgenosse Boccaccios. Seinen reizenden Liedern, die den Wein, die Liebe und den Naturgenuß preisen, hat man mystische Bedeutung untergelegt, zum Teil um die Verehrung vor seinem Geist mit der mosleminischen Frömmigkeit vereinigen zu können; denn der Mohammedaner will an jedem Gegenstand seiner Ehrfurcht auch eine religiöse Seite erkennen, und zum Grab des Hafis († in Schiras 1389) wird

noch heute gewallfahrtet. Übrigens hält es nicht allzuschwer, in seiner Lebensfreude einen frommen Zug zu erkennen, da er dieselbe auf Beschaulichkeit und Bedürfnislosigkeit begründet. Eine Epigonenpoesie lebte unter den Persern bis zum 16. Jahrhundert und ist heute noch nicht ausgestorben. Die Hauptform der persischen Lyrik ist das Ghasel, in welchem derselbe Reim durch eine Reihe von Doppelversen sich hindurchzieht; es begünstigt eine lose Zusammensetzung von Bildern wie von Gedanken und macht es begreiflich, daß morgenländische Gedichte gern mit Perlenschnüren verglichen werden.

Von der Litteratur des äußersten Ostens wenden wir uns zu dem, was im äußersten Westen unter den spanischen Omejjaden für die Wissenschaft und Kunst der Araber geschah. Diese hatten kaum ihren Thron befestigt, als sie in Cordova einen Hof einrichteten, der dem Abbassidischen an Glanz, Pracht und Ansehen nicht nachstehen sollte. Zu einem solchen Hofe gehörten nach orientalischen Begriffen auch Dichter, Gelehrte und Künstler, die der Regent durch Freigebigkeit anlocken mußte. Am meisten zeichnete sich in dieser Hinsicht Hakem II. aus. Er zog ganze Scharen von Gelehrten aus dem fernen Orient herbei und richtete gleich den Ptolemäern besondere Anstalten ein, in welchen Hunderte von Abschreibern unter Aufsicht der für die Korrektur besoldeten Gelehrten Bücher abschrieben. Daß er auf diese Weise die Bibliothek von Cordova auf die Zahl von 600 000 Bänden gebracht haben soll, darf uns nicht zu sehr befremden, da wir ja wissen, daß die Araber stets gewaltig übertreiben; merkwürdig ist aber, daß Hakem selbst in jedes Buch eine Bemerkung über Inhalt und Verfasser und über die Zeit der Abfassung einschrieb. Die Dichtkunst und Bildung wurden in Spanien unter der arabischen Herrschaft so allgemein verbreitet, daß man häufig improvisierte und auch das weibliche Geschlecht schrieb und dichtete. Hakems II. Favoritsultanin Kelam ist durch ihre historischen und poetischen Aufsätze bekannt, und wir kennen außerdem eine ganze Reihe von Namen berühmter spanisch-arabischer Dichterinnen. Die freiere gesellige Stellung der Frauen belebte auch die Liebesdichtung. Neben der hofmäßigen Poesie entwickelte sich auch eine mehr volkstümliche; Sänger zogen von Burg zu Burg, und in zahlreichen arabischen Liedern wird die Schönheit des spanischen und insbesondere des andalusischen Landes gepriesen. Abd er Rahman I. besang in schönen Strophen, die wir noch besitzen, die erste von ihm selbst in spanischen Boden gepflanzte Palme; Motammid von Sevilla (um 1070) beklagt in einem trefflichen Liede seine Gefangenschaft und sein Leid. Auch die Musik hob sich unter den Omejjaden in Spanien; Gerbert, der berühmte Lehrer des Kaisers Otto III., schöpfte dort seine musikalischen Kenntnisse, und der Italiener Guido von Arezzo, welcher im elften

Jahrhundert das sogenannte Solfeggieren*) erfunden und in Europa die Noten und das Liniensystem statt der vorher gebrauchten Buchstaben eingeführt haben soll, verdankte diese Erfindungen wahrscheinlich den Arabern in Spanien. Als nachher im 11. und 12. Jahrhundert der Hof von Cordova nicht mehr der einzige unter diesem Volke war, sondern Granada, Sevilla, Toledo und Valencia mit ihm wetteiferten, zählte man zu einer Zeit, wo die Völker der lateinischen Zunge nirgends eine ordentliche Bibliothek und nur zwei Universitäten hatten, welche diesen Namen verdienten, in Spanien 70 große Bibliotheken mit vielen Tausenden von Büchern und 17 glänzende höhere Lehranstalten.

Unter den Gelehrten von Spanien ist Dschafar Ibn Tofail zu erwähnen, der in einem philosophischen Roman „der Naturmensch" den Versuch macht, die Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten von der dumpfen Tierähnlichkeit bis zur höchsten Ausbildung anschaulich zu machen. Sein Held, Ibn Nakhdan, ist, wie Rousseaus Emil, ein Idealknabe, welcher einzig durch die Natur, durch Übung der eigenen Sinne und durch geistige Thätigkeit allmählich zur Erkenntnis der Dinge, ihres ursächlichen Zusammenhanges und der göttlichen Weltregierung gelangt, welche Erkenntnis ihm nachher durch einen frommen Mann als Glaubenslehre bekräftigt wird. Gleichzeitig mit ihm, im Anfange des 13. Jahrhunderts, trat in Spanien ein sehr einflußreicher Denker auf, ein Deuter und Erklärer des Aristoteles, der dem Avicenna gerade entgegenstand, so daß die Anhänger beider Männer sich ebenso bekämpften, wie unter den christlichen Philosophen des Mittelalters die Thomisten und Scotisten. Den langen Namen dieses in Cordova geborenen Arztes und Philosophen, Mohammed Abul Walid Ebn Ahmed Ebn Roschd, haben die Araber in Ebn Roschd, die Christen in Averrhoës abgekürzt. Selbst die christlichen Schulen nahmen einen Teil seiner Theorieen an und schieden sich bis ins 14. Jahrhundert in betreff der Ansichten über das Verhältnis der Seele zum Leibe in Avicennisten und Averrhoisten. Averrhoës behandelte ebensowohl den Aristoteles als den Plato und schrieb ein berühmtes Werk, um die Philosophie des Galenos mit der des Aristoteles zu vereinigen und

---

*) Die Tonleiter wird gern von einem lateinischen Odenvers abgeleitet, den man dem Paul Warnefried zuschreibt:

Ut queant laxis resonare fibris
Mira gestorum famuli tuorum.
Solve polluti labii reatum,
Sancte Ioannes!

Aus den Anfangssilben der Halbzeilen und aus den Anfangsbuchstaben der zwei Schlußworte soll die Silbenreihe ut, re, mi, fa, sol, la, si entstanden sein.

diesen gegen jenen zu verteidigen. Etwas später als Averrhoës lebte der große Botaniker und Naturforscher Ebn Baithar von Malaga, welcher aus Spanien auswanderte und 1248 als Direktor der unvergleichlichen botanischen Gärten zu Damaskus starb. Er studierte die Naturwissenschaften, wie sie jetzt studiert werden, durch wissenschaftliche Beobachtung und durch Experimente, welche überhaupt als ein Mittel zur Erkenntnis der Naturkräfte zuerst unter den Arabern selbständig betrieben wurden. Er durchreiste alle arabischen Reiche und auch Griechenland, verstand, wie seine Schriften beweisen, die Griechen so zu benutzen, wie sie benutzt werden müssen, und sein Buch über die Pflanzen und über einfache Arzneimittel war lange Zeit auch auf den lateinischen Schulen ein Hauptbuch der gelehrten und philosophischen Ärzte.

In den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften, besonders in der Optik und Astronomie, sowie in der Baukunst, verdankt Europa dem mohammedanischen Spanien unendlich viel. Dies ließe sich, wenn es der Zweck dieser Weltgeschichte erlaubte, auf unwiderlegliche Weise darthun; wir wollen uns aber, um verständlich zu bleiben, damit begnügen, nur einige wenige Andeutungen zu geben. Was die Optik angeht, so ward sie in Deutschland erst vom 16. Jahrhundert an eifrig betrieben, man stützte sich dabei aber, bis die Kopernikus, Galilei, Tycho de Brahe und Kepler neue Wege bahnten, ganz und gar auf die Lehrbücher spanischer Araber. Das Hauptbuch, nämlich Rißners um 1572 erschienene Encyklopädie der Optik, bestand eigentlich nur aus einer lateinischen Übersetzung der arabisch geschriebenen Optik des Al Hazen. Auch Vitello, welcher wahrscheinlich im 13. Jahrhundert lebte, hat aus arabischen Quellen geschöpft, wiewohl er seine Kenntnisse nicht von den spanischen, sondern von den sizilianischen Arabern erhielt. Die Astronomie ward in Spanien mit dem gleichen Eifer getrieben, wie im fernen Osten, und die Beobachtungen und Berechnungen, deren Benutzung im 16. und 17. Jahrhundert die neuere Astronomie ganz plötzlich über alles dasjenige, was die Urzeit, die Griechen, Römer und Araber geleistet hatten, weit hinausrückte, kamen von Spanien aus zu uns. Schon um 1080 verfertigte ein arabischer Astronom zu Toledo die Tafeln, die unter dem Namen der toledanischen einige Jahrhunderte hindurch für die besten galten. Im 13. Jahrhundert benutzte der kastilianische König und deutsche Titularkaiser Alfons X. alle astronomischen Arbeiten der Orientalen, um die sogenannten Alfonsinischen Tafeln, die Grundlage der neueren Astronomie, anfertigen zu lassen. Man gab ihm dafür, statt ihn den Gelehrten zu benennen, unverdienterweise den Beinamen des Weisen, und da er, was wir übrigens dahin gestellt sein lassen, nicht weniger als 400 000

Goldstücke auf die Tafeln verwendet haben soll, so ist die ganze Sache allerdings ein Unternehmen, das eines lateinischen und christlichen Regenten würdig war; bei näherer Betrachtung erkennt man aber doch, daß die Christen nur geringen Anteil an diesem Werke hatten. Es wurden allerdings Christen dabei gebraucht, allein die obere Leitung hatten der Oberrabbiner von Toledo, Isaak Seids Sohn, und die arabischen Gelehrten Aben Ragel und al Kabiz. Auch des Ptolemäos Almagest, welcher im Mittelalter das allgemeine Lehrbuch der Astronomie war, wurde in Spanien den wissenschaftlichen Fortschritten der Araber gemäß verbessert und kam in dieser Gestalt zu den Christen, bei welchen er in den lateinischen Schulen des 16. Jahrhunderts als Handbuch gebraucht ward. Diese Verbesserungen wurden von Dscheber ben Afla gemacht.

An die mosleminische Geistesbildung in Spanien reiht sich, obwohl auf selbständiger Grundlage, die Blüte der jüdischen Dichtung und Wissenschaft an. Die höheren jüdischen Schulen in Babylonien gingen unter; in den Ländern, wo der Islam herrschte, fanden die Juden Duldung und Anregung; so in Sizilien, in Unteritalien, wo sie zu Bari und Otranto Lehranstalten hatten, vor allem aber in Spanien, wo sie den Arabern bei Eroberung des Landes manchen Vorschub leisten konnten. Die mystischen Lehren der Kabbala, die sich auf eine Buchstaben- und Zahlenallegorie zurückführen lassen, gehen uns hier nichts an, obwohl die Kabbala auch bei christlichen Theologen Ruf genoß und z. B. im 16. Jahrhundert an dem berühmten Reuchlin einen aufrichtigen Verehrer hatte. Von geschichtlicher Bedeutung ist jedoch die rege Teilnahme an der allgemeinen Bildung, welche den spanischen Juden eigen war. Jener Chasdai, der sich den Gesandten Kaiser Ottos des Großen durch seine Ratschläge nützlich erwies, unterstützte auch einen gelehrten Juden bei Abfassung des ersten hebräischen Wörterbuches. Die jüdischen Dichter waren, wie die arabischen, meist auch Philosophen und Grammatiker; so Gabirol, dem die Synagogenpoesie einige ihrer schönsten Gesänge verdankt, und der noch weit berühmtere Jehuda Halevi, der um die Zeit des zweiten Kreuzzuges, von innerer Sehnsucht getrieben, eine Reise nach Palästina unternahm, aber gleich nach seiner Ankunft in Jerusalem starb (1150). Außer seinen schönen Liedern hat er den „Chosari“ geschrieben, ein Gespräch über die Religionen, worin er den Wert der drei monotheistischen Bekenntnisse mit Einsicht und Billigkeit abwägt; die Bekehrung eines Chazarenkönigs zum Judentum gab ihm dazu Veranlassung. Aben Esra, der 1168 in Rom starb, war der vielseitigste unter den jüdischen Gelehrten, als Sprachforscher, Mathematiker und Dichter von Bedeutung; seine Liebeslieder zeichnen sich durch Geist und Feuer aus. Vor allen

ist Mose ben Maimun aus Cordova hervorzuheben, der, durch Verfolgung aus Andalusien vertrieben, sich nach Fes, später nach Jerusalem und von da nach Fostat begab; er war eine Zeitlang Leibarzt des berühmten Saladin. Maimonides († 1204), suchte die Aristotelische Philosophie mit der religiösen Wahrheit im Judentum zu vermitteln, die Gotteserkenntnis durch Vernunft zu stärken; sein Hauptwerk, der „Führer der Verirrten", das er in arabischer Sprache abfaßte, wurde früh ins Lateinische übersetzt und war im 13. Jahrhundert auch deutschen Theologen bekannt.

In den bildenden Künsten ist, wenn wir von der Architektur absehen, von den Arabern kein so bedeutender Aufschwung ausgegangen, wie in den Wissenschaften. Was Malerei und Bildhauerkunst angeht, so erklärt sich die mangelhafte Ausbildung derselben zum Teil aus der Natur des semitischen Stammes, welche zu bewegt ist, um sich der Auffassung und stilvollen Durchbildung schöner Lebensformen hinzugeben. Dazu kommen die religiösen Vorstellungen, der strenge Gottesbegriff, der, wie bei den Juden, jede körperliche Darstellung des Höchsten untersagte oder doch bedenklich machte. Jede schöne Kunst bedarf aber erfahrungsmäßig in ihrem Ursprung der Anlehnung an die Religion, wenn sie auch in ihrer späteren Ausbildung sich von derselben frei macht. Aber auch abgesehen von der Person Gottes hatten die Araber eine Abneigung, ja ein Grauen vor der Nachbildung der Kreatur. Sie gaben zwar allmählich hierin etwas nach; die zwölf Löwen im Hofe der Alhambra, welche eine prachtvolle Brunnenschale tragen, geben nicht allein hiervon Zeugnis. Immerhin erlaubten sie sich solche Ausschreitungen fast nur in ähnlicher Weise, wie das Weintrinken. Da jedoch der Araber sein phantasiereiches Wesen auch in den Bauwerken anzubringen bemüht war, da er namentlich einen sehr lebhaften Farbensinn besaß, so kam dieser Zug besonders in den Ornamenten zum Vorschein. Die Moschee selbst bedurfte zunächst keines künstlerischen Momentes; eine Nische in der Wand, die Kiblah, bezeichnete die Richtung von Mekka, nach welcher der Betende das Antlitz wandte. Der Brunnen der Reinigung schien eine Säuleneinfassung oder kuppelförmige Überwölbung zu erfordern; das schlanke Minaret (d. i. Thurm des Lichtes), welches man in der Omejjadenzeit vereinzelt oder paarweise anzubringen begann, war meist mit runden Ausladungen umgeben, von welchen der Muezzin die fünf Gebetstunden jedes Tages ausrief. Aber die Wände im Inneren wurden früh mit Sinnsprüchen geschmückt, wie denn der mosleminische Geist allem Lehrhaften geneigt war. Die dekorativen Streifen, in Steinrelief oder bloß gemalt, erschienen wie entfernte Rahmen zu diesen Sprüchen. Auch an den geschweiften oder im Ansatz hufeisenförmigen Spitzbogen, der eine

Schöpfung der Araber ist, lehnten sich leicht Ornamente an; die Säulen erhielten eine zierlich gewundene Form, und der Bogen selbst brach sich häufig in halbkreisförmigen Absätzen. In den Zieraten und in ihrer Verschlingung nun zeigt der Araber eine reiche Erfindungskraft; sie nähern sich mitunter den Formen des Pflanzen- und in manchen Fällen selbst des Tierlebens, bleiben aber meist im Ansatz stehen und gehen dann in ein anderes Motiv über; noch öfter erscheinen sie als anmutig spielende Ausschmückung mathematisch angelegter Windungen. Diesen Gewinden der sogenannten Arabesken halb träumerisch ruhend mit dem Auge zu folgen, ist dem Morgenländer ein eigentümlicher Genuß. Die berühmtesten mosleminischen Gebäude sind übrigens, — wenn wir die Kaaba außer Beachtung lassen, die, nomadisch roh angelegt, mit ihrer nächsten Umgebung wie eine gemauerte Stiftshütte erscheint, — aus der früheren Zeitperiode: die große Moschee zu Damaskus, die Moschee el Aksa zu Jerusalem und die älteren Gotteshäuser zu Kairo. In Spanien haben sich einige der großartigsten Bauwerke, freilich zum Teil umgestaltet, bis auf den heutigen Tag erhalten; zeichnen sich die einen durch großartige Anlage aus, so bewundern wir die anderen wegen der überaus feinen Arbeit in den Ornamenten. So die Moschee zu Cordova mit ihrem auf elf Schiffe verteilten Säulenwalde; der Königspalast in der maurischen Citadelle von Granada, Kelat al hamrah, d. i. die rote Burg, meist kürzer Alhambra genannt. Das Schloß Abd er Rahmans III. bei Cordova, die Azzähra, haben wir bereits erwähnt. Der berühmte Turm Giralda in Sevilla ist seiner ursprünglichen Bestimmung nach ein in mächtigem Stil angelegtes Minaret; den großartigen Audienzsaal im Palast oder Alkazar derselben Stadt ließ König Peter der Grausame (im 14. Jahrhundert) mit Beibehaltung des maurischen Stils erbauen.

II. Geschichte der nordischen Völker

in der ersten Zeit des Mittelalters.

1. Die Urzeit der skandinavischen Völker.

Die skandinavische Geschichte beginnt, wie die griechische (s. Bd. I. S. 152 u. ff.), mit einem heroischen Zeitalter, dessen Hauptcharakter in Tapferkeit und kriegerischem Sinne bestand, und das mit dem Eindringen einer höheren Art von Kultur zu Ende ging. Während einer solchen Zeit werden die Begebenheiten nur poetisch aufgefaßt und als dichterisch ausgeschmückte Volkssage den Nachkommen überliefert. So reichlich daher auch die aus derselben erhaltenen Nachrichten sein mögen, so wenig ist es doch möglich, aus ihnen den Gang der Dinge im einzelnen zu ermitteln. Dagegen haben diese Sagen den großen Wert, daß sie uns den Geist und Zustand der Völker, von welchen sie handeln, zu erkennen geben, da in solchen Zeiten die Menschen nur wenig voneinander verschieden sind und alle Verhältnisse einen sehr bestimmten allgemeinen Charakter haben. Nicht also die Fürsten und Helden, deren Thaten die Sage erzählt, vielmehr der allgemeine Ton und Charakter, den diese poetischen Gestalten haben, ist der Gegenstand für die historische Erkenntnis einer heroischen Zeit.

Soweit die Geschichte und die alten Sagen reichen, finden wir in Skandinavien zwei voneinander verschiedene Arten von Völkerschaften, eigentliche Skandinavier oder, wie sie in Deutschland und Frankreich genannt wurden, Normannen und finnische Völker. Beide gehörten zwar dem kaukasischen Menschenstamme an, die ersteren bildeten aber eine Abteilung des germanischen Völkerzweiges, während die letzteren nicht einmal der Sprache nach zum indogermanischen Völkerstamme gehörten, sondern mit einigen anderen Nationen einen

besonderen Stamm ausmachten, den man den finnischen nennt. Die bemerkenswertesten Völker dieses Stammes sind: die Finnen, die Lappländer, die Liven, die Esthen und die Magyaren (Madscharen) oder Ungarn. Nur von dem germanischen Teile der älteren Bewohner Skandinaviens haben sich Sagen aus der Urzeit erhalten; die finnischen Stämme sind reich an Volksliedern, von ihren mythischen Dichtungen aber hatte man bis in die neueste Zeit nur Bruchstücke. Aus diesen hat in unserem Jahrhundert ein gelehrter und geistvoller Finne, Elias Lönnrott, ein Nationalepos zusammengestellt, dem er den Namen „Kalewala", Land des Kalewa (Finnland) verlieh. Die Erzählung beruht auf dem Gegensatze zwischen den Finnen und den roheren Lappen und auf dem Kampfe zwischen beiden Stämmen. Der finnische Volkscharakter erscheint hier ernst, bieder und gastfrei, tapfer, doch zu sanften und selbst wehmütigen Gefühlen geneigt; der Aberglaube nimmt übrigens ein weites Gebiet ein, wie denn in einem zweiten Werke von Lönnrott, in den von ihm gesammelten Volksliedern, das Zauberwesen häufig zum Ausdruck kommt. Der Hauptheld des Kalewala ist zugleich Meister des Gesanges und des Harfenspieles; an einen reichen Metallschatz, der schließlich ins Meer versenkt wird, knüpfen sich heroische Kämpfe. Die Sprache, die sich in einem für unser Ohr einförmigen trochäischen Versmaß bewegt, ist doch echt episch, bilderreich und bei aller Seltsamkeit der Ausschmückung natürlich. Da wir den wesentlichen Bestandteilen dieses Werkes ein hohes Alter zuschreiben müssen, so geht aus ihnen mit Bestimmtheit hervor, daß die Finnen einst auf einer höheren Stufe der Kultur standen; sie waren früher nicht nur bis in den Süden von Skandinavien und bis tief nach Sibirien hinein verbreitet, sondern sie besaßen auch noch im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung weit mehr Industrie und Wohlstand, als jetzt. Sie wurden von den eingewanderten germanischen Stämmen nach und nach in die unwirtlichen Gegenden des äußersten Nordens zurückgedrängt.

Die skandinavische Göttersage liegt uns abgerundeter und systematischer vor, als die deutsche, mit der sie nahe verwandt ist. Dies hat seinen Grund darin, daß in dem entlegenen Island vom neunten Jahrhundert an, wo es von Norwegen aus bevölkert wurde, die alten Überlieferungen als ein wertvolles Besitztum Pflege fanden. In diesem abgeschiedenen Lande ist das Singen und Sagen, das Lesen und Erzählen noch heute verbreiteter als bei uns, die wir in der europäischen Strömung leben; die Bewegung der Geschichte dringt dorthin nur langsam, so daß der Menschengeist mehr auf den Schatz der Erinnerung angewiesen ist. Wie bei den Arabern die sternhelle Wüstennacht die Vorliebe für dichterisch ausgeschmückte Mitteilung und die Ausbil-

dung eines kunstgemäßen Vortrags begünstigte, so geschah dies im hohen Norden durch das Zusammenfinden in der winterlichen Häuslichkeit oder beim Feuer in der Halle. Dazu kommt, daß das Christentum in die skandinavischen Länder und namentlich in Island um Jahrhunderte später eindrang, als bei den deutschen Geschichtsvölkern. Der neue Glaube hatte nicht mehr so mühsam um seinen Fortbestand zu kämpfen und fand namentlich in Island meist friedlich seinen Eingang; eine gebildetere Zeit wußte den Wert der alten Überlieferungen zu schätzen, und so ist es höchst wahrscheinlich, daß bei Aufzeichnung derselben gerade die Geistlichen thätig waren. So kam im Anfang des 13. Jahrhunderts die berühmte Sammlung zu stande, welche wohl ursprünglich allein den Namen Edda trug, d. i. Urgroßmutter (als hochbejahrte Erzählerin). Man kann annehmen, daß der gelehrte Snorre Sturleson († 1241), als dessen Werk sie gewöhnlich bezeichnet wurde, mindestens bei ihrer Abfassung beteiligt war. Diese Sammlung ist gleichsam ein Handbuch für den Skalden oder Sänger, der seine Kunst regelmäßig erlernen will; sie enthält in prosaischer, doch dichterisch angehauchter Darstellung den Hauptinhalt und Stoff der Götter- und Heldengesänge; ferner eine Poetik in mehreren Abteilungen, in welchen die Lehre von den dichterischen Umschreibungen wie von den Versmaßen vorgetragen wird. Diese Poetik hat keineswegs den Charakter ursprünglicher Frische, sie ist vielmehr fast überbildet und verkünstelt. Auch im Vortrag der Sagen, so unschätzbar der Inhalt uns sein mag, giebt sich ein vorgeschrittenes Zeitalter kund; denn da die Aufzeichner fromme Christen waren, so verhielten sie sich zu der nordischen Götterlehre selbst notwendig als Rationalisten. Ihre Auffassung der mythischen Persönlichkeiten erinnert mitunter an die des griechischen Aufklärungsphilosophen Euhemeros, der die alten Götter für begabte, hochverdiente Menschen erklärte, welche das Volk in den Himmel versetzt habe. Ähnliche Begriffe, nur noch ausgeprägter, finden sich bei dem berühmten dänischen Chronisten Saxo Grammaticus († um 1204), der in gutem Latein schrieb. Namentlich der Gott Odin erscheint in christlicher Darstellung als eine Art von Mose, der die Völker des Nordens auf ihrer Wanderung von Asien aus geführt habe.

Diese Sammlung, die man heutzutage meist als die jüngere oder als Snorres Edda bezeichnet, wurde im Jahre 1628 von Arngrim Jonson neu aufgefunden. Fünfzehn Jahre später entdeckte der Bischof Brynhild Svendson eine Handschrift, welche Götter- und Heldenlieder aus alter Zeit umfaßte, und welche er mit dem Namen eines wegen seiner Kenntnisse und seiner vielen Reisen hochberühmten Isländers, Sämunds des Weisen (Saemundr hinn frodii † 1133) überschrieb. Neuere Forschungen haben indes zu dem Resultate geführt, daß Sä-

mund in keiner Beziehung zu dem Werke steht. Jedenfalls aber haben diese Lieder einen hohen Wert; manche bezeugen durch ihren rauhen, kraftvollen, rätselhaften Ton und die ungesuchte Feierlichkeit des Vortrags ihr urzeitliches Alter, andere sind späteren Ursprunges. Einige, besonders das berühmte Lied Hawamal, enthalten die Spruchweisheit des nordischen Altertums und geben vom Geiste derselben in ähnlicher Weise Zeugnis, wie Salomo vom hebräischen und Hesiods „Werke und Tage" vom altgriechischen Leben. „Hawamal" empfiehlt besonders kluges Benehmen daheim und auf Reisen, Vermeidung überflüssiger Sorgen, dazu Pflege des Eigentums, Mäßigkeit im Biertrinken, bescheidene Vorsicht, ausdauerndes Hoffen im Unglück, Sorge für den Nachruhm. Das ganze Werk übrigens, welches aus 33 Liedern besteht und als die ältere oder Sämunds Edda bezeichnet wird, gehört zu den wertvollsten Urkunden des Menschengeschlechts; aus ihm lernen wir die Begriffe der alten Skandinavier über die Entstehung der Welt und der Götter, über ihren Zusammenhang mit dem Menschenleben und über ihren einstigen Untergang, dem eine neue Welt folgen werde, kennen. Der Form nach bestehen die meisten dieser Eddalieder aus Strophen von acht kurzen Zeilen, deren je zwei durch den Stabreim (die Alliteration) zu einer Langzeile verbunden sind.

Da die skandinavischen Religionsbegriffe und die meisten der nordischen Götterwesen mit den deutschen urverwandt sind, so kann die ältere wie die jüngere Edda auch als Quelle für die deutsche Mythologie gelten. Nur muß dabei mit Vorsicht verfahren werden; denn während die Deutschen frühzeitiger mit den Geschichtsvölkern in Berührung kamen, blieb die Entwickelung der Göttersage im entlegenen Norden eine abgeschlossene. Dazu kommt noch ein wichtiger Umstand. Es erhalten nämlich die vorzüglichsten mythischen Gestalten bei Deutschen und Skandinaviern wie bei allen Völkern arischen Stammes von Anfang an eine sehr entschiedene Naturbeziehung zum Tages- und Jahreslauf der Sonne, woran sich später eine sittliche Beziehung auf die Vergänglichkeit der Dinge, auf das Entstehen und Vergehen, auf den Kampf des Guten und Schönen mit feindlichen Mächten anschließt. Wenn nun der Sonnenlauf schon in Mitteleuropa für das Jahresleben einflußreicher ist, als im Süden, so wirkt er im hohen Norden fast ausschließlich entscheidend auf die Vorstellungen von Welt und Natur. Der Gegensatz der Sommerzeit, die mit ihren entfesselten Bächen, dem freien Meeresspiegel und der von Vogelsang belebten Waldeinsamkeit so erfreulich wirkt, zu der Winternacht, in welcher Eisriesen und Nebelgeister wirken, durchzieht auch die mythische Darstellung der Götterwelt. Das Jahr bewegt sich zwischen diesen zwei Julzeiten, deren Ein-

treten man mit Festen, Opfern und Anzünden von Lichtern beging*). Das alljährliche Absterben der Natur wurde in Skandinavien viel deutlicher auf den einstigen Weltuntergang (Ragnarök, auch Götterdämmerung genannt) bezogen, als in Deutschland, obwohl die Vorstellungen von einem künftigen Erdbrand auch hier einheimisch waren und mit der christlichen Verkündigung des jüngsten Gerichtes in Zusammenhang gebracht worden sein mögen.

Die nordische Kosmogonie weiß von einem gähnenden Schlund oder Chaos zu berichten, aus welchem sich Niflheim, das Reich des Nebels und der Nacht, von dem Licht- und Feuerreiche Muspilheim schied, das man sich nach Süden gelegen dachte. Funken aus dem letzteren brachten das Eis zum Tauen; aus ihm entstand Ymir, der Urweltriese. Ein anderes Wesen, die Kuh Audhumla, leckte den salzigen Schnee, aus dem nun am ersten Tage eines Menschen Haar, am zweiten das Haupt, sodann Buri, der erste Mann, hervorging. Buris Enkel waren Odin, Vili und We, welche den Ymir erschlugen und aus seinem Körper das Weltall schufen; in seinem Blute aber ertranken die Riesen bis auf ein Paar, welches die Gattung fortpflanzte. So endigt die älteste mythische Dynastie, welche in kolossalem Maßstabe die Schöpfungskraft der Natur darstellt; an ihre Stelle tritt nun zunächst eine Götterdreiheit, welche bereits auf das Geistige und auf die Menschenwelt Bezug nimmt. Odin und seine zwei Genossen (ihre Namen wechseln) erschaffen aus Esche und Erle das erste Menschenpaar. Wie bei den Griechen einige Gestalten der Titanenzeit, z. B. Okeanos und Hyperion, auch neben dem Geschlechte des Zeus fortbestehen, so neben Odin und den Seinen der alte Meergott Ögir, der weise Mimir und andere.

Die Zahl der Asen oder der Genossen Odins wächst später durch Ausbildung der personifizierten Begriffe bis auf zwölf heran, wobei die Asinnen nicht mitgerechnet sind. Immer jedoch behält Odin eine Art von vorwaltendem Ansehen; nicht nur war er der Hauptgott bei den Dänen und Goten, sondern der monotheistische Begriff eines All-

---

*) In der Volksvorstellung gelten nicht der 21., sondern der 24. Juni und Dezember als Tage der Sonnenwende. An diese Daten schließt sich denn auch das Weihnachtsfest, indem Gottes Geburt der neu sich hebenden Sonne entsprach; folgerecht bietet sich der 24. März als der Tag der Verkündigung, und da bei Mariä Heimsuchung die Geburt Johannis des Täufers noch drei Monate entfernt war, so ging die christliche Symbolik leicht auf den 24. Juni als Johannistag ein. Schon Augustinus bemerkt, daß nur diese zwei Feste den Geburtstag verherrlichen, während andere Heilige an ihrem Sterbetage gefeiert werden. Der Tannenbaum des Weihnachtsfestes leuchtet, nicht soweit die Christenheit, sondern nur soweit das deutsche Volkstum sich ausdehnt.

vaters lehnt sich fast nur an ihn an. Vor allem beherrscht er das Menschenleben in Bezug auf Geistesthätigkeit wie auf Krieg und Kampf. Er ist Sonnengott, einäugig, vielleicht weil die Sonne nur einen Teil der Zeit verwaltet; der Himmel ist sein Mantel, das Gewölk wird als Hut zu seinem Hauptkennzeichen. Sein Roß Sleipnir ist achtfüßig und erinnert im Lauf an die Stetigkeit der Radbewegung. Seine Sturmritte, die er im Lenz mit zahlreichem Gefolge unternimmt, sind als die Züge des Wodanheeres (wofür mißverständlich wütendes Heer) auch in Deutschland bekannt. Er ist Geber des Reichtums und vor allem des Sieges, wie er denn begünstigten Königen das Geheimnis einer unfehlbaren Schlachtordnung mitteilt. Von seinem Sitz im Himmel überschaut er die Welt; zudem fliegen von seinen Schultern tagtäglich die Raben Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung) aus, um ihm von allen Dingen Kunde zu bringen. Eine gewisse thatkräftige Überlegenheit, die mit Kraft wie mit Geistesschärfe den Erfolg zuwege bringt, bezeichnet alles, was von Odin ausgeht; der Gemütsseite tritt er weniger nahe. Die jungfräulichen Walküren walten unter seiner Leitung in Schlacht und Krieg; sie geleiten die Gefallenen nach Walhalla, wo sie sich den Tag über im Kampfe ergötzen und abends mit geheilten Wunden bei der Tafel zusammenfinden, wo die Ziege Heidrun den Trank spendet, der ihnen ihre Persönlichkeit wahrt. Diese Tischgenossen Odins werden Einherier genannt; beim Einbruch des Weltunterganges sollen ihrer 432 000 sein. Doch gelangen nur solche zur Walhalla, welche ihren Wunden erlegen sind; das Sterben durch Alter oder Krankheit wird als Strohtod bezeichnet, und um diesem zu entgehen, ritzte sich der nordische Greis vor dem Abscheiden mit dem Speer blutig, um sich für Odin zu zeichnen; denn wer den Strohtod stirbt, wandert durch dumpfe Schluchten in das traurige Reich der blaßblauen Göttin Hel (daher Hölle); von ihr heißt es, Elend sei ihr Saal, Hunger ihre Schüssel und Kümmernis ihr Bett. Die verstorbenen Mädchen empfängt Freia und für das jenseitige Unterkommen der Knechte hat Thor zu sorgen. Da Odin der Geistesthätigkeit vorsteht, so treten Bragi, der Dichtergott, und Saga, die Personifikation der Erzählung und Geschichte, zu ihm in nahen Verkehr; ja Odin selbst reicht den Trank der Poesie, erfindet Runenzauber und versteht sich auf Rätselfragen.

Wenn wir diesen Gott mit den Toten in Verbindung sehen, wenn wir ihn als Meister der Rede und des Geisteslebens erkennen, so begreifen wir, wie Tacitus in ihm oder dem deutschen Wodan den Mercurius zu erkennen glaubte, wiewohl auf den ersten Anblick das Bild des schlanken Hermes wenig zu dem einäugigen Riesen passen mag; das Sinnbild des Hutes ist jedoch beiden gemeinsam. Darum ist der

Mittwoch, dies Mercurii, zugleich Wodanstag, Wednesday; der Donnerstag, dies Jovis (Giovedi) ist dem Thor oder Donar geweiht, dessen Hammer an den Donnerkeil erinnert; für den dies Veneris (Vendredi) trat Freia ein und im Ziustag (Tuesday, Dienstag) hat man den Schlachtengott Tyr, der bei den Deutschen Ziu heißt, mit dem Mars zu einer Person gemacht.

Der Gott Thor, der fortwährend gegen die Feinde der Asen wie der menschlichen Ansiedelungen im Kampfe steht, ist Odins Sohn und mit der goldhaarigen Sif (dem Ackerfelde) vermählt. Als Naturgott spaltet er mit seinem Blitze das Erdreich und macht es fruchtbar. Er ist der wahrhaft arbeitende Gott, der Freund des Landmannes und auch des Seefahrers, wie denn die Spiegel der norwegischen Schiffe bis ins elfte Jahrhundert häufig sein Bild trugen. Er kämpft nicht aus ritterlicher Lust, sondern zum Schutze der Götter wie der menschlichen Arbeit. Wenn Odin sich zu Rosse zeigt, so fährt sein kraftvoller rotbärtiger Sohn auf dem mit Böcken bespannten Wagen, dessen Rollen den Donner hervorbringt. Dieser Gott, dessen Kultus in Norwegen der verbreitetste war, hat in seiner rüstigen Weise ein volkstümliches, beinahe demokratisches Gepräge; er steht dem Freibauer, dem Allodbesitzer, dem Heerbanne näher, während Odin mehr Beziehung zu den fürstlichen Anführern und zu den Gefolgschaften hat.

Wenn von den Wanen berichtet wird als von einem sanfteren Göttergeschlechte, aus welchem Niördr und seine Kinder, Frey und Freya, in den Kreis der Asen eintraten, so liegt darin wohl die Erinnerung an uralte Kämpfe mit einem Volke, dessen Religion mehr priesterlich geordnet war, und von dem man den Kultus einiger mythischen Gestalten annahm. Heimdall, der weitblickende Gott, wird unter dem Namen Rig in direkte Verbindung mit der ältesten Menschengeschichte gebracht; auf drei Wanderfahrten bewirkt er die Entstehung dreier Stammpaare, von welchen sich alsdann die Thräle, Enke oder Knechte, die freien Besitzer und die Jarle oder Edlen herleiten. Die ersteren sind plump gestaltet und leben in rauher Arbeit bei schwarzem, zähem Brote; bei den zweiten herrscht Sitte, Reinlichkeit, Arbeit und Wohlstand; die dritten verbringen die Zeit wohl geschmückt bei adeligem Thun, schon ihre Kinder werden im Waffenwerk erzogen und sind am scharfblickenden Auge kenntlich. Heimdall kann übrigens als Wächter von Asgard gelten, wo die Götter wohnen; das Reich der Menschen wird Manheim, das Gebiet der Riesen Jötunheim genannt.

Eine sinnvolle, ethisch bedeutsame Gedankenreihe knüpft sich an die Gestalt des jugendschönen, schuldlos reinen Baldr; ja, wenn irgend ein Mythus als vordeutend für die Lehre von Christus dem Weltheilande gelten könnte, so wäre es dieser. Im Naturleben be-

deutete wohl Baldr die Mittsommerzeit, mit deren Untergang die längeren Nächte einbrechen, seine Gemahlin Nanna die Blütenpracht. Sittlich ist er der tapfere Hüter des Friedens und des Guten; an sein Leben ist der Bestand der Asenherrschaft geknüpft. Ygdrasil, die große Esche oder der Weltbaum, ist Sinnbild des belebten Alls; in dieser Vorstellung giebt sich die Ehrfurcht kund, welche die deutschen Volksstämme vor allen Bäumen hegten, wie denn häufig unter hohen Linden der Sitz der Gerichte sowie der Sammelplatz der Gemeinde war. An diesem Baume weilen die Nornen oder Schicksalsschwestern Urda, Verdandi und Skuld (Wurde, Werdend und Schuld oder Soll), Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; sie besprengen ihn aus dem Quell der Unsterblichkeit. Daß dieses Naß versiecht, gehört zu den Anzeichen von Baldrs Untergang; derselbe wird herbeigeführt durch die Hinterlist Lokis, welcher in tiefsinniger Weise das böse Prinzip zur Anschauung bringt. Obwohl er der Götterherrschaft grimmig feind ist, obwohl zu seiner Familie die Ungeheuer gehören, die einst bei Vernichtung des Weltalls thätig sein werden, der Fenriswolf und die Midgardschlange, die alles Land umwindet, — geben ihm die Götter Zugang in ihren Kreis, hören seine Vorschläge und bedienen sich seiner geistigen Lebendigkeit. Nachdem alle Gegenstände der äußeren Natur in Pflicht genommen sind, Baldr nicht zu verletzen, — nur die unscheinbare Mistel hat den Schwur nicht geleistet, — geschieht es auf Lokis Anstiften, daß der blinde Hödr den Gott mit einem Mistelzweige tötet. Mit Baldrs Tode gewinnt das Böse an Macht, wenn auch die Götter selbst lange schon von der Unschuld jener Anfangszeit entfernt sind, da sie mit Golde spielten, ohne dessen Wert zu kennen. In dem sehr alten Liede „Wöluspa“ verkündet die abgeschiedene Seherin jene Schreckenszeichen, an welchen das Herannahen der Götterdämmerung erkannt wird: drei furchtbare Winter, Verheerungen in der äußeren Natur, Sturmzeit, aber auch Beil- und Schwertzeit, wilde Kriege, Lösung der sittlichen Bande durch Frevel jeder Art. Die Midgardschlange (das Meer) schwillt empor, Riesen und Ungeheuer werden frei und fahren auf dem Totenschiffe Naglfar herbei; die Feuergeister brechen aus Muspilheim los. Heimdall, der an der Brücke Bifrost Wache hält, läßt das Gjallarhorn durch alle Welten tönen. Odin in Harnisch und Goldhelm reitet heran, mit ihm die sämmtlichen Einherier, um auf der Ebene Wigrid, welche 100 Rasten breit ist, den Feind zu bestehen. Er nimmt den Kampf mit dem Fenriswolf auf und wird getötet; der klaffende Rachen verschlingt die geschwärzte Sonne. Thor tötet die Midgardschlange, aber von ihrem Gifte getroffen, vermag er nur neun Schritte noch zu gehen und bricht zusammen. Die Erde versinkt, die Sterne fallen, der Weltbrand vollendet sich; aber aus ihm

geht eine neue, schönere Welt, eine bessere Sonne und ein schuldloses Göttergeschlecht hervor; Baldr kehrt wieder, und neben ihm sind Odins Söhne Widar und Wali samt zwei Söhnen Thors der Vernichtung entgangen, welche des Vaters Hammer, den Miölnir, in die neue Schöpfung mitbringen.

Aus alle diesem ist erkennbar, daß die nordische Mythologie ungeachtet des Furchtbaren, Schreckhaften und kriegerisch Rauhen ihrer Gebilde, einen sittlichen Gehalt in sich trug. Die Vorstellung vom Untergehen und Wiederaufleben, von Naturgottheiten, die sich eine Zeitlang verbergen, ist in der germanischen Sage wie in der ganzen Denkweise des Volkes einheimisch; selbst geschichtlich hat sie in den Erzählungen von entrückten mächtigen Herrschern Gestalt und Leben gewonnen. Neben der Edda, die zunächst Skandinavien angehört, hat man früher die zerstreuten Bemerkungen römischer Autoren als Quelle zur Kenntnis germanischer Götterlehre benutzt; diese Quelle fließt spärlich, ist jedoch älteren Ursprungs und echter als selbst die meisten Eddalieder. Aber es giebt noch eine dritte Quelle ganz eigentümlicher Art, welche die Wissenschaft erst in unserer Zeit erschlossen hat; sie besteht in der Erforschung der Sitten, Sagen und Gebräuche, die zum Teil noch in unserem Volksleben vorhanden sind, zum Teil in älteren Schriften erwähnt werden; namentlich die sogenannten Beichtspiegel des Mittelalters sind reich an Auskunft. Indem dieselben nämlich der Geistlichkeit eine systematische Anleitung geben, auf welche Vergehungen der Bußfertige aufmerksam zu machen sei, enthalten sie mitunter ausführliche Verzeichnisse der abergläubischen Meinungen und Gewohnheiten, die noch in der christlichen Zeit viel verbreitet waren; so namentlich der Beichtspiegel, den Bischof Burkard von Worms im Anfang des 11. Jahrhunderts aufsetzte.

Die skandinavischen Völker übten ihren Gottesdienst mit Gebet, ferner mit Frucht-, Tier- und Menschenopfern. Am höchsten unter den Tieren stand das Pferd; man erinnert sich der geweihten Rosse bei den Iraniern des Altertums und bei den sächsischen Stämmen der Heidenzeit. Auch bestand ein Cyklus von neun Jahren, bei dessen Abschluß die Festlichkeiten mit erhöhter Weihe vorgenommen wurden. Übrigens war der Familienvater Priester fürs Haus und in den meisten Fällen der König für den Staat. Wenn Tacitus berichtet, die Germanen hätten ihre Götter nicht in Heiligtümer bannen mögen, so bedarf diese Notiz schon für die Deutschen der Einschränkung; auf die skandinavischen Völker beim Eintritte der geschichtlichen Zeit hat sie vollends keine Anwendung. Bei ihnen hatte wahrscheinlich jede Landschaft ihren Tempel; am berühmtesten war der schwedische zu Upsala, wo man die Bilder von Odin, Thor und Freir nebeneinander sah. Die

Dänen hatten ein bevorzugtes Heiligtum zu Ledra auf Seeland, die Norweger zu Möre bei Drontheim. Was die Ausübung des Tempeldienstes betrifft, so können wir mit größerer Sicherheit auf den Bestand einer weiblichen als einer männlichen Priesterschaft schließen. Die Zahl der Seherinnen war nicht gering; Frauen lasen die Runen, d. h. die Buchstaben und Zeichen, die, anfangs wenigstens, vorzugsweise dem gottesdienstlichen Brauche gewidmet waren.

Die älteste Kunde von Skandinavien erhielten die Alten durch den Seefahrer Pytheas von Massilia, der zur Zeit Alexanders die britische Landschaft Kent besuchte und vom Lande Thule Nachricht gab, unter welchem einige (namentlich Humboldt) die Shetlandsinseln, andere die norwegische Küste erkennen wollen. Der Gote Jordanis erzählt, daß seine Stammgenossen noch als Nachbarn des Römischen Reiches sich ihres nordischen Heimatlandes Skanzia erinnerten; denn die Goten der ältesten Zeit haben wir uns sowohl an der Bernsteinküste, wie gegenüber im Lande Schonen und auf Gotland wohnhaft zu denken. Genauere Auskunft giebt Prokopius, der Geschichtschreiber Justinians; er versteht unter Thule ganz entschieden Skandinavien und giebt an, daß in dem bewohnten Teile desselben dreizehn Völkerschaften unter Königen leben. Er schildert die Winternacht, wo die Sonne vierzig Tage lang nicht zu sehen sei, sowie die Spannung, mit welcher das Volk die frohe Botschaft vom erneuten Aufgang derselben erwartet; ja er meint, es befürchte wohl das völlige Ausbleiben derselben. Unter den Bewohnern scheidet er genau die ganz rohen Skritifinnen, die ihre Kinder in Häute wickeln und mit Tiermark nähren, von den übrigen Thuliten, welche zwar dem Kriegsgotte den ersten gefangenen Feind opfern, im übrigen aber gleich anderen Völkern die Götter des Meeres, der Erde und des Himmels verehren.

Ebensolche Vorstellungen von reinerer und besserer Art, wie die Götterlehre der Skandinavier, giebt auch ihr L e b e n zu erkennen, obgleich dieses wegen der vorherrschenden kriegerischen Richtung sehr roh war und im Laufe der Zeit immer mehr verwilderte. Krieg, Jagd und Waffenübung waren die Beschäftigungen des nordischen Helden. Kein Edler arbeitete, sondern er ließ Ackerbau und Viehzucht durch seine Sklaven verrichten. Er selbst glaubte sich nur für den Gebrauch der Waffen geboren, führte von Jugend auf ein kriegerisches Leben und fand außerdem nur an der Jagd, an den heiteren Genüssen der Trinkgelage und an den poetischen Erzählungen von früheren Heldenthaten Wohlgefallen. Diese Reize eines halbwilden Lebens füllten seine ganze Seele aus. Die Vorträge, mit welchen der Skalde die versammelten Krieger unterhielt, waren in einer Hinsicht von denen der alten Griechen sehr verschieden; denn wie nach den religiösen Ansichten der

Skandinavier die göttlichen Gewalten mit sich selbst und mit den Kräften der Natur im Streite lagen, so hatten auch ihre Heldensagen einen düsteren und traurigen Grundzug; sie drehten sich nämlich nicht bloß um Kampf und Sieg, sondern meistens auch um die Schuld und den schrecklichen Untergang gepriesener Helden. Ein ebenso auffallender Unterschied zwischen beiden Völkern zeigt sich in der Gleichgiltigkeit der Skandinavier gegen das Leben. Sie schlugen, im Gegensatz mit den heiteren Griechen, den Wert desselben sehr gering an und setzten die höchste Ehre nicht nur in Tapferkeit, sondern auch in kalte Todesverachtung. Man hielt sogar, wie oben bemerkt, den Tod durch Krankheit oder durch Altersschwäche für schimpflich und tötete sich, um demselben auszuweichen, lieber durch eigene Hand; die Todesqualen aber mit lachendem Munde zu ertragen, war der größte Stolz des Helden. Manchmal ging ein Krieger sogar ohne irgend eine Verteidigungswaffe und mit Ablegung seiner Kleider in den Kampf. Man nannte diese bis zu einer Art von Raserei gesteigerte Tapferkeit die Berserkerwut und hatte den Glauben, daß ein solcher Mut unbesiegbar sei*). Bei einem Volke von so rauhem und wildem Sinne waren gegenseitige Befehdungen der Nachbarstämme und abenteuerliche Raubzüge in entlegene Länder eine ganz natürliche Erscheinung, und da bei den Skandinaviern ebenso, wie bei allen anderen kriegerischen Stämmen, die noch auf einer niederen Stufe der Kultur stehen, die Blutrache als eine heilige Pflicht angesehen ward, so fehlte es auch nicht an erblichen Familienfeindschaften. Doch bestand für die Zeit der Götterfeste, in welcher man sich zu gemeinschaftlichen Opfern, zu Beratschlagungen und zum Rechtsprechen versammelte, ein Waffenstillstand oder eine Art Gottesfriede, und die Tempel gewährten dem Verfolgten stets eine Freistätte für seine Person. Die Raubzüge gingen von tapferen Männern fürstlichen Geschlechts aus, an welche sich eine Schar von Freiwilligen anschloß; denn ein eigentlicher Volkskrieg konnte nur infolge des Beschlusses aller freien Männer begonnen werden. Die Zunahme der Bevölkerung und die immer größer werdende Roheit machten diese kühnen Unternehmungen im Laufe der Zeit immer häufiger. Der erstere Umstand und die damit verbundene häufig eintretende Hungersnot hatten ihren Grund hauptsächlich in der großen Fruchtbarkeit der Ehen bei den alten Skandinaviern. Außerdem wirkte aber zur Vermehrung der Raubfahrten auch noch der Umstand mit, daß das väterliche Besitztum nur an einen Sohn vererbt zu werden pflegte, daß also die

---

*) Berserkr, d. i. panzerbloß, hieß ursprünglich ein Enkel des gewaltigen Stärkodder; der Name ging auf seine Söhne und später auf alle kampfwütigen Menschen über.

anderen Söhne sich selbst eines suchen und erkämpfen mußten. Infolge dieser Verhältnisse wurden Auswanderungen und Raubzüge so häufig, daß zuletzt eine allgemeine Sitte und ein förmliches Handwerk daraus ward. Wie innig sie mit dem ganzen Charakter des skandinavischen Lebens und Wesens zusammenhingen, kann man aus den herrschenden Vorstellungen über das Leben nach dem Tode ersehen. Die Normannen hatten nämlich den Glauben, es sei nicht gut, arm zu Odin zu fahren, und je mehr erworbene Schätze der Tote mit auf den Scheiterhaufen nehme, um so größer sei sein Genuß in Walhalla. Übrigens beschränkten sich die Raubzüge anfangs auf die gegenseitige Beraubung der verschiedenen skandinavischen Stämme; später aber wurden sie vorzugsweise gegen fremde und entfernte Länder gerichtet. Die Führer nannten sich, je nachdem sie ihre Züge zu Land oder zu Wasser machten, Heerkönige oder Seekönige. Die Raubfahrten zur See oder die sogenannten Wikingerzüge wurden bald vorherrschend und führten die Skandinavier nach den deutschen Küsten der Nordsee, nach Britannien, nach den Orkaden und Faröerinseln, nach den Niederlanden, nach Frankreich, nach Spanien und Portugal, ja sogar bis über die Straße von Gibraltar hinaus. Das Boot, dem man sich auf diesen Fahrten anvertraute, war ein leichter Kahn, welcher höchstens 120 Mann faßte; nicht selten erlag es der Gewalt der Stürme und Meereswellen, aber der Untergang auf der See ward dem Heldentode gleich geachtet. Die Fahrzeuge hatten meistens keine Segel, sondern wurden durch etwa fünfzehn Ruder fortbewegt; sie waren oft schön gearbeitet, mit Kupfer oder Eisenblech beschlagen und mit Bildern ausgeschmückt. Das dreizehn Ellen lange Ruder war der Prüfstein der Kraft; wer es nicht führen konnte, durfte nicht mitziehen. Zu einem Seezuge vereinigte man zwölf bis hundert Schiffe. Die Raubfahrer plünderten nicht bloß die Seeküste, sondern sie fuhren auch auf Flüssen bis tief in das Innere des Landes; wurde ihnen durch Feinde die Rückkehr ins Meer versperrt, so schleppten sie ihre Fahrzeuge mit der gemachten Beute auf den Schultern an einen anderen Strom und fuhren auf diesem in die See zurück. Am stärksten wurden diese Raubzüge im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung getrieben. Sie verschafften den Skandinaviern Überfluß an Lebensmitteln sowie viele Sklaven und Kostbarkeiten und brachten manches Handwerk und manche Kunst in ihr Land. Übrigens setzten die Skandinavier neben diesen kühnen Seefahrten auch ihre Raubzüge zu Lande fort, und bei ihrem erstaunlichen Unternehmungsgeiste, ihrer wachsenden Begierde nach Abenteuern, ihrer außerordentlichen Körperkraft und Abhärtung wird man es begreiflich finden, daß sie schon früh auch durch Rußland drangen, sich seit dem Beginn des 6. Jahrhunderts den Anwoh-

nern des Schwarzen Meeres bekannt machten und unter dem Namen Waräger (d. i. wörtlich Söldner) Dienste bei den griechischen Kaisern nahmen, deren Leibwache lange Zeit vorzugsweise aus ihnen bestand. Wie der Skandinavier das eigene Leben gering schätzte, ebenso galt ihm in seiner kriegerischen Roheit auch das Leben anderer nichts. Er war hart und grausam gegen die Feinde, die er kämpfend besiegte, oder deren Land er raubend durchzog, und brachte, wiewohl freilich nicht häufig, seinen Göttern auch Menschenopfer dar. Zu diesen Opfern wurden nicht nur Gefangene, Sklaven und Todesverbrecher bestimmt, sondern bei außerordentlichen Unglücksfällen opferte auch wohl ein Vater seinen Sohn oder eine Völkerschaft ihren König. Außerdem hatte bei den Skandinaviern, wie bei den älteren Griechen und Römern und bei allen heidnischen Völkern überhaupt, der Vater das Recht, sein neugeborenes Kind auszusetzen, und von diesem Rechte, das man aber richtiger ein Herkommen oder eine Sitte benennt, ward bei mißgestalteten Kindern fast immer Gebrauch gemacht.

Die angegebenen Charakterzüge und Sitten der Skandinavier oder Normannen bezeichnen einen äußerst rohen Zustand der Empfindungen, wie er dem wilden kriegerischen Leben eigentümlich zu sein pflegt; die Normannen verwilderten sogar gegen das Ende ihrer heroischen Zeit noch weit mehr. Sie erlaubten sich auf ihren Seezügen zuletzt die ärgsten Greuelthaten und mißhandelten, was bei germanischen Völkern sonst selten war, sogar die Weiber der Beraubten auf eine wahrhaft tierische Weise. Nichtsdestoweniger waren sie kein Volk von rohen Wilden, sondern sie zeichneten sich vielmehr, wie alle Germanen, besonders in ihrer früheren Zeit durch einige Züge von besserer Art aus. Diese Züge bestanden in der bei ihnen schon früh eingeführten Beschränkung der Blutrache, in ihrer Treue gegen übernommene Verpflichtungen, in der Ehre, die sie zum Unterschied von allen nichtgermanischen Barbaren den Frauen erwiesen, und in dem edleren Sinne, der sich in ihrer Liebe zur Dichtkunst und zum Teil auch in dem Inhalt ihrer Gesänge zu erkennen giebt. Die Skandinavier sahen zwar die Blutrache als eine heilige Pflicht an und hielten bei einem Morde den nächsten Verwandten des Erschlagenen für verbunden, diesen durch den Tod seines Mörders zu rächen; allein sie hatten dabei, zum Unterschied von den Arabern und anderen Völkern, einen sehr wohlthätigen Gebrauch eingeführt, der mit einer altgermanischen Vorstellung zusammenhing, nach welcher die Strafe als ein Ersatz des durch den Verbrecher angerichteten Schadens angesehen wurde. Es war nämlich bei ihnen angenommen, daß die Blutrache erfüllt sei, sobald der Mörder den Verwandten des Getöteten eine Buße an Geld oder Geldeswert entrichtet habe, die nach vorgenommener Schätzung

dem Verlust entsprach. Der gerichtliche Zweikampf bestand in ausgedehnter Weise und wurde erst vom Jahre 1000 an mit Einführung des Christentums beseitigt. Zu den Strafen gehörte die Anweisung eines niedrigeren Sitzes beim Gelage, ferner Landesflucht und Gütereinziehung. Die Treue in Worten und Gesinnungen war unter den Skandinaviern so groß, daß selbst ein ihnen sehr abgeneigter christlicher Schriftsteller, der angelsächsische Mönch Osbern, sagt: schonungslos bis zum gegebenen Worte zu sein, aber dieses nicht leicht zu brechen, sei der Skandinavier einzige Tugend. Der Eid war bei ihnen zu allen Zeiten ein heiliges und starkes Band, und der Verrat gehörte zu denjenigen Verbrechen, welche mit dem Tode bestraft wurden und nicht, wie die meisten anderen Vergehungen, durch eine Geldbuße gutgemacht werden konnten. Von ihrer unverbrüchlichen Treue gegen den Führer kann der Umstand als Beispiel dienen, daß nicht selten einzelne Männer, wenn ihr Fürst in der Schlacht gefallen war, sich selbst ins Schwert stürzten, um den Tod desselben nicht zu überleben. Ebenso fest und innig waren die Waffenverbrüderungen, welche zuweilen zwischen zwei Helden geschlossen wurden; sie waren stets mit dem Gelübde verbunden, daß der Überlebende den Tod des anderen rächen wolle, und dieses Gelübde verpflichtete den ersteren, sogar seinen nächsten Verwandten zu erschlagen, im Falle dieser ihm den Genossen getötet hatte. Die Stellung der Frauen war zwar nicht die nämliche, wie bei den meisten anderen germanischen Völkern; allein man hatte doch schon in der frühesten Zeit die Ehe eingeführt und unterschied sie stets ehrend von unehelichen Verbindungen. Freilich war und blieb dies der einzige Vorzug, den das skandinavische Weib hatte, bis beim Untergange der heroischen Zeit das Christentum andere Grundsätze und Sitten brachte. Der Mann war Herr und Gebieter der Seinigen, er durfte ungetadelt Kebsweiber neben seiner Gattin halten, während diese bei Todesstrafe zur Treue gegen ihn verpflichtet war, und die unehelichen Kinder waren nicht von allem Erbe ausgeschlossen. Indessen waren Nebenweiber selten, sie kamen nur bei einzelnen Angesehenen vor und erlangten niemals die Rechte des Eheweibes. Die Poesie endlich war bei den Normannen die einzige selbständige Regung des geistigen Lebens, doch ward sie nicht in dem Grade, wie bei den Griechen, ein Bildungsmittel, durch welches diese Stämme zu fortschreitender höherer Kultur entwickelt wurden. Auch standen die Normannen den Griechen an Sinn für Schönheit und Ebenmaß weit nach. Dagegen fehlte es den Gesängen der ersteren weder an Fülle und Lebendigkeit der Bilder, noch an Gefühl, an Kraft und Schwung der Phantasie und an großartiger Einfachheit; ihre Dichter ehrten nicht nur den Heldentod des Tapferen, sondern oft auch die Thaten der Gerechtigkeit, der Treue

und der Milde mit dem Lohne des Ruhmes. Doch bilden Kämpfe, Schlachten und Kriege den Angelpunkt, um den sich ebenso die Poesie wie das ganze Leben der Normannen drehte. Die Skalden oder Dichter waren, wie die Sänger der griechischen Heroenzeit, hochgeehrt, ihre Kunst ward selbst von Fürsten geübt. Die Gedichte wurden nur durch mündliche Überlieferungen aufbewahrt, obgleich man wahrscheinlich schon in früher Zeit eine Schrift hatte. Diese, die Runenschrift genannt, bestand meist aus geraden Strichen, welche durch ihre Stellung voneinander unterschieden wurden, und erhielt sich noch sehr lange in die christliche Zeit hinein, ja, bei weitem die meisten noch übrigen Denkmale derselben gehören ebendieser Zeit an. Saxo Grammaticus will sogar Runeninschriften als Geschichtsquellen benutzt haben; doch waren sie ohne Zweifel nicht so ergiebig, als er zu verstehen giebt.

Das skandinavische Volk war in eine Anzahl kleiner Stämme oder Völkerschaften aufgelöst, welche von je einem König beherrscht wurden und wieder in verschiedene Unterabteilungen zerfielen. Die Beherrscher der letzteren hießen Jarle, sie waren dem König untergeben und hatten ihrerseits wieder die Hersen oder die Häuptlinge kleinerer Distrikte unter sich. Die Königswürde war erblich und hatte ungefähr dieselbe Bedeutung, wie bei den Germanen in Deutschland: der König war Oberpriester, höchster Richter und Oberfeldherr, über ihm aber stand als höchste Macht der Thing oder die Versammlung aller freien Männer, welche zugleich das höchste Gericht und den Reichstag bildete. Die Könige waren, wie in Deutschland, nur dann mächtig, wenn sie sich ein großes Gefolge zu bilden vermocht hatten. Daraus und aus der Verwandtschaft mit dem Herrscherhause entstand ein großer Vorzug, der aber nicht auf dem Rechte, sondern bloß auf der Meinung beruhte; denn von einem eigentlichen Erbadel findet sich in der heroischen Zeit Skandinaviens keine Spur. Den Kern der Gesamtheit bilden die Freibauern, auch Bonden genannt; unter ihnen mochten Angehörige der Königshäuser oder solcher Familien, denen Jarle angehörten, namentlich wo größerer Grundbesitz hinzutrat, ein Vorrecht im Ansehen haben. Noch weniger war an eine Priesterkaste zu denken; das Opfer konnte der König, der Jarl, der Herse, überhaupt jeder Vorsteher einer Gesamtheit verrichten.

Dies war der Zustand der Skandinavier in ihrer heroischen Zeit, in betreff deren jedoch die überlieferten Sagenberichte nicht weit über Christi Geburt hinausreichen. Die Hauptunterschiede derselben von der ähnlichen Zeit des griechischen Volkes sind bereits früher angedeutet worden. Von den Charakterzügen, auf welchen diese Verschiedenheit beruhte, war die Wanderlust der alten Skandinavier der für die

Geschichte der Menschheit bedeutendste. Indessen veranlaßte diese nicht, wie unter den Germanen in Deutschland, Auswanderungen von ganzen Völkerschaften, obgleich man Skandinavien schon zur Zeit der Völkerwanderung die Wiege und Werkstätte der Nationen (vagina nationum, officina gentium) nannte; jene häufigen, Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Züge bestanden vielmehr, soweit der Blick in die dunkeln Zeiten Skandinaviens zu dringen vermag, bloß als Raubfahrten einzelner Scharen, die sich zu einem solchen gemeinschaftlichen Unternehmen verbunden hatten. Der Hauptgrund derselben aber ist teils in dem abenteuerlichen Sinne der Normannen, teils in öfters eintretender Hungersnot zu suchen. Im 9. Jahrhundert kam noch die Unzufriedenheit mit der Erweiterung der Königsgewalt hinzu, so daß nun die Raubzüge der Normannen und ihre Niederlassungen in anderen Ländern an Zahl und Ausdehnung zunehmen.

Die Geschichte der ältesten Zeit der Skandinavier wird von der Sage hauptsächlich mit Erzählungen von dem Herrschergeschlechte der Ynglinger ausgefüllt. Diese herrschten in Schweden, welches von zwei später miteinander verschmolzenen germanischen Völkern, den Goten und den Schweden, bewohnt ward. Schon zur Zeit der letzten Ynglinger wird auch ein dänisches Reich erwähnt, dessen Herrschersitz in Ledra auf der Insel Seeland war. Im 7. Jahrhundert ging das Geschlecht der Ynglinger unter, und an die Stelle desselben trat die von Iwar Widfame, d. i. dem Weitumfassenden, gestiftete Dynastie. Dieser König herrschte der Sage nach nicht nur über Schweden und Dänemark, sondern er soll sich auch fast alle südlichen Küstenländer der Ostsee unterworfen haben. Noch berühmter, als Iwar, war sein Tochterenkel, Harald Hildetan, d. i. der Kriegszahn, der vorzugsweise in Dänemark und Südschweden mächtig war. Er stand schon in hohem Alter und war bereits erblindet, als König Sigurd Ring, der über Schweden und Goten herrschte, ihn auf dem Brawallafeld in einem furchtbaren Kampfe schlug. Diese Brawallaschlacht, die in das 8. Jahrhundert zu setzen ist, wurde schon früh durch Lied und Sage verherrlicht; Odin selbst, heißt es, kündigte dem greisen Harald seinen Schutz auf, den er ihm zuerst noch während des Kampfes gewährt hatte, und verlieh ihn dem Sigurd Ring, welcher den von Odin erschlagenen König auf das ehrenvollste bestatten ließ. Auch für die nordische Geschichte ist die Sage von Bedeutung; das Übergewicht der rein germanischen Stämme, die auf schwedischer Seite standen, wurde durch sie geschildert. Der Sohn Sigurd Rings war Ragnar Lodbrog; er ward besonders berühmt durch seine kühnen Seezüge und durch seinen Heldentod. Er fiel, nachdem er mehrere Raubfahrten nach England und Schottland gemacht hatte, zuletzt in Northumberland

in die Hände seiner Feinde, ward auf Befehl des Königs Aella in eine Schlangengrube geworfen und starb in derselben, mit heldenmütiger Ausdauer, eines qualvollen Todes. Es hat sich aus späterer Zeit ein Totengesang erhalten, der dem sterbenden Helden in den Mund gelegt ist, und in welchem er mit ungebeugtem Sinne seiner Feinde und der von ihnen bereiteten Todesqualen spottet.

Auch was die Sage von anderen Fürstenhäusern und ihren Unternehmungen berichtet, ist seinem historischen Wert nach nicht zu sichten. Im 9. Jahrhundert treten zwei besonders wichtige Ereignisse ein: die Raubfahrten nach den Ländern des Ostens und Westens wurden häufiger und furchtbarer, und das Christentum begann in Skandinavien einzudringen. Dieses Zusammentreffen erschwerte der christlichen Religion den Zugang zu den Normannen; denn jene Züge fachten den wilden, abenteuerlichen Sinn dieser Völkerschaften von neuem in hohem Grade an und gewährten denselben leicht erworbene Reichtümer und Lebensgenüsse, während das Christentum die einträglichen Raubfahrten nach christlichen Ländern untersagte und für die Freuden der Walhalla nichts darbot, was den verwilderten Helden als Ersatz hätte dienen können. Übrigens knüpft sich der Anfang der sicheren Geschichte Skandinaviens an die beiden angeführten Erscheinungen.

Seit dem Jahre 777 kam Karl der Große, infolge seiner Kriegszüge gegen die Sachsen, mit dem jütländischen Könige **Siegfried** in Berührung, an welchen sich der sächsische Herzog Wittekind mehrmals um Hilfe wandte. Auch gegen Siegfrieds Nachfolger, **Gottfried**, bei den Dänen Göttrik genannt, zogen die Franken zu Felde, und als bald nach dem Tode desselben (810) Thronstreitigkeiten unter den Prinzen des königlichen Hauses ausbrachen, wandte sich einer von diesen, **Harald Klak**, an Karls Sohn, Ludwig den Frommen, um Hilfe (814). Er erhielt die gewünschte Unterstützung und gelangte in den Besitz der Herrschaft, die er jedoch mit zwei Söhnen Gottfrieds teilen mußte. Um dieselbe Zeit hatte der Erzbischof Ebbo von Rheims seiner Würde entsagt; ihn entsandte Papst Paschalis I. 822 zur Mission in jene Länder. Auf diese Weise wurden vom Jahr 822 an in Haralds Reich mehrere Heiden bekehrt, und dieser selbst ließ sich 826 mit seinem Sohne und seiner Gemahlin in der St. Albanskirche zu Mainz taufen. Bei seiner Heimkehr (827) wurde ihm zur Fortsetzung des von Ebbo begonnenen Werkes der heilige **Ansgarius** beigegeben. Dieser berühmte Missionär war ein Mönch des Klosters Korbie in der Pikardie gewesen und im Jahre 823 in das neue Kloster Korvei versetzt worden, welches Ludwig der Fromme als eine Pflanzung des ersteren an der Weser gestiftet hatte. Er errichtete in Südjütland eine Schule von

zwölf größtenteils erkauften Knaben, um sie zu Bekehrern ihres Volkes zu bilden. Seine Wirksamkeit war jedoch nicht nachhaltig, weil Haralds Unterthanen den neuen Glauben haßten und er selbst noch einige Male aus dem Lande vertrieben ward. Ansgar trotzte allen Hindernissen und Schwierigkeiten und verdiente sich dadurch den Namen Apostel des Nordens, den man ihm später gegeben hat. Er wußte sogar Haralds Mitkönig, Horich oder Erich I., einen der Söhne Gottfrieds, wenn auch nicht für seine Lehre, doch wenigstens für seine Person zu gewinnen. Im Jahre 829 wagte er es sogar, aufgefordert von Ludwig dem Frommen, der selbst wieder durch eine Gesandtschaft darum ersucht war, zur Bekehrung der Heiden nach Schweden zu reisen, wo damals ein König des Namens Björn herrschte. Er ward von diesem wohlwollend aufgenommen, verweilte ein ganzes Jahr in Schweden, taufte einige Einwohner und soll dem Christentume unter andern auch einen Mann vom Hofe gewonnen haben, welcher bald nachher die erste skandinavische Kirche bauen ließ. Nach seiner Rückkehr aus Schweden ward er vom Kaiser zum Erzbischof ernannt und dem zur Bekehrung des Nordens (831) errichteten Bistum Hamburg vorgesetzt. Mit einem Eifer und Mut, wie ihn die Geschichte des Christentums nur bei den Glaubensboten der ersten Zeiten des Mittelalters zeigt, setzte Ansgar sein schwieriges Werk fort; die Neubekehrten wurden aber von ihren Landsleuten mißhandelt, Harald fiel vom Glauben wieder ab, und im Jahre 845 mußte Ansgar selbst vor einer Schar Dänen fliehen, welche zu Schiffe nach Hamburg kam, die Stadt plünderte und niederbrannte und viele Einwohner tötete oder in Gefangenschaft schleppte. Dagegen wurde bald Ansgars Ansehen und Einfluß dadurch sehr vermehrt, daß eine Mainzer Synode ihm das erledigte Bistum Bremen zuerteilte, worauf später (864) Papst Nikolaus I. dasselbe für immer mit dem Bistume Hamburg vereinigte und vor allem die Oberaufsicht Kölns aufhob; der erzbischöfliche Sitz ward aber in der Folgezeit wieder nach Bremen verlegt.

Ansgar, welcher noch einmal nach Schweden reiste und dort dem Christentum teils durch seine persönlichen Bemühungen, teils durch abgeschickte Missionäre mehr Eingang verschaffte, war fortan auch bei den Dänen glücklicher. Erich sah nämlich seine Macht durch Nebenbuhler bedroht, und Ansgar wußte dieses Verhältnis geschickt zu benutzen, indem er den dänischen König auf den Wert einer Verbindung mit den Deutschen aufmerksam machte, einen Frieden zwischen ihm und König Ludwig dem Deutschen zu stande brachte und dadurch bei dem ersteren immer mehr Vertrauen und Einfluß gewann. Jetzt wurden viele Dänen bekehrt; andere ließen sich, nach einem eigentümlichen Gebrauche, primsignieren, d. h. vorläufig mit dem Zeichen des Kreuzes

versehen; sie verschoben sodann die eigentliche Taufe bis zum Herannahen des Todes und zogen dabei das weiße Taufgewand an, um in demselben zu sterben. Erich erlaubte sogar, daß zu Schleswig eine Kirche, die erste in Dänemark, erbaut wurde. Alle diese Erfolge schienen aber wieder zu schwinden, als nach Erichs Tode (854) die Räte seines jungen Sohnes, Erichs II., ihre ganze Macht gegen die neue Lehre und ihre Bekenner richteten. Indessen gelang es dem gewandten Bischof bald, auch bei diesem Fürsten soviel Einfluß zu gewinnen, daß nicht nur die Verfolgungen wieder aufhörten, sondern auch die Anbringung einer Glocke in der Kirche von Schleswig und die Erbauung einer zweiten Kirche (zu Ripen) gestattet wurde. Im Jahre 865 starb Ansgar. Wie schwach die Wurzeln waren, die das Christentum zu seinen Lebzeiten im Norden geschlagen hatte, und wie wenig, ungeachtet der Bekehrung einzelner Fürsten, eine Verbindung zwischen den Skandinaviern und den christlichen germanischen Staaten hergestellt war, beweisen die furchtbaren Greuelthaten, die sich einige dänische Fürsten während der nächsten Jahrzehnte auf ihren Raubfahrten nach diesen Staaten erlaubten. Im Jahre 881 z. B. verwandelte eine dänische Raubschar das ganze zwischen Schelde und Somme gelegene Land in eine Brandstätte. Ein westfränkischer König, Ludwig III., Enkel Karls des Kahlen und älterer Bruder Karls des Einfältigen, besiegte damals die Normannen in einem ruhmvollen Treffen bei Saucourt oder Sathilcortis. Dieser Sieg ist uns darum denkwürdig, weil er durch das berühmte „Ludwigslied" verherrlicht wurde, das in der nächsten Zeit nach der Schlacht abgefaßt ist und zu den schönsten Resten althochdeutscher Dichtung gehört; denn der französische König wird hier in deutscher Sprache besungen. Die normännische Verheerung wird im Liede, nach mittelalterlicher Vorstellung, als Strafe für die Sünden der Christenheit aufgefaßt; auch vergißt der geistliche Dichter nicht zu bemerken, daß die Franken unter frommem Gesang in die Schlacht zogen.*) Für die Dauer war dieser Sieg keineswegs von Wirkung; in der Nähe der Maas errichteten die Normannen das Schanzlager von Aschloh als Stützpunkt für ihre Raubzüge. Einige Jahre nachher hausten die wilden Räuber auf schreckliche Weise an den Ufern der Seine und bis nach Burgund hin. Ihre Unternehmungen an der deutschen Küste erlitten durch die später zu berichtende Schlacht bei Löwen (891) einen entscheidenden Stoß.

---

*) „All' zusammen sangen Kyrie Eleison; Sang war gesungen, Krieg ward begunnen." In den Kirchen erklang schon um die Mitte des Jahrhunderts das Gebet: „A furore Nortmannorum libera nos, domine" (von dem Wüten der Normänner mach' uns frei, o Herr und Gott).

Der von Ansgar und seinen Nachfolgern in Schleswig und Jütland ausgestreute Same wurde völlig ausgerottet, als zu Ende des 9. Jahrhunderts **Gorm der Alte**, dessen Vater aus Norwegen gekommen und daselbst ursprünglich nur Beherrscher von Seeland und Schonen gewesen war, alle anderen Fürsten aus Dänemark verjagte und das ganze Land unter seinem Scepter vereinigte. Gorm haßte das Christentum und seine Bekenner, ließ diese qualvoll töten und vertilgte die neue Lehre in seinem Reiche. Auch in Schweden, wohin sich außer Ansgars nächstem Nachfolger in siebzig Jahren kein Missionär wagte, scheint das Christentum damals größtenteils wieder erloschen zu sein. Übrigens knüpft sich unter Gorm die Geschichte Dänemarks auf eine engere und zuverlässigere Weise an die deutsche an. Gorm reizte nämlich durch einen Einfall in Friesland den tapferen deutschen König Heinrich I. zum Kriege, dieser drang um 934 siegreich in Jütland ein, zwang den Dänen zu einem Tribut und stellte die deutsche Grenzprovinz wieder her, welche unter dem Namen der **Dänischen Mark** wahrscheinlich schon von Karl dem Großen eingerichtet worden war. Auch zwang er den Dänenkönig, daß er dem Erzbischofe von Bremen erlaubte, das Christentum in seinem Lande von neuem zu predigen; Gorm selbst aber ließ sich nicht taufen. Gorms Sohn und Nachfolger, **Harald Blauzahn**, der seinem Vater um 936 in der Regierung folgte, hatte Neigung für das Christentum kundgegeben; er blieb der deutschen Zinspflichtigkeit so lang getreu, bis er von anderen Seiten her freie Hand erhielt. Er zog am Anfang seiner Regierung den Normannen zu Hilfe, welche sich einige Jahrzehnte früher in der nach ihnen benannten Normandie niedergelassen hatten und von dem damaligen Könige von Frankreich bedrängt wurden. Dann benutzte er die Lage der Dinge in Norwegen, um dieses Land seinem Reiche einzuverleiben.

In Norwegen zählte man früher, ohne die vielen Jarle, welche kaum ihren Oberherren gehorchten, etliche dreißig kleine Könige; außerdem gab es in allen Teilen des Landes trotzige Männer, welche einsam mit ihren Knechten lebten und weder irgend einem Menschen unterworfen sein wollten, noch einen anderen Schutz als von ihrem eigenen Arm verlangten. Auch die Herren der Inseln und Vorgebirge oder die sogenannten Inselkönige erkannten niemand über sich. Dieser rohe und verwirrte Zustand des Lebens mußte endlich, wiewohl freilich nur langsam, der Kultur und einer geordneten Regierung weichen; der Anfang dazu fällt in dieselbe Zeit, in welcher Gorm der Alte die dänischen Länder miteinander vereinigte. Schon vorher hatte sich nämlich einer der Könige im südlichen Norwegen, **Halfdan** der Schwarze, der sein Geschlecht von den Ynglingern herleitete, sechs oder sieben

kleine Herrschaften unterworfen. Sein Sohn, Harald Haarfagr d. i. Schönhaar, ein Zeitgenosse Gorms des Alten, ging auf der betretenen Bahn weiter fort; er baute sich die Königsburg im Landgerichte Drontheim, verbrachte hier den Winter und zog im Sommer aus, um seine Eroberungen zu behaupten und zu erweitern, bis sie nach und nach ganz Norwegen umfaßten. Dieser glückliche und schnelle Erfolg seiner Unternehmen ist bei einem so kriegerischen und tapferen Volke überraschend, zumal da Harald den Widerstand gegen seine Herrschaft dadurch noch verstärkte, daß er allen besiegten Fürsten ihren Privatbesitz nahm und ihren Unterthanen schwere Steuern auferlegte; allein da in Skandinavien damals jeder kühne und tapfere Führer Tausende an sich lockte, welche unbekümmert um sein Recht ihm für reiche Beute und Belohnung gern dienten, so konnte Harald leicht eine Menge Krieger zusammenbringen. Außerdem vermehrte er durch jede gemachte Eroberung die Zahl seiner Vasallen, und zugleich hatten die ihm unterworfenen Könige den Vorteil, daß sie im Vertrauen auf seine Macht jetzt selbst größeren Druck üben konnten, als früher. Indessen fehlte es nicht an entschlossenen Männern, denen die ererbte Freiheit lieber war, als Leben und Gut, und die deshalb auswanderten, um sich in fremden Ländern die Möglichkeit eines unabhängigen Daseins zu verschaffen. Infolgedessen ward Haralds Herrschsucht die Veranlassung zu vielen neuen normännischen Ansiedelungen. Island, die Faröerinseln, die Orkaden und die Shetlandsinseln wurden damals teils entdeckt, teils neu bevölkert; ganze Scharen flüchteten sich auf die dänischen Inseln; andere fuhren nach England, Schottland und Irland, wo sich schon früher Skandinavier niedergelassen hatten. Zum Jarl der Orkaden erhob sich Einar, der auf den holzarmen Inseln die Erfindung des Torfstechens machte und darum Torf-Einar hieß. Glänzender war das Los jenes Rolf, dessen unehelicher Bruder Einar war. Da ihn kein Roß zu tragen vermochte, nannte man ihn Gangarolf, d. i. Rolf den Gänger; aus Norwegen verbannt, schiffte er 876 nach Frankreich, wo er später das obenerwähnte Herzogtum der Normandie gründete. Vielleicht gelangten die kühnen skandinavischen Seefahrer damals auch schon nach Grönland.

Es ist nötig, bei dieser Gelegenheit der Entdeckung und ersten Besetzung von Island ausführlicher zu gedenken, weil dieselbe später für die skandinavische Geschichte sehr wichtig wurde. Die Insel Island ward nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen schon zu Ende des 8. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von Irländern entdeckt. Um das Jahr 861 landete der erste Normanne, Nadodd, daselbst; die erste Niederlassung auf Island aber fand im Jahr 874 statt, und zwar unter Anführung der beiden Norweger Ingulf und Leif.

Ingulf brachte den heimischen Kultus mit und ist als der eigentliche norwegische Besiedler zu betrachten; er warf, als die Insel vor seinem Blick erschien, die zu Götterbildern ausgeschnitzten Thürpfosten seines Vaterhauses ins Meer und errichtete seinen Wohnsitz da, wo sie ans Land trieben; es war in der Bucht von Reikiavik. Bald folgten andere nach, und die Insel ward einer der Zufluchtsorte für alle diejenigen, welche niemand über sich erkennen wollten. Aus diesem Grunde wurde dort auch gleich anfangs ein Freistaat eingerichtet, und zwar ein streng aristokratischer, weil nur Fürsten und Herren durch solche Beweggründe zur Auswanderung getrieben wurden. Ein Versuch König Haralds, die Insel unter die Verwaltung eines Jarl zu stellen, mißlang. Etwa fünfzig Jahre nach Ingulfs Ankunft wurde ein Mann namens Ulfliot mit der Abfassung eines Gesetzbuches beauftragt; dieser ging auf drei Jahre nach Norwegen, um die Vorbereitungen zu treffen; inzwischen richtete Grim eine geeignete Stätte zur Abhaltung von Landtagen beim See Tingwalla ein, wofür er von jedem Einwohner einen Pfennig erhielt. Bei der Abhärtung und Entbehrung, an welche die alten Skandinavier von Jugend auf gewöhnt waren, konnte die nördliche Lage der Insel für sie nichts Abschreckendes haben, zumal da Island damals noch beträchtliche Waldungen enthielt, sich zum Getreidebau eignete und ein Klima hatte, welches wenigstens nicht kälter war, als das der nördlichen Striche von Norwegen. Heutzutage kommen daselbst bekanntlich außer strauchartigen Birken keine Bäume mehr fort, und die einzigen Erzeugnisse des Ackerbaues sind Kartoffeln, Kohl und Rüben, woran teils das Verschwinden der Wälder, welche einst die Stürme brachen und die Luft während des Winters feuchter erhielten, teils auch das vielleicht seitdem eingetretene südlichere Vordringen des Polar-Eises schuld sein mag. Übrigens bildeten auch in der alten Zeit die Viehzucht, der Vogelfang und die Fischerei die Haupterwerbsquellen auf der Insel, man konnte auch damals das dort häufig gelandete Treibholz nicht entbehren, und schon in der ersten normannischen Zeit werden Zeiten der Hungersnot erwähnt, in welchen man die ältesten Leute erschlug. Bereits um das Jahr 1000 ward das Christentum auf der Insel durch Beschluß einer Landesversammlung gesetzlich eingeführt. Dessenungeachtet erhielt sich auf Island die alte skandinavische Poesie und Sagenwelt, ja, sie lebte dort gewissermaßen von neuem auf. Wißbegierde, Wohlgefallen an Lektüre und Liebe zu historischen Erzählungen wurden und blieben bis auf den heutigen Tag die Hauptcharakterzüge der Isländer, und das Großartige, Romantische und Abenteuerliche der alten Sagen ersetzte dem Bewohner einer armen und kalten Insel den ihm versagten Reiz und Genuß der Natur. Isländer bildeten daher auch die Mehrzahl der Skalden, welche später

noch an den christlichen Höfen von Skandinavien die Thaten der Vorzeit erzählten, und auf Island wurden die Sagensammlungen verfertigt, welche den Namen der älteren und der jüngeren Edda führen. Noch heutzutage bilden Erzählungen aus der alten Landesgeschichte bei den Isländern einen Lieblingsgegenstand der Unterhaltung, und die Liebe zum Lernen und zum ernsten Lesen ist kaum irgendwo so allgemein verbreitet, als auf dieser Insel. Im Jahr 1118 wurde mit Benutzung der älteren, von Ulfliot aufgestellten Satzungen ein neues Rechtsbuch für den isländischen Freistaat angefertigt, welches die Graugans genannt wird; bald nachher fand auch die Abfassung eines Kirchenrechtes statt; beide sind uns noch erhalten. Von Island aus machten übrigens die kühnen Normannen weitere Seezüge. Im Jahre 983 wurde durch Erik Rauda Grönland entdeckt, und schon 986 ließen sich daselbst die ersten Kolonisten aus Island nieder.

Die Normannen, welche vor Harald Haarfagr aus Norwegen geflohen waren, suchten sich an ihrem Feinde durch öftere Raubfahrten nach der alten Heimat zu rächen. Dadurch sah sich Harald bewogen, von Zeit zu Zeit auch sie in ihren neuen Wohnsitzen aufzusuchen. Auf einem dieser Züge trat er in England mit dem angelsächsischen König Athelstan in Verbindung, welchem er zehn Jahre vor seinem Tode seinen jüngsten Sohn, Hakon den Guten, zur Erziehung zusandte. Die anderen Söhne Haralds waren schon zu seinen Lebzeiten miteinander in Zwist geraten; er glaubte daher klug zu handeln, wenn er jedem von ihnen ein erbliches Fürstentum anwiese und dem ältesten außerdem noch die Würde eines Oberkönigs gäbe; er machte aber dadurch ihren Zwiespalt nur noch größer. Sein ältester Sohn, Erich, welcher wegen der Ermordung zweier Brüder den Beinamen Blutaxt erhielt, folgte ihm als Oberkönig um das Jahr 936 nach. Dieser tötete zwei von seinen Brüdern und verjagte die anderen, bereitete sich aber durch sein Verfahren noch im Todesjahre des Vaters seinen Sturz. Bei seinem wilden und grausamen Sinne gab er nämlich die Politik Haralds auf, welcher die Rechte gewisser Jarle und Hersen zu schonen gesucht hatte. Einer von diesen Vasallen, der Jarl von Drontheim, Sigurd, ermunterte Hakon den Guten zu einem Angriffe auf Norwegen. Hakon erschien, von seinem Pflegevater unterstützt, alles fiel ihm zu, und Erich mußte die Flucht ergreifen. Der letztere begab sich nach England, wo er bald nachher starb, seine Söhne aber fanden bei dem dänischen Könige Harald Blauzahn Aufnahme. Hakon war in England getauft und christlich erzogen worden und suchte das Christentum in seinem Reiche einzuführen. Er erbitterte aber sowohl dadurch, als auch durch sein Bestreben, das Land vermittelst neuer Gesetze und Ordnungen zu heben, seine Unterthanen, die ihn anfangs

mit Freuden aufgenommen hatten. Als er zu Trondhjem (Drontheim) das Volk in einer Ansprache aufforderte, zum Christentum überzutreten, antwortete ihm ein Wortführer mit entschiedener Gegenrede, worin besonders hervorgehoben war, die heidnischen Vorfahren seien weit vortrefflicher gewesen als die Männer der Gegenwart; daß er bei Festmahlen sich der Göttersprüche und des Pferdefleisches enthielt, erregte Verstimmung. Selbst seine ungemein große Tapferkeit, wegen deren ihn später die Skalden, obgleich er ein Christ war, doch als einen Helden der Walhalla verherrlichten, erregte nur Bewunderung, aber keine Zuneigung, weil sie nicht mit Raubsucht verbunden war, also die Untergebenen nicht zu Plünderungen führte. Erichs Söhne, welche ihres Vaters blutgierigen Sinn besaßen, fanden daher leicht einen Anhang, als sie von Dänemark her den verhaßten König angriffen. Mehrere Male wurden sie von Hakon, der sie sogar in Dänemark aufsuchte, zurückgejagt, endlich aber fiel dieser in einer bereits gewonnenen Schlacht (um 951); seine Beisetzung erfolgte unter heidnischen Bräuchen. Erichs Söhne teilten sich in den Besitz von Norwegen. Ihre Herrschaft dauerte nicht lange. Sie erschlugen den Jarl Sigurd, welcher Hakon den Guten gerufen hatte, und der Sohn desselben, der Jarl Hakon, auch der Reiche genannt, nahm seine Zuflucht zum dänischen Könige Harald Blauzahn, der ihn ebenso, wie vorher Erichs Söhne, gern aufnahm und unterstützte, weil er aus den norwegischen Händeln Vorteil zu ziehen hoffte. Der hervorragendste der Söhne Erichs, Harald Graufell wurde in Jütland, wohin man ihn gelockt hatte, hinterlistig erschlagen (um 960); darauf setzte sich Hakon in Besitz der Herrschaft, blieb aber Vasall des dänischen Königs.

Bald nachher geriet Harald Blauzahn mit seinem eigenen Oberlehnsherrn, Otto dem Großen, in Zwist. Er war, obgleich ihn Hakon in diesem Kriege unterstützte, dem mächtigen deutschen Kaiser nicht gewachsen, erlitt eine Niederlage und mußte nicht allein von neuem Ottos Oberherrschaft anerkennen, sondern sich auch zur Annahme des Christentums bequemen. Auch Hakon ward dazu gezwungen, fiel aber bald wieder von dem neuen Glauben sowie von seinem bekehrten Oberherrn ab. Der Verlust von Norwegen war nicht der einzige Nachteil, welchen Ottos des Großen Zug den Dänen brachte. Harald wagte gleich nach dem Tode seines Besiegers einen Krieg gegen dessen Sohn und Nachfolger, Otto II.; er war auch damals unglücklich, und dies führte nicht nur eine weitere Verbreitung des Christentums in Dänemark herbei, sondern infolgedessen auch einen Zwist zwischen Harald und seinem Sohne, Sven dem Glücklichen (auch Sven Gabelbart genannt). Der letztere war zwar zugleich mit seinem Vater getauft worden, und Otto der Große selbst hatte bei ihm Patenstelle vertreten;

Sven entsagte aber dem Christentume wieder und erhielt dadurch die Unterstützung aller Heiden im Lande und aller derer, welche die neue Lehre gezwungen angenommen hatten. Er ergriff die Waffen gegen seinen fast 80jährigen Vater, dieser unterlag im Kampfe und starb bald nachher (986). Sven, welcher gleich nach seinem Regierungsantritt die Christen seines Landes mit Härte verfolgte, ward später durch Eroberung Herr von England; wir müssen daher hier die skandinavische Geschichte abbrechen und uns zunächst der Betrachtung der früheren Zeit Britanniens zuwenden.

In demselben Jahre, da Harald Blauzahn starb, während Hakon Jarl noch in Norwegen regierte, gründete der Isländer Erich der Rote eine Niederlassung in Grönland (dem grünen Lande), also auf dem Kontinent von Amerika; er fand hier zwar keine Menschen, doch Reste von Wohnungen. Erichs Sohn Leif setzte um das Jahr 1000 die Küstenfahrt nach westlicher und südlicher Richtung fort; er gelangte bis in die Mitte des 42. Breitengrades, etwas südlicher als Boston. Die Normannen hatten mehrfach mit den kleingewachsenen Skrälingern zu kämpfen, in welchen man die Eskimos wiedererkennt. Unter den Küstenstrichen unterschieden sie Groß- und Kleinhelluland, welches letztere ungefähr mit Neufundland stimmt; weiter südlich lag Markland. Endlich kamen sie in eine Gegend, wo ein mitziehender Deutscher namens Tyrker wilden Wein entdeckte, so daß der Landstrich, welcher ungefähr mit dem römischen Gebiet in gleicher Breite liegt, als das gute **Winland** bezeichnet wurde; dasselbe sah in der Zeit des deutschen Kaisers Heinrich V. einen grönländischen Bischof als Missionär. Die Winlandsfahrten dauerten fort bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts; noch im Jahre 1347 ist die Absendung eines grönländischen Schiffes nach dem jetzigen Neubraunschweig nachweisbar. Von dieser Zeit an kommen sie jedoch rasch in völlige Abnahme, wozu das Zurückgehen des isländischen Gemeinwesens und das mörderische Auftreten der großen Pest beitrugen; und wenn Kolumbus im Jahre 1477 auf Island war, so konnte er dort keine Auskunft gewinnen, die seinen großen Plan unterstützte. Für die Weltgeschichte ist die normännische Entdeckung von Amerika eine anziehende Seltsamkeit; sie kann uns lehren, daß eine zufällig gewonnene Erkenntnis nur da wirksam ist, wo der vorbereitete Menschengeist und ein in der Zeit liegendes Bedürfnis ihr entgegenkommt.

2. Geschichte der britischen Inseln bis auf Sven den Glücklichen.

Obgleich wir über den Zustand der alten heidnischen Briten nur sehr dürftige Nachrichten besitzen, so kennen wir doch auch bei dem-

jenigen Teil derselben, welcher in Schottland und Irland wohnte, eine heroische Zeit. Indessen gehören die uns aus ihr überlieferten Sagen und Lieder nicht den ersten Anfängen der britischen Geschichte an, sondern entweder der späteren Zeit der römischen Herrschaft oder den ersten Jahrhunderten des Mittelalters. Die Völkerschaften, von welchen sie herrühren, waren nicht, wie die Skandinavier, von germanischer Abkunft, sondern sie bildeten, wie alle Ureinwohner der britischen Inseln, ein Glied des keltischen Völkerzweigs. Diejenige keltische Mundart, welche in Irland und Schottland heimisch war, wird als die ersische oder gälische bezeichnet; die kymrische Sprache hat sich mit Abänderungen bis in das vorige Jahrhundert in Cornwallis und bis auf unsere Zeit in Wales erhalten; beide Zweige gehören dem indogermanischen Sprachstamme an, sind jedoch bei großem Reichtum nicht zu so biegsamer Flexion entwickelt wie die altklassischen und germanischen Sprachen. Überreste der hochschottischen oder gälischen Lieder sind unter dem Namen Ossians, des berühmtesten schottischen Barden, zusammengetragen worden. Diese Gesänge zeigen uns in Schottland und England unter einem Teile der Völker, welche bei den Römern Pikten, Scoten und Kaledonier hießen, eine dem griechischen und skandinavischen Heroentume ähnliche Heldenzeit; aber aus ihrem Inhalte kann keine Geschichte, sondern bloß die Kenntnis des allgemeinen Zustandes der älteren Bewohner jener Länder geschöpft werden. Ja, selbst in dieser Hinsicht können wir den Erzählungen von der schottischen und irischen Urzeit keinen festen Boden abgewinnen, weil die ganze Darstellung derselben in einen poetischen Halbschatten gehüllt ist, der keinen sicheren Blick zuläßt, und weil jene Lieder nicht in ihrer ersten Gestalt auf uns gekommen sind, sondern im Munde der Nachkommen mannigfache Änderungen erlitten haben. Macpherson, der zuerst kleinere Bruchstücke gälischer Lieder herausgab und sodann 1762 mit dem Epos Fingal hervortrat, hat jedenfalls auf Grundlage echter alter Hochlandpoesie gearbeitet, diese aber in sehr freier Weise verflochten, so daß die moderne Gefühls- und Denkart vielfach in diese Dichtungen eingedrungen ist. Der Held Fingal war im dritten Jahrhundert bei einem großen keltischen Nationalkampf beteiligt; Ossian, dem das Gedicht, wie es nun vorliegt, vom Herausgeber zugeschrieben wurde, wird als Fingals Sohn und sein Barde bezeichnet. Er besingt neben den Thaten Fingals auch die Kämpfe anderer Edlen von Morwen und Erin mit den tapferen Kriegern von Lochlin. Wenn wir diesen Poesieen mehr trauten, als wir zu thun wagen, so könnten wir Ossians sentimentale Helden im glänzenden Kontrast gegen die rohen Skandinavier aufführen; wir scheuen uns aber, Dichtkunst und Geschichte zu vermengen. Was man indessen auch von den poetischen Urkunden der Schotten halten

mag, so läßt sich annehmen, daß die Bewohner des nördlichen Schottlands Heldenmut ohne Roheit, poetische Schwärmerei und Melancholie mit einfachen Sitten vereinigten, und daß ihre Helden an Ossian oder Oisin einen Homer gefunden haben.

Was die kymrischen Kelten betrifft, so war bei ihnen das Bardenwesen tief gewurzelt, und ihre Poesie gelangte zu einer ausgebildeten und selbst gelehrten Technik, die mit dem Einströmen britischer Unzufriedenen oder Flüchtlinge nach Armorika oder der kleinen Bretagne auch in diesem Lande einheimisch wurde. Merkwürdig sind die sogenannten Triaden, dreizeilige Dichtungen, die in regelmäßiger Gliederung teils Denksprüche und Weisheitslehren, teils mythologische Überlieferungen und selbst Erzählungen, teils auch Regeln der Poetik enthalten. Einzelne Lieder voll rauher Kraft werden berühmten Barden in den Mund gelegt, namentlich solchen, die, wie Taliesin, im Kampfe gegen das Christentum zu Märtyrern des alten Glaubens und Volkstums wurden. Ferner besaß der kymrische Stamm einen Erzählungsschatz, der an bunten, abenteuerlichen Sagen und Erfindungen fast überreich war und sich zum Teil an geschichtliche Überlieferungen lose anschloß; dieselben wurden unter dem Titel Mabinogion gesammelt und bilden nebst den Berichten des Galfried von Monmouth (im 12. Jahrhundert) eine Quelle, aus welcher die Ritterpoesie ihre Artusgeschichten und andere romantische Gebilde schöpfte.

Das südliche Schottland und das heutige England hatten in den letzten Jahrhunderten des Altertums eine der schönsten römischen Provinzen gebildet, die Bewohner derselben hatten römische Kultur angenommen, und auch das Christentum war unter ihnen schon früh allgemein verbreitet worden. Das Land bedurfte übrigens stets einer gehörigen Besatzung zum Schutze gegen die räuberischen und armen Pikten und Scoten, welche zwar den kriegerischen Mut, nicht aber die freundliche und hochherzige Sinnesart von Ossians Helden besaßen. Dieser Schutz wurde im Laufe der Zeit immer notwendiger, weil die Briten durch die Künste des Friedens mehr und mehr verweichlichten und sich daher nicht selbst zu verteidigen vermochten. Sie kamen infolgedessen in große Not, als zur Zeit der Völkerwanderung die Römer ihre Truppen von der Insel zurückzogen und es den Bewohnern Britanniens überließen, nach ihrem Gutdünken die Regierung zu bestellen und die nötigen Schutzmaßregeln zu treffen. Im Jahre 411 kämpften zum letztenmal römische Truppen gegen die Feinde der Briten; vor ihrem Wegzuge besserten sie noch einmal den Grenzwall sowie die Wachttürme am Meer aus. Bald aber erklärte Kaiser Honorius den Briten geradezu, sie hätten künftig selbst für ihre Sicherheit zu sorgen. Um das Jahr 430 erkämpften dieselben sogar einen Sieg unter der

Leitung des gallischen Bischofs Germanus (St. Germain l'Auxerrois); bald aber (446) wandten sie sich an den Konsul Aëtius mit der wehmütigen Klage, sie würden von den Barbaren ans Meer, vom Meer zu den Barbaren getrieben. Sich selbst überlassen, teilten sie ihre Insel in eine Anzahl Distrikte und untergaben jede derselben einem Häuptling als erblichem Regenten. Bald nachher verdrängte einer dieser kleinen Fürsten, Vortigern, die übrigen und warf sich zum Herrn des ganzen Landes auf. Er war jedoch nicht im stande, sich zugleich im Besitze seiner neuen Herrschaft zu behaupten und das Land gegen die wilden Pikten und Scoten zu schützen. Er sah sich deshalb nach fremder Hilfe um und glaubte dieselbe am sichersten bei den auf der deutschen Küste der Nordsee wohnenden Sachsen zu finden. Diese waren den Briten schon längst als kühne Seeleute und Räuber bekannt geworden. Ihr Land war nämlich damals noch nicht wie jetzt durch Dämme gegen das Meer geschützt, sondern es ward von diesem zur Zeit der Flut und im Herbste stets überschwemmt; die Sachsen wohnten daher, wie noch heutzutage die Bewohner mancher kleinen Inseln an den Küsten von Jütland und Schleswig, auf Hügeln, welche gleichsam im Meere selbst künstlich errichtet waren. Auch lebten sie von Kindesbeinen an mehr in Kähnen, als auf dem Boden der Erde. Als gewandte Seefahrer fanden sie es bei dem unvollkommenen Zustande der römischen Seemacht leicht, an den Küsten von Gallien und Britannien zu landen und sich durch Raub einen besseren Lebensunterhalt zu verschaffen. Die spätere römische Regierung hatte sich dadurch genötigt gesehen, eigene Seegrafen in der Nordsee zu bestellen. Dem neuen britischen Könige Vortigern dagegen schienen die räuberischen Sachsen weniger furchtbar zu sein, als die Pikten und Scoten. Er wandte sich an einige ihrer Führer um Hilfe gegen die letzteren und that das nämliche, was einst ein ägyptischer König in ähnlicher Lage gethan hatte. Wie dieser sich gegen seine Nebenbuhler und gegen sein Volk dadurch half, daß er griechische und karische Seeräuber in sein Land aufnahm, so schloß Vortigern, heißt es, mit Hengist und Horsa, zwei sächsischen Führern, einen Vertrag, kraft dessen ihnen und ihren Scharen die kleine englische Insel Thanet zum Wohnsitz eingeräumt wurde, unter der Bedingung, daß sie die Verteidigung des Landes gegen seine räuberischen Nachbarn im Norden übernähmen. Wenn wir im allgemeinen diese vielverbreitete Darstellung vom ersten Auftreten der deutschen Seefahrer in Britannien nicht unwahrscheinlich finden, so ist sie doch auch nicht ausreichend verbürgt, und am wenigsten kann die Jahreszahl 449, in welche der Beginn der sächsischen Einwanderung gesetzt wird, als feststehend angenommen werden; die Einwanderung der Angeln in die nördlichen, der Jüten und Sachsen in

die östlichen Landschaften war allmählich erfolgt und hatte um das genannte Jahr schon eine bedeutende Ausdehnung gewonnen. Vortigern soll aus Liebe zu der schönen Rowena, Schwester des Hengist, welche ihm bei einem Gastmahl unter dem deutschen Gruße „Waes heil" den Becher reichte, seinen neuen Bundesgenossen die Landschaft Kent überlassen haben.

Eine Zeitlang ward der von Vortigern beabsichtigte Zweck erreicht; bald bemerkten aber die Sachsen, deren Zahl sich durch die Ankunft neuer Scharen fortwährend vermehrte, daß sie den bloß mit den friedlichen Geschäften des bürgerlichen Lebens beschäftigten Briten an Kraft weit überlegen seien. Sie stellten daher trotzige Forderungen, und als man ihnen diese nicht gewährte, fingen sie an, das Land zu besetzen, zu dessen Beschützung man sie gerufen hatte. Sie traten zuletzt sogar mit den Pikten und Scoten in Verbindung und vertrieben die Briten nach und nach aus allen ebenen Gegenden der Insel. Die Eroberung des Landes ward ihnen um so leichter, da zwischen ihren Kräften und denen der Briten ein großes Mißverhältnis bestand. Sie selbst wurden nämlich nicht nur beständig durch neu ankommende Scharen ihrer Landsleute verstärkt, sondern der Krieg war auch von Hause aus ihre eigentliche Beschäftigung, und die Gleichheit ihres Wesens und Treibens vereinigte sie zu einer geschlossenen Macht. Die Briten dagegen waren durch die neu eingerichtete Regierungsverfassung untereinander in Zwietracht geraten, sie erkannten in ihrem verweichlichten Zustande die Verfeinerung des Lebens und die bürgerliche Behaglichkeit als das höchste der Güter, nicht als Mittel zu demselben, und ihre Geistlichen, anstatt den Christen Frieden untereinander zu predigen und sie zum Verteidigungskampfe gegen die Heiden anzufeuern, verwickelten sie in unselige Streitigkeiten über Dogmen und vermehrten so die Parteiungen. Erst als die Briten aus allen ebenen Gegenden ihrer Insel verdrängt waren, fanden sie in den Gebirgen des Westens die durch das frühere Wohlleben verlorene Kraft wieder. Dort, d. h. in dem heutigen Wales und Cornwallis, begannen sie daher auch einen nachdrücklicheren Kampf gegen die Sachsen. Sie wurden dabei von den Bewohnern der Bretagne unterstützt, welches Land teils schon vor dem Untergange des Römischen Reiches, teils neuerdings durch ausgewanderte Briten besetzt worden war und davon seinen heutigen Namen erhalten hat. Bald wagten sich sogar die Briten wieder aus den Gebirgen hervor, und es schien eine Zeitlang, als wenn sie die ihnen entrissene Herrschaft in Britannien wieder erlangen würden. Ambrosius Aurelianus, der römischer Abstammung war, trat den heidnischen Sachsen, Jüten und Angeln mit überlegener Kriegskunst und nicht ohne Glück entgegen. Arthur (Artus) verteidigte im westlichen Gebirgslande das heimische Volkstum in ähn-

licher Weise, wie später Pelagius im nordwestlichen Spanien, wenn auch nicht mit so ausdauerndem Erfolg. Die historischen Anhaltspunkte, welche wir für sein Leben und seine Thaten allenfalls gelten lassen können, beschränken sich auf einen Sieg, den er im Jahre 516 erfochten haben soll, und auf seinen Tod, der um das Jahr 536 in Cornwallis erfolgt sei. Für die Bewohner Englands behielt sein Andenken Lebenskraft, wie denn der berühmte König Heinrich II. kurz vor seinem Tode (1189) die Eröffnung von Arthurs Grab zu Glastonbury veranlaßte. Seine Thaten sind als Muster ritterlicher Kämpfe in den Gesängen und Chroniken der Nachkommen glänzend verherrlicht und über die Thaten aller anderen im Mittelalter besungenen Helden, selbst Karls des Großen, erhoben worden. Seine Geschichte ist dadurch freilich zugleich dem Gebiete der Wirklichkeit entrückt worden und den fabelnden Ausschmückungen der romantischen Dichtkunst anheimgefallen. Besonders wurden auf Arthur von den Dichtern der folgenden Zeiten nicht nur die tapfersten Kriegsthaten übertragen, sondern man hat ihm auch, den späteren Sitten des Rittertums gemäß, glänzende Feste, große Turniere und die Stiftung einer aus erlesenen Rittern bestehenden Tafelrunde angedichtet. „Auf diese Weise ward", wie sich ein Geschichtschreiber des Mittelalters trefflich und würdig ausdrückt, „das Andenken eines Mannes in fabelhafte Träume eingehüllt, welcher das echte, schlichte Lob der Geschichte verdient hätte; denn er hielt lange Zeit sein wankendes Vaterland aufrecht und gab dem gebrochenen Mut seiner Landsleute neue Kraft." Später trennten sich die Briten von Wales und Cornwallis in viele kleine Herrschaften; sie blieben zwar noch eine Zeitlang unabhängig, allein an eine Behauptung ihrer Freiheit oder gar an eine Wiedereroberung des Verlorenen war nicht zu denken. Die Sachsen dagegen setzten sich für immer in dem britischen Lande fest, welches davon später nach den Angeln, einem der eingewanderten sächsischen Stämme, den Namen England erhalten hat, sowie man die Eroberer selbst, unter welchen sich freilich auch Jüten und Friesen befanden, zum Unterschied von ihren Stammverwandten in Deutschland Angelsachsen zu nennen pflegt.

Die Sachsen bildeten in England keineswegs ein einziges Reich, sondern ihre einzelnen Scharen und Führer gründeten besondere Staaten. Da die Zahl derselben zuletzt sieben betrug, so hat man sie unter dem gemeinschaftlichen Namen der Angelsächsischen Heptarchie oder Siebenherrschaft zusammengefaßt. Diese Staaten waren Kent, Sussex oder Süd-Sachsen, Wessex oder West-Sachsen, Essex oder Ost-Sachsen, Northumberland, Ostangeln und Mercia. Das letztgenannte Reich, dessen Name wahrscheinlich Markland bedeutet, erhielt seine Begründung am spätesten, nämlich um 590, nachdem seit den ersten Lan-

dungen ungefähr anderthalb Jahrhunderte verflossen waren. Eigentlich waren aber acht Reiche vorhanden, da Northumberland während längerer Zeit in die zwei Staaten Deira und Bernicia geschieden war, und man würde daher auch alle zusammen richtiger die Oktarchie oder Achtherrschaft nennen. Verfassung und Gesetze waren die nämlichen, wie sie in der früheren Heimat der Sachsen gewesen waren, wodurch dann die im Lande zurückgebliebenen und den Eroberern unterworfenen Briten doppelt zu leiden hatten. Auch ward das Germanische herrschend, indem die Angelsachsen die römische Kultur und Sprache mit dem Christentume in ihrer neuen Heimat ganz ausrotteten; sie behaupteten dadurch ihren alten Nationalcharakter, während die in Italien und Spanien eingedrungenen Germanen römische Bildung und Sitte annahmen und infolgedessen nach und nach in den sogenannten romanischen Charakter übergingen.

Schon 150 Jahre nach dem Eindringen der Angelsachsen in England wurde das Christentum auf die Insel zurückgebracht und unter den neuen Bewohnern derselben eingeführt. Diese wichtige Veränderung ging weder von den an der Westgrenze des angelsächsischen Landes wohnenden freien Briten, noch auch von den nächsten südlichen Nachbarn, den Franken in Gallien, aus. Die ersteren wurden durch Haß und Feindschaft von den Angelsachsen, besonders von ihren Höfen und vom weiblichen Geschlechte, ohne welches das Christentum in keinem Lande feste Wurzeln geschlagen hat, zurückgehalten. Die rohen Franken aber besaßen selbst kaum einen dunkeln Schein der Wahrheit, sie waren also auch nicht im stande, andere Völker zu belehren. Unter diesen Umständen ist es als eine wunderbare Fügung der Vorsehung anzusehen, daß zu Ende des 6. Jahrhunderts der römische Bischof Gregor der Große auf den Gedanken kam, Missionäre nach England zu senden; denn der Begriff des Papsttums als einer leitenden Oberbehörde der Christenheit existierte zu jener Zeit noch nicht in der Praxis, er gewann erst gerade durch die vielseitige Thätigkeit dieses Mannes Leben und Gestalt. Nach der Legende wurde er von rein persönlichen Beweggründen getrieben, und sein Entschluß scheint um so überraschender, als er sein Auge auf ein so weit entferntes Land warf. Er soll zuerst durch den Anblick einiger schönen Angelsachsen, die man auf dem Sklavenmarkt in Rom zum Verkaufe feil bot, auf diesen Gedanken gebracht worden sein*); wie es sich aber auch

*) Als er hörte, die schönen blonden Knaben seien Angeln, meinte er, sie seien Angeli (Engel) von Antlitz; da man ihre Heimat Deira nannte, bemerkte er, sie seien de ira eruti, dem Zorn Gottes entnommen; zum Namen Aella ihres Königs bemerkte er, es solle bei ihnen Alleluja gesungen werden. Übrigens begab sich dies

damit verhalten mag, gewiß ist jedenfalls, daß nur durch seinen rastlosen Eifer eine Anzahl römischer Mönche, an deren Spitze der nachherige erste Bischof von Canterbury, Augustinus, stand, zu dem schwierigen Versuche einer Bekehrung der Angelsachsen bewogen wurden (596). Den Hauptanstoß indeß zu dem Unternehmen dieser Mönche bot wohl die Vermählung des damaligen Königs von Kent, Ethelbert, der sich alle angelsächsischen Fürsten mit Ausnahme des Königs von Northumberland unterworfen hatte, mit der fränkischen Prinzessin Bertha, welche einen Bischof mitgebracht hatte, der in Canterbury predigte. Er hatte bereits viele Jahre mit dieser christlichen Gemahlin gelebt, ohne daß er nur entfernt daran dachte, Christ zu werden, als ganz unerwartet die von Gregor gesandten Mönche im Lande erschienen. Anfangs glaubte er Zauberer in ihnen zu sehen und hütete sich deshalb nach den unter seinem Volke herrschenden Vorstellungen, mit ihnen anders als unter freiem Himmel zu sprechen; durch Zureden seiner Gemahlin ward er aber überzeugt, daß ihr Eifer, so weit entfernten Nebenmenschen eine ihrem Glauben nach Segen bringende Lehre anzubieten, Dank verdiene. Er erlaubte ihnen daher, öffentlich im Lande zu predigen, und ihre Bemühungen hatten einen ungemein schnellen und ausgedehnten Erfolg. Selbst Ethelbert ließ sich im Jahre 597 mit 10 000 Mann taufen; Augustinus wurde zum Erzbischof von Canterbury eingesetzt. Auch in Essex waren königliche Frauen für die Annahme des Christentums thätig; dem ersten Bischof von London wurde ein alter Dianatempel als Kirche eingeräumt.

Diese im Vergleich mit der Einführung des Christentums in Skandinavien überraschend schnelle Verbreitung desselben unter den kriegerischen Angelsachsen ist hauptsächlich dem milden, freundlichen Wesen der römischen Missionäre und der verständigen Art, mit der sie zu Werke gingen, zuzuschreiben; obwohl gerade der erste Begründer, Augustinus, sich mitunter als einen Mann von starrem und beschränktem Sinn erwies. Wenn man das Wesen und Benehmen dieser Mönche mit dem Charakter der britischen Geistlichen in Wales und Irland vergleicht, so wird man einsehen, daß die letzteren sich nicht zu Aposteln des Glaubens bei den Angelsachsen geeignet hätten, und daß allein Gregors Entschluß, italienische Mönche zu schicken, dem Christentume bei diesem Volke Eingang verschaffen konnte. Die ersteren hatten in ihrer felsigen und nebeligen Heimat ganz den Charakter jener Menschen angenommen, welche Ossians Gesänge uns darstellen: sie waren

---

vor seiner Erhebung zum Papsttum. Daß man auch, abgesehen von diesem zufälligen Anlaß, in Rom ein Auge auf die Bekehrung Britanniens haben mochte, ist hierdurch nicht ausgeschlossen.

Leute, die ihre Gedanken stets über die vorübereilende Gegenwart hinausrichteten und das Leben mit allen seinen Genüssen um eines zukünftigen Gutes willen verachteten, welches sie nicht etwa bloß hofften, sondern im Geiste bereits recht eigentlich schauten. Sie zeichneten sich durch ihre äußerst strenge Klosterzucht, durch ihre fast unglaubliche Beschränkung auf die einfachsten Lebensbedürfnisse und durch die emsige Betriebsamkeit, mit der sie von ihrer Hände Arbeit lebten, vor den schwärmerischen und trägen Mönchen südlicher Länder aus. Dieser Geist war früher den britischen Christen lange Zeit fremd geblieben; er hatte erst dann Eingang bei ihnen gefunden, als der heilige Patrik (geb. um 372), der Begründer des Christentums in Irland, um das Jahr 432 die römische Ansicht vom Mönchtum einführte, worauf dann durch irische Mönche, welche die Bewohner von Südschottland bekehrten und sich unter den Briten in England sowie unter den Franken in Frankreich niederließen, der strengste klösterliche Sinn auch in diese Länder gebracht wurde. Welch ein Geist dies war, kann aus einigen wenigen Angaben über die Disciplin und das Leben in den beiden Klöstern Bangor in Irland und Wales erkannt werden. Dort bildeten die Mönche ganze Ortschaften, sie waren in sieben Abteilungen gebracht, von welchen keine weniger als 300 Klosterbrüder enthielt; diese mußten nicht allein häufige Fasten und andere Entbehrungen erdulden, sondern auch alles, was sie zum Leben brauchten, im Schweiße ihres Angesichts erarbeiten. Ihre Einrichtung war militärisch streng, und die bei ihnen üblichen Strafen bestanden fast insgesamt in Schlägen, welche selbst für unbedeutende Versehen ausgeteilt wurden; wer z. B. beim Essen vergaß, ein Kreuz über dem Löffel zu machen, bekam sechs Hiebe; wer sein Ölfläschchen fallen ließ, zwölf, wer es umzuhängen versäumte, fünfundzwanzig. Bei einer solchen Zucht wird der Mensch freilich gut, aber auch, wenn er Abt ist, hartnäckig. Dagegen wirkten diese Mönche auch fördernd für den Anbau des Bodens; sie machten manche öde oder verwilderte Gegend urbar. Was aber noch weit wichtiger ist, ihre Klöster wurden bei dem ernsten Sinne, den ein solches Leben und der britische Himmel erweckten, auch Sitze der Gelehrsamkeit und Bildung und Pflanzschulen für die Lehrer der germanischen Stämme. Deutschland und Frankreich besonders verdanken den irischen und britischen Mönchen in dieser Hinsicht ungemein viel. Diese Verdienste fallen jedoch erst in die folgende Zeit. Übrigens konnte die strenge Zucht und die finstere, harte Lehre jener Mönche wohl bei den britischen Nachkommen der alten Gallier leicht Eingang finden, da bei diesen vielleicht noch vieles von der Erziehung ihrer Druiden oder heidnischen Priester übrig war, welche als besonderer Stand im Volke einen gewissen Einfluß besessen und den jungen Leuten ein trockenes

Gedächtniswissen beigebracht hatten. Dagegen mußten die wilden, an zügellose Freiheit gewöhnten Sachsen durch solche Glaubensboten von der neuen Lehre zurückgeschreckt werden. Für sie waren die mit Freundlichkeit und verständiger Rücksicht auftretenden italienischen Missionäre die besten Verkündiger des Christentums; denn diese wandten die strengen Enthaltsamkeitsvorschriften der christlichen Mönchsmoral nur auf sich selbst an und erweckten dadurch bei den Sachsen Aufmerksamkeit und Achtung; gegen die Neubekehrten aber verfuhren sie mit der größten Milde und Nachsicht, so daß sie von den kirchlichen Pflichten und Gebräuchen soviel nachgaben, als nur irgend nachgegeben werden konnte. Sie würden noch weit mehr Gutes gestiftet haben, wenn sie nicht aus Sektengeist den ohnehin schon heftigen Haß der Sachsen gegen die Briten so sehr gesteigert hätten, daß jene in ihren Kriegen mit diesen sich berechtigt glaubten, die Menschenliebe zu verleugnen, um die Feinde ihres Glaubens zu vernichten. Freilich sahen auch die Briten, von gleichem Sektengeist getrieben, die bekehrten Sachsen wegen der Unterschiede in einigen Gebräuchen und Lehren nicht als Glaubensbrüder an. Diese Unterschiede bezogen sich auf den Schnitt der Tonsur und auf die Ansetzung der Festzeiten; wichtiger allerdings waren die Abweichungen in Hinsicht auf die Ehe und auf die Ordination der Bischöfe, deren die Briten eine große Anzahl besaßen. Übrigens nahmen bald auch ihre Mönche an der Verbreitung des Christentums unter den Angelsachsen teil, indem sie für dasselbe in Northumberland thätig auftraten.

Das Christentum machte in England sehr schnelle Fortschritte, und schon sehr früh wurden die beiden ältesten bischöflichen Sitze, neben dem von C a n t e r b u r y der von York, gegründet, welche bis zum heutigen Tage die vornehmsten Bistümer der englischen Staatskirche geblieben sind. Zwar fielen Ethelberts Sohn und Nachfolger, Eadbald, und sein Neffe, der König von Essex, wieder vom Christentum ab und verfolgten die Lehrer desselben, weil sie von ihnen für sich selbst Vergünstigungen verlangten, die das christliche Gesetz durchaus nicht gestattete; allein die Gemüter der Angelsachsen waren unter dem Himmel Englands den Ahnungen einer höheren Leitung der Dinge und der inneren Bangigkeit vor derselben zu sehr zugänglich geworden, als daß sie das Christentum, nachdem es ihnen durch die Erzählungen von Wundern und Engeln, durch die Bilder von Paradies und Hölle und durch die Veranschaulichung einer sinnlich dargestellten göttlichen Regierung der Welt nahe gebracht worden war, wieder hätten aufgeben können. Öfter kam es vor, daß die christliche Lehre durch Abstimmung des Witenagemot, d. h. der Versammlung angesehener Männer um die Person des Königs, angenommen wurde. Das merkwürdigste Beispiel bietet uns die Geschichte Edwins, Königs von Northumberland; seine

Gemahlin Äthelberga, dem kentischen Herrscherhaus angehörend, war von dem Bischof Paulinus in ihre neue Heimat begleitet worden. Dieser wußte die Stimmung Edwins, der eine schicksalsreiche Jugend gehabt hatte und zum Nachdenken geneigt war, zu benutzen und zu lenken. Auf einem Witenagemot erklärte sich vor dem versammelten Adel der bisherige heidnische Oberpriester für die neue Lehre und legte selbst die zerstörende Hand an den Tempel und Altar. Ein geistlicher Vortrag des Paulinus vollendete die Bekehrung; der König legte feierlich sein Glaubensbekenntnis ab (627), und eine vorläufig in Holz gebaute Kirche des Apostels Petrus zu York wurde der Mittelpunkt der Thätigkeit des Paulinus, der bald vom Papst Honorius als erster Bischof dieser Diözese bestätigt ward.

Höchst wichtig und folgenreich war der Umstand, daß die ersten christlichen Könige der Angelsachen den Geistlichen nicht allein die inneren Angelegenheiten der Kirche ganz überließen, sondern ihnen auch besondere Rechte und Freiheiten gewährten. Die Bischöfe erlangten dadurch einen sehr bedeutenden Einfluß im Staat. Dagegen ward die durch den neuen Glauben hergestellte Verbindung mit Rom, wo damals von der Kultur des klassischen Altertums immer noch am meisten übrig war, den Angelsachsen selbst höchst nützlich; doch trat dieser Vorteil erst später ein, weil die Roheit der angelsächsischen Sitten noch zu groß war und durch die vielen kleinen Kriege, welche die einzelnen Staaten teils untereinander, teils mit den Briten und Hochschotten zu führen hatten, genährt und verstärkt wurde. Vom Ende des 7. Jahrhunderts an ward jene Verbindung erst recht innig und wirksam. Damals kam bei den angelsächsischen Königen die für die Belebung der Bildung in England sehr einflußreiche Sitte auf, in den letzten Jahren ihres Lebens das Büßergewand anzulegen und eine Pilgerfahrt nach Rom zu machen. Die Könige, welche dies thaten, gehören fast insgesamt zu den bedeutenderen; denn auch bei den Angelsachsen bewährte sich die Wirkung des britischen Klimas, und man hat dort, wie schon Ossians Gedichte zeigen, zu allen Zeiten den Sinn für Waffenehre und Nachruhm mit dem lebendigen Gefühle der Unbeständigkeit und Nichtigkeit alles Irdischen zu verbinden gewußt. Die Reiselust war dabei nicht unwirksam neben der Frömmigkeit; man wollte dem Petrus, dem heiligen Pförtner des Himmels, schon hienieden Ehrerbietung erweisen. Im 8. Jahrhundert schickte man viele junge Leute nach Rom, welche daselbst ihre Bildung empfangen sollten; diese hatten in einer der Vorstädte von Rom eine besondere Schule oder Akademie; es wurde nachher zugleich für ihren Unterricht und für die Verpflegung angelsächsischer Pilger sogar eine regelmäßige jährliche Beisteuer eingeführt. England erhielt hierdurch tüchtig gebildete Geistliche, von

welchen manche, wie z. B. Karls des Großen Freund Alkuin, auch für die Verbreitung der höheren Kultur in anderen Ländern bedeutend wurden. Übrigens ward aus jener Steuer, deren Ertrag man unter die unmittelbare Verwaltung des römischen Bischofs stellte, später ein eigentlicher Tribut an diesen, welcher unter dem Namen des Peterspfennigs im ganzen Lande der Angelsachsen entrichtet wurde; sie ward von den Häusern aller derer, welche über dreißig Schillinge Einkünfte hatten, erhoben; diese steuerten von je dreißig Schillingen jährlicher Einnahme einen Schilling.

Die Darstellung der Schicksale und Verhältnisse der sieben angelsächsischen Reiche bis zu ihrer Vereinigung in ein Ganzes gehört der allgemeinen Geschichte nicht an. Eine Art von Gemeinsamkeit inmitten der fortwährenden Kämpfe stellte sich dar in der Person des Bretwalda, indem einer der angelsächsischen Könige vorzugsweise bei Kriegen gegen britische und nordische Stämme die Oberleitung führte. Anfangs war Aella von Sussex mit dieser Führung betraut, später ging sie auf Northumberland, Mercia und Wessex über. Doch läßt sich das Bretwaldatum nicht als eine in regelmäßiger Folge verliehene Macht oder Würde nachweisen; es hat einige Ähnlichkeit mit dem deutschen Wahlkönigtum, wie es von Heinrich I. aufgefaßt wurde. Der Übergang zu einer wirklichen staatlichen Vereinigung erfolgte durch den König Egbert von Wessex im Anfang des 9. Jahrhunderts; doch begriff Egberts Reich das Land Mercia nicht mit in sich, dieses ward vielmehr erst später mit den übrigen Ländern der Angelsachsen vereinigt. Der wichtigste allgemeine Charakterzug, welcher die Geschichte der Angelsachsen bis auf Egberts Zeit auszeichnet, ist der diesem Volke innewohnende Sinn für bürgerliche Ordnung, der es sogar schon im Anfangszustande seiner Kultur einzelnen Fürsten sehr leicht machte, die inneren Angelegenheiten durch gesetzliche Bestimmungen zu ordnen. Wir sehen daher unter den Angelsachsen früher und häufiger, als unter anderen Völkern, einzelne Fürsten mit solchen Bestrebungen auftreten. So stellte z. B. der oben erwähnte Edwin von Northumberland um 620 nicht allein die seit der Besitznahme Englands vergessenen alten sächsischen Gesetze wieder her, sondern er sorgte auch für die polizeiliche Sicherheit und sogar für die Bequemlichkeit der Reisenden in seinem Lande. Noch merkwürdiger aber ist das, was König Ina von Wessex (688—726) that. Dieser veranstaltete nämlich eine Sammlung sehr verständiger, den Sitten seines Volkes entsprechender Gesetze und hob die zur Kultur und Bildung dienenden Anstalten. Auf ihn wird das Bestreben zurückgeführt, durch Erleichterung von Heiratsverbindungen zwischen den Sachsen und den unterworfenen Briten (Connubium) eine Verschmelzung beider Nationen zu stande zu bringen,

welche vorher so wenig möglich gewesen war, daß die Angeseheneren unter den Sachsen, anstatt Britinnen zu heiraten, sich lieber heidnische Weiber aus ihrem alten Vaterlande jenseit des Meeres holten. Zu Inas Freunden gehörte der berühmte Bischof Aldhelm. Ina selbst veranstaltete im Jahr 725 eine glänzende Festlichkeit, auf der er die Regierung niederlegte, um mit seiner Gemahlin nach Rom zu pilgern und seine noch übrigen Lebensjahre in stiller Andacht zu verbringen. Diese Bestrebungen einzelner Könige hatten freilich nicht insgesamt Bestand, und durch die ewigen Kriege der Angelsachsen ward die Roheit immer wieder von neuem angefacht; allein sie zeigen doch in Verbindung mit der fortwährenden Liebe der Angelsachsen zur Poesie und mit dem bei ihnen schnell steigenden Interesse an Unterricht und Kirche, daß unter diesem Volke ein ganz anderer Sinn und Geist lebte, als z. B. unter den barbarischen Franken jener Zeit. Auch in England hören wir zwar, wie im fränkischen Reiche, von Mordthaten, Völlerei, Wollust und anderen Lastern, aber es zeigt sich daneben doch auch etwas Höheres, während bei den damaligen Franken kaum ein Lied ertönte.

Egbert, mit welchem wir die Darstellung der angelsächsischen Geschichte in ihrem Zusammenhange beginnen, hatte als junger Mann aus seinem Lande Wessex fliehen müssen, weil die ihm rechtmäßigerweise gebührende Herrschaft von einem der Großen, Britherich, geraubt worden war. Er begab sich damals an Karls des Großen Hof und kehrte erst bei Britherichs Tode wieder zurück. Er ward sogleich von seinem Volke als Herrscher anerkannt (800), kurz bevor Karl den Kaisertitel annahm. Von Bedeutung ist die Angabe, daß er bei seinem Regierungsantritt den Vorschlag durchsetzte, für das gesamte angelsächsische Land den Namen Anglia einzuführen; eine Bezeichnung, die früher nicht vorkommt, wenn auch der Name der mehr im Norden angesiedelten Angeln schon seit längerer Zeit als der vorherrschende für die gesamte Bevölkerung galt. Egbert wußte sich durch geschickte Benutzung der Verhältnisse und durch die glückliche Fügung der Umstände auch die übrigen angelsächsischen Reiche zu unterwerfen; namentlich besiegte er in der durch ein Volkslied verherrlichten Schlacht bei Ellendune (823) die Heeresmacht von Mercia samt ihrem Führer Bernewolf und gewann zwei Jahre später das Land. Er ist deshalb der erste Regent, an dessen Namen sich etwa von 827 an die Geschichte von ganz England anknüpfen läßt, um so mehr, als er auch einige britische Stämme zinsbar machte. Seine Regierung würde auch der Anfang von Englands Größe gewesen sein, wenn die Insel nicht gerade um dieselbe Zeit mehr, als alle anderen Länder, von jenen Räubern heimgesucht worden wäre, welche nicht lange nachher für Frankreich ebenso

furchtbar wurden. Unter seinem nächsten Vorgänger hatten nämlich die Normannen oder, wie sie in der englischen Geschichte insgesamt genannt werden, die Dänen, ihre Raubfahrten nach England begonnen; denn was die skandinavischen Sagen von früheren Fahrten dahin berichten, kann sich nur auf Schottland und auf das angrenzende Northumberland beziehen. Unter Egbert blieb das Land lange Zeit von diesen Räubern verschont; endlich aber erschienen sie mehrere Jahre hintereinander in großer Menge. Obgleich im Kampfe mit ihnen nicht immer glücklich, schlug Egbert sie doch mehrere Male und wendete die drohende Gefahr ab. Auch gegen Wales machte er glückliche Züge; die Insel Mona, ehemals der Hauptsitz des Druidentums, wurde von ihm unterworfen und erhielt später den Namen Angels Ey (Angeln-eiland, Anglesey). In betreff der inneren Angelegenheiten seines Reiches darf man nicht unbeachtet lassen, daß er nicht in allen von ihm unterworfenen Staaten die Könige vertrieb; bis auf Alfreds Zeit werden Könige von Mercia, Ostangeln und andere genannt, die zu dem Herrscherhause von Wessex in einem Bundes- oder Abhängigkeitsverhältnis standen. Ebensowenig hob er die Witenagemots oder diejenigen Versammlungen auf, in welchen die Könige mit ihrem Adel (den Witena) gewisse allgemeine Angelegenheiten berieten und entschieden. Egberts Alleinherrschaft in England beruhte also nicht auf einer eigentlichen Einverleibung aller seither neben Wessex bestandenen Reiche. Unter diesen Umständen war es sehr zu beklagen, daß das Schicksal ihm einen kräftigen Nachfolger versagte, der im stande gewesen wäre, die neu errichtete Monarchie aufrecht zu erhalten; denn da die unterworfenen Fürsten und Völkerschaften ihre frühere Unabhängigkeit nicht vergessen konnten, so war unter einem schwachen Regenten an Kraft der Regierung und an Einheit in den Maßregeln nicht zu denken, und dies mußte in einer Zeit, wo die Gefahr vor den wilden Dänen immer größer wurde, ebensoviel Unglück über England bringen, als die Schwäche der letzten Karolinger über Frankreich und über die Niederlande verbreitete.

Egbert starb im Jahre 836, nachdem er seinem ältesten Sohne, Ethelwulf, das Reich ungeteilt übergeben hatte. Dieser war von Natur nicht kriegerisch und hatte, da er in einem Kloster aufgewachsen war, eine ganz mönchische Erziehung erhalten. Seine Regierung litt daher gerade an den Mängeln, welche in einem neu gegründeten Reiche und beim Kampfe gegen mächtige äußere Feinde die schlimmsten sind. Er hatte die Herrschaft kaum übernommen, als er sie mit seinem ältesten Sohne Athelstan teilte. Dieser starb zwar bald, allein die Kraft der Regierung wurde dadurch keineswegs wiederhergestellt; denn Ethelwulf erregte durch die Vorliebe für seinen fünften und jüngsten

Sohn, Alfred, die Eifersucht der Brüder desselben, während zugleich einerseits die unterdrückten Könige Empörungsversuche machten und anderseits die verheerenden Einfälle der dänischen Räuber das Reich in Verwirrung brachten. Die letzteren, welche immer häufiger erschienen, wurden damals aus verschiedenen Gründen gefährlicher, als vorher. Ethelwulf sprach nämlich gegen die Meinung seiner Räte alle Geistlichen und ihre Unterthanen vom Kriegsdienste frei und beraubte sich dadurch selbst eines großen Teiles seiner Kräfte; an ein allgemeines Aufgebot aber war nicht zu denken, weil dazu eine Kraft und Thätigkeit des leitenden Oberhauptes nötig war, wie sie Ethelwulf nicht besaß. Die Dänen hatten daher meistens nur die Miliz der einzelnen Ortschaften und Distrikte zu überwältigen. Sie kamen jetzt fast jedes Jahr nach England, landeten bald da, bald dort und richteten nicht allein schreckliche Verheerungen an, sondern blieben auch im Jahre 851 zum erstenmale einen Winter über auf englischem Boden und begannen dann, sich auf demselben festzusetzen. Es gelang ihnen, Canterbury und London zu erobern, und wenn sie auch 852 geschlagen wurden, so war doch der Erfolg des Sieges ein sehr mäßiger, denn es kam immer wieder Ersatz über das Meer. Gerade als auf diese Weise die Bedrängnis größer denn je zuvor geworden war, machte Ethelwulf eine Pilgerreise nach Rom (855). Er schadete sich selbst dabei in mehrfacher Hinsicht. Er ließ nämlich seinen Sohn Alfred, obgleich derselbe erst sieben Jahre zählte, vom Papste salben, ohne daß man weiß, welchen Sinn er und der Papst mit dieser Ceremonie verbanden; zugleich setzte er die jährliche Absendung einer bestimmten Summe nach Rom fest, welche Römerschoß (Rome scot) und später Peterspfennig genannt wurde. Außerdem machte er dem Papste die kostbarsten Geschenke und ließ die oben erwähnte Sachsenschule neu aufbauen. Ethelwulf vermählte sich auf seiner Rückreise in Frankreich mit Karls des Kahlen 12jähriger Tochter Judith. Beides erregte den Argwohn seines ältesten Sohnes, Ethelbald, dem er für die Zeit seiner Abwesenheit die Verwaltung des Reiches anvertraut hatte. Dieser empörte sich in Verbindung mit einem Bischof und einigen Großen, und da der Vater zu schwach und zu geistlich gesinnt war, um über weltliche Herrschaft zu streiten, so ward ein Vertrag zwischen beiden geschlossen, durch welchen Ethelbald den besten Teil des Reiches erhielt, während sich Ethelwulf mit den schlechteren östlichen Strichen begnügte, die den Angriffen der Normannen am meisten ausgesetzt waren. Dies alles wird begreiflicher, wenn man erfährt, welch ein Weib Judith wurde, und wie natürlich es daher war, daß Ethelbald und die Großen des Reiches sich gegen die Folgen ihrer Vermählung mit dem regierenden König zu schützen suchten. Man braucht zu diesem Zweck nur einen

Blick auf den späteren Lebenslauf der Königin zu werfen. Judith heiratete nach Ethelwulfs Tode ihren Stiefsohn Ethelbald, verkaufte, als bald darauf unter dem Drängen des Volkes die Scheidung erfolgte, ihre englischen Güter und ging nach Frankreich zurück; hier ließ sie sich von dem flandrischen Grafen Balduin entführen und beschimpfte sich dann bis zu ihrem Ende durch ein umherschweifendes, zügelloses Leben.

Ethelwulf hinterließ 858 seinen Anteil am Reiche seinem dritten Sohne, Ethelbert, welcher 860 bei Ethelbalds Tode das ganze unter sich vereinigte, aber selbst schon 866 starb und die Herrschaft auf den vierten der Brüder, Ethelred I., vererbte. Dieser hatte während seiner ganzen Regierung mit den immer zahlreicher einbrechenden Dänen zu kämpfen. Er konnte, so tapfer er auch war, ihnen um so weniger einen erfolgreichen Widerstand leisten, als sie aus dem Thronstreite zweier Fürsten von Northumberland den besten Vorteil zogen. Vergebens suchte man ihre verheerenden Einfälle durch Geld abzukaufen, sie wurden dadurch nur zu neuen Angriffen gereizt. Sie fielen über Northumberland her, besetzten einen großen Teil desselben und gründeten dort ein normännisch-englisches Reich; von hier aus zogen sie dann bald in diese, bald in jene Gegend, zerstörten Heiliges und Unheiliges und übten die empörendsten Greuelthaten. Das Schicksal des Klosters Croyland mag als Beispiel ihres gräßlichen Verfahrens dienen. Sie ermordeten den Abt und alle Bewohner des Klosters bis auf einen zehnjährigen Knaben, nachdem sie viele von ihnen vorher durch fürchterliche Qualen zur Anzeige der vergrabenen Schätze zu zwingen gesucht hatten. Selbst die Gräber wühlten sie aus Habgier auf. Übrigens verteidigten sich die Angelsachsen mit weit mehr Mut und Ausdauer gegen sie, als die ebenso sehr von ihnen heimgesuchten Franken; aber die ersteren hatten dabei den Umstand gegen sich, daß ihr Land eine Insel und also von allen Seiten her angreifbar war. So oft sie daher auch ganze Scharen ihrer ungestümen Feinde aufrieben, so versiegte doch die Quelle derselben in Skandinavien nicht, während in England zugleich die Zahl der Menschen und die Mittel zum Lebensunterhalte abnahmen. Auch reichte bei dem schlechten Zustande des angelsächsischen Kriegswesens das von den einzelnen Fürsten und Großen in Masse aufgebotene Volk, trotz aller Tapferkeit, gegen die stets erneuten Angriffe der Dänen nicht hin. Im Jahr 870 geriet der König von Ostangeln, Edmund, in die Gewalt des grausamen Dänenführers Ingvar, der als ein Sohn des im Schlangenturm verstorbenen Ragnar Lodbrog bezeichnet wird. Da Edmund sich weigerte, das Christentum abzuschwören, ließ Ingvar ihn an einen Baum fesseln, mit Pfeilen nach ihm schießen und, als er standhaft blieb, ihn ent-

haupten; die Kirche hat den heldenmütigen Bekenner unter die Heiligen versetzt. Ostangeln wurde nunmehr gänzlich von den Normannen in Besitz genommen, die Regierung führte Guthrun. Das Land Wessex behauptete sich noch am längsten gegen die dänische Verheerung, weil Ethelreds Ansehen dort mehr galt, als in den anderen Teilen des Reichs, und weil er mit seinem gleich tapferen Bruder Alfred mehr that, als man den Umständen nach von ihm erwarten konnte. Doch war Ethelred zuletzt mit seinen geringen Kräften auch dort nicht imstande, die immer neu verstärkten, im angelsächsischen Reiche selbst ansässig gewordenen Feinde, die in ihren Kriegen nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten, abzuwehren. Er lieferte ihnen in einem Jahre drei Schlachten, siegte in der ersten, mußte sich aber in der zweiten zurückziehen und ward in der dritten geschlagen. Er starb kurze Zeit nachher, bis zum letzten Augenblicke rastlos bemüht, den Normannen jeden Fuß breit Landes streitig zu machen, und hinterließ die Herrschaft seinem jüngsten Bruder (871).

Dieser neue König, Alfred der Große, war einer der seltensten Männer, deren die Geschichte gedenkt. Er verband Schlauheit, Staatsklugheit, Gelehrsamkeit, Sinn für Ordnung und Recht und echte Frömmigkeit mit einer solchen Tapferkeit und Ausdauer, daß er im Kampfe mit den Dänen, welchen Deutschland und Frankreich damals fast völlig unterlagen, der Welt den Beweis gab, was eines einzigen Mannes Geist und Wille auch gegen die größte äußere Übermacht vermag. Gleich im Beginne seiner Regierung änderte er die Art und Weise, mit den durch Riesenstärke, Gewohnheit des Kampfes und wilde Tapferkeit unbesieglichen Räubern zu streiten: er nahm andere Seeräuber in seine Dienste und griff die Dänen, welche nur kleine Fahrzeuge hatten, mit größeren Schiffen auf der See selbst an, um vor allen Dingen ihren in England ansässigen Landsleuten die unablässig herbeiströmenden Verstärkungen abzuschneiden. Ein Sieg, den Alfreds Krieger um diese Zeit erfochten, ist bemerkenswert wegen eines heidnisch altertümlichen Zuges, der davon berichtet wird. Die Angelsachsen waren zu Schloß Kymwith in Devonshire belagert, machten jedoch einen Ausfall von so glücklichem Erfolg, daß sie das Heer der Feinde vom Meeresufer abschnitten und ihren Anführer Ubba samt einer großen Zahl von Dänen erschlugen. Ubba war, wie Ingwar, ein Sohn Ragnar Lodbrogs; seine drei Schwestern hatten mit außergewöhnlicher Kunst an einem Tag eine Fahne gestickt, auf welcher man einen großen Raben, den Vogel Odins, erblickte; vor der Schlacht pflegten die Dänen diese Schicksalsfahne zu betrachten und, wenn der Rabe die Flügel zu bewegen schien, einen glücklichen Ausgang zu erwarten. Diese Fahne wurde bei dem Ausfall von Kymwith erbeutet.

Alfreds Kraft reichte jedoch in diesen Kämpfen nicht aus; die Zahl der Feinde wuchs ungeachtet aller Verluste immer mehr und bis ins Ungeheure an; die Angelsachsen, welche im ersten Jahre von Alfreds Regierung nicht weniger als acht größere Treffen zu bestehen hatten, verloren den Mut ganz, und jeder schien zuletzt nur noch auf seine persönliche Verteidigung bedacht zu sein. Alfred sah bald ein, daß auf dem gewöhnlichen Wege keine Rettung möglich sei. Er beschloß also, den Kampf für einige Zeit ganz aufzugeben und die Wirkung der Verzweiflung abzuwarten, da er wohl wußte, daß dadurch einem gedrückten Volke unter der Leitung eines geschickten Anführers das Unmögliche möglich gemacht wird. Er flüchtete sich mit wenigen Freunden und mit einem Teil der auf seinen Privatgütern bediensteten Leute in die Sümpfe und Brüche von Somersetshire, wo er sich verschanzte und längere Zeit in großem Mangel lebte. Die Sage hat diese Lage Alfreds ebenso, wie alle außerordentlichen Begebenheiten großer Männer, romantisch ausgeschmückt. Er soll sich z. B. eine Zeitlang unerkannt bei einem armen Hirten aufgehalten haben und, als er hier eines Tages beim Brodbacken die seiner Aufsicht anvertrauten Brode nachlässigerweise verbrennen ließ, von der Frau des Hirten hart gescholten worden sein. „O Mensch," soll sie gesagt haben, „du siehst das Brod anbrennen, und es kümmert dich nicht! Freilich, du verzehrst es lieber, wenn es gebacken ist!" Ein andermal schlich er sich, wie es heißt, als Harfenspieler verkleidet in ein dänisches Lager, kundschaftete, während er seine Lieder sang, alles aus, sammelte dann schnell die umwohnenden Leute seines Volkes und vernichtete durch unerwarteten Angriff die Feinde. Diese und ähnliche Erzählungen widerlegen sich schon durch ihren nicht dem wirklichen Leben, sondern den Bildungen der Poesie entsprechenden Anstrich; außerdem findet sich aber der Beweis, daß Alfreds Schicksal und Verfahren nicht so wunderbar gewesen sein können, noch besonders in bestimmten uns überlieferten Angaben ausgesprochen, nach welchen er sich nicht nur in Begleitung einer kleinen Schar in die Sümpfe zurückgezogen, sondern dort auch eine feste Verschanzung errichtet hatte.

Alfred begann von seinem Versteck aus den sogenannten kleinen Krieg, er machte Streifzüge gegen die umherschwärmenden Feinde, gab dadurch seinen Leuten das verlorene Selbstvertrauen wieder und verschaffte sich zugleich die Mittel, immer mehr Krieger ernähren zu können. Die Sachsen sammelten sich nach und nach in zunehmender Anzahl um ihn, und bald war seine Schar so stark und durch den erlittenen schmachvollen Druck so sehr zu neuem und nachdrücklicherem Widerstande erstarkt, daß er wagen konnte, es mit einem ganzen dänischen Heere aufzunehmen; er besiegte dasselbe in der Schlacht bei

Eddington (880) und betrieb die Verfolgung auf die nachdrücklichste Weise. Damals entschloß sich der dänische Fürst oder König Guthrun, den freien Abzug mit dem Versprechen der Huldigung und der Bekehrung zum Christentume zu erkaufen, wogegen Alfred ihm Ostangeln als Lehen verlieh. Um seine bisher vereinigten Feinde zu trennen und das Erbe seiner Väter allmählich von ihnen zu befreien, entsagte der angelsächsische König gern dem Besitze von Ländern, die seiner Familie eigentlich fast nie ganz gehört hatten. Schon ein Jahr nachher zwang er eine frische Räuberschar, die den Süden bedrohte, sich zu ihren Brüdern unter Guthrun zu begeben, welcher letztere bei seiner Taufe den Namen Athelstan angenommen hatte. Als Alfred auf diese Weise nach und nach einen großen Teil des Reichs von den Feinden befreit hatte, suchte er sein voriges Mittel wieder hervor; er ließ nach eigener von ihm selbst angegebener Bauart größere Schiffe errichten, als man bisher gehabt, und bemannte sie mit seekundigen Männern, Friesen, Niederländern und andern, welche gern Dienste bei ihm nahmen, weil sie sich unter seinem Schirm mit dem Raub der Skandinavier bereichern konnten. So schuf er eine Flotte, welche bald die See halten konnte. Der angelsächsische König ward dabei vom Schicksal begünstigt; denn die Dänen fingen gerade damals an, die Länder der schwachen Nachkommen Karls des Großen zum Hauptziel ihrer Raubfahrten zu machen, und landeten infolgedessen nur vorübergehend an der Küste von England. Alfreds große Sparsamkeit setzte ihn in den Stand, außer jenen Seeleuten, die sich selbst ernährten, eine Art stehender Landtruppen zu halten, von welchen er nachher die tüchtigsten mit herrenlos gewordenen Ländereien versorgte. Bald richtete er die zerstörten Städte und Schlösser des Landes wieder auf und ließ an den Hauptlandungspunkten neue erbauen, durch welche das Reich gegen die Seeräuber geschützt ward.

Nachdem Alfred auf diese Weise sein Land nicht allein von den Feinden befreit, sondern auch gegen einen neuen Angriff derselben gesichert hatte, suchte er die Ordnung im Innern wiederherzustellen. Er erneute und verbesserte die zerrüttete altgermanische Einteilung des Volkes in Shires oder Gaue, Hunderte und Zehnten oder, nach unserer Weise zu reden, in Kreise, Ämter und Gemeinden und machte diese Einteilung zur Grundlage der Justiz, der Polizeiverwaltung und der Kriegsverfassung. Die angelsächsische Nation bestand nämlich aus den sogenannten Keorlen (Kerlen) oder den freien Bürgern und Bauern und aus einem Adel, welcher dem Range nach in die zwei Klassen der Earle und Thane zerfiel. Während die beiden letzteren Stände nicht nur die höchsten Ämter bekleideten, sondern auch in dem Witenagemot oder dem schon längst an die Stelle der alten Volksver-

sammlung getretenen Reichstag das Übergewicht hatten, gab Alfred dem Bürger- und Bauernstand die Handhabung der Rechtspflege und der Polizei zurück, so daß also die Verfassung in Bezug auf diese demokratisch eingerichtet ward, die Gesetzgebung und Staatsverwaltung aber einen aristokratisch-monarchischen Charakter erhielt. Das Oberrichteramt ruhte freilich in der Person des Königs, allein die Zehnten, Hunderte und Gaue bildeten ebensoviele aus einer bestimmten Zahl Hausväter bestehende Gerichte. Für jeden Gau wurden vom Könige zwei Grafen ernannt, der Ealdormann und der Shirgeresa, von welchen der eine die Verwaltung leitete, der andere aber der Vorsitzer des aus Bürgern und Bauern zusammengesetzten Gaugerichts und zugleich die Appellations-Instanz für die Gerichte der Zehnten und Hunderte war. Den Kriegsdienst richtete Alfred so ein, daß die einzelnen Abteilungen des Volkes in zwei gleiche Scharen zerfielen, von welchen die eine zur Verteidigung ihrer Wohnsitze, die andere auch außerhalb derselben verwendet wurde. Alfred machte die Zehnten, Hunderte und Gaue für die öffentliche Ordnung und Sicherheit verantwortlich; sie mußten für jedes bei ihnen vorkommende Vergehen haften und, im Fall der Thäter desselben nicht zur Strafe gezogen werden konnte, den durch ihn herbeigeführten Schaden ersetzen. Infolge dieser Einrichtung hatte also ihrerseits die Obrigkeit ihrer Ehre wegen ein scharfes Auge auf jeden Gewaltthätigen und Ruhestörer, das ganze Volk aber paßte seines eigenen, jeden einzelnen unmittelbar berührenden Vorteils wegen der Obrigkeit auf; der König endlich führte, ohne viel beschäftigt zu sein, sowie ohne eigenen Nutzen und ohne Leidenschaft als Schützer, Helfer und Ratgeber aller von obenher die Aufsicht; denn da die Staatsmaschine sich von selbst bewegte, so brauchte er nur dann einzugreifen, wenn eine Stockung eintrat. Alfred gab durch diese von ihm erneuerte und dem Geiste des Christentums sowie den veränderten Verhältnissen angepaßte Verfassung seinem Volke zugleich Leben, Freiheit und Ordnung; er wollte nur über und durch eine freie Nation gebieten, welche sich selbst bewachte und regierte und selbst Ordnung und Zucht unter sich erhielt, nicht aber von ihrem Beherrscher durch äußere Gewalt gebändigt war und sozusagen bewußtlos am Gängelbande geführt ward. Wie nützlich und dem Geiste nordischer Völker angemessen diese Einrichtung war, beweist der Umstand, daß dieselbe sich dem wesentlichen nach in England bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und daß bald nachher die Dänen und später die französischen Normannen, als sie sich der Insel bemächtigten, Alfreds Anordnungen zwar erschütterten, aber, sobald sie selbst zu Engländern geworden waren, die Rückkehr zu ihnen als eine Rückkehr zur Freiheit ansahen. Daß die angelsächsische Nation durch Alfred ungemein ge-

hoben wurde, bedarf nach dem Angegebenen keiner besonderen Beweisführung. Die unmittelbare wohlthätige Wirkung seiner Einrichtungen sowie der bedeutende persönliche Einfluß, den dieser große König auf die Ordnung im Staate ausübte, die unerbittliche Strenge, welche er namentlich im Gerichtswesen gegenüber den Richtern bekundete, sind besonders in der außerordentlichen Sicherheit zu erkennen, welche unter ihm in England herrschte. Sie war um so größer, als in jenen Zeiten ein König dem Eigentum einen weit kräftigeren Schutz gegen Gewalt und List gewähren konnte, als es in unseren Tagen die Verfassung Englands zu thun vermag, weil diese weniger vom Staatsoberhaupte beaufsichtigt und durch dessen Ansehen unterstützt wird. England erfreute sich, wie es in den Chroniken heißt, unter Alfreds Regierung einer so großen Sicherheit, daß ein Wanderer, wenn er auf der Landstraße abends seine Börse verloren hatte, sich mit der Gewißheit, sie am anderen Morgen wiederzufinden, ruhig niederlegen konnte. Indessen muß man solche, auch bei anderen Gelegenheiten vorkommende Redensarten nicht wörtlich nehmen, da sie nichts anderes als die handgreifliche Bezeichnung eines besonders sicheren Zustandes sein sollen. Wie sehr übrigens Alfred durch die Selbständigkeit und freie Bewegung, die er seinem Volke gab, sein eigenes Ansehen, seine persönliche Macht und seinen Ruhm vermehrte, das beweisen alle ferneren Umstände seines Lebens.

Im Jahre 893 landeten nicht nur zwei große dänische Flotten, deren Insassen infolge einer Hungersnot Frankreich verlassen hatten, zu gleicher Zeit an der englischen Küste, sondern es erhoben sich auch die in Northumberland und Ostangeln angesiedelten Barbaren, deren König Guthrun-Athelstan kurz vorher gestorben war. So groß auch diese dreifache gleichzeitige Gefahr war, so hatte doch Alfred seinem Reiche eine solche Kraft und Festigkeit gegeben, daß es durch keine Gewalt erschüttert werden konnte. Die Feinde wurden nach einem dreijährigen Kampfe teils nach Frankreich, teils nach Northumberland und Ostangeln zurückgejagt und wagten, solange ihr siegreicher Gegner lebte, keinen neuen Angriff mehr. Alfred hatte auch ein wissenschaftliches Interesse für den hohen Norden, dem seine Gegner entstammten. Er kannte einen Norweger, namens Other, der, um Wallroßzähne zu gewinnen, das Nordkap umfahren hatte und wahrscheinlich bis zum Weißen Meer gekommen war. Dieser Mann besaß zu Hause 600 Renntiere, aber nur zwanzig Schafe, zwanzig Rinder und ebensoviel Schweine; die Finnen zinsten ihm Pelzwerk, Eiderdunen, Walfischbarten und andere Landesprodukte. Diese Nachrichten erkundete der König mit großer Sorgfalt und ließ später von einem anderen Seemann, Wulfstan, eine skandinavische Küstenfahrt unternehmen, welche

denselben in die Ostsee bis an die Weichselmündung führte. Die Mitteilungen dieser Männer schaltete Alfred in seine angelsächsische Übersetzung der Weltgeschichte des Orosius ein und giebt uns damit ein sicheres Dokument über den früheren Zustand der nördlichsten Striche Europas.

Wie schon diese Unternehmungen nicht bloß die Sorge für das äußere Wohl der Angelsachsen zum Zweck hatten, so giebt sich Alfreds Sinn für das Höhere im Menschen auch in vielen anderen Dingen zu erkennen. Er sammelte, wie Karl der Große, die alten Lieder seines Volkes, an denen er selbst in der Jugend seine Seele gebildet hatte, und verfaßte im Geiste und in der Sprache dieser Heldengesänge neue Lieder. Er stellte die einst so blühenden Schulen Englands, welche bei der Zerstörung der Klöster und Kirchen fast sämtlich untergegangen waren, wieder her, erlernte selbst noch im 36. Lebensjahre die lateinische Sprache und trug für die Erneuerung der Verbindung mit Rom sowie für das Aufblühen der dort bestehenden Sachsenschule Sorge. Freilich hatte er bei allen diesen Bemühungen mit Recht vorzugsweise die Bildung der Geistlichen im Auge; allein sein ordnender, die Welt richtig erfassender Sinn hieß ihn dabei auch das Nützliche im Leben nicht verachten. Dies beweist unter anderm das, was er für die Bildung des jungen Adels that, sowie der Umstand, daß er die Beamten, welche nicht lesen und schreiben konnten, auf jede Weise zum Nachholen des Versäumten antrieb. Noch mehr aber zeigt es sich in den Schriften, welche Alfred verfaßte, sowie in seinem Eifer für Geschichte, in seinen Übersetzungen mehrerer lateinischen Werke, von welchen des Boetius Schrift über die Tröstung der Philosophie das wichtigste ist, und in der Wahl der Gelehrten, die er nach England berief. Bei seinen Schriften hatte er hauptsächlich die Absicht, die fremde Litteratur und ihre Vorteile in England einheimisch zu machen; er selbst spricht in den Einleitungen zu diesen Werken aus, daß er sie nur darum verfaßt habe, damit bis zum Wiederaufleben des Studiums der lateinischen Sprache doch nicht aller Anteil am Höheren und Edleren erlösche und alles Wissen verschwinde. Dabei blieb er ganz frei von jenem Stolze, welcher vornehmen Schriftstellern in der Regel eigen ist: während sich diese nämlich bei ihren Arbeiten der Gelehrten nur dazu bedienen, um sich selbst das Ansehen zu verschaffen, daß sie den großen Haufen auch durch Geist und Wissen überstrahlen, geht dagegen Alfred ehrlich und bescheiden zu Werke und schreibt alles Verdienst seiner Schriften den Gelehrten zu, die er aus den Ländern der Briten und Franken an sich gezogen hatte. Die berühmtesten dieser von Alfred berufenen Gelehrten waren Plegmund, Athelstan, Asser, der uns eine Lebensbeschreibung Alfreds hinterlassen hat, Grimbald und Jo-

hannes Scotus Erigena. Daß er nicht immer glücklich wählte, ist weniger ihm zuzuschreiben, als vielmehr dem Charakter, den die Gelehrsamkeit, wenn sie als Handwerk getrieben wird, allen ihren Jüngern aufdrückt. Die drei zuerst Genannten waren würdige Männer, wie man sie selten findet. Grimbald und Johannes Scotus erweckten in England heftigen Widerspruch gegen die von ihnen vorgetragenen Lehren und riefen arge Streitigkeiten hervor; doch waren daran zum Teil auch die harten Köpfe der Angelsachsen schuld, welche für die Art, wie diese Männer die gelehrten Dinge auffaßten und behandelten, keinen Sinn hatten. Der gute König gab sich persönliche Mühe, Grimbalds Zwist mit den nach der alten Weise lehrenden Mönchen in Oxford durch freundliche Einsprache beizulegen, fand aber bald, daß es leichter sei, mit den kriegerischen Dänen, als mit gelehrten Pedanten fertig zu werden. Johann Scotus Erigena war übrigens einer der tiefsten und freiesten Denker seiner Zeit. Von Geburt wahrscheinlich ein Irländer, war er von Karl dem Kahlen nach Frankreich berufen worden, hatte jedoch dieses Land, wo seine Meinungen für ketzerisch galten, wieder verlassen müssen. Durch Alfred erhielt er nun um 877 in England eine Lehrthätigkeit, starb aber wenige Jahre nachher, nach einigen von seinen Schülern getötet. Auf Wunsch Karls des Kahlen übersetzte er die vorgeblichen Schriften des Dionysios Areopagita aus dem Griechischen ins Lateinische. Hierdurch gab er der Theologie des Mittelalters einen mächtigen Anstoß. Erigena sucht die Religion und die Philosophie als eins zu fassen; nach ihm sind die Grundursachen der Dinge in Gott enthalten, aus welchem sie in die Erscheinungswelt treten, um wieder in ihn zurückzukehren. Da diese nahezu pantheistische Weltanschauung das Böse nur als ein Endliches erkennt, setzte sie sich mit dem vielbehandelten Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen in Widerspruch. Erigena eröffnet eigentlich die christliche Religionsphilosophie des Abendlandes.

Alfred war vorzugsweise bestrebt, die Klöster ihrer eigentlichen Bestimmung näher zu bringen, vermöge deren sie Bildungsanstalten und Zufluchtsorte für alle die sein sollten, welche des Lebens müde nur Gott und den Wissenschaften zu leben wünschten. Diese Bemühung war und blieb jedoch dem Hauptstreben Alfreds, seines Volkes Wohl auf feste und allgemeine Grundlage zu bauen, untergeordnet. Mehr, als durch Klöster und Geistliche, durch Beten und Gottesdienst allein geschehen kann, bahnte er seiner Nation und sich selbst den Weg zum Himmel dadurch, daß er das Recht und die Gesetze schützte, Ordnung und Thätigkeit unter seinen Unterthanen förderte und den Sinn für Freiheit, Zucht und Häuslichkeit, der dem deutschen Stamme angeboren ist, zu erhalten und zu nähren suchte.

Er selbst war seinem Volke in Gesinnung und Lebensweise das schönste Vorbild. Die Schule des Unglücks, die beste Lehrerin des Menschen, hatte, wie er selbst in seinen Schriften ausspricht, sein Herz entwickelt und seinem Geiste Erfahrung und Menschenkenntnis verschafft, so daß ihm fast allein unter seinen Zeitgenossen verliehen ward, zugleich fromm, klug und tapfer zu sein. Seine ganze Kraft war dem Wohl seiner Nation und den höheren Interessen seines eigenen Inneren gewidmet. Mit unermüdlicher Thätigkeit arbeitete er bis zu seinem Tode, obgleich er von Jugend auf mit einer wankenden Gesundheit zu kämpfen hatte; ein Krankheitsanfall, wie er ihn schon in der Kindheit häufig ergriffen hatte, befiel ihn nach langer Unterbrechung aufs neue während der Festlichkeiten, mit denen man seine Hochzeit beging, und suchte ihn seit dieser Zeit fast an jedem Tage heim. Dieser Umstand mag ihm erhöhte Selbstüberwindung und sittliche Kraft verliehen haben. Er gab seinen Leuten persönlich Unterweisung in den Handwerken und Künsten, verfertigte die Pläne für seine Bauten und dachte sich die Bauart neuer Schiffe aus. Die Hindernisse, die ihm aus seiner körperlichen Schwäche erwuchsen, beseitigte er durch Mäßigkeit und durch große Regelmäßigkeit in seiner Lebenseinrichtung. Er teilte seine Zeit in drei gleiche Teile: das eine Drittel von den 24 Stunden jedes Tages war dem Essen, dem Schlaf und der körperlichen Erholung gewidmet, das andere den Staatsgeschäften, das dritte dem Gebet und der geistigen Thätigkeit. Wie er mit seiner Zeit sorgfältig zu Rate ging, ebenso war er auch in seinen Ausgaben auf verständige Weise sparsam. Er sammelte sogar, besonders in seinen letzten Regierungsjahren, in welchen Ruhe im Innern und nach außen herrschte, einen Schatz für seinen Nachfolger. Auch diese Ersparnisse hingen mit dem Hauptstreben zusammen, durch welches er das Wohl seines Volkes fest zu gründen gesucht hatte. Die von Alfred hergestellte und verbesserte Gerichtsverfassung und die Freiheit und Selbstregierung, deren seine Unterthanen sich erfreuten, überhoben ihn der Verwaltungskosten, die Klöster und Domstifter aber der Ausgaben für den Unterricht sowie die erkämpfte Ruhe vor den Dänen und die neue, auf der Volkseinteilung beruhende Milizordnung der Hauptkosten für das Kriegswesen. Auf diese Weise konnte er, der schon im Leben Kirchen, Klöster, Geistliche und Gelehrte reich beschenkt hatte, in seinem Testament seinen Angehörigen und Dienern eine sehr große Summe vermachen. Alfred starb im Jahre 901.

Sein Sohn und Nachfolger, der tapfere und verständige **Eduard** der Ältere, hatte in den ersten Jahren einen Vetter zu bekämpfen, der ihn mit Hilfe der Dänen von Northumberland und Ostangeln zu stürzen suchte, zuletzt aber im Kampfe erschlagen ward. Jene Dänen

erregten auch später beständig Unruhen, und wenn man bedenkt, daß Eduard in seinen Verordnungen und Strafen einen ungerechten und harten Unterschied zwischen Angelsachsen und Dänen machte, so kann man darüber nicht befremdet sein. Auch die Normannen, die sich um jene Zeit im Norden von Frankreich niederließen, unternahmen häufige Landungen. Doch schlug sie Eduard glücklich zurück, und die von seinem Vater getroffenen Einrichtungen bewährten sich auch damals. Mit den Briten, den Schotten und dem Reiche Mercia hatte er ebenfalls Kriege zu führen; er brachte das letztere, das bisher noch immer seine eigenen Könige gehabt hatte, völlig zur Unterwerfung; die Könige von Wales, Schottland, Northumberland und Ostangeln aber wurden wenigstens dem Namen nach zur Anerkennung der angelsächsischen Oberherrschaft gezwungen. Eduard that vieles für Bürgertum und Städtewesen, wie sein jüngerer Zeitgenosse Heinrich I. in Deutschland; hierin wie auch in kriegerischen Unternehmungen stand ihm seine hochsinnige Schwester, die Königin Ethelfleda von Mercia, zur Seite. Wenn Egbert von Wessex in manchen Dingen Karl den Großen zum Muster genommen haben mag, so erinnert die Regierungsweise unserer ersten sächsischen Könige noch deutlicher an diejenige des stammverwandten Hauses in Anglien.

Als Eduard 924 starb, folgte ihm sein Sohn Athelstan, der tapferste Mann seiner Zeit; er wurde zu Kingston vom Erzbischof Athelm von Canterbury gekrönt. Wohl bedurften die Angelsachsen damals eines solchen Mannes; denn sie selbst begannen infolge der unter ihnen neu belebten Kultur weichlicher zu werden, und die Dänen bildeten nicht nur in den nördlichen Gegenden des Reichs die Mehrzahl der Einwohner, sondern sie waren auch im Inneren der übrigen Teile und in Irland hie und da angesiedelt und hatten an den Küsten einige bedeutende Kolonien, welche stets durch große Scharen von Skandinavien her verstärkt wurden. Bedenkt man dabei noch den alten Stammhaß der Briten und Schotten gegen die Angelsachsen, so sieht man ein, daß der Regent der letzteren, um sein Reich, das so wenige Hilfsquellen hatte, gegen drei Feinde zugleich zu schützen, einer Weisheit und Tapferkeit bedurfte, welche selten miteinander vereinigt gefunden werden. Vergebens half sich Athelstan damit, daß er eine seiner Schwestern mit dem König Sigthrik von Northumberland vermählte; der Barbar verstieß seine Gemahlin bald und trat sogar zum Heidentum zurück. Athelstan fiel sogleich in Sigthriks Land ein, besetzte es und verjagte die Söhne seines Schwagers, welcher selbst gerade zu dieser Zeit gestorben war. Einer von Sigthriks Söhnen, Olaf oder Anlaf, der zu seinen Landsleuten in Irland floh, ward von diesen zum Anführer erwählt und kehrte an ihrer Spitze nach England zurück: Konstantin,

der angesehenste von den schottischen Fürsten, schloß sich an ihn an; Eugenius, der Beherrscher der in Cumberland wohnenden Briten, benutzte gleichfalls die Gelegenheit, um womöglich die ihm von Eduard entrissenen Vorteile wiederzugewinnen; endlich erhoben sich auch viele der in England ansässigen Dänen, unter deren Führern der aus Norwegen vertriebene Sohn Harald Haarfagrs, Erich Blutaxt, der bedeutendste war. Alle diese Feinde vereinigten sich zu einem großen Heere und lieferten den Angelsachsen bei Brunaburg eine entscheidende Schlacht (938). Die letzteren waren an Zahl und Kraft der verbundenen Macht ihrer Gegner keineswegs gewachsen; allein Athelstan und sein Bruder Edmund waren als Feldherren den rohen Führern, die ihnen entgegenstanden, weit überlegen. Sie erfochten einen glänzenden Sieg und verschafften dadurch ihrem Lande eine Ruhe, die man seit Alfreds letzten Lebensjahren nicht gekannt hatte. Die Namen Athelstans und Edmunds lebten seitdem in den Heldenliedern ihres Volkes fort, und der blutige Kampf bei Brunaburg ward unter dem Namen der großen Schlacht nicht nur bei den Angelsachsen, sondern auch im fernen Skandinavien vielfach besungen. Daß, wie berichtet wird, Olaf vor der Schlacht als Harfner vor Athelstan erschienen sei und auf diese Weise das angelsächsische Lager ausgekundschaftet habe, ist eine Erzählung, welche wahrscheinlich mit der zuvor erwähnten ähnlichen Anekdote von Alfred gleichen Ursprung und gleichen Gehalt hat; sie liefert aber, wie diese, selbst als bloße Dichtung den Beweis, daß die alte Sitte, die Thaten der Vorzeit im Liede zu preisen, damals noch allgemein herrschend war. Die Dichter waren es auch, die Athelstans Namen und Ruhm über ganz Europa verbreiteten und sein Gedächtnis besonders auch den Skalden des Nordens überlieferten, welche die Tapferkeit an Freund und Feind zu preisen gewohnt waren und daher seine Thaten in Norwegen, wie an den Küsten der Ostsee sangen. Nach dem Siege bei Brunaburg machte sich Athelstan zum Oberherrn von ganz England. Daß er sich dabei durch das Streben nach Kriegsruhm über die Grenzen der Mäßigung hinaus fortreißen ließ, lag in der menschlichen Natur; er bedrückte die Briten mit einem harten Tribut, drang den Dänen von Northumberland einen neuen Herrscher auf und zog dadurch seinen Nachfolgern schwere Kriege zu. Zu verwundern ist, daß er bei seiner kriegerischen Richtung die Verfassung Alfreds nicht allein ungeschmälert erhielt, sondern sogar durch neue Gesetze vervollkommnete. Von seinen Verordnungen wird besonders die eine stets hervorgehoben, daß jeder Kaufmann, welcher drei Seereisen gemacht habe, die Würde eines Thans erhalten solle. Obgleich dieses Gesetz als ein Zeichen der Achtung für die Gewerbe und des Strebens, den Handel zu beleben, betrachtet werden muß, so darf

man dabei doch nicht übersehen, daß die Thane erst über hundert Jahre später als Barone angesehen wurden, zu Athelstans Zeiten aber dem Range nach nur wenig über den Bürgerstand erhoben waren. Nach der Angabe eines Chronikschreibers soll Athelstan einen seiner Halbbrüder, Edwin, aus Argwohn ermordet haben; die anderen Geschichtschreiber erwähnen zwar nichts davon, dessenungeachtet könnte aber die lange Buße, der er sich unterwarf, und die Stiftung vieler neuen Klöster als Zeichen eines geängsteten Gewissens mit einer solchen That in Beziehung gebracht werden.

Athelstan hatte zwölf Geschwister; mehrere seiner Schwestern wurden an mächtige Fürsten vermählt. Schon sein Vater hatte die älteste, Edgiva oder Ogiva, Karl dem Einfältigen zur Ehe gegeben; als ihr Gemahl in Gefangenschaft geriet, entfloh sie (923) mit ihrem unmündigen Sohn, dem späteren König Ludwig IV. d'Outremer, nach England. Für uns noch anziehender ist die Vermählung Edithas mit Otto von Sachsen (später Kaiser Otto der Große). Heinrich I. hatte für diesen seinen Sohn eine Prinzessin des Hauses von Wessex zur Gemahlin erbeten, wodurch Athelstan so geschmeichelt war, daß er unter Begleitung des Abtes Thurketul zwei seiner Schwestern zur Auswahl nach Deutschland sandte (929); von diesen erhielt Editha die Hand Ottos und Magdeburg als Morgengabe.

Athelstan starb 941 und erhielt seinen jungen Bruder **Edmund** zum Nachfolger. Dieser war ebenso tapfer und nicht weniger glücklich; doch teilte seinen Ruhm der Abt **Thurketul**, ein naher Anverwandter des königlichen Hauses, der sich nicht bloß in Schlachten den ersten Helden gleich bewies, sondern auch schon seit Eduards letzten Jahren die Staatsgeschäfte mit Kraft und Erfahrung leitete. Nicht lange nach Edmunds Regierungsantritt erschien Olaf aufs neue aus Irland, ward in Northumberland zum Herrscher ausgerufen und behauptete sich eine Zeitlang daselbst, unterstützt von dem Erzbischofe von York; er machte sich aber durch seine Barbarei den bereits an eine geordnete Regierung gewöhnten Einwohnern des Landes so sehr verhaßt, daß Edmund sich mit seinem Heere kaum zeigte, als diese den Dänen verließen und von den Angelsachsen einen Beherrscher annahmen. Die Schotten hielt Edmund gleich anfangs dadurch von einem Bündnisse mit Olaf ab, daß er ihren König **Malcolm** mit Cumberland belehnte, welches von tributpflichtigen Briten bewohnt war. Eine andere wichtige Maßregel Edmunds war die Wegführung der Dänen aus den von ihnen außerhalb Northumberlands und Ostangelns bewohnten Städten, die er dann mit Angelsachsen bevölkerte. So trefflich sich übrigens Edmund als Regent zeigte, so war doch in seinem Verfahren auch manches Jugendliche sichtbar, und eine Aufwallung des Gemüts kostete ihm endlich das

Leben. Er hielt ein großes Fest, bei dem sich nach der Sitte der Zeit auch eine bedeutende Anzahl ungebetener Gäste einfand. Unter diesen war ein wenige Jahre vorher verbannter Räuberhauptmann Leof, dessen Frechheit hierin um so größer war, als Edmund gegen die seither unter den Angelsachsen übliche Sitte, alle Verbrechen mit Geld lösen zu lassen, auf Räubereien die Todesstrafe gesetzt hatte. Edmund sprang, als er den verwegenen Menschen beim Mahle erblickte, erzürnt auf und zückte den Dolch gegen ihn; der Räuber kam ihm zuvor und tötete den König (946).

Mit der Thronbesteigung von Edmunds Bruder, Edred, wird ein Geistlicher, der schon vorher in großem Ansehen gestanden hatte, das Hauptrad der ganzen Staatsmaschine. Dieser Mann war der heilige Dunstan. Aus einer angesehenen Familie entsprossen, war er von Jugend auf zum Mönche bestimmt gewesen und erhielt seine gelehrte Bildung im Kloster Glastonbury, hegte aber eine große Abneigung gegen den Mönchsstand und wandte sich deshalb vorzugsweise den weltlichen Wissenschaften zu, in welchen er sich auch so schnell und in so umfassendem Maße Kenntnisse erwarb, daß er schon als Jüngling seiner Gelehrsamkeit und seiner Talente wegen berühmt wurde. Am Hofe Athelstans machte man ihm seine Liebe für Lieder und Überlieferungen aus heidnischen Zeiten zum Vorwurf; auch war er Maler, Musiker und sogar geschickter Metallarbeiter. Er war aber von Natur zu einem betrachtenden Leben geneigt und ließ sich daher bei einer schweren Krankheit durch einen ihm nahe verwandten Bischof leicht bewegen, endlich doch Mönch zu werden. In diesem neuen Stande nahm er die strenge Richtung an, die zu Clugny herrschte; er übte, nachdem er schon im 20. Lebensjahre Abt geworden war, nicht nur gegen sich selbst die größte Strenge, sondern er machte sich auch durch den außerordentlichen Eifer berühmt, mit dem er die alte Klosterzucht wiederherzustellen suchte. Der Schein des Heiligen, mit welchem dieses Streben ihn umgab, seine großen Fähigkeiten und die Gunst Thurketuls brachten ihn an Edmunds Hof, wo er zu verschiedenen Geschäften gebraucht wurde. Zum Abt von Glastonbury ernannt, führte er dort die reformierte Benediktinerregel von Clugny ein. Doch konnten ihm seine Jugend, seine furchtbare Strenge und das Einseitige seiner Festigkeit und Geschicklichkeit am Hof nicht viele Freunde machen, zumal da er den für jene Zeiten wunderlichen Plan verfolgte, die verheirateten Geistlichen aus allen ansehnlichen Kirchenämtern zu verdrängen und lauter Mönche an ihre Stelle zu bringen. Er wurde daher bald wieder vom Hofe entfernt. Schon unter Edmund zurückgerufen, strebte er vergebens, seine Idee in betreff der geistlichen Stellen durchzusetzen, obgleich er Thurketul für dieselbe zu gewinnen gewußt

hatte. Sobald Edred König geworden war, trat Dunstan als Leiter des Staats an die Stelle Thurketuls, der sich damals in das von den Normannen so arg mitgenommene Kloster Croyland zurückzog. An Sittenreinheit, nicht aber an Weltklugheit diesem Manne gleich, konnte Dunstan sich nicht in demselben Grade, wie Thurketul, in seiner neuen Stellung festsetzen. Er mußte vom Hofe weichen und wurde Abt des Klosters Glastonbury, wo er alsbald mit der Einbürgerung der cluniacensischen Tendenzen vorging. Doch war bei Edreds Tode (955) sein Ansehen und der Einfluß, welchen andere Geistliche durch ihn erhalten hatten, bereits so überwiegend, daß er und der Erzbischof Odo von Canterbury ohne einen anderen Anspruch, als den ihrer geistlichen Würde, sich zu Vormündern des noch ganz jungen Königs Edwy, eines Sohnes von Edmund, aufzuwerfen wagten. Als dieser bei seiner Krönung sich zum großen Ärgernis der Edlen vom Festmahl entfernte, um mit seiner Gemahlin Elgiva, die freilich wegen der nahen Verwandtschaft, in der er zu ihr stand, nicht als rechtmäßig anerkannt ward, zu tändeln, verfügte sich auf den Rat Odos Dunstan zu ihm, setzte ihm die Krone auf und führte ihn bei der Hand zurück. Durch diese rücksichtslose Strenge bereitete er sich selbst seinen Sturz. Edwy forderte, um sich des lästigen Aufsehers zu entledigen, und gedrängt von der durch diese Demütigung verletzten Gemahlin, Rechenschaft über die von ihm unter Edred geführte Verwaltung der im Kloster Glastonbury aufgehobenen königlichen Schätze, und Dunstan, welcher rechtzeitig erkannte, daß es auf seinen Sturz abgesehen sei, entfernte sich aus dem Reiche. Daß die ihm bei dieser Gelegenheit gemachten Vorwürfe zum Teil ungerecht waren, scheint aus dem ganzen Gange von Edwys Regierung geschlossen werden zu können; denn das Reich ward bis zu des Königs Tode durch Unzufriedenheit und Zwietracht zerrissen und von fortwährenden Unglücksfällen heimgesucht, und dies alles kann doch unmöglich bloß den Mönchen zugeschrieben werden, obwohl nicht zu leugnen ist, daß Dunstans Freund Odo dabei eine eben nicht sehr ehrenvolle Rolle spielte. Die rücksichtslos sinnliche Lebensweise Edwys war jedenfalls die Hauptursache jener Übel. Edwy setzte das Verhältnis mit Elgiva, welches die Kirche nicht anzuerkennen vermochte, auf eine sehr anstößige Weise fort und beleidigte dadurch die englische Nation, die auch jetzt noch lieber von einem als Privatmann und im häuslichen Leben schätzbaren König einiges Übel erduldet, als daß sie einen Wüstling, wenn dessen Regierung auch nicht gerade schlecht ist, mit Gelassenheit auf ihrem Throne sieht. Die Unzufriedenheit ward endlich so groß, daß Edwy in die Trennung von Elgiva einwilligen mußte. Sie floh und fiel in die Hände ihrer erbitterten Gegner, welche, um ihre verderbenbringende Schönheit zu zerstören, ihr das

Antlitz mit glühenden Eisen brannten; als sie bald nachher zurückzukehren wagte, wurden ihr die Muskeln und Sehnen der Beine zerschnitten, worauf sie nach wenigen Tagen starb. Neuere Geschichtschreiber haben diese Barbarei mit großer Ungerechtigkeit auf die Rechnung Dunstans gesetzt; denn dieser lebte damals zurückgezogen in einem Kloster bei der belgischen Stadt Gent, wohin er sich seit seiner Verbannung begeben hatte. Die ganze Schuld trägt der Erzbischof Odo, ein roher Mensch, welcher von Geburt ein heidnischer Däne war, früher sehr lange unter dem Kriegsvolke gedient hatte, erst im hohen Alter zum Christentum übergetreten und nur aus Staatsklugheit zum Erzbischof gemacht worden war. Der König Edwy selbst war schon vorher durch seine empörten Unterthanen gezwungen worden, alles im Norden der Themse gelegene Land bis nach Edinburg (Castrum puellarum) hin seinem 14jährigen Bruder Edgar abzutreten, dessen Anhänger sogleich Dunstan aus der Verbannung zurückriefen und ihm zwei Bistümer übertrugen. Daß zwischen beiden Reichen kein Friede bestehen konnte, wird man leicht begreifen; zum Glück machte der schon nach zwei Jahren (959) erfolgende Tod Edwys dem inneren Kriege bald ein Ende, und Edgar ward Herr des Ganzen.

Jetzt erhielt Dunstan, welcher bald nachher auch Erzbischof von Canterbury und als solcher Primas des Reiches wurde, auf ganz natürliche Weise die Leitung des Staats in seine Gewalt. Er benutzte sie, um vor allem andern seinen alten Plan in betreff der geistlichen Stellen durchzuführen, wie er denn alsbald in die ihm vorher verliehenen Bistümer (Worcester und London) zwei Geistliche der neuen strengen Art einsetzte; doch konnte er erst nach zehn Jahren damit durchdringen. Übrigens kann man ihm weder Einsicht noch Kraft, noch wirkliche Frömmigkeit absprechen, und obgleich er seinen Stand und seine Grundsätze dem Reiche zu sehr aufdrang, so ist doch nicht zu verkennen, daß er in anderen Hinsichten für das Wohl des Staates trefflich sorgte. Er schützte, nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Schriftsteller, England gegen jeden Angriffsversuch der Seeräuber und hob den Handel zu einer so außerordentlichen Blüte empor, daß man versichert, derselbe habe sogar schon zu seiner Zeit einen sichtbaren Einfluß auf den moralischen Zustand des Reiches gehabt; denn die Sitten und der Sinn der Angelsachsen sollen durch den herrschend gewordenen Handelsgeist, durch den schnell vermehrten Wohlstand und durch den zu starken Verkehr mit Fremden bereits damals sehr gelitten haben. Auch die Schafzucht, der erste Haupterwerb Englands, erhielt durch Dunstan einen neuen Aufschwung, wiewohl die Erzählung, daß er den Briten von Wales statt des bisherigen Geldtributs die jährliche Lieferung von 300 Wolfsköpfen auferlegt und dadurch die Ausrottung der

Wölfe in England bewirkt habe, unwahrscheinlich ist. Dunstan verlor freilich sein Hauptziel nie aus den Augen und schadete durch die Erreichung desselben seinem Volke nicht wenig. Die Entrichtung der geistlichen Zehnten und des Peterspfennigs sowie die Sonntagsfeier wurden von ihm durch harte Strafgesetze eingeschärft, und auch die Alleinherrschaft der Mönche und unverheirateten Geistlichen setzte Dunstan endlich nach großen Anstrengungen durch. Er wußte dabei Edgars Schwächen vortrefflich zu seinen Absichten zu benutzen. Der König hatte eine heftige und wilde Natur, und Dunstan duldete manche Ausschweifung, wenn nur dadurch kein öffentliches Ärgernis gegeben ward. Als Edgar aber einst ein Mädchen, welches entweder Nonne war oder sich doch vor seinen Nachstellungen in ein Kloster geflüchtet hatte, gewaltsam entführte, legte ihm Dunstan nicht nur eine harte äußere Buße auf (er soll ihm unter anderm auf sieben Jahre verboten haben, die Krone zu tragen), sondern er zwang ihn auch, den Lieblingsplan des Erzbischofs ausführen zu helfen, den dieser seither wegen des Widerstrebens der unterworfenen Fürsten immer noch nicht hatte durchsetzen können. Vom Jahre 969 an wurden die geistlichen Stellen, soweit es möglich war, mit Mönchen besetzt und, wo dies nicht anging, die Weltgeistlichen gezwungen, unverheiratet zu bleiben; die verheirateten, welche man großenteils vertrieb, fanden eine Zuflucht in Schottland, wo viele ihnen gleichgesinnt waren. Zugleich beförderte Dunstan auf jede Weise die Unabhängigkeit des geistlichen Standes und lieferte dadurch Kirche und Staat ganz und gar in die Hände der Earle und Thane oder der beiden einzigen Klassen der damaligen Gesellschaft, welche in betreff der Bestimmung ihrer Kinder freie Wahl hatten.

König Edgar ließ sich im 16. Jahre seiner Regierung (973) zu Bath von Dunstan feierlich krönen und nahm den Titel „König der Angelsachsen und Herr der Insel- und Seekönige" an. Seine Macht und Würde zeigte sich besonders glänzend, als er kurz nach dieser Krönung, wie öfters, eine Seefahrt um die Küste von England veranstaltete; zu Chester bestieg er ein Boot, in welchem acht Könige, darunter Kenneth von Schottland, ihn auf dem Flusse Dee bis nach dem Johanneskloster ruderten. Zwei Jahre nachher starb er (975), und Dunstan verfügte über den Thron. Da Edgars zweite Gemahlin, Elfriede, die von vielen als die allein rechtmäßige angesehen wurde, wegen ihrer Herrschsucht dem eigentlichen Oberherrn des Reiches verdächtig war, so bewirkte dieser, daß nicht einer ihrer beiden Söhne, sondern Eduard, Edgars Sohn erster Ehe, der später den Beinamen des Heiligen oder Märtyrers erhielt, zum König erwählt wurde.

Elfriede hatte durch ihren Anhang auch unter Eduard einen großen

Einfluß, und Dunstan, der noch immer die Reichsgeschäfte leitete, mußte infolgedessen zugeben, daß in einem Teile des Landes die Mönche aus den früher erhaltenen Stellen und Pfründen wieder verdrängt und diese den vertriebenen Weltgeistlichen erteilt wurden. Einige derselben brachten aus Schottland den wegen seiner Beredsamkeit hochverehrten Bischof Börnhelm mit, welcher ihre Ansichten verteidigen sollte. Auf einer großen Versammlung, welche in Calun gehalten ward, würde sogar die ungerechte Maßregel gegen die Verheirateten ganz aufgehoben worden sein, wenn nicht ein Zufall es verhindert hätte. Der Versammlungsplatz stürzte nämlich plötzlich ein, und während einige von Dunstans Gegnern das Leben verloren, ward er selbst wie durch ein Wunder gerettet. Dieser Vorfall, welchen übrigens manche Geschichtschreiber dem letzteren mit Unrecht als absichtliche Hinterlist und Frevelthat schuld geben, wurde vom Volke für ein Gottesurteil gehalten und befestigte Dunstans Macht von neuem. Bald nachher (978) ward Eduard vor dem Hause seiner Stiefmutter Elfriede, welche ihn zu sich eingeladen hatte, wahrscheinlich auf ihr Anstiften, ermordet; es geht aus allen Berichten deutlich hervor, daß ihre Partei, zu der namentlich auch der Weltklerus gehörte, dabei im Spiel war. Elfriedens zehnjähriger, zu nichts weniger als zum Herrschen geborener Sohn, Ethelred II., bestieg den blutbefleckten Thron. Bedenkt man die Jugend und Unfähigkeit des neuen Königs sowie die Art und Weise, wie er zur Herrschaft gelangt war, so wird man sich nicht wundern, daß der alte, kluge Staatsmann Dunstan, der sich damals von den Geschäften zurückzog und 988 starb, mit Bestimmtheit voraussagen konnte, es werde lauter Unglück folgen. Unter Ethelreds Regierung ward England aufs neue von den skandinavischen Raubfahrten heimgesucht, und zwar nicht bloß wie früher, von den Scharen einzelner Abenteurer, sondern von mächtigen Königen, welche die britische Insel zum Ziele planmäßiger Heerzüge machten. Endlich erlag es den Angriffen des dänischen Königs Sven des Glücklichen, welcher im Jahre 986 seinem Vater Harald Blauzahn in der Regierung gefolgt war.

3. Geschichte der Angelsachsen und Skandinavier von Sven Gabelbart bis auf Wilhelm den Eroberer.

Svens Thronbesteigung hängt mit der Entstehung der merkwürdigen Seeräuber-Republik Jomsburg, später Vineta, an der Ostseeküste nächst der Odermündung zusammen, deren Geschichte näher angegeben werden muß. Was den Stifter dieses Freistaates, den dänischen Häuptling Palnatoke, zur Gründung desselben veranlaßte, ist unbekannt; die skandinavische Sage berichtet von einem zwischen ihm und

Harald Blauzahn ausgebrochenen Zwiste und verwebt in dessen Darstellung die Geschichte von einem Pfeilschuß, welche noch von anderen Männern Skandinaviens erzählt wird und zu der Erfindung der vom Schweizer Tell erzählten Legende Veranlassung gegeben haben soll. Weil, so sangen die Skalden, Palnatoke sich einst vor Harald brüstete, der beste Bogenschütze zu sein, so befahl ihm dieser bei Todesstrafe, einen Apfel vom Haupte seines eigenen Kindes zu schießen. Er that es, hatte aber vor dem Schusse noch einen zweiten Pfeil aus dem Köcher genommen und antwortete dem darüber befremdeten König ebenso, wie Wilhelm Tell dem Landvogt Geßler, daß er, im Fall er sein Kind getroffen hätte, ihn selbst damit getötet haben würde. Was übrigens auch den kühnen Palnatoke zur Auswanderung aus Dänemark bewogen haben mag, genug, er gründete mit anderen tapferen Männern an der Mündung der Oder den Seeräuberstaat Jomsburg und gab demselben eine sehr sonderbare, durch strenge Gesetze festgestellte Einrichtung. Seeraub war die einzige Beschäftigung der Bewohner von Jomsburg und die gemachte Beute das gemeinschaftliche Eigentum derselben; alle Piraten der Ostsee von und bis zu einer bestimmten Altersgrenze fanden bei ihnen eine willkommene Aufnahme, wenn sie sich vorher als tapfere Männer erprobt hatten, Weiber dagegen wurden nicht zugelassen. Dieser Raubstaat machte den Namen der Dänen bald allen Bewohnern der deutschen Ostsee-Küsten sehr furchtbar, wiewohl nicht lange nach der Gründung desselben eine Schar Schweden unter Styrbjörn dem Starken, einem Sohne des schwedischen Königs Olaf, Jomsburg eroberten und Palnatoke mit den Seinen auf kurze Zeit vertrieben. Als Harald Blauzahn im Kampfe mit seinem Sohne Sven besiegt worden war, begab er sich unter den Schutz Styrbjörns, wurde aber bald nachher von Palnatoke, der mit Sven verbündet war, getötet. Seine Leiche wurde in der aus Holz erbauten Dreifaltigkeitskirche zu Roeskild (Rothschild) auf Seeland beigesetzt, die er selbst hier, in der Nähe der altheidnischen Kultusstätte Lethra, hatte errichten lassen. Styrbjörn zog hierauf gegen seinen Oheim, Erich den Siegreichen von Schweden, ward von diesem in einer blutigen Schlacht besiegt und verlor dabei mit seinen Leuten das Leben.

Sven Gabelbart entzweite sich bald nach seinem Regierungsantritt mit den Jomsburgern. Er wurde zweimal von ihnen gefangen genommen und nur gegen schweres Lösegeld wieder freigelassen. Als er sich mit ihnen ausgesöhnt hatte, hielt er in Roeskild ein Festmahl, bei welchem er selbst beim Trinken gelobte, den angelsächsischen König Ethelred vom Throne zu stoßen, und Siguald, der damalige Führer der Jomsburger, das gleiche Gelübde in betreff des norwegischen Königs Hakon des Reichen that. Die Jomsburger segelten sogleich mit

60 Schiffen nach Norwegen; sie wurden aber von Hakon in einer Schlacht besiegt, und nur die Hälfte von ihnen rettete fliehend ihr Leben. Sven selbst ward durch Erich den Siegreichen von Schweden an der unmittelbaren Ausführung seines Gelübdes gehindert. Erich zog (987) mit überlegener Macht gegen Sven, schlug ihn in mehreren Treffen, vertrieb ihn aus dem Reiche und unterwarf ganz Dänemark, in dessen Besitz er sich dann bis zu seinem Tode (um das Jahr 1000) behauptet haben soll. Um das Christentum in Dänemark stand es damals schlecht; Sven war zwar als Kind getauft und nach seinem Paten Otto dem Großen Sven-Otto genannt worden, trat jedoch zum Heidentum zurück; auch Erich von Schweden, der ihn aus Dänemark verdrängte, war dem Christentum feindselig. Die drei unter Harald Blauzahn gestifteten dänischen Bistümer Schleswig, Ripen und Aarhus waren um das Jahr 1000 nahezu eingegangen. Sven schweifte nach seiner Vertreibung mit einer Flotte raubend in der Nordsee umher, trat mit einem anderen Anführer von Raubschiffen, Olaf Tryggwason, vom Stamme Harald Harfagrs von Norwegen, in Verbindung und plünderte mit ihm vereinigt die Küsten von England. Der elende Ethelred II., auch der Unberatene genannt, ebenso unfähig zur Anführung eines Heeres, als zur Leitung der Regierung, vermochte sein Land nicht gegen die Verheerungen beider Abenteurer zu schützen und half sich endlich damit, daß er den Ertrag der Steuer, welche seither unter dem Namen des Danegeldes zur Bezahlung der Verteidiger des Reiches erhoben worden war, zum Abkaufen der Räuber verwandte. Die ungeheuren Summen, welche Sven teils auf diese Weise, teils durch Raubzüge in England gewann, und mit denen er seine zahlreichen Scharen besoldete, haben ihm bei seinen Landsleuten den Beinamen des Glücklichen verschafft, sie verhalfen ihm zugleich auch zum Besitze seines väterlichen Reiches. Er kehrte, als Erich gestorben war, nach Dänemark zurück, vermählte sich mit der Witwe des schwedischen Königs, einer Tochter des Polenherzogs Misiko, und wurde von dem jungen Sohne und Nachfolger Erichs, Olaf Schoßkönig, als König der Dänen anerkannt; von dieser Zeit an erwies er sich duldsam gegen das Christentum. Schon einige Jahre vorher hatte auch Olaf Tryggwason sich in seinem Vaterlande Norwegen zum Herrscher aufgeworfen. Hier behauptete sich nämlich Hakon der Reiche schon längst nur mit Mühe im Besitze der Herrschaft; denn er hatte sich seinen Unterthanen durch Wollust, Übermut und Gewaltthätigkeiten verhaßt gemacht und wurde außerdem von Anfang an auch deswegen mit Widerwillen auf dem Throne gesehen, weil er nicht aus dem alten königlichen Hause entsprossen war und daher in den Augen der Norweger, bei denen die Abstammung eine große Bedeutung hatte, nicht

als rechtmäßiger Herrscher erschien. Dagegen ward Olaf Tryggwason, der Sprößling Harald Harfagrs, wegen seiner kühnen und abenteuerlichen Züge, die ihn nicht nur nach den britischen Inseln und nach Island, sondern auch nach Rußland und nach Griechenland geführt hatten, überall im Lande gerühmt und besungen. Hakon geriet seinetwegen in Besorgnis und schickte deshalb einen seiner Großen nach Irland, wo Olaf sich damals aufhielt. Der Späher verband sich aber mit diesem und munterte ihn auf, seine Ansprüche auf Norwegen geltend zu machen. Olaf landete unerwartet, und Hakon wurde von einem seiner eigenen Leute getötet (996).

Olaf Tryggwason, der auf seinen abenteuerlichen Zügen Christ geworden war, breitete als König von Norwegen die neue Lehre überall im Lande aus; er verfuhr aber dabei so gewaltsam, daß er nicht nur allgemeine Unzufriedenheit hervorrief, sondern auch das Christentum selbst durch seine Art es einzuführen nichts weniger als empfehlen konnte. Er beleidigte außerdem die Witwe des schwedischen Königs Erich zu derselben Zeit, als er um ihre Hand warb; diese vermählte sich bald nachher mit dem Dänen Sven und reizte ihren neuen Gemahl zu einem Zuge gegen Norwegen. Auch die beiden entflohenen Söhne des gestürzten Hakon boten alles auf, um sowohl Sven, als Olaf Schoßkönig zum Kriege mit Olaf Tryggwason zu bewegen. Es kam wirklich eine Verbindung der beiden Könige gegen den letzteren zu stande, und die Gefahr ward für diesen um so größer, da er die entflohene Gemahlin des wendischen Fürsten Burisleif von Rügen, eine Schwester Svens, geheiratet und dieser sich deshalb an seine Feinde angeschlossen hatte. Olaf wurde von der verbundenen Flotte seiner Feinde im Öresund überfallen, als er von einem Unternehmen gegen die Jomsburg zurückkehrte, erlitt ungeachtet des tapferen Kampfes seiner Norweger eine völlige Niederlage und stürzte sich, als er alles verloren sah, ins Meer (1000). Auch von ihm, wie von so manchen anderen plötzlich verschwundenen Königen, erzählt die Sage, daß er nicht umgekommen sei. Er soll sich vielmehr durch Schwimmen nach Rügen gerettet haben und von dort verkleidet über Rom und Jerusalem nach Ägypten gereist sein, wo er Abt in einem Kloster wurde und, wie es heißt, noch mehr als vierzig Jahre lebte. Sven und Olaf Schoßkönig teilten sich in sein Reich, übergaben aber den größten Teil des Landes den beiden Söhnen Hakon Jarls des Reichen als Lehen.

Nach Olafs Besiegung ließ sich der schwache König Ethelred von England bewegen, durch ein Verfahren, das an den einst von Mithridates veranstalteten Römermord oder an die spätere Sizilianische Vesper erinnert, die Dänen zu einem Rachezug aufzureizen, der um so ver-

derblicher werden mußte, je mehr Svens Ansehen durch die Eroberung von Norwegen gestiegen, je tiefer das angelsächsische Volk moralisch gesunken und je enger die Verbindung zwischen England und Skandinavien geworden war. Die Angelsachsen wurden nicht allein schlecht regiert, sondern es herrschte auch Zwietracht und Verrat bei ihren Großen, und die Masse des Volkes war bereits so sehr entartet, daß die meisten Krieger nur gezwungen und von Furcht erfüllt in den Kampf zogen. Wie eng die Verbindung zwischen England und Skandinavien sein mußte, kann aus verschiedenen Umständen ermessen werden. In dem letzteren Lande waren damals alle Metallarbeiter Engländer, das Lehnswesen wurde nach dem englischen eingerichtet, auch für die Gesetzgebung ward vieles von den Einrichtungen der Angelsachsen entlehnt, und König Olaf der Heilige, welcher zwei Jahrzehnte später das Christentum in Norwegen fest begründete, ließ die Bekehrung seines Reiches ohne Anteil Roms durch englische und deutsche Geistliche bewerkstelligen. Anderenteils wurden in England alle königlichen Wachen und fast alle Dienste, zu denen es der Vertrautheit mit den Waffen bedurfte, von Dänen versehen, welche sich den Angelsachsen gegenüber wie eine vorzüglichere Klasse von Menschen, wie eine Art von gewaltthätigem Adel benahmen und ihren Landsleuten, so oft diese brandschatzend und plündernd erschienen, als Wegweiser, Wirte und Gehilfen dienten. Es war daher ebenso thöricht als grausam, daß Ethelred am 13. November 1002 (in der St. Bricciusnacht) eine gleichzeitige Ermordung aller unter den Angelsachsen ansässigen Dänen veranstaltete. Vielleicht war er durch seine Vermählung in zweiter Ehe mit der schönen Emma, der Schwester des mächtigen Herzogs Richard II. von der Normandie, kühner geworden, eine Verbindung, die dem Angelsächsischen Reiche zwar die Aussicht auf kräftigen Schutz eröffnete, zugleich aber auch eine neue Abhängigkeit von fremder Macht bereitete; vielleicht ließ sich Ethelred mehr noch durch die allgemeine Stimme seines Volkes, welches von dem Übermut und der Roheit der Dänen ungemein zu leiden hatte, zu jenem tollkühnen Entschlusse drängen. Außerdem wird berichtet, daß unter den Dänen eine Verschwörung gegen Ethelred und die vornehmsten Angelsachsen sich gebildet habe. Genug, an einem und demselben Tage fielen auf seine Veranstaltung die Angelsachsen über alle unter ihnen lebenden Dänen her. Die Provinzen Northumberland und Ostangeln sowie einzelne Städte in Mercia, wo dänische Geschlechter seit mehr als einem Menschenalter wohnten, wurden von der Rachethat wohl nicht betroffen; dieselbe richtete sich gegen die späteren Einwanderer; doch aber kamen viele Tausend Dänen bei diesem Blutbad ums Leben, und das lange gequälte Volk wütete in seiner Rachgier um so ärger, je mehr es zum offenen

Kampfe den Mut verloren hatte; selbst die Weiber und Kinder der verhaßten Peiniger wurden auf empörende Weise getötet. Dieser Dänenmord war um so thörichter, als die Brüder der Erschlagenen in Ostangeln und Northumberland, in Irland und auf anderen britischen Inseln verschont blieben und mächtig genug waren, um auch ohne auswärtige Hilfe es mit den Angelsachsen aufnehmen zu können. Außerdem hätte dem dänischen Könige Sven, dessen Schwester übrigens auch bei dieser Gelegenheit hingemordet wurde, nach den über Norwegen errungenen Vorteilen nichts erwünschter kommen können, als diese günstige Gelegenheit, England mit der ganzen inneren und äußeren Kraft seines Volkes anzugreifen. Er erschien seitdem wenigstens jedes zweite Jahr auf der Insel, landete bald da, bald dort und verwüstete eine Gegend nach der andern. An unversöhnliche Rache dachte er dabei ebensowenig, als vorerst an eine Eroberung des ganzen Landes; dies geht daraus hervor, daß er sich im Jahre 1007 durch eine ungeheure Summe Geldes beschwichtigen ließ. Andererseits darf man aber auch das letztere nicht gerade für eine Vernachlässigung der erschlagenen Brüder halten; denn obgleich bei den nordischen Völkern die Blutrache als eine heilige Verpflichtung angesehen wurde, so bestand doch bei ihnen die wohlthätige Sitte, daß jeder Mord durch eine Summe Geldes, die man den Verwandten des Getöteten entrichtete, gesühnt werden konnte. Die Angelsachsen zeigten sich bei den wiederholten Angriffen der Dänen des Loses, das ihnen bereitet wurde, wert; unter ihren Großen blieb kaum ein einziger von Verrat und Feigheit frei; selbst Ethelreds eigener Schwiegersohn unterhielt ein geheimes Einverständnis mit den Feinden. Einer der dänischen Führer, Thurkil, der Bruder des berühmten Sigvald von Jomsburg, trat zwar mit seinen Leuten in Ethelreds Dienste, weil er mit Sven in Zwist geraten war; dadurch ward aber den Angelsachen nicht geholfen, Thurkil plünderte vielmehr nachher als Freund das Land derselben ebenso, wie Sven als Feind. Auch die übermäßige Anstrengung, mit welcher Ethelred im Jahre 1009 eine ungeheure Flotte, wie man sie in England noch nicht gesehen, schuf, blieb fruchtlos, weil die Angelsachsen, mit denen die Schiffe bemannt wurden, jeden Antrieb des Nationalsinnes und der Ehrliebe verloren hatten. Wir besitzen noch eine merkwürdige Predigt des Mönches Lupus in angelsächsischer Sprache, die ein ergreifendes Bild des Notstandes und der sittlichen Schlaffheit giebt, zu welcher ein Volk durch andauernde Knechtung und Einschüchterung gebracht werden kann. Damals jagte im Kampf ein Däne zehn Angelsachsen in die Flucht; um das Danegeld aufzubringen, verkaufte man die nächsten Blutsverwandten in die Sklaverei. Nachdem in den nächsten Jahren England von den Dänen in immer größerer

Ausdehnung besetzt und verwüstet worden war, vollzog Sven 1013 die Eroberung der Insel; Ethelred aber rettete sich zu seinem Schwager in die Normandie.

Sven starb schon wenige Monate nach der Eroberung von England (Februar 1014). Er hinterließ zwei Söhne, Knut (Kanut) den Großen und Harald, welche ihm von der oben erwähnten christlichen Prinzessin von Polen geboren worden waren und bald nach seinem Tode getauft wurden, nachdem er selbst schon seit der Besetzung von Norwegen das Christentum geschützt hatte. Alsbald nach seinem Tode verfügte sich eine Gesandtschaft, von den angesehensten Männern in England abgeschickt, zu König Ethelred nach Rouen, um ihn zur Heimkehr einzuladen. Knut, Svens ältester Sohn, der sich bei seines Vaters Tode in England befand, stand damals kaum im 14. Jahr; er konnte weder die mit ihrer Beute nach Hause eilenden Jarle und Hersen, deren Dienst nur freiwillig war, zurückhalten, noch mit dem schwachen Reste seines Heeres das eroberte Land gegen Ethelred behaupten, welcher sogleich aus der Normandie herbeigeeilt war. Er kehrte daher schon im April 1014 nach Dänemark zurück, wo er sich mit Harald über das väterliche Erbe verständigte. Harald behielt Dänemark für sich und versprach dagegen seinem Bruder Flotte und Heer, um ihm das Reich, welches Sven für Knut bestimmt hatte, erobern zu helfen. Knut hatte bei diesem Unternehmen um so mehr Hoffnung auf Erfolg, als Thurkil, der sich damals mit ihm aussöhnte, durch seine Scharen dafür sorgte, daß die Landung ohne Schwierigkeit geschehen konnte. Mit einem Heere von 16 000 Mann segelte Knut nach England (1015), und seine aus wenigstens 200 Kriegsschiffen bestehende Flotte, welche gleich der letzten seines Vaters aufs prächtigste ausgestattet war, kann als ein Zeichen gelten, wie blühend damals das nordische Seewesen war, und mit welcher Lust die Skandinavier ihre Seezüge betrieben. Die Dänen fanden diesmal einen kräftigeren Widerstand, als vorher; es dauerte ungeachtet der Verräterei des mächtigsten angelsächsischen Fürsten, Edriks von Mercia, ein halbes Jahr, bis Knut gegen London vorrücken und den dort weilenden König Ethelred angreifen konnte. Zum Glück starb der letztere gerade in diesem Augenblick (Frühjahr 1016); sein wackerer Sohn und Nachfolger, Edmund Eisenseite, benahm sich viel kräftiger und entschlossener. Er wurde auch von einem Teile des väterlichen Reiches anerkannt. Leider war aber der neue König von feigen und treulosen Menschen umgeben; auch Edrik schlich sich in sein Vertrauen ein, obgleich derselbe nicht bloß kurz zuvor, sondern sogar schon im Kampfe mit Sven argen Verrat begangen hatte. Edmund trieb die Dänen in fünf Schlachten von London zurück, forderte Knut vergebens zu einem entscheidenden Zweikampf auf

und behauptete sich gegen ihn, ungeachtet er nur die festen Plätze sein nennen konnte und Edrik zum drittenmale ein Verräter seines Volkes ward. Der tapfere König brachte es endlich doch dahin, daß Knut sich entschließen mußte, das Land mit ihm zu teilen. Bald nachher (1017) fiel Edmund durch die Hand eines Meuchelmörders. Über die näheren Vorgänge dabei weichen die Berichte ab. Ohne Zweifel ist es, daß es Edrik war, welcher die Unthat vollführte oder jedenfalls vollführen ließ. Daß dagegen Knut seine Hand dabei im Spiele gehabt habe, ist nicht beglaubigt; man kam darauf, weil Knut sich mit Emma, der Witwe Ethelreds, bald nachher vermählte.*)

Diese Vermählung, die dem Dänenkönig den Besitz des Reiches sicherte und die Hoffnung der Angelsachsen auf Hilfe von der Normandie vereitelte, beweist, daß Knut seine Herrschaft nicht, wie Sven, bloß auf rohe Gewalt zu gründen suchte, sondern feinere Bildung und Staatsklugheit besaß. Dies zeigt sich auch in seinem Eifer für das Christentum und in der Strenge, mit welcher er die heidnischen Gebräuche verbot, sowie darin, daß er denjenigen Heiligen, die, wie Dunstan und König Eduard, bei den Engländern im höchsten Ansehen standen, ganz besondere Aufmerksamkeit erwies, während er doch sonst nicht leichtgläubig war und den mit dem Heiligenwesen getriebenen Unfug verspottete. Übrigens teilte Knut, nachdem er 1017 in London sich feierlich hatte krönen lassen, England in vier große Distrikte, um seine bedeutendsten Anhänger zu belohnen, indem er diese später bei schicklicher Gelegenheit wieder außer Besitz zu bringen hoffte; den einen Teil des Landes, Wessex, behielt er für sich allein, die drei anderen gab er als Lehen dem Verräter Edrik, dem Dänen Thurkil und dem früher schon in Norwegen belehnten Erich, welcher mit Knuts Schwester vermählt war und ihm im Verein mit Thurkil bei der Eroberung von England kräftig beigestanden hatte. Noch in demselben Jahre entledigte sich Knut des ersteren durch Hinrichtung, Erich starb bald nachher eines natürlichen Todes, und Thurkil ward vier Jahre später durch einen Bauern erschlagen. Auch die Gefahr, welche von den noch übrigen Sprößlingen des angelsächsischen Hauses zu befürchten war, suchte Knut gleich anfangs zu beseitigen. Er ließ einen Bruder Edmunds meuchlings ermorden und schickte die beiden Söhne Ed-

---

*) Edmund Eisenseite war der älteste Sohn Ethelreds II. aus dessen erster Ehe mit Ethelfleda; die Vermählung mit Emma, Schwester Herzog Richards II. von der Normandie, vollzog Ethelred zu Anfang des Jahres 1002. Ein Ehebündnis dieser Art war bei den angelsächsischen Königen eine neue Erscheinung, da diese sich meist mit Töchtern der Edlen ihres Landes verbanden. Als Emma sich 14 Jahre später in zweiter Ehe mit dem 16jährigen Knut verband, hatte sie die weiter unten genannten zwei Söhne und wahrscheinlich zwei Töchter.

munds seinem Stiefbruder, dem Könige von Schweden, zu, der sie weiter nach Ungarn an den Hof Stephans des Heiligen sandte, wo der eine von ihnen bald starb. Nur Edmunds beide Stiefbrüder, die Söhne Ethelreds und der Emma, Alfred und Eduard, waren für Knuts Arm unerreichbar, weil sie in der Normandie zurückgeblieben waren.

Im Jahre 1018 erbte Knut durch den Tod seines Bruders Harald das Reich Dänemark. Er suchte die Religion, die Gesetze und die Sitten, welche in England das Regieren um vieles leichter machten, auch in Dänemark einzuführen und überhaupt beide Nationen ganz miteinander zu verschmelzen, was durch die nahe Verwandtschaft ihrer Sprache ungemein erleichtert ward. Auch das Christentum breitete er, zuerst nur aus Staatsklugheit, in seinen späteren Jahren aber aus Frömmigkeit, in Dänemark eifrig und kräftig aus und verlieh englischen Geistlichen die dänischen Bistümer. Bei seiner Anwesenheit in Dänemark 1019 soll er die Wenden bekriegt haben, bei welcher Gelegenheit der später sehr mächtige Earl Godwin zuerst durch eine glückliche Unternehmung gegen diese Feinde Gunst und Ansehen erwarb. Sein Eifer für die christliche Lehre hielt ihn jedoch nicht ab, den größten Beförderer derselben in Norwegen zu bekriegen. Dort hatte nämlich Olaf der Heilige, ein Sprößling Harald Harfagrs, bald nach Erichs Tode sowohl dessen Hinterlassenschaft, als auch den schwedischen und dänischen Anteil am Lande in Besitz genommen. Olaf, der von Kindheit an Christ gewesen war und früher in England auf seiten Ethelreds gegen Knut gekämpft hatte, eröffnete den fliehenden Angelsachsen nicht allein eine Zufluchtsstätte, sondern er ließ auch durch sie das Christentum in seinem Reiche so fest gründen, daß es nachher nicht mehr ausgerottet werden konnte; er verfuhr aber dabei mit solcher Härte und Grausamkeit, daß er seine Unterthanen gegen sich erbitterte und dadurch einem auswärtigen Feinde den Angriff auf seine Herrschaft erleichterte. Mit Olaf Schoßkönig von Schweden, dem jede Schmälerung von Knuts Macht nur erwünscht sein konnte, verständigte er sich zwar gleich anfangs, ja, er sicherte sich sogar seine Unterstützung durch die Heirat einer schwedischen Prinzessin; dagegen hatte er aber an Knut einen weit gefährlicheren Gegner, dem er nur so lange die Spitze zu bieten vermochte, als er im Inneren seines Reiches nichts zu fürchten hatte. Was half es ihm, daß die vereinigte norwegische und schwedische Seemacht der dänischen überlegen war? Knuts Reichtum überwog; die Schweden trennten sich von den Norwegern, und Knut ward, als er in Olafs Reich landete, mit offenen Armen aufgenommen. Olaf mußte, von den Seinigen verlassen, aus dem Lande fliehen (1028). Er kehrte zwar bald wieder zurück und versuchte das Kriegsglück noch einmal, ward aber von gedungenen Mördern erschlagen.

Knut ließ das eroberte Reich zuerst kurze Zeit durch einen Jarl verwalten und setzte dann seinen natürlichen Sohn, Sven den Jüngeren, als Regenten ein.

Von den drei Reichen, welche Knut seitdem besaß, wurde England, dessen Einrichtungen, Gesetze und Sitten er auch in den andern Ländern einzuführen suchte, durch seine Herrschaft am meisten beglückt. Dieses Reich, welches er durch Unterwerfung der schottischen und cumberländischen Fürsten Duncan Malcolm und Macbeth bedeutend vergrößerte, wurde von ihm mit den Schätzen der anderen Länder bereichert und fühlte unter seiner Regierung keinen willkürlichen Druck der übermütigen dänischen Eroberer, weil Knut dieselben schon aus Staatsklugheit in Schranken hielt. Außerdem erstarkten aber die angelsächsischen Einwohner auch teils durch die Kriegszüge, die sie mitmachen mußten, teils durch die häufigen Heiratsverbindungen und den lebhaften Verkehr mit dem kräftigen Volke der Dänen. Da die letzteren, als eine eben erst in den gebildeten Zustand übergehende Nation, nach einem allgemeinen Naturgesetze sich dem gebildeteren Volke einverleibten, so hatte die innige Verbindung mit ihnen für die Angelsachsen nur eine wohlthätige Wirkung. Dies alles beweisen die Thatsachen hinlänglich, da namentlich die alten englischen Gesetze durch Knut wieder ihre volle Giltigkeit erhielten, und da ja selbst seine mit der Bewachung des Landes beauftragten Thingmänner oder Huskarle nur eine Nachahmung der dänischen Garde waren, welche die angelsächsischen Könige gehalten hatten. Diese Truppen, deren Zahl in England 3000, in Dänemark 6000 Mann betrug, bestanden der Mehrzahl nach aus Dänen, die übrigen waren auserlesene Krieger aus anderen Nationen. Knut erließ für sie ein eigenes Gesetz, das Witherlagsrecht genannt. Die Thingmänner waren durch wechselseitige Eide, die sie bei der Aufnahme leisteten, gebunden, sie bildeten also eine Art von heiliger Schar; sie richteten über jedes in ihrer Mitte vorgefallene Verbrechen, und Knut selbst unterwarf sich, als er einst einen von ihnen getötet hatte, ihrem Spruche und büßte die That nach skandinavischem Gebrauch durch einen Gelderſatz für den Erschlagenen. Diese Krieger wurden freilich durch das Witherlagsrecht zu einer Art Adel erhoben und erlaubten sich manche Anmaßung; allein der von ihnen zu erduldende Druck war in England wenigstens nicht größer, als in Dänemark. Knut hatte ferner die Gewohnheit, in den einzelnen Gegenden von England herumzureisen, die Klagen der Unterthanen über Bedrückung anzuhören und denselben abzuhelfen; doch ward dies dadurch sehr lästig, daß alle Männer seines Gefolges, welche auf den umliegenden königlichen Landgütern kein Unterkommen fanden, bei den Bewohnern der Städte und Dörfer einquartiert wurden.

Dänemark hatte unter Knut im Grunde gar keinen Vorzug vor England; denn wenn man die Einführung des Christentums ausnimmt, welches dort nur durch einen solchen Mann festgegründet werden konnte, so waren damals die Anstrengungen der dänischen Nation größer, als die durch dieselben erlangten Vorteile. Die Dänen bezahlten den Ruhm ihres Königs mit ihrem Blute. Außerdem zielten aber auch fast alle Gesetze, welche Knut seinem Volke gab, nur auf die Vermehrung der Kriegsmacht und auf die Befestigung der königlichen Gewalt. Übrigens äußerte die christliche Religion auf Knut selbst, trotz seiner späteren Frömmigkeit, keinen sehr wohlthätigen Einfluß; wenigstens heilte es ihn nicht von seinen beiden Hauptleidenschaften, der Eroberungssucht und der Sinnlichkeit. Man erzählt wohl, wie er die Schmeichelreden seiner Höflinge beschämt habe, als diese rühmten, Wind und Flut müßten ihm gehorchen; er setzte sich an den Strand, bis die steigende Welle seinen Fuß bespülte, und erhob sich dann mit dem Ausspruch, nur Gott seien die Fluten unterthan; indessen würde dieser schöne patriarchalische Zug auch etwa einem morgenländischen Weisen anstehen. Selbst nach der Pilgerreise, die er 1026 und 1027 nach Rom zu den Gebeinen der Apostel Petrus und Paulus machte, hatte er nicht allein seine Angriffe auf Olaf von Norwegen fortgesetzt und dadurch dessen fromme Bestrebungen gestört, sondern auch seiner Geliebten, Alfgiwa, öffentlich alle Rechte seiner rechtmäßigen Gemahlin gewährt, obgleich diese noch lebte, so daß Alfgiwa sogar ihre Unterschrift neben die seinige unter die königlichen Dokumente setzte. Dagegen that er den äußeren Formen der christlichen Kirche Genüge, solange sein und seines Reiches Vorteil dadurch nicht zu leiden schien. Auf jener Romfahrt, die ihn von Dänemark aus über Flandern, Frankreich und Burgund nach Italien führte, gab er unterwegs in allen Gegenden, die er durchreiste, glänzende Beweise von Freigebigkeit, beschenkte den Papst Johann XIX. und die Kirche sehr reichlich und verhalf jenem wieder zu den früher aus England bezogenen rechtmäßigen Einkünften, die in den letzten Zeiten wahrscheinlich aufgehört hatten. Dagegen bewirkte er aber auch, daß die schon damals zu hoch gesteigerten Gebühren für die Bestätigung der höheren Geistlichkeit gemildert wurden. Während seines Aufenthaltes in Rom wohnte er der Krönung des römischen Kaisers Konrad II. bei, zu welcher sich auch der letzte König von Hoch-Burgund, Rudolf III. eingefunden hatte. Hier wahrscheinlich verabredete Knut die eheliche Verbindung seiner Tochter Gunhilde mit Konrads Sohn, dem nachmaligen Kaiser Heinrich III.; die Vermählung fand 1036, nach Knuts Tode, statt und wurde zwei Jahre später durch Gunhildens frühes Hinscheiden gelöst; diese ist im Kloster Limburg beigesetzt. Auch mag hier durch Verabredung mit Konrad

die Mark Schleswig von der Schlei bis zur Eider an Dänemark abgetreten worden sein. Von beiden Fürsten, dem Kaiser und dem burgundischen König, erlangte Knut damals eine Milderung der Zölle und Abgaben, denen die aus seinen Reichen nach Italien reisenden Pilger unterworfen waren, und die besonders in den Alpenpässen auf sehr drückende Weise erhoben wurden; somit schloß er die ersten Handelsverträge, deren die englische Geschichte erwähnt. Bei allen diesen Unterhandlungen betrachtete er England, wo er sich auch seit der Eroberung Norwegens gewöhnlich aufhielt, als sein Hauptreich.

Knut starb im Jahre 1035 zu Shaftesbury und wurde bei den Königen von Wessex in der Kathedrale von Winchester begraben. Mit seinem Tode zerfiel das von ihm gestiftete Reich, was teils seinen eigenen Verordnungen schuld zu geben ist, teils in dem natürlichen Gange der Begebenheiten gegründet war. Er hinterließ aus seiner Ehe mit Emma einen rechtmäßigen Sohn, Hardiknut, und außerdem noch zwei uneheliche Söhne von der Alfgiwa, den uns bereits bekannten Sven den Jüngeren und Harald, dem man wegen seines raschen Ganges den Beinamen Harefoot oder Hasenfuß gab. Hardiknut folgte in Dänemark seinem Vater ohne irgend einen Widerstreit nach; in England dagegen machte außer ihm auch Harald Harefoot Anspruch an die Herrschaft. Sven, welcher seit 1028 König von Norwegen war, wurde entweder noch vor oder doch gleich nach des Vaters Tode von dort vertrieben; denn ein Sohn Olafs des Heiligen, Magnus, dem dieser Name nach dem berühmten Frankenkönig Karl dem Großen oder Carolus magnus gegeben worden war, drang von Schweden her in das Reich ein und ward von den Einwohnern sogleich als rechtmäßiger König anerkannt (1035). Man wird die Leichtigkeit, mit welcher Sven gestürzt ward, begreiflich finden, wenn man hört, daß Knut den Norwegern sehr harte Gesetze gegeben und unter anderm sogar verordnet hatte, daß das Zeugnis eines einzigen Dänen mehr gelten solle, als das von zehn Norwegern. Der vertriebene Sven begab sich nach Dänemark und starb bald nachher (1036). Sein Bruder Hardiknut suchte zwar des Hauses Ansprüche an Norwegen geltend zu machen und schickte sich zu einem Kriegszug gegen Magnus an, sah sich aber durch sein Verhältnis zu Harald Harefoot genötigt, die Sache friedlich beizulegen; er schloß 1039 einen Vertrag mit Magnus, in welchem beide Könige einander als Herren ihrer Länder anerkannten und sich gegenseitig die Erbschaft derselben zusicherten.

In England hatte Hardiknut als Sohn der Emma unstreitig gerechtere Ansprüche, als Harald Harefoot; auch erklärte sich eine Versammlung zu Winchester und namentlich Graf Godwin für ihn, und seine Mutter trat in seinem Namen die Regierung an; allein weder

die angelsächsischen Großen, noch die meisten dänischen Herren im Lande wollten sie anerkennen. Jene wünschten einen der beiden Söhne Ethelreds, die noch immer in der Normandie waren, auf dem Thron zu sehen; diese verlangten Harald Harefoot zum König, weil seine Mutter Alfgiwa die Tochter eines in England ansässigen dänischen Grafen war. Hardiknut konnte eine Zeitlang wegen des gegen Magnus beschlossenen Krieges sein Recht an das Englische Reich nicht geltend machen, Harald erhielt dadurch die Oberhand und ward im Norden des Landes ziemlich allgemein als König anerkannt. Emma, deren Benehmen dadurch sehr verdächtig wird, trat hierauf mit ihm in Unterhandlung, obgleich Hardiknut im Süden noch immer als König betrachtet wurde und der aus angelsächsischem Blute entsprossene Erzbischof Ethelnoth Haralds Krönung mit der Erklärung verweigerte, daß er nur Emmas Söhne als rechtmäßige Erben Knuts ansehen könne. Die Königin ließ sogar während der Unterhandlungen mit Harald ihre beiden Söhne erster Ehe aus der Normandie kommen. Von diesen fiel der eine, Alfred, kurz nach seiner Ankunft durch die Nachstellungen Haralds und starb an den Folgen gewaltsamer Blendung; der andere, Eduard, floh, seiner Mutter und der Stimmung im Volke mißtrauend, nach der Normandie zurück. Emma muß, wenn sie auch an Alfreds Tod nicht schuldig war, wenigstens einen starken Schein des Verdachts gegen sich erregt haben; denn als sie gleich nachher durch Harald genötigt ward, aus England zu entfliehen, begab sie sich nicht in die Normandie, sondern nach Flandern, wo sich später ihr Sohn Hardiknut bei ihr einfand. Harald ward nun Herr von ganz England. Hardiknut setzte sich, nach dem Friedensschlusse mit Magnus, gegen ihn in Bewegung; noch ehe er aber an der englischen Küste landete, war Harald bereits eines plötzlichen Todes gestorben (1039). Hardiknut nahm England, ohne Widerstand zu finden, in Besitz und übte seine Rachgier an der Leiche seines Halbbruders aus; er ließ sie wieder ausgraben und das abgeschlagene Haupt nicht nur in die Themse werfen, sondern auch, als es wieder aufgefunden und begraben wurde, das schmähliche Verfahren wiederholen.

Hardiknut, der sich nur durch Schwelgerei und habgierige Bedrückungen auszeichnete, starb 1042 plötzlich bei einem Hochzeitsmahl, während er den Becher hob, um der Braut Heil zu trinken. Er hatte schon ein Jahr vorher seinen Stiefbruder, den Sohn Ethelreds, Eduard III., dem man wegen seines mönchischen Wesens den eigentlich nur für Märtyrer gebräuchlichen Beinamen des Bekenners gegeben hat, nach England kommen lassen; dieser bestieg nun, hauptsächlich durch des dänischen Grafen Godwins Zureden bewogen, den Thron; seine Krönung in Winchester fand jedoch erst im Jahr 1043 statt.

Magnus von Norwegen aber machte sich infolge des mit Hardiknut geschlossenen Erbvertrags zum Herrn von Dänemark; er suchte diesen Traktat auch auf England auszudehnen und schickte eine Flotte dahin ab, er starb aber, als der Krieg kaum begonnen war, und sein Nachfolger konnte an die Fortsetzung desselben nicht denken. Eduard der Bekenner war in jeder Hinsicht zum Regieren unfähig und blieb sein ganzes Leben hindurch von seiner Umgebung abhängig. Zuerst herrschte unter seinem Namen der übermächtige Godwin, dem man schuld gab, daß er früher des Königs Bruder Alfred verraten und ermordet habe. Er verschaffte sich und seinen Söhnen die Herrschaft über die besten südöstlichen Provinzen und drang dem König seine Tochter Edgytha zur Gemahlin auf, von welcher sich freilich der fromme König klösterlich entfernt hielt. Godwin war seitdem unumschränkter Regent und brachte die ganze Kriegsmacht des Staats in die Gewalt seiner ehrgeizigen Familie. Hätte sich übrigens Eduard ganz der Leitung Godwins hingegeben, so wären seine Angelegenheiten doch wohl noch leidlich geführt worden; er ließ sich aber, nach der Weise schwacher Menschen, außerdem nicht nur von seinen angelsächsischen Landsleuten bestimmen, denen der Däne Godwin verhaßt war, sondern schenkte auch den vielen Normannen Gehör, die er aus Frankreich mitgebracht hatte, besonders seinen beiden Jugendlehrern Robert und Wilhelm, von welchen er den einen zum Erzbischof von Canterbury, den andern zum Bischof von London machte. Er hatte an dem glänzenden Hofe zu Rouen, besonders bei Robert dem Teufel, Vorliebe für das normannische Wesen und besonders für die streng römische Auffassung des Christentums angenommen, der die Normannen weit mehr als die Angelsachsen zugethan waren. Er verschönerte die Abtei von Westminster durch die prächtige Kirche, an deren Stelle im 13. Jahrhundert die weltberühmte Kathedrale errichtet wurde. Er ehrte den Papst durch Gesandtschaften und Geschenke, bevorzugte normannische Geistliche und begünstigte sogar die normannisch-französische Schrift und Sprache.

Eine Zeitlang blieb gleichwohl die Gewalt in den Händen Godwins und seiner vielen Söhne, bis endlich der schwache König mit Hilfe mehrerer Großen eine günstige Gelegenheit zum Sturze des übermächtigen Mannes benutzte. Godwin ward mit seinen Söhnen aus England verbannt und seine Tochter, die Gemahlin des Königs, in ein Kloster gesteckt (1052). Die Vertriebenen sammelten in Irland und Flandern Raubscharen und beunruhigten England so lange, bis andere Große, durch die Begünstigung der Normannen aufgebracht, den König zuerst zur Entfernung der letzteren und dann zur Zurückrufung der verbannten Familie nötigten; so war das dänische Haus für die Wah-

rung angelsächsischer Nationalität eingetreten; die französischen Hofleute und Mönche wurden vertrieben. Godwin erhielt seine ganze frühere Macht wieder, starb aber gleich nachher (1053). An seine Stelle trat sein Sohn Harald, der Wessex beherrschte, und sowohl die Person des Königs, als auch fast das ganze Land blieb in den Händen einer einzigen Familie. Harald machte sich sogar Hoffnung, Nachfolger des kinderlosen Königs zu werden, obgleich dieser seinen zu Knuts Zeit nach Ungarn geschickten Neffen, den einzigen noch übrigen Sprößling seiner Familie, von dort hatte kommen lassen. Haralds Hoffnung ward noch erweitert, als dieser Prinz gleich nach seiner Ankunft starb und einen unmündigen Sohn, Edgar Atheling, hinterließ, welcher zu jung war, als daß man ihm bei Eduards Tode die Regierung hätte geben können. Auch war Eduard kaum gestorben (1066), als Harald eine Versammlung der Großen berief und sich zum König wählen ließ. Er war dieser Wahl würdig, hatte aber das Schicksal gegen sich und verlor im Kampfe mit dem Herzog Wilhelm II. von der Normandie Thron und Leben.

Ein mit Erfolg gekröntes kriegerisches Unternehmen Eduards des Bekenners war gegen den schottischen König Macbeth gerichtet. Schottland war um die Zeit des Vertrages von Verdun zu einem Reiche verbunden worden; seit aber die Könige von England einem schottischen König die Landschaft Cumberland verliehen hatten, zeigten sie mitunter das Bestreben, ihre Oberherrlichkeit auch über Schottland selbst anerkannt zu sehen. Im Jahre 1039 wurde König Duncan von seinem Vetter Macbeth, der durch seine Gemahlin ein näheres Anrecht auf den Thron zu haben glaubte, zu Bothgowan bei Elgin getötet; sein Sohn Malcolm Canmore flüchtete nach England. Macbeth regierte nicht untüchtig, reizte jedoch den englischen König, indem er nach Godwins Sturz vertriebene Normannen bei sich aufnahm; zudem erbitterte er durch harte Maßregeln den Adel und besonders den mächtigen Than Macduff. Dieser begab sich zu Malcolm, und beide wußten zu bewirken, daß Eduard III. ein Heer unter dem riesenstarken Grafen Siward von Northumberland gegen Macbeth absandte. Siward, ein Held alter Art, gewann mehrere Treffen und eroberte das Schloß Dunsinan, verlor aber im Kampfe seinen Sohn Osborn. Als er vernommen hatte, daß dieser in der Brust verwundet worden, ordnete er frohen Mutes die Bestattung an. Macbeth fand 1056 den Tod. Malcolm III. Canmore (Großkopf) wurde nun zu Scone gekrönt, auf jenem Stein sitzend, welcher durch eine Umrahmung von Holz als Thron eingerichtet ist und nach alter Sage für denselben Stein gehalten wurde, auf dem einst der Patriarch Jakob auf seiner Flucht nach Haran das Haupt niederlegte. Diese von der volkstümlichen Überlieferung aus-

geschmückte und in einer großartigen Dichtung verewigte Begebenheit war auch für Schottland von großer geschichtlicher Bedeutung; Malcolm III. bewies bei der normännischen Eroberung Anhänglichkeit für das angelsächsische Königshaus und brachte Keime einer neuen Bildung von England aus in sein Reich. Von ihm stammten sämtliche Herrscher von Schottland bis auf das Jahr 1286.

Wenn wir Eduard den Bekenner als den dritten seines Namens bezeichnen, so ist zu bemerken, daß in der späteren Zahlbezeichnung der Könige die angelsächsischen Eduarde oder Eadwarde nicht mitgezählt wurden.

4. Geschichte der Normannen in Frankreich bis auf ihre Eroberung Englands.

Es ist bereits oben berichtet worden, daß Harald Harfagrs Eroberung von Norwegen die Gründung vieler normännischen Kolonieen veranlaßte, und daß sich unter den Fürsten, welche vor ihm aus Norwegen entflohen, auch Rolf oder Rollo befand. Dieser landete mit seinen Scharen im Jahre 876 an der Nordküste von Frankreich und machte dort nach allen Seiten hin verheerende Raubzüge. Die schrecklichen Verwüstungen, mit denen er Frankreich heimsuchte, wurden nicht einmal dann unterbrochen, wenn er etwa eine Niederlage durch die Franken erlitten hatte; im Gegenteil, die Normannen hausten dann aus Rachgier nur noch ärger. In den Kämpfen gegen die Normannen hatte Robert der Tapfere, Graf der Mark Anjou, hohen Ruhm erworben und war kämpfend gefallen. Seine Söhne, Odo und Robert, verteidigten vorzugsweise Paris und gründeten die Grafschaft Francien, mit welchem Namen bald allgemein das ganze Land bezeichnet werden sollte. Odo, den die Franzosen Eude nennen, erhielt sogar die Königswürde; doch war der karolingische Name noch zu mächtig. Im Jahre 898, nach Odos Tode, erlangte Karl der Einfältige die Krone, und unter ihm stellte Odos Bruder Robert den Normannen, die unter Rolfs Leitung von Rouen aus vordrangen, eine feste Schranke entgegen; von Bundesgenossen unterstützt, errang er sogar 911 in einer Schlacht bei Chartres Vorteile gegen den gefürchteten Gegner. So wurde dieser zu einem Abkommen geneigt. Das früher erlittene Unglück und vielleicht auch die Hoffnung, durch Rolf Schutz gegen andere normännische Raubscharen und gegen die übermächtig gewordenen Großen des Reichs zu erhalten, bewogen Karl den Einfältigen zu einem Vergleiche. Er schloß 911 mit Rolf einen Vertrag, der im folgenden Jahre auf einer Zusammenkunft zu St. Claire an der Epte zum völligen Ausgleich gedieh. Durch diesen Vertrag erhielt Gangrolf oder Rollo Karls Tochter

Gisela zur Gemahlin sowie das zwischen der Bretagne und dem Eureflusse gelegene Land zum erblichen Besitztum und verband sich dagegen mit seinen Gefährten zur Annahme des Christentums, dessen bedeutungsvolle Einwirkungen auf seine junge Herrschaft ihn der Erzbischof von Rouen erkennen lehrte, und zur Anerkennung der fränkischen Oberlehensherrlichkeit. Auf diese Weise entstand das Herzogtum der Normandie. Die Fürsten desselben waren noch weniger, als die anderen Großen von Frankreich, wirkliche Unterthanen des Königs; denn sie erwiesen dem letzteren nichts als die Huldigung, die für sie durchaus nur eine Ceremonie war, deren Sinn sie anfangs nicht einmal verstanden. Rolf oder, wie er in der Taufe nach seinem früheren Gegner und nunmehrigen Paten genannt wurde, Robert, richtete in der Normandie eine förmliche Kolonie ein; er verteilte das Land unter seine Scharen, versetzte die wenigen noch übrigen alten Einwohner diesen gegenüber in eine Art von Lehensverhältnis, sorgte für die Wiederherstellung des Ackerbaues, ließ die zerstörten Städte wieder aufbauen und traf Maßregeln zum Schutze gegen andere normännische Raubfahrer. Außerdem sicherte er durch Gesetze und Einrichtungen die Ruhe und Ordnung seines Landes so sehr, daß man später von ihm in ähnlicher Weise, wie von Alfred dem Großen erzählte, er habe goldene Armbänder im Walde aufhängen lassen, und diese seien, bis er sie nach drei Jahren wieder abnehmen ließ, unberührt geblieben. Dagegen litt die benachbarte Bretagne, die von der Landseite her keinen Schutz hatte, unsäglich durch die Bewohner des neuen Herzogtums. Sie ward zuerst schrecklich geplündert und später den Normannen unterworfen.

Als Robert I. 931 starb, folgte ihm sein Sohn, Wilhelm I., welcher nach der im Mittelalter herrschenden Sitte, die in der Geschichte auftretenden Personen durch Beinamen kenntlicher zu machen, Wilhelm Langschwert genannt wurde. Er war bereits ein überaus frommer Christ und zugleich einer der edelsten Charaktere in jener nicht bloß ihrer äußeren Erscheinung nach eisernen Zeit und machte sich wegen seiner Tapferkeit und Großmut weit und breit berühmt. Übrigens bediente auch er sich noch immer bewaffneter Zuzüge aus der nordischen Heimat, die unter kriegsgewohnten Führern standen. Er war und blieb die Hauptstütze seines Königs, Ludwigs IV. d'Outremer. Viel hatte er wegen seiner Vermählung mit der Tochter Herberts von Vermandois von seinen Großen zu leiden, welche befürchteten, durch diese Ehe würden sie zu Gunsten der Romanen zurückgedrängt werden. Er nahm alle Bedrängten in seinen Schutz, ward aber zuletzt das Opfer seiner Güte; denn als er einem Edelmanne, Herluin von Ponthieu, welchem Graf Arnulf von Flandern das Schloß Montreuil entrissen hatte,

dieses wieder verschaffte, ließ ihn Arnulf heimtückischerweise ermorden (942). Die Minderjährigkeit seines Sohnes, Richard I., welcher den Beinamen Langbein erhielt, ward von dem undankbaren König Ludwig zu selbstsüchtigen Zwecken benutzt. Ludwig bemächtigte sich in der Absicht, das Herzogtum an sich zu reißen, des jungen Herzogs und ließ ihn unter dem Vorwand besserer Erziehung nach Laon an seinen Hof bringen. Dies reizte die streitbaren Normannen. Sie ließen zuerst ihren Herzog heimlich entführen und suchten dann eine Gelegenheit, dem Könige nicht nur die vielen Landsleute zu entziehen, welche er in seine Dienste genommen hatte und als Geiseln ansehen konnte, sondern ihm zugleich auch eine Bürgschaft in betreff seiner Absichten abzunötigen. Hierzu bedienten sie sich der Hilfe des dänischen Königs Harald Blauzahn, der ihnen schon vor Wilhelms Tode bei einem Aufstand der Bretagne Beistand geleistet und damals von Wilhelm die Landschaft Cotentin erhalten hatte. In Verbindung mit Harald legten sie dem französischen Könige mit großer Schlauheit eine Schlinge, in welche dieser auch wirklich ging. Sie heuchelten nämlich Unterwerfung und Treue, und Ludwig ließ sich dadurch zu einer Zusammenkunft mit Harald bewegen, bei welcher er festgehalten und in Ketten nach Rouen gebracht wurde. Man gab ihn nicht eher wieder frei, als bis er zu Gunsten des jungen Herzogs alle Forderungen der Normannen eidlich zugestand und ihnen seinen eigenen Sohn Karlmann als Unterpfand ließ (945). Zwar versuchte er im nächsten Jahr, sich der ihm aufgedrungenen Bedingungen wieder zu entledigen und bediente sich dazu der Hilfe seines Schwagers, des deutschen Kaisers Otto I.; allein alle seine Anstrengungen waren vergeblich. Otto ward, als er das Heer der Normannen in ihrer Hauptstadt Rouen eingeschlossen hatte, durch den Verrat des Grafen Arnulf, welcher früher den Herzog Wilhelm hatte ermorden lassen, zum Rückzug genötigt.

Richard I. war als Herzog einer der erbittertsten und mächtigsten Feinde des Königs Ludwig und seiner Nachfolger und trug nicht wenig zur Erhebung des Hauses Capet bei, welches damals die Karolinger vom französischen Throne verdrängte. Er verband sich schon mit dem eigentlichen Stifter der Capetingischen Herrschaft, Hugo dem Großen, dessen Tochter Emma er 960 zur Gemahlin nahm, und war der treueste Freund seines Sohnes und Nachfolgers, Hugo Capet, der im Jahre 987 den königlichen Thron in Besitz nahm. Vergebens machte der vorletzte Karolinger, Lothar, um das Jahr 963 den Versuch, ihn, mit Hilfe anderer Vasallen der französischen Krone, seiner Macht zu berauben; Richard rief seinen alten Freund Blauzahn mit seinen kräftigen Dänen herbei und zwang dadurch die Gegner zu einem Frieden, dessen Bedingungen er vorschrieb. Die enge Verbindung

mit den Dänen unterhielt übrigens Richard auf jede Weise. Er erklärte nicht nur die Söhne seiner dänischen Geliebten Gumor, die er vielleicht später heiratete, für seine Nachfolger, sondern vermählte auch einen seiner Söhne, Wilhelm, mit der Tochter des oben oft genannten Dänen Thurkil. Er starb nach der wahrscheinlichsten Annahme 996.

Sein Sohn, Richard II. (996—1027), wird ebenso wegen seiner Güte und Frömmigkeit, die ihm den Beinamen „der Gute" erwarben, als wegen seiner Tapferkeit gerühmt, ließ sich aber in seinen Handlungen vorzugsweise von seinem schlauen Sinne leiten und ordnete die Frömmigkeit der Staatsklugheit unter. Er gewährte z. B. zwar seiner Schwester Emma und ihrem Gemahle König Ethelfred von England Aufnahme und Schutz, unterhielt aber zugleich auch mit ihren Feinden, den Dänen, ein freundschaftliches Verhältnis. Die Bistümer des Landes betrachtete er gleich seinen Nachfolgern als Lehen, welche zur Versorgung von Freunden und Verwandten dienten und ohne die mindeste Rücksicht auf Tüchtigkeit verliehen wurden. Daß Richard ebenso, wie die anderen Großen von Frankreich, das Volk um sein gutes Recht brachte und alle, welche sich dagegen auflehnten, mit Gewalt bändigte, lag im Geiste der Zeit und wird deshalb auch von seinen Geschichtschreibern als etwas Rühmliches berichtet. Die Großen machten nämlich damals ein Herkommen geltend, durch welches die Bürger und Bauern ihrer alten Rechte und ihres Anteils an der Verwaltung mit Gewalt beraubt und zum Eigentum der großen Herren herabgewürdigt wurden, welche seitdem das Volk wie Vieh anzusehen begannen. Wenn der Raum gestattete, das damalige Verfahren gegen die große Masse der Freien ausführlich darzustellen, so würde daraus erkannt werden können, daß die Barone auf ebenso grausame Weise zu ihren Rechten kamen, wie in späterer Zeit die Bauern ihnen dieselben wieder zu entreißen suchten. Übrigens waren diejenigen Barone, welche nicht Macht genug besaßen, um der Gewalt der Mächtigeren Widerstand leisten zu können, nicht viel besser daran, als das Volk; denn die Herzöge und die großen Barone verfuhren auch gegen die kleinen Herren ohne Rücksicht auf das Recht. Diese Gewaltthätigkeiten führten unter Richards II. Regierung viele Aufstände und Auswanderungen herbei; jedoch hat zu den letzteren gewiß der aus dem Norden mitgebrachte Wandertrieb und Unternehmungsgeist nicht minder beigetragen. Einige Normannen kamen um diese Zeit nach Unteritalien, eigentlich um von da weiter nach Jerusalem zu pilgern, wurden jedoch von apulischen Herren in Kriegsdienst genommen; dies war der Anfang der normannischen Ansiedelungen im Gebiet von Neapel. Unter Richard II. wird auch Tankred von Hauteville bekannt, der durch die Kühnheit, wo-

mit er einen Eber tötete, die Gunst des Herzogs gewann; von seinen zwölf Söhnen war es dem glücklichsten beschieden, in Unteritalien neue normännische Reiche zu stiften.

Bei Richards II. Tode zeigten sich die nachteiligen Folgen, welche der Mangel fester Bestimmungen über das Recht der Nachfolge herbeiführen mußte. Man war bei den Normannen nicht einmal darüber im klaren, welche Söhne eines Herzogs als rechtmäßige und welche als außer der Ehe erzeugte Kinder angesehen werden sollten, und es entsprangen hieraus später nicht allein manche Unruhen, sondern auch Mordthaten. Um seinem ältesten Sohne, Richard III., die Nachfolge zu sichern, verlobte ihn Richard nicht nur mit einer noch unmündigen Tochter des Königs von Frankreich, sondern er hielt auch vor seinem Tode eine Versammlung des normännischen Adels, in welcher er jenem die Regierung übergab. Kaum war aber der Vater gestorben, als sein zweiter Sohn, Robert II., die Herrschaft an sich zu reißen suchte. Er wurde von Richard III. mit den Waffen zur Unterwerfung genötigt und erhielt von ihm billige Bedingungen; Richard starb aber gleich nachher (1028), und das Gerücht sagte, Robert habe ihm Gift beibringen lassen. Die Barone wählten sich jetzt den letzteren zum Herzog. Dieser verfuhr, als der bedrängte französische König, Heinrich I., sich in seine Arme warf, gegen die übermütigen Großen desselben sowie gegen seine eigenen Vasallen mit solcher Härte und Grausamkeit, daß man ihm wahrscheinlich deswegen den Beinamen des Teufels gegeben hat. In den letzten Jahren seines Lebens machte er eine Pilgerreise in das Gelobte Land; er ging nach Italien, zog in auffälliger Weise auf einem Maulthier in Rom ein, fuhr sodann nach Konstantinopel und wanderte vom asiatischen Ufer des Bosporus aus zu Fuße nach Jerusalem. Wahrscheinlich wurde Robert durch einen seiner Verwandten, den Abt Richard von Verdun, der ihn ganz leitete und schon bei lebendigem Leibe ein Heiliger war, zu der Wallfahrt bewogen. Ehe er abreiste, ließ er sich von den Großen der Normandie geloben, daß sie seinen noch ganz jungen Sohn, Wilhelm, den ihm die schöne Herlotte, eine Kürschnerstochter aus Falaise, geboren hatte, als Nachfolger anerkennen wollten. Dieser Sohn Roberts ist der nachher so berühmt gewordene Wilhelm II., der wegen seiner Eroberung von England den Beinamen des Eroberers erhielt und als Stifter einer neuen Dynastie auf dieser Insel Wilhelm I. genannt wird. Sein Vater starb auf der Rückreise von Palästina am Fieber, als Wilhelm noch nicht das 10. Jahr seines Alters erreicht hatte (1035).

Robert hatte für seinen Sohn nicht besser sorgen zu können geglaubt, als daß er ihn dem Schutze des französischen Königs Heinrich I. empfahl, den er allein auf dem Thron erhalten hatte. Er gab aber

seinem Sohne außerdem einen nahen mütterlichen Anverwandten, Walther, zum Pfleger und die tapfersten normännischen Hofbeamten zu Verteidigern; die letzteren verloren nachher im Kampfe für den jungen Herzog größtenteils das Leben. Wilhelm ward an den französischen Hof gebracht und bildete hier seine angeborene Schlauheit aus, durch die er sich später ebenso sehr wie durch Körperkraft und Kühnheit auszeichnete. Seine Minderjährigkeit stürzte das Herzogtum in große Verwirrung und Gefahr, und die ersten 20 Jahre nach Roberts Tode waren mit Verschwörungen übermütiger Großen und mit den herrschsüchtigen Bestrebungen mehrerer Verwandten der herzoglichen Familie angefüllt. Auch der König Heinrich war unedel genug, aus den Verhältnissen Vorteil zu ziehen; er behandelte das Herzogtum seines Schützlings eine Zeitlang wie eine Domäne der französischen Krone, unterstützte einzelne Empörer und ließ sich, wenn er gegen sie auftrat, seine Hilfe recht teuer durch Abtretung fester Plätze bezahlen. Nur der ängstlichen Sorgfalt seines Oheims Walther verdankte Wilhelm als Kind, daß er den Anschlägen seiner Verwandten entging; diese Nachstellungen brachten ihn in nicht geringe Gefahr, und Walther mußte ihn oft in den Hütten armer Leute versteckt halten, bis die Getreuen gesammelt waren. Die bedrängten Umstände, in denen Wilhelm aufwuchs, und der verwirrte Zustand der Normandie während seiner Minderjährigkeit mußten dem jungen Herzog wohl zeigen, daß nur durch gewaltsame Mittel die Ruhe erhalten werden könne; er hatte daher kaum die Regierung angetreten, als er nach einem Plane zu handeln begann, der sich nur dann ausführen ließ, wenn man, wie er that, die Moral immer der Politik unterordnete. Er sah ein, daß seine Verwandten von väterlicher Seite seine natürlichen Feinde, der König von Frankreich aber ein gefährlicher Freund sei; er suchte also die ersteren zu unterdrücken, dem anderen ein mächtiges Bündnis entgegenzusetzen und sich in den Anverwandten seiner Mutter, welche Macht und Einfluß gewonnen hatten, sowie in seinen Halbbrüdern eine Stütze im Lande zu verschaffen. Er erteilte gleich nach seinem Regierungsantritt dem einen der letzteren, Odo, das erledigte Bistum Bayeux und belehnte den anderen, Robert, mit den Grafschaften Eu und Moriteuil, deren Besitzer, zwei Enkel Richards I., von Wilhelm verjagt wurden. Dann verdrängte er auch seine übrigen väterlichen Verwandten, einen nach dem andern, aus ihren Lehen oder Bistümern. Gegen den König Heinrich schützte sich Wilhelm durch eine enge Verbindung mit dem mächtigen Grafen Balduin von Flandern, dessen Tochter Mathilde er zur Gemahlin nahm (1053), obgleich dieselbe so nahe mit ihm verwandt war, daß er nach den Kirchengesetzen keine Ehe mit ihr hätte eingehen dürfen. Bald nachher (1054) geriet

er mit dem französischen König in einen offenen Krieg; er schlug ihn, baute neue Festungen, entriß dem Feinde die früher abgetretenen normannischen Plätze und behauptete dieselben nachher beim Friedensschluß (1059). Drei Jahre später gewann er die wichtige Grafschaft Maine.

Wie Wilhelm sich bei seiner Vermählung nicht im geringsten um die Gesetze der Kirche bekümmert hatte, so fragte er auch sonst weder in weltlichen, noch in geistlichen Dingen nach dem Rechte. Er selbst rühmte sich, daß er dazu berufen sei, den unbändigen Sinn der Normannen zu zügeln. Mit welcher Rücksichtslosigkeit er sein Ansehen gegen die Geistlichkeit und sogar gegen das damals sonst überall gefürchtete Oberhaupt derselben in Rom behauptete, bewies er, als seine Ehe mit Mathilde von der Kirche angefochten wurde. Sein getreuer Ratgeber, der Abt Lanfranc vom Kloster Bec, welcher später als Philosoph und als Erzbischof von Canterbury gleich berühmt geworden ist, hatte ihn vor seiner Vermählung oft vergebens zu bewegen gesucht, den Papst nicht durch eine gesetzlich verbotene Heirat zu reizen. Wilhelm kehrte sich an des gelehrten Abts Vorstellungen ebensowenig, als an den Bannfluch, welchen der Papst Nikolaus II. wegen dieser Ehe gegen ihn schleuderte. Lanfranc reiste hierauf nach Rom und überzeugte den Papst, daß Wilhelm durch nichts zu beugen sei, und daß unter dem Banne nur die Unterthanen und Geistlichen des Landes litten; Nikolaus war vernünftig genug, nachzugeben, er hob den Bann auf und genehmigte die Ehe Wilhelms unter der Bedingung, daß derselbe einige neue Klöster stifte. Ebensowenig nützte es einige Jahre später einem von Wilhelm mißhandelten Abt, der sich an den Papst um Hilfe wandte; der Herzog erklärte den in Begleitung jenes Abts an ihn geschickten päpstlichen Gesandten, in Glaubensangelegenheiten erkenne er zwar ihren Herrn als Oberhaupt an, wenn sich aber einer der Mönche seines Landes erfreche, ihm Ungelegenheiten zu bereiten, so werde er denselben an den ersten besten Baum aufknüpfen lassen. Die Gesandten eilten hierauf mit dem erschreckten Abt unverrichteter Sache zurück.

Das seitherige Verfahren Wilhelms würde sich noch mit dem Geiste der Zeit und mit der Notwendigkeit entschuldigen lassen: der Angriff auf England aber, den er im Jahre 1066 unternahm, zeigt einen Mann, welchem Recht und Unrecht gleichgiltige Dinge waren, wenn er nur Gelegenheit und Mittel erhielt, die kühnen Abenteurer zu unterhalten, die sein Ruf von allen Seiten her um ihn sammelte. Der englische König Eduard der Bekenner hatte keine Kinder; er ließ den Edgar Atheling, der ein Enkel des Edmund Eisenseite und der letzte Sprößling der angelsächsischen Dynastie war, aus Ungarn nach

England bringen und hatte vielleicht im Sinne, ihm die Nachfolge zu verschaffen. Dies war jedoch bei seinem jugendlichen Alter voraussichtlich kaum durchzuführen, da bei den Angelsachsen das Herkommen entschieden gegen die Einsetzung unmündiger Herrscher war. Daher entwarf Wilhelm schon lange vor Eduards Tod den geheimen Plan, sich unter irgend einem Vorwand Englands zu bemächtigen. Der gewöhnlichen Sage und der Behauptung Wilhelms nach hätte Eduard selbst, aus Dankbarkeit für die einst bei Wilhelms Vater und Großvater gefundene Aufnahme[1], durch ein Testament den Normannenherzog zu seinem Nachfolger ernannt. Dies ist jedoch mehr als unwahrscheinlich; denn nicht nur hat Wilhelm selbst nie das Dokument hierüber beigebracht, sondern es waren auch bei allen germanischen und nordischen Völkern testamentarische Verfügungen über ein Reich ebenso unerhört, als beim Abgang eines Herrschergeschlechts die Einsetzung einer neuen Familie durch freie Wahl der Nation gebräuchlich und unbestritten war. Es könnte freilich wohl der Fall gewesen sein, daß Eduard, von lauter Feinden und noch dazu von solchen, welche größtenteils dem verhaßten dänischen Stamme angehörten, umgeben, dem Sohne und Enkel seiner Wohlthäter, der ihm immer freundlich begegnet war und ihn 1051 in England besucht hatte, eine Zusage über die Nachfolge gemacht hätte; allein diese Annahme bliebe doch immer nur eine bloße Vermutung und würde noch dazu aus dem Grunde sehr verdächtig sein, weil Wilhelm angelegentlich das Gerücht aussprengen und unterhalten ließ, daß er durch Eduards letzten Willen zum König von England bestimmt worden sei. Noch weniger stichhaltig war die Behauptung, mit welcher Wilhelm ebenfalls hervortrat, daß Harald, der sich nach Eduards Tode sogleich des Thrones bemächtigte, ihm einst persönlich sein Recht an England abgetreten, sogar seinen Beistand zur Geltendmachung des vorgeblichen Erbrechts zugesagt und beide Zusagen durch einen Schwur auf sehr heilige Reliquien bekräftigt habe. Jedenfalls baute Wilhelm mehr auf seine Macht, als auf alle wirklichen oder angeblichen Gründe des Rechts. Besonders kam ihm seine Reiterei sehr zu statten; denn er hatte diese durch seine Sorge für die Pferdezucht, welche seitdem in der Normandie ausgezeichnet geblieben ist, zur berühmtesten in ganz Europa gemacht. Außerdem ließ er aber auch die Nachricht von seinem Vorhaben überall hin verbreiten, und da er als Freund aller tapferen Männer weithin berühmt war und viele neuen Verbindungen schloß, während er die alten zu befestigen suchte, so war es für ihn leicht, ein großes Heer zusammenzubringen. Endlich waren ihm auch die Verhältnisse in Frankreich und England sehr günstig. Über das erstere Reich herrschte damals der minderjährige König Philipp I., dessen Vormund, Balduin V. von Flandern, ein naher Verwandter Wilhelms

war. Von den französischen Großen war nur einer, Conan von der Bretagne, Wilhelms Feind; dieser hätte ihm allerdings während seiner Abwesenheit gefährlich werden können, er starb aber zur glücklichen Stunde, und das Gerücht sagte, Wilhelm habe ihn durch einen vergifteten Handschuh töten lassen. Conans Sohn trat ebenso, wie einige andere französische Grafen, mit Wilhelm in Verbindung. In betreff der englischen Verhältnisse war es für den letzteren besonders vorteilhaft, daß Harald, wahrscheinlich um sich beim Volke beliebt zu machen, noch zu Eduards Lebzeiten seinen eigenen Bruder, den Grafen von Northumberland, Tostig, der seine Unterthanen grausam drückte, hatte vertreiben helfen. Tostig hatte sich, um an seinem Bruder Rache zu nehmen, mit dem Oheim des norwegischen Königs Magnus, Harald dem Harten, verbunden, welcher nach seines Neffen Tode (1047) König von Norwegen geworden war und ebenso wie Tostig, den größten Teil seines Lebens auf abenteuerlichen Fahrten zugebracht hatte. Beide landeten gerade zu derselben Zeit, als Wilhelm seinen Eroberungsplan nach England antrat, an der englischen Küste. Wilhelm ward übrigens bei seinem Unternehmen nicht bloß vom Glücke begünstigt, sondern er verstand es vermöge seiner großen Schlauheit auch, die Umstände zu seinem Vorteile zu wenden. Selbst den römischen Papst, den er doch früher durch Rücksichtslosigkeit und Trotz so schwer beleidigt hatte, wußte er in sein Interesse zu ziehen. Da nämlich der Hof und die Geistlichkeit von England mit dem römischen Stuhle in stetem Zwiste lagen, so benutzte dies Wilhelm sehr geschickt, um von dem Papst Alexander II. einen günstigen Ausspruch über sein Recht an England zu erlangen. Für das Papsttum war es von großer Wichtigkeit, daß England völlig in den Kreis der abendländischen Kirche, die gerade damals in einem strengen und ernsten Geiste sich zusammennahm, eintreten möge; das angelsächsische Wesen hatte sich dem Kirchentum, wie es in Rom und namentlich in Clugny aufgefaßt wurde, niemals recht gefügt; die Normannen aber konnten gerade die auserwählten Rüstzeuge Roms werden. Diese Rücksicht war mächtiger als der Eindruck von Wilhelms Gewaltthätigkeiten, die doch nur vereinzelte Ausbrüche einer heroischen Natur waren. Der Papst übersandte sogar dem Herzog zu diesem Kriege eine reich gewirkte Kreuzesfahne, ferner einen Ring mit Haaren des heiligen Petrus; Hildebrand, damals noch Archidiakonus, zeigte sich dem Unternehmen besonders günstig.

Wilhelm setzte sich gleich nach Eduards Tod in den Stand, England anzugreifen. Er hatte bei der Menge der durch seinen Ruf angezogenen Krieger verschiedener Länder bald ein so großes Heer zusammengebracht, daß man die Stärke desselben auf 60 000 Mann an-

giebt. Es ist aber eine sichere Regel, daß man alle solche Angaben um ein bedeutendes herabsetzen muß. Seine Anstalten konnten dem König Harald nicht verborgen bleiben. Dieser traf sogleich die besten Maßregeln zur Verteidigung. Er beschloß, Wilhelms Flotte, welche aus einer ungeheuren Menge kleiner Fahrzeuge bestand und deswegen leicht in den Grund gebohrt werden konnte, auf der See selbst anzugreifen; er ließ sich aber zu seinem Unglücke durch Tostigs und Harald des Harten unerwartete Landung im Norden der Insel bewegen, seinen Plan wieder aufzugeben und sich mit seiner ganzen Macht zuerst gegen diese Feinde zu wenden. Dies entschied das Schicksal von England. Haralds Heer besiegte und tötete zwar die beiden verwegenen Abenteurer in dem Treffen bei Battlebridge (25. September 1066), nachdem sie vorher zwei englische Heere unter der Anführung einiger Grafen geschlagen hatten; allein fast zu derselben Zeit (am Michaelstage, 29. September) bewerkstelligte Wilhelm, den bisher widrige Winde zurückgehalten hatten, seine Landung im Süden. Ähnlich wie von Julius Cäsar, da dieser in Afrika landete, wird von Wilhelm erzählt, daß er beim Betreten der englischen Küste strauchelte und auf die Hand fiel; „bei Gottes Glanze", rief er, „ich nehme mit den Händen Besitz von diesem Land." Durch ungerechte Verteilung der bei Battlebridge gemachten Beute beleidigte Harald viele der Seinigen; doch scheinen, als er darauf, schon zu spät, ein allgemeines Aufgebot gegen die Normannen erließ, die Engländer die Größe der Gefahr gefühlt und sich zahlreich um ihn gesammelt zu haben. Bei Hastings trafen beide Heere am 14. Oktober 1066 aufeinander. Wilhelm, der an Kriegserfahrenheit, an Schlauheit und sogar an Kenntnissen alle seine Zeitgenossen übertraf, stellte sein in zwei Schlachtordnungen gereihtes Fußvolk voran; er selbst stand an der Spitze des ganzen kriegslustigen und kriegsgewohnten normannischen Adels, zu dem sich viele nach Abenteuern und Ruhm strebende Ritter aus Frankreich, Flandern und Deutschland gesellt hatten, und bildete aus ihnen und dem berittenen Teile seines Heeres die dritte Schlachtlinie. In der Morgenfrühe begannen die Normannen den Kampf; ihnen ritt der allbekannte Ritter Taillefer voran, mehrere Schwerter wie zum Spiel emporwerfend und ein Lied von Roland singend; doch fanden sie an den Angelsachsen Gegner, die auf ruhmvolle Weise zum letztenmale für ihre Selbständigkeit und Nationalität fochten. In enggeschlossenen Reihen und Schild an Schild gedrängt, zogen die Angelsachsen zu Fuß den beiden ersten Linien der Normannen entgegen; sie trieben dieselben auch nach einem hartnäckigen Kampfe zurück, trennten aber, als sich, vielleicht auf Wilhelms eigenes Veranstalten, das Gerücht verbreitete, der Herzog sei gefallen, ihre dichten Reihen, um die weichenden Feinde besser verfolgen und nieder-

machen zu können. Nun rückte Wilhelm selbst mit bloßem Haupt an der Spitze der dritten Schlachtordnung auf sie los; diesem Angriffe erlag ihre Tapferkeit; König Harald selbst fiel nebst zwei Brüdern, und am Abend des blutigen Tages hatte der Normannenherzog zugleich die Schlacht und das Reich gewonnen. Doch war sein Sieg nur mit großen Opfern errungen worden; denn von den Normannen sollen nicht weniger als 15 000 geblieben sein, dem Herzog selbst waren drei Pferde unter dem Leibe getötet worden.

An diese Schlacht von Hastings, früher auch Schlacht von Senlai genannt, knüpfen sich so bedeutende Veränderungen, wie sie seit der Schlacht bei Jeres ein einziger Kriegstag nicht hervorgebracht hatte. Ihre folgenschwere Bedeutung war schon den Zeitgenossen klar; mit der Besitznahme von England finden die normannischen Wanderzüge, ja findet gewissermaßen die deutsche Völkerbewegung ihren Abschluß. Mehrere Jahrhunderte lang bezeichnete die sogenannte „Schlacht-Abtei" (Battle Abbey) den Ort, wo auf der Wahlstatt am Morgen Haralds Banner und am Abend Papst Alexanders Kreuzfahne aufgesteckt war. Unter den sächsischen Leichen fand sich die des Abtes von Hyde und einer Anzahl von Mönchen; die des Königs Harald, sehr entstellt, wurde erst herausgefunden, als man zu diesem Zweck seine Geliebte, die schöne Editha Schwanenhals, herbeigerufen hatte.

Die Besiegten versuchten zwar auch nach der Schlacht noch, die Fremdherrschaft von sich abzuwenden, sie konnten sich aber über die zu ergreifenden Maßregeln nicht verständigen; die beiden mächtigsten Großen, die northumbrischen Grafen Edwy und Morkar, zogen sich sogleich in ihre entlegene Grafschaft zurück; Edgar Atheling, den man in London zum König ausrief, war zu jung, um sich an die Spitze stellen zu können; der Erzbischof Stigand von Canterbury war mit dem Papste in Streit und von diesem nicht anerkannt worden; der zweite Geistliche des Reiches aber, Ethelred von York, ließ sich von Wilhelm gewinnen. Ehe man noch zu einem festen Entschluß kam, eroberte Wilhelm den ganzen Süden und erschien plötzlich vor London. Nun unterwarfen sich ihm die meisten weltlichen und geistlichen Großen sowie auch Edgar Atheling; er nahm den letzteren freundlich auf und gab sich überhaupt das Ansehen, als wenn er nicht das Recht eines Eroberers, sondern bloß sein Erbrecht geltend machen wollte. Dann versammelte er in London auf ziemlich tumultuarische Weise eine Anzahl Engländer nebst seinen Normannen und ließ sich zum König erwählen sowie gleich darauf vom Erzbischof von York krönen (am 26. Dezember). Seine Normannen steckten sogar am Krönungstage auf das falsche Gerücht, es sei ein Aufruhr entstanden, einen Teil von London in Brand. Unmittelbar nach der Krönung ward Wilhelm allgemein als König an-

erkannt, und die Eroberung von England war also in drei Monaten vollendet; die Kronländereien und die Erbschaft Eduards des Bekenners nahm er als Eigentum in Anspruch. Doch mußte die erste Unterwerfung des Landes bei den nachher entstandenen Empörungen mühsam vollendet werden. Bei diesen wiederholten Unterwerfungen behandelte Wilhelm das Reich ganz wie ein erobertes Land, tilgte fast alle angelsächsischen Adelsfamilien aus und brachte seine normannischen Barone in die Ämter und Güter derselben. Der Zustand des Landes erlitt eine völlige Umänderung: die Normannen traten als herrschende Klasse an die Stelle des sächsischen und dänischen Adels. Wilhelm stellte in England ein strenges und folgerecht durchgeführtes Lehnssystem auf, wie es in keinem anderen Lande Europas bestand, und beraubte nicht nur das eigentliche Volk seiner Freiheit, sondern beugte auch die normannischen Barone unter den harten Druck einer militärisch-despotischen Königsherrschaft; selbst die Sitten und die Sprache wurden durch den Einfluß des normännisch-französischen Wesens wesentlich umgewandelt. Da alle diese Veränderungen auf den Gang der nächsten Zeiten vorzugsweise bestimmend eingewirkt haben, so können sie erst im Zusammenhang mit der späteren Geschichte ausführlicher dargestellt werden.

5. Bildung und Litteratur des Nordens von Europa in ihrem Übergang zu der christlichen des Mittelalters.

1. Einleitende Bemerkung.

Wir glauben, nach der volkstümlichen Anlage dieser Weltgeschichte, auf eine Untersuchung über die Bildung der keltischen und germanischen Völkerstämme in ihrer Urzeit nicht eingehen zu dürfen. Wir werden uns begnügen, einige litterarische Nachweise darüber zu geben und diesen hier und da eine allgemeine Andeutung beizufügen. So viele Lieder sich nämlich auch unter dem Namen schottischer, britischer und skandinavischer Barden erhalten haben, so darf man diesen angeblichen Überbleibseln aus der Urzeit jener Völker doch nicht unbedingtes Vertrauen schenken, weil sie uns nicht in ihrer ersten und ursprünglichen Gestalt überliefert worden sind. In den Zeiten, als das Christentum im Norden bereits allgemein eingeführt war, beschäftigten sich viele poetische und patriotische Gemüter damit, die im Gedächtnisse des Volkes erhaltenen Sagen und Lieder der heidnischen Vorzeit niederzuschreiben, und dabei ward diesen nicht nur eine neue Form gegeben, sondern auch manches von den Kenntnissen und Vorstellungen mit aufgenommen, welche durch das Christentum in den Norden gelangten oder von den

Sammlern und Bearbeitern jener Gesänge auf Reisen erlernt wurden. Die Gesänge können also nur dazu dienen, den Zustand der nordischen Völker während ihrer Urzeit ganz im allgemeinen zu erkennen; für das Einzelne dagegen sind sie eine trübe Quelle. Überdies giebt es da, wo keine Entwickelung ist, auch keine Geschichte; ein Fortschritt aber oder überhaupt eine Veränderung des geistigen Lebens zeigt sich in jenen Überbleibseln nicht. Alle diese Sagen und Lieder stellen uns nur einen Zustand, aber keine Entwickelung und keine Geschichte der nordischen Völker dar. Eine eigentlich historische Bedeutung erhielt die nordische Urbildung erst von der Zeit an, als sie durch die Ausbreitung des Christentums in Skandinavien und Britannien einen Einfluß auf die christliche Lehre auszuüben begann und mit der neuen, aus den letzten Zeiten des Altertums empfangenen römischen Bildung verschmolz. Diese Verbindung der nordischen Bildung mit der christlich-römischen ist daher die Hauptseite, die wir bei der Betrachtung jener Zeit ins Auge fassen.

Ehe wir zur Darstellung der nordischen Urbildung übergehen, ist es nötig, einige litterarische Nachweisungen über dieselbe vorauszuschicken. Die schottischen oder gälischen Lieder, welche Ossians Namen tragen, sind, wie oben bemerkt, zuerst 1760—1763 von dem Schotten Macpherson in einer englischen Übersetzung bekannt gemacht worden. Sie haben gleich nach ihrer Erscheinung in der ganzen civilisierten Welt ein außerordentliches Aufsehen erregt und auf die neue Litteratur, besonders auf die der Deutschen zu Klopstocks und Herders Zeit, einen großen Einfluß gehabt. Ganz Europa staunte über den neu aufgefundenen schottischen Homer, und die angeblichen Werke desselben wurden nicht nur sogleich in viele Sprachen übersetzt, sondern auch bei den meisten Völkern von den Dichtern nachgeahmt. Nicht lange nachher fing man jedoch an, die Echtheit dieser Gesänge zu bezweifeln, englische und deutsche Gelehrte erklärten sie sogar geradezu für ein Machwerk ihres Herausgebers Macpherson. Es ist hierüber viel gestritten worden, und obgleich später die Ossianischen Lieder auch in ihrer gälischen Originalsprache bekannt gemacht wurden, so schwebt doch über dieser Frage immer noch einiges Dunkel. Indessen ist jetzt die Ansicht ziemlich allgemein herrschend, daß die Gedichte Ossians kein Werk Macphersons sind, wohl aber von ihm und anderen schottischen Patrioten im einzelnen überarbeitet und vielfach umgeändert wurden.

Auch von den Briten in Wales und Cornwallis haben sich aus der Zeit ihres Kampfes mit den Angelsachsen Heldenlieder erhalten, welche mit den schottischen und skandinavischen viele Ähnlichkeit haben; Dichtungen einzelner Barden reichen bis in das sechste Jahrhundert hinauf. Patriotische Walliser haben dieselben neuerdings auf ähnliche

Weise gesammelt und bekannt gemacht, wie dies in Hinsicht der Lieder aus der schottischen Urzeit geschehen ist; sie haben aber mit diesen Resten der Vorzeit ihres Volkes bei weitem nicht so viel Glück gehabt, als Macpherson, weil sie nicht, wie dieser, den Dichtern nachgeholfen haben, und weil die in den Gedichten vorkommenden Namen zu wunderlich klingen. Diese altbritischen Poesieen und Erzählungen sind in einem Buche zusammengetragen, welches den Titel „Wallisische Archäologie“ (Myrvyrian Archeology of Wales, London 1801—7) führt. Vor allem fuhren die keltischen Briten fort, den Sagenkreis von Artus oder Arthur auszuspinnen, und wir haben diese dichtende Thätigkeit schon darum zu erwähnen, weil die französische Ritterdichtung, und namentlich auch die deutsche auf ihrer Höhe, diese keltischen Gebilde zum Stoff genommen hat, aus welchem sie glänzende und gedankenreiche Werke formten. Schon in Bardenliedern des 6. Jahrhunderts kam Arthur vor; in den Chroniken steht es fest, daß er mit dem Zauberer Merlin in Berührung stand, auf dem Festlande große Siege selbst über die Römer erfocht und in Cornwallis, wo er gegen einen treulosen Neffen kämpfte, 542 den Tod fand oder vielmehr die Gestalt eines Raben annahm; zu Carlleon in Wales hielt er Hof mit den edelsten Rittern und Frauen. In der schon erwähnten Chronik des Jeffrey oder Gottfried von Monmouth, um 1140, wurde die Artusgeschichte wie die phantastischen Anknüpfungen der britischen Vorzeit an das trojanische und römische Altertum in ein für jene Zeit anziehendes Ganze gebracht. Weitere märchenhafte Ausschmückungen brachte das höfische Rittertum hinzu, das im Artushof und der Tafelrunde sein eigenes Ideal sah. Daß aber auch diese weiteren Zuthaten in ihrem abenteuerlichen Farbenglanze zum Teil keltischen Ursprungs waren, scheint sich aus der Sammlung von Erzählungen zu ergeben, welche unter dem Titel „Mabinogion oder die Märchen des roten Buches von Hergest“ vorhanden ist, allerdings in dieser Form erst dem 14. Jahrhundert angehörig; sie ist in englischer Übersetzung von Lady Charlotte Guest herausgegeben worden.

Von den Skandinaviern ist eine Menge von Sagen und historischen Liedern auf unsere Zeit gekommen. Diese wurden in Island während der kurzen Blüte der dortigen normännischen Kolonie entweder verfertigt oder doch niedergeschrieben. Sie sind nicht nur weit zahlreicher, als die noch übrigen Sagen aller anderen älteren Stämme des germanischen Völkerzweigs, sondern auch mit Ausnahme der angelsächsischen Dichtungen die einzigen germanischen Sagen, welche sich in der heimischen Sprache erhalten haben. Die der anderen germanischen Völker sind uns nur durch die in lateinischer Sprache geschriebenen Chroniken von Paul Warnefried, Jordanis, Gregorius von Tours

und einigen anderen Geschichtschreibern überliefert worden, und wir haben bei dem rhetorischen, biblischen und poetischen Stil dieser Schriften oft Mühe, die Spuren der ursprünglichen Tradition aus dem Latein herauszufinden. Die skandinavischen Sagen dagegen sind in der Ursprache selbst erhalten, und dänische Gelehrte haben sich in neuerer Zeit um das Studium derselben dadurch große Verdienste erworben, daß sie sie in ihrer ursprünglichen Form bekannt gemacht haben. Übrigens besitzen wir auch über die Geschichte der skandinavischen Vorzeit lateinisch geschriebene Chroniken, denen ebenso, wie den erwähnten Chroniken anderer germanischen Stämme, alte Bardenlieder und Volkssagen zu Grunde liegen. So haben namentlich Adam von Bremen im 11. Jahrhundert und Saxo Grammaticus im 12. die dänische, Torfäus aber im 17. Jahrhundert die norwegische Geschichte geschrieben. Diese Männer suchten in dem zierlichen und rhetorischen Stil der Zeiten eines Seneca zu schreiben, und da mußte denn notwendigerweise die Darstellung einer furchtbaren barbarischen Heldenzeit oft ein sehr sonderbares Aussehen erhalten. Dessenungeachtet macht die Geschichte, wie sie Torfäus, Saxo Grammaticus und Adam von Bremen aus und nach den alten Gesängen erzählen, einen eigentümlichen Eindruck, vielleicht gerade wegen des Kontrastes, den die zierliche lateinische Form zum Inhalte bildet. Man kann daher auch in diesen lateinischen Überarbeitungen den Geist und Charakter der heroischen Zeit Skandinaviens nicht verkennen. Weit besser aber leuchtet derselbe aus den in der Ursprache überlieferten isländischen Originalgedichten selbst hervor. Von diesen ist diejenige Sammlung die berühmteste, welche unter dem Namen Heimskringla von Snorre Sturleson, dem schon früher erwähnten Verfasser der jüngeren Edda, gemacht und nachher von anderen fortgesetzt wurde. Den ganzen historischen Zusammenhang der skandinavischen Sagen giebt Peter Erasmus Müller in einem dänisch geschriebenen Buche, welches „dänische Sagenhistorie" betitelt und 1823 zu Kopenhagen erschienen ist.

Von den Angelsachsen hat sich eine ganze Litteratur erhalten, die zum Teil noch ungedruckt in englischen Handschriften-Sammlungen liegt. Von dieser Litteratur rührt, soviel wir wissen, kein einziges Stück aus der heidnischen Zeit der Angelsachsen her, obgleich wir überzeugt sind, daß alles älter ist, als irgend ein Stück der skandinavischen Litteratur. Man muß jedoch in betreff dieses höheren Alters der angelsächsischen Schriften, welches zu beweisen hier der Ort nicht ist, den Umstand beachten, daß die Skandinavier erst im 11. Jahrhundert und selbst dann noch sehr unvollkommen das Christentum angenommen haben. Übrigens kann man über die Bildung der Angelsachsen und über den Gang ihrer Entwickelung weit mehr mit Sicherheit urteilen,

als über die Urzeit der Skandinavier, Briten und Schotten, weil uns von den ersteren zuverlässigere Berichte überliefert worden sind, und weil in neuerer Zeit die englischen Gelehrten Turner und noch mehr J. W. Kemble ihre Geschichte so sorgfältig geprüft und aufzuklären gesucht haben, daß man ihren Forschungen mit Zuversicht folgen kann. Dies ist um so erfreulicher, da die Angelsachsen auf die Bildung Frankreichs und Deutschlands im Mittelalter einen weit größeren Einfluß gehabt haben, als ihre britischen und schottischen Nachbarn oder als die Bewohner von Skandinavien. Die Angelsachsen kamen nämlich schon früh in eine unmittelbare Verbindung mit Rom; sie hatten daselbst, um nach unserer Weise zu reden, ihre Universität, sie erhielten von dort ihre Lehrer und wurden infolgedessen das erste germanische Volk, dessen Nationallitteratur durch die römische Bildung ganz verändert und umgewandelt ward. Der fränkische König Karl der Große ließ daher die Gelehrten und Bücher, durch welche er seine Völker zu bilden suchte, vorzugsweise aus England kommen, und so wurden die Angelsachsen nicht bloß die Lehrer der Franken und der anderen zum fränkischen Reiche gehörenden Völker, sondern sie führten dieselben auch zu jener halb römischen und halb deutschen, halb christlichen und halb heidnischen Bildung hinüber, auf welcher der Charakter der ersten Hälfte des Mittelalters hauptsächlich beruht.

2. Heroische Poesie der schottischen, britischen und skandinavischen Urzeit.

Die schottischen Gesänge, die uns unter Ossians Namen überliefert worden sind, können zwar nicht wohl für neuere Dichtungen gehalten werden; der historische Sinn sträubt sich aber, auch nachdem die gälischen Originale derselben bekannt gemacht sind, gegen die in ihnen herrschende Sentimentalität und Regelmäßigkeit, weil diese Charakterzüge mit dem Begriffe einer Urzeit und eines heroischen Lebens nicht vereinigt werden können. Wir lassen jedoch die schwierige Frage über die Echtheit des Einzelnen unentschieden und bemerken nur, daß, wenn wir den in diesen Gesängen enthaltenen Angaben unbedingt trauen dürften, die in ihnen besungenen Helden der Zeit angehören würden, in welcher die Mitte und der Süden von Britannien unter römischer Herrschaft standen. Jedenfalls ist es, wenn man nicht einer zu großen Zweifelsucht Raum giebt, für gewiß zu halten, daß Ossians Helden und die Barden, deren er erwähnt, nicht bloße Erfindungen der Phantasie sind, und daß das Gemälde des Lebens der Hochländer, wie es Ossian entworfen hat, mit späteren prosaischen Nachrichten sehr

gut übereinstimmt. Wir verweilen bei den Gedichten gleichwohl nicht, weil ein Fortschreiten nicht bemerkbar ist, und weil mit dem veränderten Zustande die ganze Idylle des Naturlebens verschwand und die Dichter verstummten. In Irland lebte, wie man berichtet, der Bardengesang der Gälen fort, als er im Hochlande von Schottland längst verklungen war. Dort wurden sogar die Lieder niedergeschrieben; denn der Geschichtschreiber der ältesten englischen Poesie, Warton, sagt, der Apostel Irlands, der heil. Patrik, habe 300 Rollen alter heidnischer Dichtungen der Gälen verbrennen lassen.

Von der Sage und Dichtung der ältesten Briten und von den vielen Tausenden von Versen, welche nach Cäsar, Lucan und anderen glaubwürdigen Schriftstellern in den Druidenschulen auswendig gelernt wurden, hat sich nichts erhalten. Die einzige britische Litteratur, die wir kennen, ist die der christlichen Briten, welche unter der römischen Herrschaft die Civilisation und Bildung ihrer Gebieter angenommen hatten, nachher aber von den Angelsachsen in die Gebirge von Wales und Cornwallis zurückgedrängt wurden, in fortwährendem Kampfe mit ihnen verwilderten und auf dieselbe Stufe herabsanken, auf welcher ihre Feinde standen. Das letztere zeigt sich in den Gesängen und Chroniken, welche zu jener Zeit unter ihnen entstanden und mit den schottischen und skandinavischen viele Ähnlichkeit haben. Diese Litteratur muß, nach den Resten zu urteilen, welche von den Wallisern in neuerer Zeit gesammelt und bekannt gemacht wurden, mitten in den Kriegen und durch die Kriege einen großen Aufschwung erhalten haben, und jene Männer, die sich um die Erhaltung derselben so viele Mühe gegeben haben, versichern, daß die Reste der britisch-wallisischen Poesie weit origineller sind, als alles, was uns von den Angelsachsen überliefert worden ist. Wir dürfen aber nicht, wie wir nachher in betreff der angelsächsischen Litteratur thun werden, auf eine nähere Bezeichnung und Beurteilung dieser Gesänge eingehen, weil die Völker des keltischen Stammes, zu denen auch die Briten gehörten, nie in den Bildungskreis des Mittelalters aufgenommen worden sind. Auch zeigt sich in ihnen kein Fortschreiten, keine Entwickelung; die Darstellung feststehender Zustände aber liegt außerhalb der Zwecke der historischen Erkenntnis. Nur wenn wir in den späteren Abschnitten von Volkspoesie ausführlich handeln und der provençalischen oder mittelhochdeutschen Dichtkunst in allen ihren Zweigen folgen dürften, müßten wir bei der Litteratur der Briten länger verweilen; denn die in dieser Poesie so häufig vorkommenden Gesänge von Arthurs Tafelrunde und ihren Rittern und vom heiligen Gral sind, wie oben ausgeführt wurde, von den Briten ausgegangen. Unter den Barden hat nur Taliesins Name auch auf dem Kontinent Verbreitung er-

langt; die übrigen sind bloß den neueren Wallisern oder wenigen Engländern bekannt.

Die durch die isländischen Normannen uns überlieferten skandinavischen Sagen und historischen Lieder sind für die Geschichte des Nordens sehr wichtig. Wären sie auch nicht wegen der Darstellung der Zustände, die ihre Beglaubigung in sich selbst hat, von großer Bedeutung, so würden sie, selbst wenn viele von ihnen in das spätere Mittelalter, d. h. in die Zeit nach der Einführung des Christentums, gehören sollten, doch als historische Dokumente wichtig bleiben. Personen und Begebenheiten der Skalden gelten in der nordischen Geschichte schon so lange für wahr und wirklich, daß die Kritik an ihnen zu schanden werden würde. Was aber die Schilderungen des Lebens angeht, so wird jeder, der die skandinavischen Zustände späterer Zeit und die Geschichte der in anderen Gegenden angesiedelten Normannen in Erwägung zieht, überall den Charakter wiederfinden, den die Skalden darstellen. Von Ossians Schwärmerei und Gefühlstiefe ist bei ihnen keine Spur, die rohe Kraft und irokesische Verleugnung der Schmerzen leuchtet überall hervor. Selbst in der ganz fremdartig zierlichen Bearbeitung, welche diese Sagen bei Saxo Grammaticus, Adam von Bremen und Torfäus erhalten haben, ist der Geist und Charakter der heroischen Zeit nicht zu verkennen. Man sieht die Menschheit auf derselben Stufe stehen, auf der sie überall steht, wo physische Stärke und geistige Überlegenheit, nicht Geld und Geburt allein notwendige Bedingung aristokratischer Vorrechte sind, wo die Beraubung der Schwächeren und Fremden erlaubt und sogar rühmlich ist. Das ganze Leben der Menschenklasse, welche in den skandinavischen Sagen und Liedern geschildert wird, ist entweder ein unaufhörlicher Kampf oder ein fortdauerndes Fest, bei welchem Essen, Trinken und begeisternder Gesang mit träger Ruhe abwechseln; denn Arbeit ward von diesen Helden als ein Schimpf angesehen. Bei den Griechen der älteren Zeit, auf den Südsee-Inseln, im schottischen Hochlande und bei den meisten germanischen Stämmen finden wir dieselben Verhältnisse. Dieser Zustand setzt aber eine schwache Bevölkerung, eine Entfernung aller künstlichen Bedürfnisse und jedes Anspruchs an Bequemlichkeit voraus, wenn er dauerhaft sein soll.

3. Angelsächsische Litteratur.

Auch von den Angelsachsen können wir nicht etwa eine Reihe von bedeutenden Werken, von Fortschritten, welche die Wissenschaft oder die Dichtkunst durch sie gemacht hätte, anführen; aber die unbedeutend scheinenden Arbeiten von Mönchen, Übersetzern und Nachahmern, die

wir aus der angelsächsischen Litteratur anführen werden, erhalten dadadurch eine große Wichtigkeit, daß man an ihnen sieht, auf welche Weise sich die Bildung des Altertums und die christlichen Vorstellungen zuerst mit dem deutschen Leben innig verbanden. Dies ist für uns Deutsche besonders darum wichtig zu wissen, weil Karl der Große zwar auch aus Italien römische Bildung nach Deutschland brachte, sich aber bei dem Bestreben, diese Bildung in seinem Reiche einzuführen, doch eigentlich mehr des Angelsachsen Alkuin, als der Italiener bediente, die er an sich zog. Die Angelsachsen haben daher für die früheren Zeiten des Mittelalters eine vorwiegende Bedeutung, annähernd wie die Italiener für die späteren. Zweimal ward nämlich im Mittelalter den neuen Völkern Europas eine ganz neue Richtung gegeben: in der früheren Zeit wurde die Bildung durch Geistliche aus Rom in den Norden gebracht, im 13. Jahrhundert durch Lehrer der griechischen und römischen Sprache und Litteratur aus den größeren italienischen Städten überhaupt nach Frankreich und Deutschland. Das erste Mal waren es hauptsächlich angelsächsische Geistliche, welche die spätere lateinische Litteratur in den Norden verpflanzten. Sie verdrängten die frühere Dichtung und Geschichte ihrer Landsleute, setzten eine romanisierte allmählich an ihre Stelle und wandelten dadurch, daß Karl der Große Lehrer und Bücher aus England kommen ließ, auch im Fränkischen Reiche die Kultur auf gleiche Weise um.

Dies ist der Hauptgedanke, den man bei der Betrachtung der angelsächsischen Litteratur festhalten muß. Ehe wir ihn jedoch verfolgen und die Art und Weise der angedeuteten Umwandlung zeigen, müssen wir zuerst nachweisen, daß auch die Angelsachsen eine ähnliche Litteratur hatten, wie die gälischen und kymrischen Kelten und wie die Skandinavier. Dies geht nicht nur aus dem, was uns von Alfreds des Großen Jugendbildung berichtet wird, hervor, sondern es haben sich auch einige Reste der alten heroischen Poesie der Angelsachsen erhalten. In der von dem angelsächsischen Gelehrten Asser verfaßten Biographie Alfreds findet sich nämlich die Angabe, dieser König sei dadurch zum Lesenlernen angespornt worden, daß man ihn auf die alten niedergeschriebenen Heldengesänge und Erzählungen der Angelsachsen aufmerksam gemacht habe. Außerdem hat uns der im 12. Jahrhundert lebende Mönch Wilhelm von Malmesbury eine mit rhetorischem Bombast in poetischer Prosa geschriebene lateinische Chronik hinterlassen, in welcher sich die von ihm benutzten angelsächsischen Heldenlieder ebenso gut wieder erkennen lassen, als die skandinavischen in der Chronik eines Saxo Grammaticus und Adam von Bremen. Wilhelm von Malmesbury sagt sogar mit ausdrücklichen Worten, daß er in seiner Erzählung diesen Gedichten folge. Von den Gedichten selbst

haben sich nur wenige in der Ursprache erhalten. Sie gehören insgesamt der christlichen Zeit der Angelsachsen an; es zeigt sich daher in ihnen auch der Einfluß des Christentums und der neuen Civilisation, obgleich die Dichter die Spuren desselben zu verdecken gesucht haben. Dessenungeachtet sind sie die einzigen noch übrigen Werke der angelsächsischen Litteratur, welche nicht romanisiert oder aus dem Einfluß der römischen und christlichen Bildung hervorgegangen sind.

Der Dichter (Scop, Schöpfer) war bei den Angelsachsen eine bedeutende und geehrte Persönlichkeit. Lange Zeit hindurch wurden die Gesänge nur dem Gedächtnis anvertraut und der Erinnerungsschatz des Volkes, ja der ganze Vorrat seines Wissens lag einzig in den Liedern. Dieser Vorstellungsweise verdankt ein vielleicht am Schlusse des 8. Jahrhunderts entstandenes Lied seinen Ursprung, das nach dem Anfang „Sängers Weitfahrt" (Scopes widsith, Travellers song) genannt wird und den Inbegriff einiger nordischen Sagenkreise an eine Reihe von Länder- und Völkernamen anknüpft. Der altertümliche Ausdruck, der durch Parallelismus und umschreibende Andeutungen gehoben ist, waltet auch in kleineren Liedern belehrenden Inhaltes vor, deren einige die im Norden stets beliebte Rätselform haben. Der bedeutendste Überrest aus dem angelsächsischen Heroenzeitalter ist jedoch die epische Dichtung Beowulf (der Name bedeutet etwa Bienenwolf, Specht), deren mythische Grundlage wohl noch aus der alten sächsischen und jütischen Heimat stammt; dieses merkwürdige Gedicht, für die Kenntnis echt uralten germanischen Wesens höchst wichtig, ist nur in einer einzigen, wahrscheinlich dem 10. Jahrhundert angehörigen Handschrift erhalten, die zudem bei einem Brande im Britischen Museum sehr beschädigt wurde.

Das Gedicht erzählt und preist die Thaten des Helden Beowulf, welcher der Sage nach um die Mitte des 4. Jahrhunderts in Jütland erschlagen wurde. Es ist auch für die Erkenntnis der alten Skaldenmanier belehrend, weil es nicht nur dem Inhalt, sondern sogar auch der Sprache nach ebensowohl den Skandinaviern, als den Angelsachsen angehört. Die Sprache dieses Gedichtes gleicht nämlich der Sprache, in welcher die von den Isländern erhaltenen skandinavischen Skaldengesänge verfaßt sind, so sehr, daß Thorkelin, der dasselbe 1815 zum erstenmale drucken ließ,*) es geradezu ein dänisches Gedicht nannte. Es ist für uns überflüssig, zu untersuchen, ob das Gedicht ein im

*) In Kopenhagen; von ungleich höherem Wert als diese sehr fehlerhafte Ausgabe ist diejenige, die 1835 von John M. Kemble in London veranstaltet wurde, und die außer dem Beowulf noch den Travellers song und das Lied von der Finsbury-Schlacht enthält.

eigentlichen Sinne historisches Epos oder eine Romanze im neueren Sinne des Wortes ist; denn auf jeden Fall ist, worauf es hierbei allein ankommt, in demselben die Sitte und das Leben der Heldenzeit der Wahrheit gemäß geschildert, mögen nun die darin erzählten Thaten, welche an und für sich selbst wenig Interesse für uns haben, wirklich vollbracht oder vom Dichter erfunden sein.

Wir wollen den Inhalt dieses Gedichtes kurz angeben, weil dasselbe nicht so allgemein bekannt und so häufig behandelt ist, als Ossians Lieder oder als die zahlreichen Gesänge der Skalden, und doch den Geist und die Art und Weise der angelsächsischen und alt-skandinavischen Heldendichtung ebenso gut bezeichnet, als jedes Werk von diesen. Der Dichter beginnt seinen Gesang mit der Schilderung der Vorbereitungen, welche der Seekönig Hrothgar, der Sohn und Nachfolger des vielbesungenen dänischen Königs Halfdan, für einen abenteuerlichen Kriegszug macht. Er beschreibt dann das Hauptschiff desselben mit allem, was in und an demselben ist, bis zu dem hoch über den Köpfen der Krieger flatternden Banner. Dann erscheint Hrothgar selbst. Er ruft seine Kriegsmänner zu einer allgemeinen Versammlung in seine Wohnung, wo eine sehr große Halle ist, welche der Dichter des Königs Heort nennt. Während hier ein Fest gefeiert wird, kommt die Nachricht an, daß ein feindlicher Dämon den Gästen mit boshafter und verderblicher Absicht auflauere. Die unmittelbar darauf folgenden Worte des Dichters beweisen, daß dieser, wie die meisten Skalden, sich in eine Zeit versetzt, die nicht die seinige war, und daß er die biblischen Geschichten und die christlich lateinische Dichtung kennt und benutzt, aber gleich den Skalden das Kostüm zu bewahren sucht. Er läßt nämlich bei Hrothgars Festmahl nach alter Sitte einen Sänger (Scop) auftreten, der von der Weltschöpfung nach Moses, von Kain und Abel sowie von den bösen Dämonen singt, deren einer, Grendel genannt, zur Maschinerie des Gedichts gehört. Dieser böse Dämon überfällt die schlafenden Krieger (Degen, Thegn) und tötet ihrer dreißig. König Hrothgar wird seit diesem Tage allen verdächtig und verhaßt, weil er die Unthat nicht verhütet oder nicht gerächt hat. Zwölf Winter hindurch dauert der Groll des Volks und der Gram des Königs, bis endlich Beowulf einen Kriegszug rüstet, um dem Könige Hrothgar beizustehen, Grendel aufzusuchen und ihn für seine immer noch fortdauernden mitternächtlichen Mordthaten zu bestrafen.

Beowulf ist nicht eigentlich ein See- oder Landkönig, sondern Karls des Großen Paladinen oder Arthurs Rittern von der Tafelrunde vergleichbar; er heißt bald ein Degen (Thegn), bald Heort Genest und Beod Genest (Haus- und Bettgenosse) des Königs Higelak. Er wird auch Gebieter der Scyldingi genannt. Sein Vater war Ekgtheow, sein

Volk trägt den Namen Geata oder Jüten. Es ist nämlich wohl zu beachten, daß der Dichter Thaten der Angelsachsen vor ihrer Ankunft in England besingt, da Beowulf und seine Thaten in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts fallen sollen. Der Held versammelt seine Genossen und schifft sich mit ihnen auf einem Segelschiffe ein, dessen leichte Fahrt dann der Dichter beschreibt. Das Schiff landet an Hrothgars Gebiet, dessen Küste von Hrothgars Degen bewacht wird. Die Beschreibung dieser Küstenwächter und die ihnen in den Mund gelegten Fragen an Beowulf beweisen, daß der Dichter einer Zeit angehört, wo die Bewaffnung schon ritterlich war. „Wer seid ihr", sagt einer der Wächter, „die ihr eine geharnischte Schar bewaffneter Männer über die Wogen bringt? Kommt ihr über die See, um den Frieden des Landes zu stören? Ich halte hier Wache, damit keinerlei Feind der Dänen Land mit einem Heere, das er auf Schiffen zu uns gebracht, zu verwüsten im stande sei." Beowulf hält auch ein Gespräch mit Wulfgar vom Wendelvolk, dem er sagt, er wolle mit seinem Ealdor reden. Dieser Ealdor ist Hrothgar. Wie Beowulf zu ihm geführt wird, ruft er: „Heil dir, Hrothgar! Ich bin Higelaks Blutsfreund, ein geborener Degen; viele Thaten habe ich schon in meiner Jugend gethan. Mir eröffnete der, dem mein Geburtsland gehorcht, das, was Grendel verübt hat" u. s. w. Er wird dann freundlich empfangen, Bänke werden in die Bierhalle gestellt, das Festmahl beginnt, der Sänger erscheint und singt. Diesmal Frieden in Heort; aber Hunferth ist neidisch auf Beowulf; er wirft ihm vor, daß er als Seekönig oder Wikinger Raub und Mord geübt hat. Beowulf beginnt seine Antwort, welche in der Anführung seiner tapferen Thaten besteht, mit den Worten: „Was für einen Wortschwall, mein Freund Hunferth, hast du gesprochen, trunken von Bier!" Nachdem Beowulf seine Thaten aufgezählt hat, erscheint auch die Königin und reicht ihm als ihrem Gaste den Ehrenbecher. Die Beschreibung des Festes wird dann fortgesetzt. Die Königin, „rundum mit Gold umkränzt", setzt sich zu ihrem Herrn, bis dieser mit den Seinen zur Ruhe geht. Dann betet die Königin „zum König der Herrlichkeit gegen Grendel", und der Hausmeister führt Beowulf an den Ort, wo er ruhen soll.

Jetzt beginnt die Verwickelung, Grendel rüstet aufs neue mitternächtlichen Mord; seine Erscheinung wird ausführlich beschrieben. Beowulf erwacht, als einem seiner Genossen mit dem Streitkolben der Kopf zerschmettert wird; er beginnt den Kampf mit Grendel und verjagt ihn. Jubel im Volk und ein neues Fest belohnt den Helden. Der König giebt ihm in der Halle Ehrengeschenke, nämlich Halfdans Schwert, ein goldenes Banner, einen Helm und ein Panzerhemd. Ein großes Schwert mit Zieraten sahen viele vor dem Helden hertragen, und

sein Helm, die Burg des Haupts, war oben mit einem Helmkranz umgeben, um die Schneide des Schwerts abzuhalten. Acht Stuten führte man dann herbei, mit Sätteln und reichem Zeug versehen. Dann folgt eine Anführung anderer Gaben, eine moralisierende Abschweifung und eine Episode vom Kriegszug gegen die Finnen, welche Hrothgars Sänger, wie es heißt, „hinter dem Tische der Mettrinker“ sang. Gleich nachher wird die Königin beim Feste redend eingeführt. Um ihren Sitz stehen ihre Kinder und ihre jungen Freunde. Wie sie geredet hat, beginnt der Sänger wieder. Dann spricht sie vor der Versammlung: „Nimm dies Armband, teurer Beowulf, möge es Vorbedeutung deines künftigen Lohnes sein; und diese Kleider, genieße ihres Reichtums.“ Nach dem Feste legen sich alle zur Ruhe, und diesmal mordet nicht Grendel, sondern dessen Mutter an einem von Beowulfs Lager entfernten Platze, nicht einen von seinen, sondern von Hrothgars Freunden. Er klagt: „Tot ist Äschere, der Sohn Irinelates, der Bruder der Ältermänner, einer von meinen Run-witan, von meinen Raedbora“. Nun erst zieht Beowulf aus, um Grendel aufzusuchen. Er nimmt auf diesem Zuge das berühmte Schwert, Hrunting genannt, mit sich und bittet beim Abschiede Hrothgar, daß, wenn ihn Hilda, die Kriegsgöttin, wegnehmen sollte, er die Geschenke, die er empfangen habe, an seinen Lehnsherrn Higelak senden möge. Der Kampf mit Grendel und seiner Mutter ist abenteuerlich genug und ganz in der Manier späterer Romanzen. Grendels Mutter greift den Helden als Seewolf an, sein berühmtes Schwert schneidet nicht, er liegt am Boden, aber ein Zauberschwert der alten Riesen, das von ihrer Arbeit ist, rettet ihn. Grendels Mutter fällt durch einen Streich des Schwerts, und Grendels Haupt wird Hrothgar überreicht. Beowulf kehrt in seine schwedische Heimat und regiert noch viele Jahre glücklich, bis er in hohem Alter eine ähnliche That zum Heil der Seinen unternimmt, wie diejenige war, die ihm als Jüngling Ruhm und Macht verschafft hatte; er bekämpft einen verwüstenden Drachen, er tötet ihn auch, geht aber am Giftbisse desselben zu Grunde, wie Thor am Geifer der Midgardschlange. Daß es in diesem Gedichte, welches im allgemeinen den Ton eines strengen rauhen Heldentums trägt, auch am Ausdruck ernster und milder Gefühle nicht mangelt, mag aus wenigen Stellen hervorgehen, die wir dem letzten Abschnitt entnehmen. Beowulf, der das Nahen des Todes empfindet, widmet seinem Volke die Schätze, die er dem Drachen abgenommen; er hat „die roten Ringe mit der Lebensflamme redlich bezahlt“, nun sollen sie die Not der Leute lindern. „Nicht lang werd' ich noch hier bleiben“, spricht er; „heißet die Kriegberühmten einen Hügel herstellen, über dem Bühel blinkend an der Brandungsklippe, daß die Seefahrer ihn sehen und nennen Beowulfs Burg, wenn sie

die schäumenden Barken über die dunkle Flut fernhin steuern." Und als man den Totenhügel errichtet hatte, legte man hinein Rüstzeug und Schmuck, so daß nun unter Kies und Erde das Gold lag, unnütz wie zuvor. „Dann ritten um den Hügel Edelinge, es waren deren zwölf; sie sprachen und sangen zu seinem Preise, wie es recht ist, daß Männer ihren holden Herrn mit Worten loben, wenn er fort muß aus der Leibeshülle. Sie sagten, daß von allen Königen der Welt er der freigebigste gewesen und freundlichste, dem Volke der mildeste und nach Edlem begierig".

Wir glauben, daß das Angeführte hinreicht, um die Art von Bildung und Litteratur, der das Gedicht angehört, zu bezeichnen. Diese ist offenbar die skandinavische oder nordische überhaupt, die den Angelsachsen von ihrer Heimat her eigen war, die wir also gelegentlich bezeichnen wollen, obgleich wir bei den Angelsachsen zunächst nur darum verweilen, weil sie die römische Litteratur den germanischen Stämmen näher brachten und ihr eine Bedeutung im deutschen und nordischen Lande gaben. Unter denjenigen angelsächsischen Liedern, die nicht geistlichen Inhaltes sind, ist das Siegeslied auf Athelstan und die Schlacht von Brunaburg hervorzuheben. Es beginnt mit dem Lob Athelstans und seines Bruders Edmund, wie überhaupt der Bewohner von Wessex und Mercia, die den Sieg erfochten haben. Sodann beschreibt der Dichter die Flucht des Olaf (Anlaf) und preist die überwiegende Macht seiner Landsleute; die Schilderung begleitet das besiegte Heer nach Dublin, den siegreichen König nach Wessex. Dieser Gesang verhält sich zum Beowulf in litteraturgeschichtlicher Beziehung ähnlich wie das deutsche Ludwigslied zum Hildebrandliede.

Die römischen Schulen der Angelsachsen und die in denselben gebildeten Lehrer verdrängten leicht die alte Dichtung und also auch die alte Bildung mit der daran geknüpften Lebensweise, weil die Angelsachsen, wie die Römer, in Gesetzgebung, Staatseinrichtung und Verwaltung, kurz in allem Politischen groß und unübertroffen, in der Poesie aber so wenig ausgezeichnet waren, daß man ohne Schwierigkeit die alten, dem Inhalt und der Form nach prosaischen Gedichte durch andere ähnliche ersetzen konnte. Das thaten die Geistlichen und Mönche, in deren Gewalt die Litteratur kam, indem sie die alten Gedichte nach Alfreds Zeit nicht mehr abschreiben und verbreiten ließen, dagegen aber biblische oder doch wenigstens christliche Gedichte in Umlauf brachten. Als Vertreter dieser kirchlich-religiösen Dichtung ist der Mönch Caedmon aus dem Kloster Whitby zu betrachten, der selbst früh Gegenstand der Legende wurde. Nach Bedas Berichten war er dem Kloster als Hirte zugehörig und zeigte keine besondere Begabung, bis er durch ein Traumgesicht aufgefordert wurde, geistliche Dinge zu be-

singen, und am nächsten Morgen den Klosterleuten eine herrliche Dichtung über die Schöpfung vortrug. Die einzige Handschrift, welche Caedmons Dichtungen enthält, befindet sich in Oxford, doch ist anzunehmen, daß dieselben wohl in der Weise, die er zuerst unter den Angelsachsen schuf, doch nicht gerade von ihm selbst abgefaßt sind. Sie gehören teils dem Kreise des Alten, teils dem des Neuen Testamentes an. Zuerst erzählt der Dichter die Vertreibung der gefallenen Engel und folgt in freiem Gange der biblischen Darstellung bis zur Opferung Isaaks; vereinzelt reiht sich der Auszug aus Ägypten und das Leben Daniels an. Der zweite Teil ist kürzer; er beginnt mit einer höchst lebendigen Schilderung der Beratung Lucifers mit den Seinen. Wenn hier die Vergleichung mit Milton nahe liegt, so ist doch zu bemerken, daß bei Caedmon die Sprecher nur Niedergeschlagenheit und Verzweiflung ausdrücken; denn durch die Menschwerdung Christi ist das Böse vernichtet, das sie nach der Schöpfung Adams in die Welt zu bringen vermochten. Christi Höllenfahrt reiht sich an; mit der Himmelfahrt und einer Weissagung des Weltgerichts schließt die Dichtung, in ihren Bruchstücken reich an Stellen voll Kraft und rauher Erhabenheit. Wo sie sich auf Kriegshelden wie David und Nebukadnezar bezieht, kommt sie den Heldenliedern im Ton sehr nahe. Caedmons Gedicht ist unter dem Namen der Paraphrase bekannt, weil die Geschichte vom Fall der Engel eigentlich nur eine Einleitung zu einer Paraphrasis oder Umgestaltung der Erzählung Mosis von der Schöpfung und von der Geschichte der Erzväter ist. Von den übrigen Dichtungen, die ihren Stoff aus den biblischen Schriften nehmen, ist eine Judith wegen ihres Wertes hervorzuheben; wie denn überhaupt der Inhalt dieses apokryphischen Buches im Mittelalter sehr beliebt war und Anspielungen darauf selbst in Volksliedern vorkommen. Ferner hat man zu Vercelli zwei angelsächsische Epopöen aufgefunden, deren eine die Legende des heiligen Andreas, die andere die Entdeckung des heiligen Kreuzes durch Helena, die Mutter Constantins, erzählt; beide sind unter dem Titel „Andreas und Elene" von Jakob Grimm herausgegeben. Der Verfasser des letztgenannten Werkes, von dem auch einige andere religiöse Gedichte herrühren, giebt im Nachwort mit eingeflochtenen Anfangsbuchstaben seinen Namen Cynewulf an.

Diese und andere Arbeiten von ähnlicher Art mußten der eigentlichen Volksbildung und der fortschreitenden Civilisation förderlich sein, weil sie die Gemüter eines Volks, dem poetische Unterhaltung und Lektüre Lebensbedürfnis war, auf eine dem veränderten Zustande angemessene Art unterhielten. Man schuf aber auch eine lateinische Poesie unter einem deutschen Volke. Diese Poesie und die damit zusammenhängenden lateinischen Studien rief nachher Karl der Große an seinen

Hof und in sein Reich, als er aus seinem deutschen Königreich ein römisches Kaisertum machen wollte. Es entstand nämlich bei den Angelsachsen seit dem Ende des 7. Jahrhunderts eine lateinische Schuldichtung und Schulbildung, welche mehrere Jahrhunderte lang die Produkte der unglücklichsten Zeiten des Römischen Reichs zum Muster nahm, sie in den Schulen gebrauchen und nachahmen ließ und den Teil der Nation, der in den Schulen gebildet war, dahin brachte, daß er mit Verachtung auf die vortreffliche Volkssage und Volkspoesie herabsah. In einem bloß für Gelehrte bestimmten Werke würden wir die Arbeiten der gelehrten Dichter anführen, welche im 8. Jahrhundert eine angelsächsisch-lateinische Dichtkunst schufen und durch Alkuin auf den Kontinent brachten; für unsern Zweck ist es aber genug, die berühmteren Namen zu nennen.

Unter diesen Männern, welche die künstliche und gekünstelte lateinische Poesie des ganzen Mittelalters, nicht bloß der Angelsachsen, eingeleitet haben, glänzt vor allen anderen der im Jahre 709 gestorbene Bischof Aldhelm, dessen Gedichte auch auf dem Kontinent als Meisterstücke betrachtet und nachgeahmt wurden. Er erfand tausend Künsteleien und kindische Spielereien mit Silben und Buchstaben, mit Anagrammen und Alliterationen, und sein sogenannter viereckiger Vers (quadratum carmen) ist das Meisterstück klösterlicher Verskünstelei. Wir können uns auf die Erklärung dieser poetischen Spielereien hier nicht einlassen, weil dies zu weit führen würde; aber wir dürfen nicht übergehen, daß einzig schon aus Aldhelms Gedichten zu ersehen ist, wie das Reimen nicht erst durch die Araber in die Dichtung der Abendländer und besonders in die lateinische Poesie kam, deren echtem Wesen diese Form ganz fremd ist. Aldhelm selbst gebrauchte den Reim seltener, die zunächst folgenden Dichter aber (von 700—750), unter denen sich auch Bonifatius, der Apostel der Deutschen, befand, um so häufiger. Diese mönchischen Dichter müssen hier genannt werden, weil ihre Arbeiten im ganzen Mittelalter Lektüre der Gebildeten waren. Die ausgezeichnetsten und gelesensten unter denselben waren außer Aldhelm: Beda, genannt Venerabilis, der uns jedoch als Geschichtschreiber, ja, obwohl seine Werke lateinisch abgefaßt sind, als volksbildender Schriftsteller ungleich höher steht als durch seine Verse; ferner Bonifatius, Leobgitha, Cena und Ethilwald. Auch Karls des Großen Freund Alkuin gehörte dazu; er hat sich aber seine Verdienste um die Litteratur auf einem anderen Felde und in einem anderen Lande erworben, und die Würdigung derselben muß daher einem der späteren Abschnitte vorbehalten bleiben. Doch darf hier nicht unerwähnt gelassen werden, daß er es war, der in Verbindung mit einigen anderen Gelehrten, welche Karl der Große aus Italien zu sich berief, die künst-

liche Versmacherei in das Fränkische Reich verpflanzte. Während diese bald nachher auf dem Kontinent herrschend wurde, ward dagegen unter den Angelsachsen, ein Jahrhundert nach Alkuins Zeit, durch Alfred den Großen die Nationalsprache wieder zu Ehren gebracht.

Alfred der Große, dessen wir zum Schlusse noch gedenken müssen, erwarb sich die größten Verdienste um die Bildung der Angelsachsen, und zwar nicht etwa bloß um die Bildung der Vornehmen und Geistlichen, sondern um die gesamte Nation. Dieser König schlug den rechten Weg ein: er schuf mit Hilfe der lateinischen Litteratur eine neue Volksbildung und ließ nicht, wie Karl der Große und seine Nachfolger, eine hierarchisch-aristokratische, dem Volke fremde erschaffen. Er sah, als er König wurde, nicht bloß das äußere Glück und die politische Selbständigkeit seiner Nation fast ganz zerstört und vernichtet, sondern auch die angelsächsische Litteratur befand sich, wie er selbst in der Vorrede zu seiner Übersetzung von Gregors Pastoralien sagt, in einem traurigen Zustand, und sogar das Lesen und Schreiben war selten geworden. Als er daher das Land von den Feinden gereinigt hatte und dann den seinem Volke von jeher eigentümlichen bürgerlichen Einrichtungen, der Gesetzgebung, der Gerichtsverfassung und dem Wehrsystem, also den Grundlagen aller wahren Civilisation, eine systematische Form gab, suchte er wieder eine echte und vollständige Nationalbildung zu wecken. Übrigens war damals die Bildung unter den Angelsachsen nicht, wie zu Karls des Großen Zeit unter den Franken, ganz erloschen. Das geht sowohl aus dem Vorhergehenden, als auch daraus hervor, daß Alfred seine Lehrer und Freunde nicht, wie Karl der Große, aus der Fremde zu holen brauchte. Er rief die angelsächsischen Gelehrten Wernfrith, Bischof von Worcester, Plegmund und Athelstan, alle drei aus Mercia, an seinen Hof, um sich selbst von ihnen unterweisen zu lassen; fremde Gelehrte zog er erst später herbei. Unter diesen fremden war Grimbald, der für den römischen Kirchengesang, welchen Karl der Große durch Italiener unter den Franken hatte fördern und emporbringen lassen, sehr thätig war und deshalb als großer Musiker gerühmt wird; er scheint aber nicht sehr freundlicher Natur gewesen zu sein. Erigena legte unter Alfred den Grund zu den philosophisch-theologischen Studien, welche später unter den Normannen durch Anselm und Lanfranc zur Hauptwissenschaft der Schulen gemacht wurden. Den Mönch Asser, dem wir die genauen und vortrefflichen Nachrichten über Alfreds Leben und Wirksamkeit verdanken, rief der König aus der westlichsten Gegend des Landes Wales zu sich.

In allen Bestrebungen Alfreds zeigt sich die königliche Weisheit, nirgends mönchische Beschränktheit. Er sorgte durch die Auswahl der von ihm übersetzten und unter das Volk gebrachten lateinischen Schriften

für das Gemüt, weil er fühlte, daß ein germanischer Stamm unter britischem Nebel einer gemütlichen geistigen Nahrung bedürfe. Er sorgte aber zugleich auch für ein dem äußeren Leben nützliches Wissen; denn er erkannte, daß sowohl das äußere Leben in England, als die Sicherheit seiner Angelsachsen auf den Gewerben und der Schiffahrt beruhe. Dies alles zeigt sich aufs deutlichste in der Auswahl und Behandlung der Schriften, die er teils selbst übersetzte, teils durch andere übersetzen ließ. Das Hirtenbuch (liber pastoralis) Gregors des Großen übersetzte Alfred selbst, weil er es seinen Geistlichen und Bischöfen als eine Anweisung, wie sie die Sittlichkeit fördern sollten, empfehlen wollte. Die Mängel, die wir in diesem Buche entdecken, waren zu jener Zeit unbedeutend, und der Einfluß, den der päpstliche Klerus durch die Befolgung der päpstlichen Regeln des Forschens und Spürens erlangen mußte, war bei der damaligen Verfassung Englands unschädlich. Die Dialoge desselben Papstes übersetzte nicht Alfred selbst, sondern Bischof Wernfrith; Alfred schrieb aber eine Vorrede dazu, welche dadurch anziehend ist, daß er sich darin über Litteratur überhaupt und über ihren Zustand unter den Angelsachsen seiner Zeit insbesondere ausführlich ausspricht. Daß Alfred die abenteuerlichen Wundergeschichten, welche den Inhalt dieser Dialoge bilden, seiner Geistlichkeit vor anderen Büchern empfahl, hat seinen Grund teils in der Sittenlehre, die sich gelegentlich doch auch darin findet, teils in dem Gedanken, daß ein verwildertes Volk auf anderem Wege zur Religion geleitet werden müsse, als ein gebildetes oder verweichlichtes Geschlecht. Zu den Hauptschriften, welche Alfred selbst in die angelsächsische Sprache übertrug, gehören Augustins Selbstgeständnisse und Boetius' Trost der Philosophie. Von der Übersetzung des ersteren Werkes haben sich nur einige wenige Zeilen erhalten; die des letzteren aber ist von dem Engländer Rawlinson in ihrer echten und wahren Gestalt nach den Handschriften bekannt gemacht worden. Alfred hat des Boetius Schrift nicht sowohl übersetzt, als vielmehr eigentlich nur benutzt, um seine eigene, durchaus praktische und gemütliche Philosophie bescheiden zu entwickeln. Er suchte in diesem Werke seine Landsleute zu belehren, wie sie durch die Schale des Christentums, welche sie aus Gregors Dialogen kennen lernen konnten, in den Kern desselben eindringen und ganz besonders wie sie Theologie und Philosophie praktisch anwenden und den Umständen und Bedürfnissen ihres Lebens sowie der bedrängten Lage eines von allen Seiten bedrohten Staates anpassen sollten.

In den angeführten Schriften und in einigen anderen, die wir übergehen, sorgte der große König, von tüchtigen Männern unterstützt, für innere Bildung und Sittlichkeit; er suchte aber seine Angelsachsen

auch mit Geschichte, mit Geographie und mit den mathematischen Wissenschaften bekannt zu machen. Er entwarf, als notwendigen Anhang zu seiner Übersetzung des Boetius, ein Leben Theoderichs des Großen. Was die realen Wissenschaften angeht, so ließen sich mehrere Stellen der Übersetzung des Boetius anführen, in denen er sehr gute astronomische Kenntnisse beweist. Seine Kenntnisse in der Schiffbaukunst trugen viel dazu bei, daß er eine Flotte schaffen konnte, welche die Fremden von der Küste abhielt und Entdeckungsfahrten in entlegene Gegenden des Nordens unternahm. Er übersetzte die Weltgeschichte des Orosius und Bedas „Kirchengeschichte des Volkes der Angeln", wobei zu bemerken ist, daß „Historia Ecclesiastica" nicht dasselbe bedeutet, wie in unserer Zeit, sondern nur eine Geschichtserzählung, die vom kirchlichen Standpunkte ausgeht und die christlichen Zeiten vorzugsweise berücksichtigt. Durch dieses Werk wie durch andere hat Beda der Ehrwürdige auf den Unterrichtsgang im Mittelalter weithin eingewirkt. Wenn Alfred vermittelst der Übersetzung des Orosius seine Unterthanen mit der alten Geschichte nach dem Gesichtspunkte jener Zeiten bekannt machte, so zeigt sich ein hoher Verstand darin, daß er ihnen nun auch das beste Werk über ihre eigene Vergangenheit eröffnete. Diese Übersetzung des Beda gab wahrscheinlich den Anstoß zur Abfassung der Sachsenchronik, die in heimischer Sprache, bald notizenhaft, bald erzählend, bis auf das Jahr 1154 fortgeführt wurde.

III. Geschichte Italiens und der Franken

in den ersten Zeiten des Mittelalters.

---

1. Die Franken bis auf Chlodwigs I. Tod.

Die Franken waren ursprünglich kein besonderer Volksstamm, sondern eine jener Vereinigungen mehrerer germanischen Völkerschaften, die sich vom zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an zu bilden begannen. Sie bestanden aus Brukterern, Chamaven, Katten, Sigambrern und anderen Völkern und werden zuerst um die Mitte des dritten Jahrhunderts erwähnt. Ihr Gesamtname **Frank** bedeutet wohl ursprünglich soviel als kühn oder trotzig, ungebunden; er enthält insofern den Begriff der Freiheit, welcher in der späteren Wendung **frank und frei** überwiegt. Schon früh trennten sie sich in zwei Zweige, in die **Ripuarier**, welche die Ufer des Niederrheins bis aufwärts an die Lahn in Besitz nahmen, und in die **Salier**, die sich an der Waal und Maas niederließen; den Namen der letzteren leiten einige von der fränkischen Saale, wo das Volk früher gewohnt habe, andere von dem Fluß Yssel oder Issala her. Über die ersteren herrschte der Sage nach zur Zeit des römischen Kaisers Honorius ein König **Pharamund**. Unter dem Sohne und Nachfolger desselben, **Chlodio**, scheinen die Ripuarier und Salier wieder in ein Volk vereinigt gewesen zu sein. Bei seinem Tode (gegen das Jahr 450) trennten sich beide Teile der Franken aufs neue voneinander, und die Herrschaft über die salischen Franken erhielt Chlodios jüngerer Sohn, **Mervich** oder **Merovaus**, während der ältere, dessen Name nicht bekannt ist, Oberhaupt der Ripuarier ward. In der Schlacht bei Chalons sur Marne kämpften die ersteren auf seiten der Römer, die letzteren auf Attilas Seite. Als bald nachher des Merovaus Nachfolger, **Childerich**, seine Franken mit Übermut behandelte, verjagten ihn diese und riefen den Römer

Ägidius, der sich um Soissons eine unabhängige Herrschaft gegründet hatte, zu ihrem Könige aus, oder vielmehr sie traten zu ihm in dasselbe Verhältnis, in welchem sie früher zu den römischen Kaisern gestanden hatten: sie erteilten ihm den königlichen Namen und verpflichteten sich, ihm Kriegsdienste zu leisten, blieben aber in ihren inneren Angelegenheiten ganz selbständig. Ägidius suchte sie in eigentliche Abhängigkeit von sich zu bringen und fing an, Steuern bei ihnen zu erheben, brachte sich aber dadurch um die Herrschaft. Die Franken lösten die Verbindung mit ihm wieder auf und erkannten den zurückkehrenden Childerich von neuem als ihren König an. Childerich, bei Frauen beliebt und noch im Alter ein stattlicher Mann, hatte die acht Jahre seiner Verbannung bei einem Könige in Thüringen verlebt; bei seiner Heimkehr folgte ihm die Gemahlin desselben, Basina, mit Aufgebung des heimischen Ehebandes nach; sie gebar ihm den Chlodwig. Ägidius starb um diese Zeit, und sein Sohn Syagrius war viel zu unkräftig, als daß er den entrissenen Vorteil hätte wiedererringen können. Übrigens herrschte Childerich nur über einen Teil der salischen Franken; sein Gebiet, in welchem Tournay oder Doornyk der Hauptort war, erstreckte sich nur von der Maas und Waal bis zur Somme; die anderen Stämme hatten besondere Könige. Unter seinem Sohne und Nachfolger Chlodwig I. aber, der ihm, 15 Jahre alt, folgte (481), wurden allmählich nicht nur alle Salier, sondern auch die ripuarischen Franken miteinander vereinigt und durch weitere Eroberungen ein ausgedehntes Fränkisches Reich gegründet, aus welchem nach drei bis vier Jahrhunderten Frankreich und Deutschland hervorgingen. Mit Chlodwig beginnt auch zuerst die sichere und zusammenhängende Geschichte der Franken. Seine Nachkommen, die Merowinger, behaupteten sich bis ins 8. Jahrhundert im Besitze der Herrschaft.

Als Chlodwig König ward, hatten die fränkischen Völkerschaften das ganze Land am Niederrhein und in Belgien bis zur Somme hin inne; zwischen der Somme, dem Kanal und dem Atlantischen Meere oder mit anderen Worten in dem Lande Armorika hatten sich die aus England geflüchteten Briten niedergelassen und eine Art von Staatenbund gebildet; im Süden der Loire bis nach Spanien hinein einerseits und bis nach der Provence andererseits herrschten die Westgoten; östlich von ihnen und südlich von den Franken wohnten die Burgunder, die sich nach und nach von Wallis an bis nach Langres und Avignon und bis an die obere Loire ausgebreitet hatten und in weit überwiegender Zahl dem arianisch-christlichen Glauben huldigten; zwischen ihnen, den Franken und den Westgoten lag das Reich des Syagrius, der einzige Überrest des kurz zuvor untergegangenen Weströmischen Reiches; im Osten endlich besaßen die Alemannen das

ganze linke Rheinufer von der Lahnmündung an bis an die Grenze der Burgunder. Die Alemannen hatten auch das rechte Rheinufer sowie einen großen Teil der Schweiz besetzt und sich südöstlich bis zum Lech hin ausgebreitet. Dort grenzten sie an das germanische Volk der Bojarier oder Bayern, welches zwischen Lech, Donau und Enns wohnte. Im Norden der letzteren saßen die Thüringer, welche ihren Wohnsitz von den Grenzen der Franken, Alemannen und Bayern an bis zum Harz ausgedehnt hatten. Nördlich von ihnen hatten die sächsischen Völkerschaften fast das ganze Land zwischen der Elbe und den Franken inne, und von Antwerpen bis nach Jütland wohnten an den Nordseeküsten, vom Zuidersee an bis zur Weser in einem Strich, von dort an nur an einzelnen Stellen, die Friesen.

Chlodwig I. war ein habgieriger und herrschsüchtiger Mann, der, wie der Langobardenkönig Alboin und der Ostgote Theoderich der Große, durch seinen unternehmenden Sinn eine große Bedeutung für die Länder des zerfallenen römischen Weltreichs erhalten hat. Er war kaum einige Jahre König, als er seine Herrschaft auszubreiten anfing. Zuerst griff er, von einigen anderen fränkischen Königen, namentlich von Ragnachar, der in Camerich oder Cambrai residierte, unterstützt, den Römer Syagrius an. Er trug 486 bei Soissons einen vollständigen Sieg über ihn davon und verjagte ihn dann aus seinem Lande. Syagrius flüchtete sich zu dem westgotischen König Alarich II., welcher, obwohl persönlich mutig, durch die Macht der Verhältnisse genötigt wurde, ihn auf die Drohungen des Frankenkönigs auszuliefern. Chlodwig ließ ihn in der Stille umbringen. Er war durch die Eroberung Herr des Landes von der Somme bis zur Loire geworden und vermählte sich nun zunächst, obgleich er schon verheiratet war, mit der Tochter eines burgundischen Königs. Die Burgunder wurden um jene Zeit von vier Brüdern beherrscht, von welchen zwei im Bruderkampfe fielen. Einer der letzteren hinterließ eine Tochter, Chrotechilde oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, Klothilde, welche von ihrem Oheim Gundobald, nachdem derselbe ihren Vater, ihre Mutter und ihre beiden Brüder ermordet hatte, in einer Art von Gefangenschaft gehalten wurde. Von Chlodwig bedroht, mußte Gundobald seine Nichte dem fränkischen Könige zur Gemahlin überlassen (493). Obgleich Klothilde Christin war und noch dazu der eifrigen athanasianischen oder katholischen Kirche angehörte, so blieb doch ihr Gemahl Heide; er erlaubte zwar bei der Geburt eines Sohnes, daß dieser getauft werde, schrieb aber den bald nachher erfolgten Tod desselben der Taufceremonie zu und ward nur mit Mühe dahin gebracht, bei seinem zweiten Sohne die Taufe zuzugeben. Dessenungeachtet und trotzdem auch dieser Sohn bald starb, ließ er selbst sich nicht lange darauf durch die Hilfe,

welche er in einem Kriege gegen die Alemannen vom Gotte der Christen erhalten zu haben glaubte, zum Übertritt bewegen. Man hat früher angenommen, daß er im Verein mit Siegbert, dem Könige der Ripuarier, den Sieg bei Zülpich errungen hätte. Dem ist jedoch nicht so. Wann die Schlacht bei Zülpich stattfand, ist nicht bestimmbar. Sein Gelübde erfüllte Chlodwig noch in dem nämlichen Jahre, indem er sich mit seiner Schwester Albofleda und 3000 Franken zu Reims taufen ließ, und zwar nach damaliger Weise durch Untertauchen des Körpers in ein Becken. „Beuge dein Haupt, o Sigamber", rief ihm der Bischof Remigius zu; „bete an, was du verbrannt hast, und verbrenne, was du angebetet hast". Da infolge von Chlodwigs Bekehrung auch die ganze fränkische Nation zum Christentum übergeführt wurde, und da der Umstand, daß die Franken sogleich den katholischen Glauben annahmen, zum völligen Sieg dieser Kirche über den in den nächsten Jahrhunderten allmählich untergehenden Arianismus nicht wenig beitrug, so darf es uns nicht wundern, daß in den folgenden Zeiten Chlodwigs Taufe durch Wundergeschichten ausgeschmückt wurde. Die berühmteste von diesen Sagen und Legenden ist diejenige, nach welcher eine vom Himmel gesandte weiße Taube das Ölfläschchen, welches später in Reims bei der Krönung der französischen Könige gezeigt wurde, in die Kirche gebracht habe. Es war dies die Ampulla Remensis, auch la sainte ampoule genannt; in der Revolutionszeit wurde sie zerschlagen, doch kam unter den Bourbons ein Stückchen wieder zum Vorschein. Übrigens bestand Chlodwigs Uebertritt zum Christentum nur darin, daß er seine heidnischen Ceremonieen mit den christlichen vertauschte. Von einer Änderung seiner Ansichten und Sitten war dabei keine Rede. Er blieb so hinterlistig und grausam, wie er vorher gewesen, und nur seine christlichen Unterthanen in Gallien hatten Ursache, sich seiner Bekehrung zu freuen. Auch erwarteten die Geistlichen jener Zeiten selbst von solchen Bekehrungen erst für die nächste Generation Gutes.

Die nächste Folge von Chlodwigs Siege war, daß die unaufhörlichen Angriffe der Alemannen auf Gallien ein Ende hatten. Freilich vermochte der Frankenkönig nicht, das ganze Gebiet, welches sich in ihrem Besitze fand, seinem Reiche einzufügen. König Theoderich trat für sie ein, und es war nicht geboten, ihm Widerstand zu leisten. Der nördliche Teil des Landes fiel an Chlodwig, der südliche, etwa das spätere Herzogtum, wahrte seine Unabhängigkeit, mußte sich freilich zur Heeresfolge an Theoderich verpflichten. Diejenigen Alemannen des nördlichen Striches, welche sich der Herrschaft Chlodwigs nicht fügen wollten, besetzten das Land zwischen Donau, Lech, Iller und Bodensee.

Chlodwig brachte nun auch die Bewohner von Armorika, Briten, Gallier und Römer, dazu, sich in seinen Schutz zu begeben; wegen des Übergewichtes der erstgenannten erhielt Armorika den Namen der Kleinen Bretagne. Dann suchte er sich im Süden auf Kosten der burgundischen Könige auszubreiten. Er trat mit Godegisil, dem einen dieser Könige, der in Genf wohnte und sich der Oberherrschaft seines in Lyon residierenden Bruders Gundobald zu entziehen strebte, insgeheim in Verbindung, lieferte dem letzteren bei Dijon ein Treffen und siegte durch die Verräterei Godegisils (500). Der geschlagene König warf sich in die feste Stadt Avignon, ward hier von Chlodwig aufs Äußerste gebracht und mußte zuletzt froh sein, sein Leben und einen Teil seines Landes dadurch zu retten, daß er den andern Teil an Godegisil abtrat und sich gegen den Frankenkönig zu einem jährlichen Tribut verpflichtete. Schon im folgenden Jahre fiel Gundobald über seinen Bruder her, obgleich dieser fränkische Truppen zu seinem Schutz erhalten hatte; er überrumpelte ihn in der Stadt Vienne und tötete ihn und seine Ratgeber zur großen Freude aller Burgunder. Nur 500 gefangene Franken ließ er am Leben und sandte sie an den Westgotenkönig Alarich II. Gundobald blieb bis zu seinem Tode (516) Beherrscher des ganzen Burgundischen Reichs. Er suchte seine Unterthanen fester an sich zu knüpfen, ließ, obgleich er selbst dem Arianismus huldigte, seinen Sohn in dem katholischen Glauben erziehen und gab seinem Volke ein Gesetzbuch, in welchem besonders den unterworfenen römischen Einwohnern viele Rechte und Vorteile eingeräumt wurden, die sie weder unter den Franken, noch unter den Ostgoten genossen. Daß Chlodwig den burgundischen König in Ruhe ließ, hatte wohl manche Ursachen; besonders mag er durch die Schwierigkeit, die Alemannen an die Herrschaft der Franken zu gewöhnen, daran gehindert worden sein; denn erst acht Jahre nach der Entscheidungsschlacht (504) folgte die gänzliche Unterwerfung derselben. Chlodwig hatte inzwischen seinen Herrschersitz nach Paris verlegt.

Während dieser ganzen Zeit hatte Alarich II., König der Westgoten, stete Zänkereien mit den Franken. Er bemühte sich, die Anhänglichkeit der römischen Bevölkerung zu gewinnen; seine ruhmwürdigste Leistung, die Aufstellung des früher erwähnten Gesetzbuches (Breviarium) fällt in diese Zeit. Vergeblich; die Unterthanen katholischen Bekenntnisses erwarteten den Chlodwig als Befreier, und dieser erklärte öffentlich, es sei nicht zu dulden, daß arianische Ketzer den schönsten Teil Galliens besäßen. Trotzdem verbündete er sich, als es zum offenen Kampfe kam, mit dem arianischen Burgunderkönige Gundobald. In der Nähe von Poitiers, 3 Meilen südlich von dieser Stadt, am Clain, wurden die Westgoten vollständig geschlagen. Gewöhnlich

nimmt man Vouglé als Schlachtstätte an, doch ist dies nicht verbürgt. Alarich selbst fiel, man sagt von Chlodwigs Hand, und fast das ganze Land bis an die Pyrenäen geriet hauptsächlich durch den Verrat der Bischöfe in die Gewalt der Franken (507). Nur Carcassone und Arles hielten sich noch. Im Jahre 508 schickte der ostgotische König Theoderich der Große, Alarichs Schwiegervater, ein Heer unter dem tapferen Ibbas; aber erst 510 erlitt Chlodwig bei Arles eine Niederlage und mußte nachher, obgleich er die Feindseligkeiten noch lange fortsetzte, den Besitz des westgotischen Landes zum Teil wieder aufgeben. Gundobald verlor die Provence, sie ward zu Theoderichs Reich geschlagen, die Westgoten behielten das heutige Languedoc, Gallien aber bis über die Garonne hinaus blieb in der Gewalt Chlodwigs, der sich im Besitze desselben um so leichter befestigen konnte, als die römischen Einwohner sich unter der Herrschaft der arianischen Westgoten unglücklich gefühlt hatten. Um diese Zeit erhielt Chlodwig vom Kaiser Anastasius die Ernennung zum römischen Patricius nebst den zu ihr gehörigen Insignien. Der vieldeutige Ausdruck dieser Würde wurde von ihm und seinen Zeitgenossen als Bestätigung legitimer Herrschaft aufgefaßt; er freute sich ungemein über diese Auszeichnung, die dem fränkischen Heerkönig die Weihe des Imperiums zu verleihen schien. Zu Tours in der Martinskirche legte er Diadem und Purpur an, hielt einen Umritt, wobei er Gold- und Silbermünzen auswarf, und ließ sich als Augustus begrüßen.

Bisher war Chlodwig zwar Oberanführer, nicht aber Herrscher aller Frankenstämme gewesen; jetzt gab ihm das Glück, welches Eroberer und Herrschsüchtige schafft, den Gedanken ein, sich selbst dazu zu machen. Heuchelei, Hinterlist und Mord waren die Mittel, deren er sich zur Erreichung dieses Zweckes bediente. Er wandte sich zuerst gegen Siegbert, den König der ripuarischen Franken. Da dieser nämlich einen herrschsüchtigen Sohn hatte, dem der Vater zu lange lebte, so reizte Chlodwig denselben zur Ermordung Siegberts; nachher ließ er ihn selbst auf hinterlistige Weise ums Leben bringen und berief eine Volksversammlung der Ripuarier, die ihn ohne Widerstreben an die Stelle der ausgestorbenen Herrscherfamilie erhob, weil er ein mächtiger Fürst war, und weil der Tod des Sohnes, mochten sie ihn nun dem Könige Chlodwig zuschreiben oder nicht, von ihnen jedenfalls nur als eine gerechte Strafe angesehen wurde. „So gab Gott täglich“, schreibt der kurz nach dieser Zeit lebende Bischof Gregor von Tours, „Chlodwigs Feinde in seine Hand, weil er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte“. Dieser Ausspruch ist dem Charakter der damaligen Zeit völlig angemessen. Der fromme Bischof von Tours hat nicht den einzelnen Fall und die Mittel, die Chlodwig anwandte, im Auge, sondern er denkt an die Unterwerfung der ketzerischen Arianer. Nur auf ein gläubiges

Herz sieht er; wer dies besitzt, wandelt den rechten Weg, er ist ein Werkzeug in der Hand Gottes und richtet nur auf die Erweiterung des Reiches Christi seinen Sinn, ohne die Mittel zu beachten. Beim Morde Siegberts und seines Sohnes hatte Chlodwig wenigstens den Schein zu retten gewußt. Nicht so leicht war ihm dies, als er auch die anderen fränkischen Erbfürsten aus dem Wege räumte. Den König Ragnachar z. B. hatte er durch Bestechung seiner Vasallen gestürzt. Diese gingen, als Chlodwig gegen ihn zu Felde zog, in der Schlacht zum Feinde über, und Ragnachar wurde nebst seinem Bruder gefangen genommen. Chlodwig erschlug den König mit eigner Hand, weil sich derselbe Fesseln habe anlegen lassen und dadurch die Merowingische Familie erniedrigt sei; dann tötete er auch dessen Bruder, weil dieser nicht durch kräftige Unterstützung seines Bruders einen solchen Schimpf abgewendet habe. Den bestochenen Vasallen Ragnachars hatte Chlodwig, wie sich nach dem Sturze desselben zeigte, falsches Gold gegeben; als sie sich darüber beschwerten, antwortete er ihnen: wer seinen Herrn verrate, verdiene kein besseres Gold. Auf solche Weise verdrängte Chlodwig alle fränkischen Fürstengeschlechter und erkaufte sich die scheinbare Zustimmung ihrer im Raubleben verwilderten Stämme zur Besitznahme ihrer Herrschergewalt und ihrer Güter. Den wenigen, die er nicht ums Leben brachte, ließ er das Haupt scheren; denn langes Haar zu tragen, war ein Vorrecht der Merowingischen Fürsten, dessen Verlust sie nach den Vorstellungen der Franken zum Herrschen unfähig machte. Eines Tages klagte er im Kreise seiner Großen, wie weh es ihm thue, daß er wie ein Fremdling unter Fremden dastehe, weil er keinen Anverwandten mehr habe, auf dessen Schutz er sich im Falle der Not verlassen könne. „Dies sprach er jedoch“, setzt der zuvor erwähnte Gregor von Tours hinzu, „nicht aus Schmerz über den Untergang der verschiedenen Nebenzweige seines Hauses, sondern in der hinterlistigen Absicht, daß, wenn etwa noch einer seiner Verwandten am Leben sei, dieser sich verrate und so gleichfalls aus dem Wege geräumt werden könne“. Die Einigung der Monarchie in vollkommener Weise durchzuführen, gelang Chlodwig nicht. Nach seinem Tode (511) wurde das Reich nach alter Sitte unter seine Söhne geteilt, aber Spuren von dem Bestreben Chlodwigs, eine Einheit zu schaffen, zeigten sich doch. Konnte auch jeder König unbeschränkt in seiner Herrschaft gebieten, so waren doch die Bistümer nicht auf die Grenzen der einzelnen Reiche angewiesen: ein Bistum lag oft in zwei Reichen verteilt, und häufig wurden von den Königen gemeinsame Konzilien berufen. Der Gedanke der Zusammengehörigkeit giebt sich auch kund in der Nähe der Residenzen der vier neuen Reiche, die entstanden, Reims, Orleans, Paris, Soissons.

Der Übertritt der Franken zum Christentum und der rohe Genuß der in kultivierten Ländern leicht erworbenen Güter, die sie vorher nicht gekannt hatten, riefen in dem Charakter und den Sitten der Franken die größte Veränderung hervor. Diese würde noch bedeutender gewesen sein, wenn nicht alle germanischen Stämme so fest am Hergebrachten hingen. Die Sitten und Verhältnisse erlitten eine völlige Umgestaltung, und es entstanden auch bei den Franken nach und nach die Einrichtungen, welche den eigentlichen Charakter der germanischen Staaten des Mittelalters bildeten. In diesen Zeiten wurden daher auch bei den Franken die Gesetze niedergeschrieben, die sich unter dem Namen der salischen Gesetze bis auf unsere Tage erhalten haben, und welche teils aus den alten Rechtsgewohnheiten, teils aus den durch die veränderten Verhältnisse nötig gewordenen neuen Bestimmungen zusammengesetzt sind. Die erste Fassung der lex salica war bereits in der Zeit abgefaßt, da die salischen Franken noch Heiden waren und ihr Gebiet noch nicht über die Somme ausgedehnt hatten. Die deutschen Stämme, die nun in romanisierten Ländern wohnten, fühlten das Bedürfnis, ihre Rechtsgewohnheiten durch Niederschrift festzuhalten und annähernd in ein System zu bringen; diese Niederschriften, welche man als leges barbarorum bezeichnet, sind in lateinischer Sprache abgefaßt, nur nicht bei den Angelsachsen, die sich der Volkssprache bedienten. Der später vorangesetzte Prolog zum salischen Gesetz ist in lateinische Verse eingekleidet; es werden darin die Franken gepriesen als „das vortreffliche Volk, das Gott selber zum Urheber hat, tapfer in den Waffen, daheim durch feste Friedensverträge gesichert, voll tiefer Weisheit im Rate, an Leib edel und gesund, kühn, schnell, ausgezeichnet durch Gestalt und Redlichkeit"; als das Volk, „das nun auch den katholischen Glauben empfangen habe und von jeder Ketzerei rein sei". Chlodwig unterwarf das Gesetzbuch einer Revision, und unter seinen Nachfolgern erhielt es weitere Umgestaltungen.*) Belehrend ist besonders die Vergleichung der für Mord und Schädigungen angesetzten Wergelder. Für Tötung eines freien fränkischen Mannes sind 200 solidi (solidus, Sou) bestimmt, für den römischen Grundbesitzer nur 100. Wer einen Freien des Daumens beraubt, zahlt 45 solidi; wer ihn einen Hasen schilt, nur 6; wer ihn beschuldigt, den Schild weggeworfen zu haben, 45; wer die Hand einer freien Frau

---

*) Unter dem salischen Gesetz im engeren Sinne versteht man gewöhnlich diejenige Bestimmung, welche die Frauen vom Besitze der Stammgüter ausschloß. Aus dem Vasallenrecht wurde dieselbe später auf das Thronfolgerecht übertragen, am entschiedensten in der fränkischen oder französischen Monarchie, während sie in England nicht zur Geltung kam und in Spanien streitig blieb.

gewaltsam berührt, 35 Goldstücke; zum Wergelde trat übrigens bald noch eine weitere Buße für das Vergehen, insofern durch dasselbe des Königs Friede gebrochen war; diese hieß das fredum. War nun auch das Wergeld für den Römer geringer als für den Franken, so fand sich gleichwohl die römische Bevölkerung nicht unterdrückt; ihre Wirksamkeit in der Kirche, am Hof und in Staatsämtern sicherte ihnen großen Einfluß. Kein Verhältnis im Mittelalter steht so entschieden mit den Anschauungen unserer Zeit in Widerspruch als dieses, daß in dem gleichen Lande jeder nach dem Rechte lebte, das ihm seiner Abstammung gemäß zukam. Die Franken gehören zu denjenigen germanischen Stämmen, welche, gleich den Burgundern und Westgoten, in dem von ihnen besetzten Lande das römische Wesen nicht vertilgten und daher in vielen Stücken dem Einflusse desselben erlagen. Selbst ihre Sprache ward nach und nach durch die lateinische verdrängt.

2. Die Franken von Chlodwigs I. Tod bis auf Pippin von Landen.

Chlodwig hinterließ vier Söhne, von welchen der älteste, Theodorich, der Sohn seiner ersten Gemahlin, die anderen aber, Chlodomir, Childebert I. und Chlotar I., Söhne der Klothilde waren. Sie teilten das Reich unter sich. Theodorich erhielt die bedeutendsten Besitzungen, nämlich das Land, welches die heutige Champagne umfaßt, und noch Gebietsstücke südlich von der Loire, mit der Hauptstadt Reims. Chlodomir wurde der Beherrscher des früheren Westgotischen Reiches, und seine Hauptstadt war Orleans, Childebert erhielt das Land zwischen Seine und Loire, im wesentlichen also die heutige Bretagne und Normandie mit der Hauptstadt Paris. Endlich Chlotar wurde König in dem altsalischen Küstengebiet nördlich von der Seine und residierte in Soissons. Doch kann man freilich von eigentlichen Residenzen noch nicht sprechen, vielmehr wechselte der Aufenthalt der Könige häufig. Übrigens wurde weder damals noch bei späteren Teilungen fränkischer Könige auf die Abrundung der einzelnen Reiche oder auf die Stammunterschiede der Bewohner Rücksicht genommen; denn da in jenen Zeiten nicht vom Verwalten, sondern bloß vom Regieren und Herrschen die Rede sein konnte, so legte man auf solche Verhältnisse keinen Wert. Doch kann man freilich nicht verkennen, daß Chlodwigs Eroberungen im allgemeinen nicht auseinander gerissen wurden. Die Teilung des Reiches unter Chlodwigs Söhne hatte, bei der Herrschsucht und Habgier der Franken, die natürliche Folge, daß unzählige Zwistigkeiten entstanden; doch war, wie es heißt, Klothilde so glücklich, eine Zeitlang den Frieden zu erhalten, und mit den West-

goten wurde dadurch, daß Alarichs II. Sohn, Amalarich, die Schwester der Könige zur Gemahlin nahm, ein freundliches Verhältnis angeknüpft. Die Burgunder und Thüringer allein schienen Gelegenheit zu Raubzügen darzubieten. In Burgund regierte seit 516 Gundobalds Sohn, Siegmund, welcher im katholischen Glauben erzogen war. Dieser ließ seines Vaters Gesetze aufs neue durchsehen und von den Vorsitzern der Gaugerichte durch ihre Unterschrift bestätigen; er war selbst gebildet und munterte nicht nur zum Studium des römischen Rechts auf, sondern bewirkte auch durch besoldete Lehrer, daß in seinem Lande allein die römische und sogar die griechische Litteratur mit Eifer betrieben ward. Er hatte von Theoderichs des Großen Tochter, Ostrogota, einen Sohn, Siegerich, heiratete aber nachher eine Frau von gemeinem Stande, welche von ihrem Stiefsohn beleidigt wurde und dafür ihren Gemahl gegen denselben erbitterte. Siegmund ließ 522 seinen Sohn umbringen, verlor dadurch der Ostgoten Freundschaft und machte den Fürsten von Neustrien Mut, ihn anzugreifen. Er bereute seine That bald schmerzlich, bereicherte die Kirchen und Klöster und traf in dem von ihm gestifteten Kloster zu St. Moritz im Walliserlande die Einrichtung, daß Tag und Nacht von den Mönchen Bußpsalmen gesungen wurden; er hat dadurch die Geistlichkeit versöhnt, sich selbst den Namen eines Heiligen erworben, auch vielleicht bei Gott Gnade gefunden, aber die Folgen seines Fehltrittes nicht von sich abzuwenden vermocht. Schon ein Jahr nach dem Morde seines Sohnes mußte er das Vergehen mit dem Leben büßen. Chlothar, Chlodomir und Childebert zogen, von ostgotischen Truppen lau unterstützt, gegen ihn zu Felde und nötigten ihn nach dem Verluste von zwei Schlachten zur Flucht. Er wurde von seinem eigenen Volke verlassen und an die Sieger ausgeliefert; Chlodomir erhielt die Aufsicht über ihn und seine Familie und benutzte dies Recht, die Gefangenen in einem Brunnen bei Orleans zu ertränken. Die Ostgoten und Franken teilten sein Land; kaum war aber der Heerbann beider Völker nach Hause zurückgekehrt, als die Burgunder ihren Fehler einsahen, einen König, der sie nicht beleidigt, treulos aufgegeben zu haben. Sie erhoben sich unter Siegmunds Bruder, Godomar, und vertrieben die Fremden. Jetzt zogen alle Brüder vereint los, aber schon in der ersten Schlacht fiel Chlodomir, und erst 534 wurde das Land in der Schlacht bei Autun völlig unterworfen. Chlodomir hinterließ drei unmündige Söhne. Ihre Großmutter Klothilde nahm sich ihrer an, ihre beiden Oheime in Neustrien aber ermordeten nach einigen Jahren zwei von ihnen auf eine schauderhafte Weise, der dritte entkam und ging ins Kloster. Er hieß Chlodoald, und nach ihm wurde das Kloster St. Cloud bei Paris benannt.

Greuelthaten blieben bei den Franken an der Tagesordnung, und sie unterschieden sich dadurch sehr auffallend von den meisten anderen germanischen Völkern. Dies zeigt sich besonders, wenn man das Leben und die Sitten ihrer Könige und Großen in Betracht zieht oder ihre gesetzlichen Vorschriften über Mordthaten, über fleischliche Vergehungen und über die Leibeigenen mit den weit milderen und reineren Bestimmungen zusammenstellt, die sich z. B. in den burgundischen Gesetzen finden. Schämten sich doch die fränkischen Könige sogar nicht, ein silbernes Gerät für mehr wert zu halten, als ihre Ehre! Theodorich machte einst einen Anschlag auf seines Bruders Chlotar Leben und versöhnte, als ihm sein Vorhaben mißlang, denselben durch das Geschenk einer silbernen Schüssel; er konnte diese aber nicht verschmerzen und schickte seinen Sohn ab, damit er Chlotar durch Bitten zur Zurückgabe bewege. So roh übrigens die Franken auch waren, so scheinen doch die Thüringer, gegen welche sich Theodorich und Chlotar verbanden, noch roher gewesen zu sein. Dies geht unter anderem aus den Worten hervor, die ein fränkischer Schriftsteller dem Könige Theodorich in den Mund legt, als dieser sein Volk zum Kriege gegen jene aufmunterte: Theodorich erinnert die Franken an die entsetzlichen Greuel, welche die Thüringer bei ihren verheerenden Einfällen sogar an Weibern und Kindern verübt hätten. Übrigens verbanden sich im Kriege gegen sie auch die Sachsen mit den beiden fränkischen Königen. Die Thüringer wurden in einer blutigen Schlacht an der Unstrut geschlagen (531). Die Tochter des Thüringerkönigs Berthar, Radegunde, fiel in die Hände Chlotars, der Gefallen an ihr fand und ihr ein verhaßtes Ehebündnis aufzwang. Doch zog sie sich, nachdem ihr Bruder ermordet war, in ein Kloster zu Poitiers zurück, welches sie selbst gegründet hatte, und erlangte durch ihren frommen Wandel großen Ruhm. Später fand, wie es scheint, eine freundliche Übereinkunft zwischen ihrem König Hermanfried und den Franken statt; denn der erstere begab sich unmittelbar nachher zu Theodorich und verkehrte mit ihm als Freund. Er starb aber bald darauf in Zülpich durch einen Sturz von der Stadtmauer, und viele schrieben seinen Tod dem hinterlistigen Frankenkönige zu. Von seinem Lande kam der nördliche Teil zwischen Bode und Unstrut gegen einen Zins an die Sachsen, der größere Teil aber ward von Theodorich besetzt, welcher den Thüringern härtere Bedingungen auferlegte, als den übrigen germanischen Völkern auferlegt wurden.

Um dieselbe Zeit gelang es auch den Brüdern, auf die italischen Verhältnisse Einfluß zu gewinnen. Dort tobte der Kampf zwischen den Ostgoten und Justinian. Um die Hilfe der Franken zu gewinnen, ließ sich König Witigis im Jahre 536 dazu herbei, die Provence und das

bei dem Kriege Chlodwigs gegen die Alemannen für Theoderich den Großen vorbehaltene Stück Alemanniens abzutreten. Die erstere Besitzung teilten Chlotar und Childebert untereinander, dagegen fiel Alemannien an Theodorichs Sohn Theudebert. Dieser beschäftigte sich auch weiterhin mit den italischen Angelegenheiten, er dachte sogar an einen Zug gegen Konstantinopel, doch starb er, ehe dieser Plan in Angriff genommen wurde. Es war auch ein zweckloses Beginnen, nur hervorgegangen aus dem wilden Hange zum Rauben und Kämpfen, den der staatsmännisch veranlagte Chlodwig bei allen seinen übrigen Fehlern doch von sich abzuschütteln vermocht hatte. Es vereinigte sich nämlich bei den Franken schon früh eine ungemein große Verdorbenheit mit jener Einfalt, welche einer Heldenzeit eigentümlich zu sein pflegt. Dieser Charakter der Franken beruhte auf der verbundenen Wirkung, welche die Bekanntschaft mit römischer und griechischer Schwelgerei, der Einfluß des Treulosen und Schlechten überbildeter Völker, die deutsche Lebensweise und die alten nationalen Gebräuche ausübten. Er verschlimmerte sich im Verlaufe der Zeit immer mehr und ward erst dann wieder besser, als alles Alte entweder vernichtet oder mit dem Neuen innig verschmolzen war. Viel schadete den Sitten auch der Umstand, daß die Könige bloß als Feldherren thätig waren und die Staatsgeschäfte, welche in der ihnen nicht immer geläufigen lateinischen Sprache verhandelt wurden, gallisch-römischen Unterthanen überließen. Blutige Zwiste zwischen Brüdern des regierenden Hauses, unversöhnlicher Haß zwischen Vater und Sohn, allgemein herrschende Raubgier, unmäßige Wollust, Doppelehen oder die Annahme von Nebenweibern sowie endlich empörende Mißbräuche bei der Besetzung der geistlichen Stellen und Sittenlosigkeit der höheren Geistlichen wurden so gewöhnlich, daß die Geschichtsbücher und Legenden der Franken damit angefüllt sind, und daß man in diesem Volk oft einen bloßen Räuberhaufen zu erkennen glaubt. Indessen darf man hierbei nicht übersehen, daß es nicht die ganze Nation, sondern nur ein Teil derselben ist, welcher in den uns überlieferten Erzählungen handelnd auftritt. Von der Zwietracht und dem Hasse zwischen Bruder und Bruder haben wir bereits in dem Mordversuche Theodorichs gegen Chlotar ein Beispiel gesehen; wir brauchen nicht weit zu gehen, um noch ein zweites Beispiel zu finden. Theodorichs Sohn, Theudebert, der seinem Vater 534 in Austrasien folgte, verband sich im dritten Jahre seiner Regierung mit seinem Oheim Childebert zum Untergange Chlotars, dieser ward ohne weiteres vom Bruder und vom Neffen in offenem Kriege angegriffen, und seine beiden Gegner konnten nur durch die angestrengtesten Bemühungen seiner Mutter Klothilde zur Herstellung des Friedens bewogen werden. Ebenderselbe Chlotar mußte Leben und

Thron zweimal gegen Empörungen seines Sohnes Chramnus verteidigen; das zweite Mal ließ er seinen gefangenen Sohn mit Weib und Töchtern verbrennen. Was die rohe Sinnlichkeit der fränkischen Fürsten angeht, so ward nicht nur die Annahme von Konkubinen zu einer herrschenden Gewohnheit, sondern sie zog auch alle Übel orientalischer Vielweiberei nach sich und löste das Band der Ehe so sehr auf, daß tierische Wildheit fast notwendig eintreten mußte. Die fränkischen Geschichtschreiber nennen sogar die Konkubinen ihrer Könige geradezu die Frauen derselben, weil aus der Gewohnheit gleichsam ein Recht ward. Das Verhältnis Chlotars zu den beiden Schwestern Aregundis und Ingundis kann als Beispiel dieses Unwesens dienen, und die Geschichte desselben erhält durch den biblischen Stil, in welchem Gregor von Tours sie erzählt, noch eine besonders interessante Seite; denn sie erinnert uns an die Ähnlichkeit der fränkischen Sitte mit dem Charakter jener Zeit, wo die Israeliten noch die Roheit von Nomaden besaßen, und zeigt uns außerdem noch, wie mit den biblischen Ausdrücken auch die orientalische Ansicht von Königen und Priestern nach und nach Eingang finden mußte. Chlotar war mit Ingundis vermählt. Diese pries ihm einst die Schönheit ihrer Schwester Aregundis und bat ihn, derselben einen angesehenen Gemahl zu verschaffen. Chlotar, ein sehr sinnlicher Mensch, wurde dadurch von Begierde nach Aregundis entzündet, begab sich nach dem Wohnsitze derselben und nahm sie sogleich zu sich. Als er zur Ingundis zurückgekehrt war, redete er diese also an: „Ich habe mir Mühe gegeben, die Bitte zu erfüllen, die du mir so dringend ans Herz gelegt hast. Ich habe mich nach einem reichen und verständigen Mann für deine Schwester umgesehen, konnte aber keinen besseren finden, als mich selbst. Ich habe sie daher zur Frau genommen, was dir gewiß Freude machen wird.“ Ingundis aber antwortete: „Was auch dem Auge meines Herrn gefallen mag, nur möge seine Magd in seiner Gunst und Gnade bleiben!“

Die Raubsucht war bei den Franken so groß und so allgemein herrschend, daß die Könige oft wider ihren Willen genötigt wurden, die billigsten Anträge bedrohter Völker zu verwerfen, weil sie dem dringenden Verlangen der plünderungssüchtigen Menge nur ein schwaches Ansehen entgegensetzen konnten. So ward Chlotar einst, als er seinem Volke einen Kriegszug gegen die Sachsen verweigerte, durch eine förmliche Empörung dazu gezwungen, weil seine Franken durchaus rauben wollten, und erlitt von den Sachsen eine Niederlage, wie die Franken sie noch selten erlitten hatten. Das Leben der höheren fränkischen Geistlichkeit endlich, deren Stellen selten durch freie Wahl, sondern meistenteils durch die Könige oder ihre Großen vergeben wurden, weist Unsittlichkeiten der gröbsten Art auf, und die Wirkung, welche dies

auf die übrigen Klassen der Nation übte, mußte um so größer sein, als der Klerus bei den Franken ebenso, wie bei den Westgoten, von Anfang an einen Teil der Großen des Reiches bildete und schon früh Sitz und Stimme in den Reichsversammlungen hatte. Von dem Bischof Cautinus, welcher zu Chlotars Zeit lebte, berichtet Gregor von Tours, derselbe habe keine Spur von Religion und Frömmigkeit in sich gehabt und sich so betragen, daß er von allen verflucht worden sei, er sei einer der ärgsten Trunkenbolde gewesen, habe einst, um zum Besitz eines Landguts zu gelangen, einen Mordanschlag auf einen anderen Priester gemacht u. dgl. m. Ähnliche Züge der Habgier, Schwelgerei, Wollust und Hinterlist werden uns von vielen anderen Bischöfen gemeldet. Was Wunder, daß bei einer solchen Verdorbenheit der regierenden Klasse der Verfall der Sitten und die Verwirrung aller Ordnung immer mehr zunahmen! Dabei zeigt sich unter den Franken noch eine Erscheinung, welche sonst in der Regel nur den Zeiten vorbehalten ist, in denen die Bildung eine falsche Richtung genommen hat; roher Aberglaube und trotziger Unglaube fanden sich nebeneinander. Der Grund davon liegt wohl in der Unwissenheit des Volks und in den Resten des Heidentums, welche sich noch lange erhielten, obgleich schon die fromme Klothilde sich Mühe gegeben hatte, sie zu vertilgen. Übrigens möchte man bei der Betrachtung des sittlichen Zustandes der Franken seinen Glauben an eine im ganzen gleichmäßig wirkende Vorsehung dadurch bestätigt finden, daß die christliche Religion sich ungeachtet aller dieser Greuel erhielt, daß damals der Papst Gregor der Große und andere Männer, nicht, wie man oft behauptet hat, von schlauer Politik geleitet, sondern durch ein als Instinkt wirkendes Gefühl getrieben, das Christentum fester gründeten, und daß trotz der vielen Teilungen im Fränkischen Reiche die Einheit des Ganzen bestehen blieb.

Von Chlodwigs I. Söhnen hinterließen nur Theodorich und Chlotar I. Nachkommen; der einzige Sohn Theodorichs aber, Theudebert, und sein Enkel, Theudebald, starben schon früh. Nach dem Tode des letzteren wurde nicht noch eine Teilung des Erbes zwischen Chlotar und Childebert vorgenommen, sondern Chlotar nahm es ganz in Besitz, da sein Bruder doch keine Erben hatte. Childebert starb dann 558, und so wurde das ganze Reich unter Chlotar I. vereinigt. Dieser hatte noch bei Childeberts Lebzeiten Kämpfe mit Thüringern und Sachsen zu bestehen, er drang bis zur Weser vor, aber ein rechter Erfolg wurde nicht errungen. Überhaupt war Chlotar kein tüchtiger Mensch, so grausam wie man es damals nur verlangen konnte, und der Sinnenlust mehr ergeben als einer seiner Brüder. Er regierte völlig ohne Rücksicht auf die Zukunft und that nichts dafür, das äußer-

lich vereinte Reich auch nach innen fest zu verkitten. So war bei seinem Tode (561) alles in Auflösung und Unordnung begriffen. Sein Sohn vierter Ehe, Chilperich I., der sich sogleich der väterlichen Schätze bemächtigte, suchte Herr des Ganzen zu werden; er ward aber durch seine drei Brüder, Charibert I., Guntram und Siegbert I., die der dritten Ehe Chlotars entstammten, zu einer Teilung genötigt, und dies gab Veranlassung zu neuen Zwistigkeiten und Greuelthaten. Charibert starb schon 567, und sein Land ward von den anderen geteilt. Siegbert besaß seitdem Austrasien mit der Hauptstadt Metz, zu welchem Reich auch die rechtsrheinischen Gebiete, Thüringen und Alemannien gehörten; auch die Bayern, unter dem Hause der Agilolfinger, standen zu diesem Reich in einer bedingten Abhängigkeit. Chilperich von Neustrien herrschte in Soissons und später in Paris; Guntram, der in Orleans oder Chalons residierte, hatte Burgund bis an den Genfersee als seinen Anteil erhalten. Es fehlte allen dreien nicht an wissenschaftlicher Bildung, sowie denn überhaupt in Frankreich die alte Kultur durch die daselbst angesiedelten römischen Familien erhalten und durch den Handel mit dem östlichen Kaiserreich, durch Wallfahrten nach Jerusalem und durch die Studien, welche einzelne Franken in Konstantinopel machten, genährt ward. Leider verstand jedoch keiner von den drei Brüdern, aus seinen Kenntnissen den rechten Nutzen für das Leben zu ziehen, und ebensowenig trug ihre Bildung etwas zur Veredlung ihres sittlichen Charakters bei. Chilperich war der gelehrteste von ihnen; er besaß eine gute Kenntnis der lateinischen Sprache, theologische Gelehrsamkeit und einiges Talent zur Dichtkunst; er verfaßte eine Schrift über die Dreifaltigkeit, über deren Inhalt er mit Gregor von Tours einen lebhaften Wortwechsel hatte; er erfand sogar vier neue Schriftzeichen, die er jedoch vergebens einzuführen suchte. Der mildeste war unstreitig Guntram, nur war er zugleich auch einfältig, schwach und von seiner Umgebung abhängig. Siegbert war der einzige von ihnen, der den in der Merowingischen Familie gewissermaßen erblich gewordenen Hang zur Wollust in sich bändigte.

Die Zwietracht zwischen den Brüdern brach nach Chariberts Tode aufs heftigste aus und ward durch zwei Frauen nach und nach immer höher gesteigert. Diese Frauen waren Brunhilde und Fredegundis. Die erstere, eine Tochter des westgotischen Königs Athanagild, ward Siegberts Gemahlin und stand bei den Franken, welche für edle Abstammung große Achtung hatten, wegen ihrer Abkunft sowie wegen ihrer Schönheit und ihrer mitgebrachten Schätze in so großem Ansehen, daß Chilperich eine ähnliche Verbindung suchte. Er bewarb sich daher um Galswintha, die ältere Schwester der Brunhilde, und erhielt sie, nachdem er sich dazu verstanden hatte, seine Konkubinen zu entlassen.

Galswintha war jedoch kaum einige Zeit vermählt, als Chilperich eine der letzteren, Fredegundis, wieder zu sich nahm, und seine Gemahlin hinter dieselbe zurücksetzte. Darüber entstanden unaufhörliche Streitigkeiten zwischen Galswintha, Fredegundis und Chilperich. Die erstere wurde in ihrem Bett erwürgt gefunden, und man schrieb ihren Tod der herrschsüchtigen Fredegundis zu, welche Chilperich schon wenige Tage nachher für seine Gemahlin erklärte. Brunhilde, ein Weib von unversöhnlichem Charakter und von dem Gedanken der Blutrache heftig bewegt, und ihr Gemahl Siegbert waren seitdem von Rachgier gegen Fredegundis erfüllt; diese wußte sich aber gegen beide vortrefflich zu verteidigen, und so sehr man auch die Mittel, deren sie sich dabei bediente, mißbilligen muß, so kann man doch nicht umhin, ihren natürlichen Verstand und die Festigkeit ihres Charakters anzuerkennen. Sie befand sich anfangs gegen beide Feinde sehr im Nachteil, weil von den drei Brüdern gerade Siegbert am meisten Ansehen bei den Franken besaß; doch ward diesen der Stolz der Brunhilde bald unerträglicher als die Freveltaten ihrer Feindin. Fredegundis, unerschöpflich an Hilfsquellen, wußte sich, so oft auch alles verloren schien, immer zu retten; sie behauptete sich gegen alle Angriffe ihrer Gegner und fand selbst da, wo jeder andere verzweifelte, Mittel und Wege. Ihr Gemahl stand ihr weit nach; denn es fehlte ihm bei aller Bildung und Gelehrsamkeit an der Fähigkeit, die der Fredegundis in hohem Grade eigen war, jedesmal das zu thun, was für die Umstände paßte. Ihre Schlauheit und Gewandtheit ging so weit, daß sie sogar daran denken konnte, unter den Franken, welche bisher keine Abgaben gezahlt hatten, eine Art von Besteuerung einzuführen und dadurch ihrem Gemahl eine größere Macht zu verschaffen. Die Könige der Franken bezogen nämlich nur von den unterworfenen römischen Einwohnern Steuern, von ihrem eigenen Volke aber erhielten sie außer dem ihnen zukommenden Anteil an den gerichtlichen Strafgeldern bloß freiwillige Geschenke; ihre Ausgaben bestritten sie hauptsächlich von dem Ertrage der vielen Domänen, welche sie in den verschiedenen Teilen des Reiches besaßen und durch ihre Meier verwalten ließen. Hätte daher Fredegundis ihre Absicht erreicht, so würden die bedeutenden Kosten, welche dem König der Unterhalt seiner Leute veranlaßte, aus der öffentlichen Kasse bestritten worden sein; ihr Plan scheiterte aber teils an der Art, wie er ausgeführt wurde, teils an dem Widerwillen der Franken gegen jede Art von Besteuerung.

Im Kampfe der beiden Brüder und ihrer Frauen neigte sich der Dritte, Guntram, aus Haß gegen Fredegundis mehr auf die Seite Siegberts. Obgleich schwach von Verstand und ohne kriegerische Talente, hatte Guntram doch mehr Glück als jene. Er war fromm, that

viel für Kirchen und Geistliche und stand deshalb bei den letzteren sehr in Gunst, während Chilperich, der sie zu plündern suchte und ihnen durch seinen Spott, noch mehr aber durch die Einziehung fast aller Vermächtnisse an die Kirchen schadete, vom Klerus bitter gehaßt wurde; durch Gewaltthaten gegen das Bistum Tours machte er sich namentlich den Geschichtschreiber dieser Zeiten, Gregor, zum Feinde. Andererseits entfremdete sich jedoch Guntram seine Unterthanen durch Handlungen der Härte, zu denen er sich, obgleich er sonst freundlich und mild war, bei der Beschränktheit seines Geistes und der Unselbständigkeit seines Willens leicht verleiten ließ. Dieselbe Schwäche zeigte sich auch in dem Verhältnisse zu seinen Brüdern. Als er nach der Ermordung der Galswintha die Vermittelung zwischen Chilperich und Siegbert übernahm, behielt er die Gebietsstücke, welche an Brunhilde ausgeliefert werden sollten; so hatte er mit Siegbert einen Kampf zu bestehen, und der eigentliche Frevler Chilperich ging straflos aus. Dann verband er sich mit demselben gegen Chilperich, ließ den letzteren durch einen seiner Feldherren besiegen und verhalf dem Siegbert zum Besitz von Poitou. Als nachher dieser auf der rechten Seite des Rheins glücklich gestritten hatte und durch seine deutschen Völker übermächtig zu werden drohte, schloß sich Guntram an Chilperich an, löste aber aus Furcht vor Siegberts Macht diese Verbindung bald wieder auf und sah, weil er sich auch zum Vermittler nicht stark genug fühlte, ruhig mit zu, daß Chilperich aus seinem Lande vertrieben und in der Stadt Doornik eingeschlossen wurde. Die unzufriedenen Unterthanen des letzteren erkannten darauf Siegbert als ihren König an, und dieser war ganz nahe daran, Brunhildens Rache an seinem Bruder und dessen Gemahlin zu vollziehen; er ward aber gerade in demselben Augenblick, als ihn Chilperichs Franken in der Ebene von Vitry nach alter Weise auf ihre Schilde erhoben und zum König ausriefen, von zwei Sendlingen der Fredegundis mit vergifteten Messern getötet (575).

Chilperich eilte nun sogleich nach Paris, wohin sich Brunhilde begeben hatte, und nahm diese gefangen; der einzige Sohn Siegberts aber, Childebert II., damals noch ein Kind, entging ihm durch die Gewandtheit eines austrasischen Großen, der ihn glücklich nach Metz rettete, wo man ihn als Erben des väterlichen Reichs anerkannte. Brunhilde ward auf einem Landsitze Chilperichs bei Rouen gefangen gehalten. Sie fand in Merovāus (Merwich), einem Sohne Chilperichs aus erster Ehe, ihren Erretter. Dieser ward nämlich so sehr von ihr eingenommen, daß er darauf bestand, sie zu heiraten, und sich auch wirklich wider Willen und Wissen seines Vaters mit ihr vermählte. Brunhilde ward gleich nachher entweder auf das Verlangen der Großen ihres Sohnes aus der Haft entlassen, oder sie entkam durch die Flucht

zu diesem nach Metz; ihrem neuen Gemahl aber, der auf Befehl seines Vaters geschoren und zum Geistlichen gemacht worden war, verweigerten jene, als er sich später zu Brunhilde retten wollte, den Eintritt in ihr Land. Der unglückliche junge Mann ward dadurch ein Opfer des Hasses seiner Stiefmutter, die auch seine Mutter und seinen einzigen Bruder tötete: er irrte eine Zeitlang flüchtig umher, fand eine kurze Rast in der Martinskirche zu Tours, wurde jedoch zuletzt ergriffen und ließ sich, als er seinem Vater ausgeliefert werden sollte, durch die Hand eines Freundes den Tod geben.

Im Reiche Childeberts II., auf den seine Mutter Brunhilde wenig Einfluß behielt, führten die Großen das Regiment. Ihre Regierung hatte einen echt merowingischen Charakter. Childebert oder vielmehr die in seinem Namen herrschenden Großen versprachen z. B. dem byzantinischen Kaiser Mauritius für eine Summe Geldes, die er ihnen im voraus zahlte, Hilfe gegen die Langobarden in Italien; sie hielten aber nicht Wort, sondern zogen bloß, um zu rauben, dahin und kehrten dann wieder nach Hause zurück, ohne den betrogenen Kaiser auch nur einer Antwort auf seine Briefe zu würdigen. Nachher stritten sie in Verbindung mit Chilperich gegen Childeberts schwachen Oheim, Guntram, und sobald sich nur eine Gelegenheit dazu zeigte, machten sie wieder gegen Chilperich alte Rechte geltend; sie zwangen ihn z. B. bei der Ausstattung seiner Tochter Riginthis, die mit dem westgotischen Könige Reccared I. vermählt werden sollte, dieser nichts von den Gütern und Schätzen mitzugeben, welche zu dem merowingischen Familiengut gehörten und als eine Art von Fideikommiß angesehen wurden. Die Heirat kam übrigens, wie bereits oben angegeben ist, nicht zu stande, und die arme Prinzessin, welche mit einem glänzenden Gefolge von 4000 Leuten nach Spanien geführt werden sollte, hatte ein trauriges Schicksal: ihre Begleiter hausten, als sie erfuhren, daß Chilperich gestorben sei, unterwegs auf eine schändliche Weise gegen die Einwohner, überließen das schutzlose Mädchen ihrem Schicksal, nahmen von den Gütern, was ihnen gefiel, und kehrten nach Hause zurück; Riginthis aber ward von einem Herzog an der Grenze in ein Kloster gesteckt, aus dem man sie erst lange nachher zu ihrer Mutter Fredegundis zurückbrachte. Chilperich starb (584) auf der Jagd durch den Dolch eines Mörders. Es ist kaum zu bezweifeln, daß er auf Veranlassung der Fredegundis ermordet wurde, welche von ihm auf einem ehebrecherischen Verhältnisse ertappt war.

Er hinterließ einen einzigen Sohn, **Chlotar II.**, den ihm Fredegundis erst wenige Monate vor seinem Tode geboren hatte. Da die letztere bei den meisten Großen so sehr verhaßt war, daß sie gleich nach dem Tode ihres Gemahls in einer Kirche hatte Zuflucht suchen müssen,

so wäre Chlotar verloren gewesen, wenn nicht Guntram sich seiner angenommen hätte. Dieser eilte auf Fredegundens Hilfegesuch mit einem Heere nach Paris, wo Chlotar und seine Mutter sich befanden, wies Childebert, der mit seinen habgierigen Großen ebenfalls erschien, zurück, beweinte nach seiner sanften Natur seinen ermordeten Bruder, obgleich dieser sich noch kurze Zeit vorher mit jenem gegen ihn verbündet hatte, und sprach seinem Neffen das Reich Soissons zu. Er veranstaltete auch eine Untersuchung über Chilperichs Mord und muß dabei gegen Fredegundis keine deutlichen Beweise gefunden haben, da er sonst gewiß nicht, was er doch that, Patenstelle bei ihrem Sohne vertreten haben würde; freilich wurde die echte Geburt des Knaben von drei Bischöfen und 300 edlen Franken beschworen. Überdies wies er ihr ein Landgut als Wohnsitz an. Ein Aufstand, welcher kurz vorher im Süden ausgebrochen war und bald eine bedenkliche Gestalt annahm, verschaffte ihr einige Zeit nachher wieder den ganzen früheren Einfluß. Dieser Aufstand ging von einem gewissen Gundobald aus, der ein Enkel Chlodwigs I. von dessen Sohn Chlotar I, aber von seinem Vater nie anerkannt war, da er von einem Nebenweibe stammte. Gundobald hatte sich schon vor vielen Jahren, weil man ihm keinen Glauben schenkte, nach vielen Wechselfällen nach Konstantinopel geflüchtet. Hier war er als Königssohn anerkannt worden und lebte in guten Umständen, bis unzufriedene fränkische Große, an deren Spitze Guntram-Boso aus Austrasien und Herzog Mummolus aus Burgund standen, ihn bewogen, seine Ansprüche im Frankenlande geltend zu machen. Er erschien im Süden von Frankreich, wurde aber mit Mummolus zunächst von Guntram-Boso verraten und mußte sich flüchten. Nach Chilperichs Tode aber fand er großen Anhang, so daß er sich in Neustrien, Austrasien und Burgund huldigen lassen konnte. Als es nämlich damals zu einer Teilung des Erbes kommen sollte, forderten die austrasischen Gesandten neben anderem auch die Auslieferung der Fredegundis, und infolge der Weigerung Guntrams, der auch eine höchst gemeine Beschimpfung der Gesandten zugefügt wurde, indem sie vom Volke mit Mist und Kot geworfen wurden, kam es zu Irrungen. Indes gewann Guntram bald den jungen Childebert, und das brach der Empörung die Spitze ab. Mummolus und Gundobald mußten fliehen und wurden gegen die Bedingungen ihrer Übergabe ermordet (585). Übrigens hatte man sowohl Brunhilde als Fredegundis im Verdacht, daß sie den Aufstand insgeheim unterstützt hätten, und Guntram behielt immer einen Argwohn auf die erstere, obgleich er ihr später in einem 587 mit Childebert geschlossenen neuen Teilungsvertrage die Güter ihrer Schwester Galswintha zusprach. Dieser Vertrag wurde zu Andelot, zwischen Langres und Nancy, also auf der

Grenze der beiden Reiche Austrasien und Burgund, abgeschlossen. Auch ließ er auf die Nachricht, daß austrasische Gesandte einige goldene Geräte nach Spanien bringen wollten, alle Wege und Pässe besetzen, um sie aufzufangen, weil er glaubte, diese Geschenke seien für Gundobalds Kinder bestimmt, die sich in Spanien aufhielten. Als jedoch die Gesandten angehalten wurden, zeigte sich, daß sie mit ihren Geschenken an den westgotischen König Reccared geschickt waren, der sich mit einer Tochter von Brunhilde verlobt hatte, und der gerechte Guntram ließ sie ihres Weges ziehen.

Dies war einer der wenigen Fälle, wo man das Völkerrecht achtete. Nicht, als hätte es vielleicht an Gelegenheit dazu gefehlt; nein, so selten auch ein freundlicher Verkehr mit anderen Staaten war, und so wenige Spuren von fester Staatseinrichtung und eigentlicher Staatshaushaltung wir auch bei den Franken finden, so standen sie doch keineswegs außer Berührung mit der übrigen Welt. Guntram schickte z. B. mehrmals Gesandte nach Konstantinopel, und Childebert unterhielt einen steten Verkehr mit dem dortigen Hofe. Auch war die Handelsverbindung mit dem Orient nicht ganz unterbrochen; besonders trieb das alte Massilia (Marseille) noch immer einen sehr bedeutenden Handel mit Italien und dem Osten. Der Hauptgrund der Verwirrung und Unordnung bei den Franken war der Zustand der Regierung. Die Aufgabe des Herrschers bestand nicht sowohl darin, Gerechtigkeit zu üben und das Recht zu schützen, als vielmehr Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und Unrecht durch Unrecht in Schranken zu halten. Dies hing damit zusammen, daß die durch das Christentum empfangenen biblischen Begriffe vom Oberherrscher mit den nationalen Sitten und Verhältnissen der Franken im Widerspruch standen. Das Alte Testament war die einzige Quelle der Erkenntnis, Volk und König hörten in den Ausdrücken desselben predigen, sie wurden angewiesen, alle ihre Handlungen nach seinen Vorschriften einzurichten und verwechselten von Anfang an die Geschichte der Offenbarung Gottes mit der Offenbarung selbst. Die auf diese Weise eingeprägten Begriffe aber waren ebensowenig, wie das stückweise angenommene Ceremoniell des byzantinischen Hofes, mit dem Ton des fränkischen Lebens, mit der wirklichen Macht der Könige und mit den Einkünften derselben zu vereinigen. Was insbesondere die letzteren angeht, so bestand die Haupteinnahme der Herrscher in dem Ertrage der ihnen als Privatpersonen gehörenden Güter; von den Landbewohnern fränkischen Stammes erhielten sie nur freiwillige Geschenke; außerdem hatten sie zwar von den römischen Unterthanen des Reiches Steuern zu empfangen, aber die Erhebung derselben war nicht geordnet; wurde sie einmal gestört, und stockte sie kurze Zeit, so ward diese Einnahme schwer wiederhergestellt; noch dazu

hatten ganze Distrikte und Städte Steuerfreiheit erhalten, und überhaupt galt es gewissermaßen für Sünde, Abgaben zu nehmen, weil der Arme beitragen mußte. Die letztere Vorstellung wußte man besonders dem streng rechtlichen und gottesfürchtigen Guntram einzuflößen, wodurch dann habsüchtige Geistliche und gewaltthätige Große eine Freiheit von Abgaben (Immunität) und eine Unabhängigkeit erlangten, die für den Armen und Schwachen drückender ward, als es die härteste Steuer hätte sein können.

Bei Guntrams Tode (593) erbte Childebert dessen Land. Er hatte nun zwei Dritteile des Reiches in seinen Händen und suchte sogleich auch das Erbe Chlotars II., den er nie als einen Sohn Chilperichs anerkannt hatte, an sich zu reißen; allein Fredegundis, die ihren Sohn in die Schlachtreihen der Neustrier führte, regte dadurch diese zu so tapferer Gegenwehr an, daß die Austrasier mit Schimpf abziehen mußten. Wenige Jahre nachher (596) starb Childebert mit Hinterlassung von zwei minderjährigen Söhnen, Theudebert II. und Theodorich II. Unter diese ward das Austrasische Reich so geteilt, daß der erstere, der seinen Wohnsitz in Metz aufschlug, das eigentliche Austrasien und einige Striche im südlichen Frankreich erhielt, der andere aber, welcher bald in Chalons, bald in Orleans wohnte, einen Teil des ehemaligen Burgundischen Reiches und das Land zwischen der Loire und den Pyrenäen. Fredegundis beeilte sich, aus der Teilung des Austrasischen Reiches und aus der Herrschaft zweier Kinder in demselben Nutzen zu ziehen: sie besetzte schnell Paris und trieb Brunhilde, welche in ihrer Enkel Namen den Krieg führen wollte, zurück. Wie traurig die Lage des Fränkischen Reiches war, zeigt sich bei einem Blick auf dasselbe, man mag nun den Zustand im Inneren oder die auswärtigen Verhältnisse betrachten. Jene frommen und eifrigen britischen Mönche, welche damals in Gallien sich hier und da niederließen, neue Klöster stifteten, verwilderte Gegenden urbar machten und die Bewohner derselben den Landbau lehrten, fanden nicht nur ganze Landstriche verödet, sondern sie sahen auch die kirchliche Zucht und Ordnung völlig aufgelöst und die Religion selbst fast überall bis auf den Namen und die Form verschwunden. Da nun das Christentum die Hauptgrundlage war, auf welcher die Herrschaft der Franken über andere germanische Stämme beruhte, so war mit seinem Verfall auch diese gefährdet. Die Thüringer gehorchten den Franken kaum mehr, die Bayern und Alemannen hingen bloß an ihren eigenen Herzögen, bei den übrigen Stämmen in Deutschland und Austrasien aber benutzten die Großen die Abneigung der Nation gegen Brunhilde zu Willkür und Anarchie. Auch in Neustrien wollten sich die Großen nicht mehr in die königliche Oberherrschaft fügen, und von dem Ansehen,

welches Chlodwig und seine Söhne gehabt hatten, war bei den damaligen Königen kaum noch eine Spur übrig. In den fortwährenden Kriegen, welche die Merowingischen Könige unter sich führten, waren sie genötigt, ihren Vasallen immer mehr Lehngüter und Rechte zu übertragen; so schlug ihre Gier nach ausgedehnter Macht zu ihrem eigenen Schaden und zum Vorteil der Großen aus.

Brunhilde hatte nach Childeberts Tode zuerst in Austrasien unter dem Namen ihres Enkels Theudebert zu herrschen gesucht; sie ward aber bald von den Großen des Landes vertrieben und wandte sich dann mit der gleichen Absicht zu ihrem jüngeren Enkel in Burgund. Hier hatte man bald ebensowenig Ursache, mit ihrem Betragen zufrieden zu sein, weil sie, je älter sie wurde, desto eifersüchtiger auf ihr Ansehen war und kein Mittel, es zu behaupten, scheute. Viel glücklicher, als sie, war ihre Nebenbuhlerin Fredegundis; denn diese starb 597 im Genuß ihrer ganzen Macht. Sie ist uns, da sie aus Leidenschaft und Begierde die schrecklichsten Thaten beging, eine schlimmere Verbrecherin als Brunhilde, die ihr allerdings an Rachsucht und Härte gleichkam; allein Brunhilde war durch die Ermordung ihrer Schwester und ihres jungen Gemahls Siegbert von Anfang auf das furchtbarste gereizt und zeigte zudem wahre Herrschergaben. Sie widersetzte sich dem Übermute der austrasischen Großen und bemühte sich mit größerer Kraft, als irgend ein Merowingischer König, die Rechte der Lehnsherrlichkeit aufrecht zu erhalten. Sie wurde von ihrem eigenen Enkel Theudebert, der sich ganz von seiner Gemahlin und seinen Großen leiten ließ, heftig angefeindet und suchte auch ihrerseits ihm zu schaden. Dagegen verdankte Theodorich von Burgund ihren Ratschlägen, daß Chlotar nach seiner Mutter Tode die Länder, welche diese vom Reiche Childeberts abgerissen hatte, wieder herausgeben und den Burgundern, obgleich sie in ihrem Kriege mit ihm von den Austrasiern nicht unterstützt worden waren, auch die Stadt Paris abtreten mußte. Brunhilde ward jedoch darum in Burgund um nichts weniger gehaßt, und sie selbst vermehrte den Haß dadurch, daß sie sich mit Grausamkeit an ihren Feinden rächte und in die ersten Stellen des Reiches vorzugsweise Gallier einsetzte, weil diese sich natürlich besser schmiegten. Sogar die höchste Würde im Reiche, das Amt des Majordomus oder Hausmeiers, welcher neben dem Könige die Reichsangelegenheiten zu leiten hatte, ward einem Mann von römischer Abkunft erteilt. Um sich und ihren Anhängern Raum zu schaffen, ließ sie jeden, der ihr im Wege stand, umbringen. Ihre Gegner machten es ebenso, und beide Teile verfuhren dabei mit gleicher Rücksichtslosigkeit. Als z. B. Theodorich, von seiner Mutter gereizt, gegen den Willen seiner Großen den ersten Bruderkrieg begann, brachen diese mit gewaffneter Hand in des Königs

Zelt ein, um den von ihnen gehaßten Majordomus, der als Kreatur der Brunhilde den Krieg veranlaßt hatte, zu ermorden; ja ein Herzog, den ihnen Theodorich mit dem Befehle, sie davon abzuhalten, entgegenschickte, rief statt dessen den wütenden Kriegern zu, der König lasse ihnen sagen, sie sollten den Majordomus töten. Hierauf ward das Zelt in Stücke zerrissen, der verhaßte Mann gemordet und der König zur Heimkehr gezwungen. Wie konnte unter diesen Umständen ein Herrscher die Ordnung wiederherstellen und behaupten, wenn er es nicht wie ein türkischer Großsultan oder wie Peter der Große machte! So sehr übrigens Brunhilde auch den Großen verhaßt war, so würde sie doch nicht gestürzt worden sein, wenn sie nicht den Geistlichen gerechten Grund zur Beschwerde gegeben hätte. Sie bewirkte, als ihr Sohn sich mit der Tochter des westgotischen Königs Witherich vermählt hatte, die Zurücksendung dieser Prinzessin, gönnte den Leidenschaften des jungen Königs alle Freiheit und verlangte für dessen uneheliche Söhne die Thronfolge. Dies gab Mönchen und Weltgeistlichen ein Recht zu reden, und diese waren damals um so schlimmere Gegner, als kurz zuvor durch den heiligen Columbanus und andere irländische und schottische Geistliche eine wahrhaft spartanische Art von Sittenstrenge, Zucht und Trotz in den fränkischen Klöstern eingeführt und infolgedessen um die Mönche ein weit größerer Schein der Heiligkeit verbreitet worden war. Diese Leute traten gegen Brunhilde mit einem Trotze auf, der nur durch ungerechte Härte und durch Grausamkeit gedämpft werden konnte. Dadurch erhielt aber die Unzufriedenheit neue Nahrung, und es entstanden Gegenreibungen, die, in Verbindung mit dem Hasse der Großen, Brunhildens künstlich erhaltene Macht untergruben und nach einer Reihe von Jahren völlig brachen. Columban verließ, nachdem er durch seine strengen Mahnungen Brunhildens Zorn auf sich geladen, das Fränkische Reich; er begab sich in die alemannisch-rätischen Lande, wo er mit dem heiligen Gallus, dem Stifter von Sankt Gallen, vereint wirkte. Von Bregenz aus zog er später nach Oberitalien und wurde Gründer des berühmten Klosters Bobbio.

Ein friedliches Verhältnis zwischen Theudebert und Theodorich hatte übrigens nicht Bestand. Theodorich entriß seinem Bruder das Elsaß und den Thurgau, und so verbündete sich dieser (610) mit Chlotar von Neustrien, mit dem beleidigten König der Westgoten und mit den Langobarden. Dieser Bund zerfiel freilich, wie es mit weitaussehenden Bündnissen zu geschehen pflegt, bald wieder; allein der Krieg zwischen den beiden Brüdern nahm deshalb noch kein Ende. Mit Hilfe der wilden Alemannen, welche sogar von den Franken dieser Zeit als rohe, mit Mord und Brand hausende Barbaren dargestellt

werden, nahm Theudebert seinem Bruder das Elsaß weg und nötigte ihn, außerdem noch einige Striche in der Schweiz herauszugeben. Theodorich ergriff die erste Gelegenheit, um das Verlorene wieder an sich zu reißen. Er schlug Theudebert in zwei aufeinander folgenden Haupttreffen und nahm ihn gefangen (612). Er wurde gezwungen, ins Kloster zu gehen, und hier getötet. Sein Söhnchen wurde auf grausame Weise umgebracht, indem Theodorich es an einem Fels zerschmettern ließ. Daß Brunhilde dieses Unglück angestiftet habe, läßt sich nicht wohl beweisen; daß sie aber teil daran hatte, liegt ebenso klar am Tage, als andererseits aus ihrem Briefwechsel mit Papst Gregor dem Großen hervorgeht, daß sie sich früher sogar Mühe gegeben hatte, in Verbindung mit dem römischen Hof der herrschenden Roheit Schranken zu setzen, woran sie nur durch den Widerwillen ihrer Unterthanen gehindert worden war.

Theodorich, der nach seines Bruders Tode auch in Austrasien herrschte, starb kurze Zeit nachher. Brunhilde ließ sogleich einen seiner minderjährigen Söhne, Siegbert II., zum König ausrufen, weil sie unter dem Namen dieses Urenkels endlich unumschränkt gebieten zu können hoffte; allein gerade jetzt brach der allgemeine Haß gegen sie in lichte Flammen aus. Die austrasischen Großen traten, von Arnulf und Pippin geleitet, mit Chlotar von Neustrien in Verbindung, und ihrem Beispiele folgten auch die Großen von Burgund unter Warnachars Anführung. Die letzteren gaben dem heranrückenden Chlotar ihr Land preis und lieferten die ganze königliche Familie in seine Hände. Siegbert ward nebst einem seiner drei Brüder getötet; von den anderen zwei Söhnen Theodorichs rettete sich einer durch die Flucht, kam aber nachher nie wieder zum Vorschein, der andere wurde, weil Chlotar sein Taufpate war, am Leben gelassen und im Privatstande erzogen; er starb einige Jahre nachher. Über Brunhilde ward wegen unerwiesener und auch nicht zu erweisender Verbrechen ein Gericht gehalten, oder vielmehr sie wurde unter dem Scheine des Rechts der Rache Chlotars und ihrer anderen Feinde geopfert. Der König selbst klagte sie der Ermordung von zehn Gliedern der Merowingischen Familie an, und die versammelten Franken verurteilten sie ohne weitere Untersuchung zum Tode. Ihre Strafe war schrecklich. Chlotar ließ sie, nachdem sie drei Tage hintereinander gefoltert worden war, auf einem Kamele im ganzen Heere umherführen, dann an den Schweif eines wilden Pferdes binden und so zu Tode schleifen (614).

Mit dem Untergang der Brunhilde und ihrer Familie war die Einheit des Fränkischen Reiches wiederhergestellt, und alle Teile desselben standen aufs neue unter einem einzigen König; aber Selbstsucht, Gemeinheit des Sinnes und geistige Unfähigkeit blieben bei den

Herrschern erblich, und die Glieder des königlichen Hauses verfolgten einander, gleich den Pelopiden der griechischen Mythengeschichte, nach wie vor mit unversöhnlichem Hasse. Es wiederholten sich also die alten Scenen des Familienzwistes, die Kraft der Regierung ward nach innen und außen immer mehr gebrochen, die Großen erlangten eine immer größere Macht und Selbständigkeit, und sogar die Würde des Majordomus*) fing schon unter Chlotar II. an, von dem Könige unabhängig zu werden; denn nach Warnachars Tod lud Chlotar selbst die Burgunder zur Erwählung seines Nachfolgers ein. Überhaupt sank unter diesem Könige, einem schwachen, der Wollust ergebenen Manne, die Monarchie sehr. Das zeigte sich namentlich in dem Erlaß von 614, welchen man mit Recht der magna charta verglichen hat, und in dem den weltlichen wie den geistlichen Großen Zugeständnisse gemacht wurden, welche die Macht des Königtums erheblich schwächten. Er konnte sich im Elsaß nur mit dem Schwerte Gehorsam erzwingen und mußte es ungeahndet lassen, als einige Große, und unter ihnen sogar ein Bischof, den Herzog Erpo, der in der Schweiz Frieden und Ordnung zu erhalten suchte, erschlugen. Auch die Einnahmen des Reiches wurden immer mehr eingeschränkt: Chlotar opferte z. B. in seinen Unterhandlungen mit den Langobarden für 1000 Goldgulden, welche jeder von seinen drei an dieses Volk abgeschickten Großen erhielt, und für 35 000, welche auf einmal an die königliche Kasse bezahlt wurden, den jährlichen Tribut von 12 000 Goldgulden, den die Langobarden bisher entrichtet hatten.

Im Jahre 622 entschloß sich Chlotar, dem Selbständigkeitstriebe der Austrasier nachgebend, das Reich mit seinem Sohne, Dagobert I., zu teilen und diesen, damit er die Regierungskunst erlerne, als Gebieter auftreten zu lassen. Er ernannte ihn, obgleich er noch unmündig war, zum König von Austrasien. Zwar setzte er dem jungen Fürsten, der seinem Charakter und seinen Fähigkeiten nach dem Vater gleich war und gleich blieb, zwei tüchtige Große, den Majordomus Pippin von Landen und den Bischof Arnulf von Metz, zur Seite; allein er schadete dadurch nur sich selbst und seinem Sohne, indem er jenen erfahrenen Männern die Geschäfte überließ und auf diese Weise nicht

*) Der Majordomus oder Comes domus regiae war ursprünglich Aufseher der Krongüter; da nun aus denselben die Edlen, Antrustionen oder Leudes genannt, ihre Lehen erhielten, so stand er an der Spitze des Adels in Krieg und Frieden. Der König und in seinem Namen der Hausmeier stand den Adeligen als Gefolgsherr gegenüber. Je mehr allmählich der Heerbann zurücktrat, welchem vordem alle Freien zu folgen hatten, und dafür das Aufgebot der Vasallen geübt wurde, um so mehr trat der Majordomus als Führer des Adels auf, und um so bedeutender wurde jene Würde, die französisch durch Maire du Palais wiedergegeben wurde.

bloß seinen Sohn unfähig und unselbständig erhielt, sondern auch das Ansehen und die Macht der königlichen Würde untergrub. Sogar der alte Familienzwist des Merowingischen Hauses brach damals wieder zwischen Vater und Sohn aus. Dagobert ließ einen der austrasischen Großen, der bei Chlotar in besonderer Gunst stand, öffentlich umbringen, obgleich er seinem Vater feierlich versprochen hatte, denselben am Leben zu lassen. Bald nachher (625), bei Gelegenheit seiner Vermählung mit seiner Tante mütterlicherseits, verlangte er mit den Waffen in der Hand alles Land, welches früher zu Austrasien gehört hatte, und Chlotar mußte sich auf den Spruch eines Gerichtes dazu verstehen, alle Bezirke außer den südlich von der Loire liegenden herauszugeben. Nur gegen die Sachsen und Wenden sehen wir einige Male Austrasier und Neustrier vereinigt. Unter dem Namen der Wenden werden Völkerschaften des slavischen Stammes verstanden, welche zur Zeit der Völkerwanderung von Osten her vorgerückt waren und nach und nach bis nach Kärnten hin und bis zur sächsischen Saale die Länder eingenommen hatten, die von den nunmehr nach Süden und Westen gezogenen deutschen Stämmen bewohnt worden waren. Im Rücken der Wenden war das türkische Volk der Avaren von Asien her vorgedrungen, hatte das von den Langobarden verlassene Ungarn besetzt und bedrängte von da aus sowohl die Wenden, als auch die Sachsen, Thüringer und Bayern. Über den fränkischen Kriegszug gegen die Sachsen, auf welchem eine Völkerschaft der letzteren ganz ausgerottet worden sein soll, sind wir völlig im unklaren; was aber die Wenden betrifft, so ist die Nachricht merkwürdig, daß sich zwei sonst gegeneinander feindselig gesinnte deutsche Stämme, die Sachsen und Franken, zur gemeinschaftlichen Abwehr derselben verbunden haben sollen. Übrigens fühlten Chlotar und sein Sohn wohl, daß das Regieren eine schwerere Kunst sei, als das Kriegführen; beide aber fanden das Wesentliche dieser Kunst mehr in Verordnungen, als in kräftiger Ausführung des Verordneten. Sie fühlten z. B. das Wohlthätige des Handelsverkehrs, an dem es auch in jener rohen Zeit nicht fehlte; statt ihn aber zu erleichtern, belasteten sie ihn mit einer Menge von Abgaben. Sie wollten ferner die Geistlichkeit reformieren und erlaubten doch, daß die Großen für sich und ihre Söhne die Bistümer an sich rissen, und daß der Klerus immer mehr in weltliche Angelegenheiten gezogen, also auch immer mehr von seiner apostolischen Bestimmung entfernt wurde. Was konnte es daher helfen, daß Chlotar einen Befehl Guntrams erneute, nach welchem die Bischöfe des Reichs sich alle drei Jahre zu einer Synode versammeln und über die kirchlichen Angelegenheiten und Verordnungen wachen sollten! Die Geistlichen besaßen zwar am meisten Einsicht, und das Gegengewicht,

welches der durch Guntram sehr gehobene Klerus gegen die rohen und gewaltthätigen weltlichen Großen bildete, war gewiß sehr nötig und wohlthätig; aber was nützten alle Verordnungen, die Chlotar auf den Synoden beschließen und nachher als Reichsgesetze bekannt machen ließ, da es an der Kraft zur Ausführung fehlte! Mehr Wirkung mag das Gebot gehabt haben, durch welches Chlotar den alten Rechtsgebrauch wiederherstellte, daß jeder Bewohner der fränkischen Lande nur von Leuten seines Stammes gerichtet werden durfte.

3. Die Franken von Dagobert I. bis zu Pippin dem Kleinen.

Dagobert I. bemächtigte sich, als sein Vater 628 starb, auch Neustriens und Burgunds, ohne auf seinen jüngeren Bruder, Charibert II. im mindesten Rücksicht zu nehmen. Diese Ausschließung war eine große Ungerechtigkeit, weil in jenen Zeiten an eine Abfindung nachgeborener Prinzen nicht zu denken war und diesen daher nur durch Teilung des Gebiets ein anständiges Auskommen gesichert werden konnte. Auch mußte sich Dagobert, da sogleich Unruhen ausbrachen, dazu bequemen, seinem Bruder einen Teil des Reiches abzutreten. Er gab ihm Aquitanien oder das zwischen der Loire und den Pyrenäen gelegene Land nebst einem Teile der Provence. Charibert nahm den königlichen Titel an, und schlug seinen Sitz in Toulouse auf. Vergebens suchte Dagobert, als sein Bruder und dessen ältester Sohn schnell nacheinander starben, den beiden anderen noch minderjährigen Söhnen das Land zu entreißen; ein mütterlicher Oheim der letzteren nahm sich ihrer mit Nachdruck an, und Dagobert mußte nach einem verheerenden Kriege seinen Neffen einen Teil ihrer väterlichen Erbschaft zurückgeben, wobei er sich nur die Oberherrschaft und einen jährlichen Tribut vorbehielt. Sie vererbten ihr Land als Herzogtum Aquitanien auf ihre Nachkommen und wurden die Stifter eines Herrscherhauses, welches nachher mächtig und berühmt war, während die Enkel ihres herrschsüchtigen Oheims zur Ohnmacht herabsanken.

Dagobert war, wie alle Merowinger, ausschweifend und jagte die Geistlichen, welche gegen seine Sittenlosigkeit auftraten, aus dem Lande, schenkte aber dem Kloster St. Denis ungeheure Güter, damit die Mönche desselben für ihn beten möchten. Er machte sich übrigens bei der Nachwelt dadurch berühmt, daß er die auf alemannischem und gotischem Rechte ruhenden Gesetze der Bayern zum erstenmal sammeln, ordnen, neu durchsehen und ergänzen und dann als Landesgesetze verkündigen ließ. Es verhält sich mit diesen Gesetzen ebenso, wie mit den früher niedergeschriebenen salischen Gesetzen. Es waren alte, mündlich

vererbte Rechtsgewohnheiten, welche mit den nötig gewordenen Veränderungen, wobei namentlich der Einfluß des Königtums und der Kirche sich geltend machte, niedergeschrieben wurden, um als Grundlage für die richterlichen Entscheidungen zu dienen; doch behielten die ungeschriebenen Gewohnheitsgesetze auch später noch lange Zeit den Vorrang vor den geschriebenen, weil die letzteren in lateinischer Sprache abgefaßt waren und daher nur von wenigen Schöffen oder Richtern gebraucht werden konnten; selbst die gebildeteren Richter, welche lesen konnten, mußten sich dieselben durch beigeschriebene Verdeutschungen und Erläuterungen verständlich machen lassen. Man nennt diese Glossen, von welchen sich die zum salischen Gesetz bis auf unsere Tage erhalten haben, malbergische Noten, weil sie zu dem Zwecke gemacht waren, den Richtern auf dem Malberge oder der Gerichtsstätte zum Gebrauche zu dienen.

Dagobert ward 633 durch die unzufriedenen Austrasier genötigt, ihnen in der Person seines erst vier Jahre alten Sohnes, Siegbert III., einen eigenen König zu geben. Pippin von Landen, dem er diesen Sohn anvertraute, erwarb sich als Majordomus desselben die Liebe der Austrasier. Besonders bewirkte er an der Spitze des austrasischen Heeres bald, daß die Wenden ihre Feindseligkeiten einstellen mußten, und daß auch die Sachsen sich sehr friedlich zeigten. Dagobert selbst demütigte die Basken in Gascogne und die Bewohner der Bretagne, welche beide nach Unabhängigkeit strebten. Weniger vermochte er seine Macht gegenüber den Thüringern und Sachsen geltend zu machen. Diese erreichten, daß ihnen der Bodenzins erlassen wurde, zu welchem sie bisher verpflichtet waren, jene wurden unter dem kraftvollen Herzoge Radulf völlig selbständig. Beide setzten dies durch, als Dagobert ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen genötigt war. Unter ihm erwuchs nämlich für die Franken ein gefährlicher Nachbarstaat in einem großen slawischen Reiche, das von einem fränkischen Manne namens Samo (einige bezeichnen ihn auch als geborenen Slawen) begründet wurde. Derselbe befreite Böhmen und Mähren von der Slawenherrschaft, dehnte sein Gebiet bis zur Spree, dem oberen Main und dem Fuß der Karpathen aus und brachte Dagobert eine schwere Niederlage bei (630), während die thüringischen und sächsischen Truppen siegreich waren; doch bald nach seinem Tode (um 662) löste sich seine Schöpfung auf. Übrigens hatte Pippin, um das Gehässige zu mildern, welches die Majordomus-Würde wegen ihrer allzugroßen Macht an sich hatte, schon um 630, als Arnulf von Metz sich von den Geschäften zurückzog, sowohl dem Sohne desselben, Adelgisel, der zugleich sein Tochtermann war, als auch dem Bischof Kunibert von Köln Anteil an der Regierung gegeben. Pippin leitete ebenso

als erster Beamter Siegberts, wie vorher als Ratgeber Dagoberts, die Verwaltung ganz vortrefflich; er hatte aber dadurch auch schon längst den Argwohn dieses Königs erregt, der ihm sogar tückischerweise nach dem Leben trachtete. Dessenungeachtet nahm er sich des jungen Siegbert stets treulich an, und als nach Dagoberts Tode (638) dessen jüngerer Sohn, Chlodwig II., ein Stiefbruder Siegberts, Neustrien und Burgund erbte und die Mutter desselben die königlichen Schätze für ihren Sohn allein in Anspruch nahm, zwang er sie, diese mit dem austrasischen Könige zu teilen. Zum Unglück für Siegbert starb Pippin schon im nächsten Jahr, von allen Austrasiern mehr betrauert, als seit langer Zeit irgend ein König betrauert worden war. Nach seinem Tode brach unter den austrasischen Großen ein heftiger Streit darüber aus, wer die Vormundschaft über Siegbert führen sollte, ob Pippins Sohn, Grimoald, der von Kunibert unterstützt wurde, oder Otto, der Erzieher des jungen Königs; und zum Unglück entstand zu gleicher Zeit auch ein Krieg mit dem thüringischen Herzog Radulf, der mehr und mehr seine Unabhängigkeit geltend machte. Grimoald wurde anfangs zurückgesetzt, er bewies sich aber in diesem Kriege, in welchem Siegbert selbst großen Gefahren ausgesetzt war, so besorgt für dessen Wohl, daß er am Hofe bald überwiegenden Einfluß gewann. Nicht lange nachher ward Otto auf Befehl des jungen Königs, dem man dies geraten hatte, von dem alemannischen Herzog Leutharis befehdet und erschlagen, und nun herrschte Grimoald als Majordomus unumschränkt in Austrasien.

So groß übrigens die Roheit der Franken und die Schwäche ihrer Merowingischen Regenten auch war, so zeigte sich doch um jene Zeit ein Kampf des Bedürfnisses nach Zucht und Ordnung gegen die Barbarei und Wildheit, die das fränkische Volk aus der alten Heimat mitgebracht oder in der Fremde angenommen hatte. Man erkennt hierin einen stillen Fortschritt der Wirkungen, welche das Christentum und die Ansiedelung in einem gebildeten Lande hatten. Dieser Kampf zeigt sich nicht allein in den bereits erwähnten Veränderungen, welche seit Chlotar II. mit dem alten Gewohnheitsgesetz vorgenommen worden waren, sondern auch in manchen anderen Dingen. Audoën, der Kanzler oder Referendarius Chlodwigs II., gab sich große Mühe, gelehrte Geistliche zu vereinigen und Bücher zu sammeln, freilich mit unsicherem Erfolg, da beim Mangel feststehender Bildungsanstalten dies alles vom Zufall und von einzelnen Persönlichkeiten abhing. Ebenderselbe Mann unterstützte den durch sein Talent für Metallarbeiten und andere Künste ausgezeichneten heiligen Eligius. Dieser selbst aber erregte nicht bloß durch seine in Gold und Edelsteinen ausgeführten Kunstwerke Bewunderung, sondern er bekehrte auch die heidnischen

Friesenstämme, welche damals noch in einigen Gegenden von Belgien wohnten, so daß sie nun mit dem Heidentum auch einen großen Teil ihrer Roheit ablegten, sich allmählich in Dörfer und Städte vereinigten und die sumpfigen Wälder jenes Landes urbar machten. Auch in anderen Teilen des Reiches entstanden durch die Mönche solche Veränderungen, und manches Kloster wandelte sich nach und nach in eine Stadt um. Es wurden in diesem Jahrhundert sogar die abgelegensten Thäler und Bergschluchten von den Mönchen angebaut, wie z. B. Disentis in Graubünden, Maurmünster im Elsaß, das Münsterthal im Jura, die Gegend von Salzburg wie das Thal des Flusses Agout in Languedoc, von dessen Mönchen es heißt: „Sie erbauten sich dort drei Hütten von Waldbäumen, Erde und Blättern und brachten ihre Zeit mit Beten, Fasten, Wachen und Arbeiten zu.“ Gallus gründete in einer Wildnis am Flüßchen Steinach, die ihm Graf Talto schenkte, seine berühmte Abtei (614); schon im 6. Jahrhundert hatte der von der Legende verherrlichte Irländer Fridolin dem Christentum eine Stätte bereitet. Unter den Nachfolgern Dagoberts aber kamen Glaubensboten in das bayrische Land; unter ihnen wirkte vor allen der heilige Emmeran (um 650). Sie fanden bereits ein christliches Volk vor, so sehr aber war doch noch das Leben von heidnischen Gebräuchen entstellt und namentlich die Verbindung mit Rom gelockert, daß Emmeran, statt zu den Avaren zu reisen, lieber unter den Bayern predigte. Er wurde dabei vom Herzog Theodo unterstützt, der in Regensburg (Regina castra, später Radaspona) residierte, einer Stadt, die, wie Emmerans frommer Biograph bemerkt, noch aus den Römerzeiten Häuser und Mauern von Quadersteinen hatte. So sehr übrigens damals auch das Volk der Franken sich einem besseren Zustande näherte, so erlosch doch das Geschlecht der Merowinger, ehe das Reich die Blüte der Kultur erreicht hatte. Die Merowinger selbst waren zügellos und wild und hinterließen die Herrschaft meistens Kindern, die nicht selbst regieren konnten. Ihre Erbgüter gerieten nach und nach in die Hände der Geistlichen, welche mit wenigen Ausnahmen vorzugsweise auf Erweiterung ihrer Besitzungen und ihres Einflusses bedacht waren; und wenn dadurch einerseits auch der Anbau des Landes gewann, so ward doch andererseits zugleich die königliche Macht immer mehr untergraben und geschwächt. Unter den Geistlichen aber nahm der Verfall der Zucht in demselben Grade zu, in welchem ihr Stand ihnen zu größerem Reichtum und Ansehen verhalf. Die Volksversammlung hatte fast nur noch die Wahl der Könige zu vollziehen oder zu bestätigen. Endlich geriet auch der Heerbann und mit ihm die Waffenübung der kleinen Allodbesitzer in Abnahme; das Gefolge der Großen blieb das einzige immer zum Krieg bereite Heer. Dies gab den letzteren eine zu-

nehmend größere Bedeutung, und es war daher ganz natürlich, daß um jene Zeit einzelne durch Reichtum und Macht hervorragende herzogliche Familien die Hauptrollen in der Geschichte des Reiches spielten.

Unter diesen Familien ist keine für das Schicksal der Franken bedeutender geworden, als die des Bischofs Arnulf von Metz, dessen Sohn, Adelgisel, eine Schwester Grimoalds heiratete und Pippin von Heristall zum Sohn, Karl Martell zum Enkel, Pippin den Kleinen zum Urenkel hatte; denn dem zuletzt genannten Sprößlinge Arnulfs gelang das, was Grimoald vergebens versucht hatte. Dieser hoffte nämlich die Merowinger vom Throne verdrängen und seine eigenen Nachkommen an ihre Stelle setzen zu können. Er suchte daher, als Siegbert III. in einem Alter von 27 Jahren starb (656), die Austrasier durch sein Vorgeben zu täuschen, daß der verstorbene König den Sohn Grimoalds, Childebert, zu seinem Nachfolger ernannt habe. Dies konnte ihm jedoch unmöglich gelingen, weil Siegbert nicht nur selbst einen Sohn hinterließ, sondern auch bei seinem jugendlichen Alter niemals Bestimmungen über die Nachfolge getroffen hatte. Auch waren die Franken noch allzusehr gewohnt, die Vorstellung der Heiligkeit an ihre Königsfamilie und an deren erbliches Recht zu knüpfen, als daß sie die gewaltthätige Verdrängung des Merowingischen Hauses ruhig ertragen hätten. Grimoald ließ gleich nach Siegberts Tod seinen eigenen Sohn zum König von Austrasien ausrufen, den jungen Sohn Siegberts aber, Dagobert II., schickte er nach Irland, wo derselbe den Mönchen eines Klosters zur Erziehung übergeben wurde. Diesem Thronraube folgte die Strafe augenblicklich. Die Austrasier erhoben sich schon nach wenigen Monaten gegen den herrschsüchtigen Majordomus, nahmen ihn gefangen und lieferten ihn dem König Chlodwig II. von Neustrien aus, der ihn sogleich hinrichten ließ; sein Sohn hatte wahrscheinlich das nämliche Schicksal. Chlodwig II. vereinigte hierauf die fränkischen Länder unter seiner Herrschaft; Grimoalds Familie aber blieb, obgleich sie eine Zeitlang von der Verwaltung verdrängt war, dessenungeachtet bei den Austrasiern in großem Ansehen. Seine Schwester Gertraud, welche dem von ihrer Mutter gestifteten Kloster Nivelles vorstand, galt schon bei ihren Lebzeiten für eine Heilige; seine andere Schwester, Begga, war, wie oben erwähnt, mit Adelgisel, dem Sohne des durch seinen Einfluß und seine Heiligkeit gleich mächtigen und berühmten Bischofs Arnulf vermählt, und Adelgisels Bruder, Klodulf, hatte nach seines Vaters Tode das wichtige Bistum Metz erhalten.

Chlodwig II. starb bald nach Grimoalds Sturz (656) und fast zugleich mit ihm auch sein Majordomus Erchinoald, dem er die Regierungsgeschäfte ganz überlassen hatte. Unter dem Namen seines ältesten Sohnes, Chlotars III., herrschte dann die Mutter desselben,

Balthildis. Diese Frau war von Geburt eine Angelsächsin und als Sklavin an Erchinoald verkauft worden, bei welchem sie Chlodwig kennen gelernt hatte. Nach seinem Tode leitete sie unter dem Beistand der Bischöfe die Verwaltung des Reiches und machte sich durch einige menschenfreundliche Verordnungen um dasselbe sehr verdient; sie suchte die bei der Besetzung geistlicher Stellen herrschend gewordenen Mißbräuche abzustellen, beschränkte den Sklavenhandel, welcher damals von den Juden betrieben wurde, und verminderte die von den römischen Einwohnern des Reichs zu zahlenden Steuern, welche zuletzt so drückend geworden waren, daß viele aus Mangel ihre eigenen Kinder umbrachten. Der Graf Ebroin, den sie um 656 durch die neustrischen und burgundischen Großen zum Majordomus dieser Länder erwählen ließ, trachtete auch nach der Leitung der Verwaltung in Austrasien, fand aber dort Widerstand, wahrscheinlich weil die Austrasier den in Irland lebenden rechtmäßigen Erben ihres Reiches zum König verlangten. Er schlug daher einen anderen Weg ein; er gewann Siegberts Witwe, Himmichildis, verlobte eine Tochter derselben mit Childerich II., einem jüngeren Bruder Chlotars III., ließ diesen in Austrasien zum König ausrufen und erreichte so seinen Zweck, obgleich Wulfhald den Titel eines Majordomus von Austrasien führte. Hierauf nötigte er Balthildis, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Er war nun Gebieter in allen drei fränkischen Reichen zugleich, erregte aber durch sein willkürliches Verfahren in Neustrien und Burgund große Unzufriedenheit und büßte auch in Austrasien seinen Einfluß ein, als Childerich herangewachsen war und einen Vormund nicht länger über sich duldete. Die Aufregung gegen ihn ward in Neustrien und besonders in Burgund bald so groß, daß er allen Burgundern verbieten mußte, ohne besondere Erlaubnis bei Hofe zu erscheinen. Diese Unzufriedenheit stieg aufs höchste, als Ebroin bei Chlotars III. Tode (670) den jüngsten Bruder desselben, Theodorich III., zum Herrscher ernannte und dabei gegen einen Gebrauch verstieß, welcher bei der vermehrten Macht der großen Güterbesitzer nicht mehr, wie früher, eine bloße Förmlichkeit war: er unterließ es nämlich, den Thronfolger einem alten Herkommen gemäß durch die Versammlung der Großen als König anerkennen und ausrufen zu lassen. Dies gab den Neustriern und Burgundern einen erwünschten Vorwand zum Aufruhr, der vom Bischof Leodegar von Autun geleitet wurde; sie verhafteten Ebroin und Theodorich und ernannten Childerich II. von Austrasien zum König, so daß dieser wieder einmal das gesamte Frankreich unter seiner Herrschaft vereinigte. Ebroin erhielt dadurch, daß er einige Bischöfe bestach, die Erlaubnis, sich in ein Kloster zurückzuziehen, und Theodorich wurde

zwar der langen Haare beraubt und in das Kloster St. Denis gebracht, aber nicht zum Mönche gemacht.

Ebroins Sturz war der Anfang einer Erschütterung, die das Reich in große Not brachte. Dieses Unglück wäre vielleicht abgewendet worden, wenn der heilige Leodegar, der am Hofe Childerichs den größten Einfluß erhielt, sich in seiner Stellung zu behaupten gewußt hätte; er ward aber dem ausschweifenden König durch seine moralische Strenge und besonders dadurch, daß er eine kanonisch verbotene Ehe desselben tadelte, bald so lästig, daß dieser ihn in ein Kloster stecken ließ. Kaum war Leodegar vom Hofe vertrieben, als der König ermordet wurde. Childerich hatte sich nämlich durch seine Willkür allgemein verhaßt gemacht, und als er eines Tages einen vornehmen Franken auf schimpfliche Weise mißhandeln ließ, erschlug ihn dieser in Verbindung mit einigen anderen Großen (673). Sein Majordomus rettete sich nach Austrasien und bewirkte, daß man Siegberts III. Sohn, Dagobert II., aus Irland zurückrief und zum König ernannte. In Neustrien und Burgund hatten unterdessen Childerichs Mörder Theodorich III. als König eingesetzt; auch Ebroin und der heilige Leodegar waren aus ihrem Kloster hervorgekommen, und der erstere ließ einen angeblichen Sohn Chlotars III., Chlodwig, zum König ausrufen, während der letztere sich für Theodorich erklärte und einer seiner Kreaturen, dem Sohne Erchinoalds, Leudes, die Würde eines Majordomus verschaffte. Ebroin erhielt jedoch bald die Oberhand über Leodegar; er überfiel und mordete Leudes, bemächtigte sich der Person Theodorichs, gab dann seinen Chlodwig auf, ließ sich von jenem zu seinem Majordomus ernennen und wütete wie ein reißendes Tier gegen Freunde und Feinde. Auch Leodegar fiel in seine Gewalt und wurde auf grausame Weise umgebracht. Die von Ebroin Verfolgten retteten sich größtenteils nach Aquitanien, wo die Nachkommen Chariberts II. während der ewigen Feindseligkeiten der anderen Merowinger, deren Vasallen sie hätten sein sollen, unabhängige Herzöge geworden waren und ihr Gebiet fortwährend erweiterten. Zwischen Theodorich III. oder vielmehr seinem Majordomus Ebroin und dem König Dagobert II. von Austrasien war beständig Krieg, und die Grenzländer ihrer beiden Reiche wurden dabei schrecklich verheert. Auf einem dieser Feldzüge verlor Dagobert nebst seinem Sohne das Leben (678); die Austrasier setzten aber, um ihres Königs Tod, den sie nicht hatten verhindern können, zu rächen, den Krieg auch nachher fort und ernannten den Sohn Klodulfs von Metz, Martin, sowie Adelgisels Sohn, Pippin, den man nach einem seiner Güter Pippin von Heristall zu nennen pflegt, zu Anführern. Sie erlitten jedoch eine blutige Niederlage, und Martin, welchen Ebroin durch falsche Schwüre an sich lockte, ward mit seinem

Gefolge ermordet. Jetzt schien Ebroin alles, was seiner Herrschsucht im Wege stand, besiegt zu haben und seine Macht mit leichter Mühe auch über Austrasien ausbreiten zu können, das damals keinen König hatte; er fiel aber bald nachher durch dieselben Künste, die er so oft gegen andere geübt hatte. Ermanfried, ein vornehmer Franke, dem er das Vermögen geraubt hatte und, wie es heißt, auch das Leben nehmen wollte, erschlug ihn hinterlistigerweise im königlichen Palaste (681). Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß Pippin um diesen Mord wußte, da Ermanfried sich nach Austrasien flüchtete und von ihm beschenkt ward.

Die Neustrier erwählten sich zwar einen neuen Majordomus, Waratto, der den Pippin gegen eine jährliche Abgabe als Herzog in Austrasien anerkannte; Waratto hatte aber weder die Kraft, noch die teuflische Schlauheit seines Vorgängers. Er konnte sich sogar gegen seinen eigenen Sohn nur durch Pippins Beistand behaupten. Dies gab dem letzteren auch in Neustrien großes Ansehen, und als es nach Warattos Tode unter dessen Schwiegersohne, dem neuen Majordomus, Berthar, zum Kriege kam, konnte Pippin auf einen Anhang in Neustrien sicher rechnen. Bei Testri an der Somme, in der Nähe von St. Quentin, trafen die Austrasier unter Pippins Führung auf die Neustrier; es erfolgte eine blutige Schlacht, welche lange zweifelhaft blieb, bis endlich die ersteren einen entscheidenden Sieg errangen (687). Pippin zerstreute das neustrische Heer, verfolgte den fliehenden König Theodorich und nahm ihn in Paris gefangen. Er ließ ihm seine königliche Würde, behielt ihn aber unter genauer Aufsicht. Ebensowenig setzte er den Majordomus Berthar ab, doch geriet dieser naturgemäß in Abhängigkeit von ihm, und der Einfluß Pippins auf Neustrien wurde vollendet, indem nach Berthars Tode dessen Witwe mit Pippins Sohne Drogo vermählt wurde. Denn wenn auch dieser nicht die Stellung des Majordomus erhielt, so war doch eine enge Verbindung mit der mächtigsten Familie Neustriens hergestellt. Die Herrschaft der alten fränkischen Königsfamilie war auf diese Weise eigentlich vernichtet, und wenn man den Berichten der Freunde des Pippinischen Hauses glauben wollte, so wären die Merowinger von jetzt an bloße Landjunker gewesen, die den Namen zu den Befehlen ihrer Majordomus geliehen, sich selbst aber nur mit Landwirtschaft und Jagd abgegeben hätten. Dies ist jedoch nur ganz im allgemeinen und bloß insoweit, als es die täglichen Beschäftigungen der Könige angeht, richtig; denn wir finden auch nachher noch, daß die Könige, wiewohl sie unter der Leitung ihrer Hausmeier standen, einzelne Regentenhandlungen selbst verrichteten, und erst die letzten Merowinger führten in der That bloß den Namen der Könige. Jedenfalls wußte Pippin seit der Schlacht bei Testri sein Ansehen statt

des königlichen geltend zu machen, und seine Nachkommen, die man nach dem berühmtesten derselben, Karl dem Großen, die Karolinger nennt, behaupteten sich nicht allein im Besitze der höchsten Reichswürde und der königlichen Macht, sondern sie traten auch 38 Jahre nach Pippins Tode völlig an die Stelle der entthronten Merowinger.

Leicht war es übrigens für Pippin nicht, sich in der errungenen Stellung zu behaupten, da ihm die Alemannen und die Aquitanier den Gehorsam verweigerten und zugleich die an der Nordsee wohnenden Friesen unter ihrem tapfern Führer Ratbod die fränkischen Grenzländer bedrohten. Doch wurde ein erträgliches Verhältnis geschaffen, indem Pippins Sohn Grimoald mit Ratbods Tochter vermählt wurde. Die Alemannen waren, obgleich sie teils von Pippin selbst, teils von anderen fränkischen Großen beständig bekriegt wurden, nicht zu bezwingen; auch die aquitanischen Herzöge blieben unabhängig; die Friesen dagegen nötigte Pippin, wenn auch nicht zur Taufe, doch wenigstens zu einem Tribut. Als Glaubensboten hatten bisher unter den heidnischen Völkern Deutschlands vorzugsweise Iren und andere Männer britischen Stammes zu wirken gesucht; sie waren groß durch aufrichtigen Eifer, Frömmigkeit und strenge Zucht. An Weltklugheit aber und deshalb auch an Erfolg wurden sie von den angelsächsischen Missionären, die bald ihren Spuren folgten, bei weitem übertroffen; zudem schlossen sich die letzteren meist bedingungslos an Rom an, da sie die Notwendigkeit eines Mittelpunktes für die Christenheit erkannten. Unter ihnen sind Lebuin, Wilfried und vor allen Winfried (Bonifatius) die berühmtesten. Sie waren bei den Friesen und Sachsen auch dadurch im Vorteil, daß diese ihre angelsächsische Mundart verstanden, während z. B. Gallus in den Alpenthälern lateinisch predigte und eines Erklärers bedurfte. Gleichwohl setzten die Friesen den Bekehrungsversuchen den hartnäckigsten Widerstand entgegen, und nur mit großer Mühe und Gefahr gelang es jenen frommen Männern, einen kleinen Teil von ihnen zu taufen. Man erzählt von Ratbod eine Geschichte, welche zwar, wie die meisten Anekdoten, erfunden ist, aber den Geist dieses Widerstrebens auf eine treffende Weise bezeichnet. Ratbod hatte sich, heißt es, endlich entschlossen, ein Christ zu werden, und stand bereits, um sich vom Bischof Wulfram von Sens, den ihm Karl Martell zugesandt hatte, taufen zu lassen, mit dem Fuße im Wasser, als ihm zu fragen einfiel, wo denn seine heidnischen Vorfahren nach dem Tode hingekommen seien? Als Wulfram ihm antwortete, diese wären, wie die Heiden insgesamt, in der Hölle, sprang er sogleich aus der Taufwanne und rief: „Wo so viele tapfere Männer sind, da will ich lieber auch sein!“ (717). Freilich betrachtete Ratbod, wie die meisten seiner Landsleute, das aus

dem Frankenlande gebrachte Christentum als verderblich für die altheimische Freiheit.

Pippin war übrigens in betreff der Herrschaft über die Franken seiner Sache so gewiß, daß er die Leitung der Regierung in Neustrien einem anderen, der freilich dem Range nach unter ihm stand, überlassen konnte, und erst nach dessen Tode seinen eigenen Sohn Grimoald in diese Stelle einsetzte. Auch beschloß er schon lange vor seinem Ende, das Reich, als wenn es sein wäre, unter seine beiden Söhne, Drogo und Grimoald, zu teilen. Der erstere sollte in Austrasien, der letztere in Neustrien Majordomus werden. Beide waren die Söhne der bayrischen Prinzessin Plectrudis, der rechtmäßigen Gemahlin Pippins. Er hatte aber noch zwei Nebensöhne, Karl Martell und Hildebrand, von welchen der erstere damals bereits erwachsen, der andere aber erst wenige Jahre alt war. Diese überging Pippin auch dann, als Drogo und Grimoald noch vor ihm starben. Er ließ sich nämlich von Plectrudis bewegen, ihren Enkel Theodoald zu seinem Nachfolger zu ernennen, obgleich dieser noch ein Kind war und als unehelicher Sohn Grimoalds weniger rechtmäßige Ansprüche hatte, als Karl und Hildebrand. Pippin starb noch in dem nämlichen Jahre, in welchem er diese Verfügung getroffen hatte (714).

Plectrudis übernahm zum Verdrusse vieler Austrasier die Regierung im Namen ihres Enkels und ließ sogleich Karl Martell zu Köln ins Gefängnis werfen. Die Neustrier benutzten diese Verhältnisse, um sich der Herrschaft eines austrasischen Majordomus ganz zu entziehen; sie griffen zu den Waffen, schlugen das Heer der Plectrudis, deren Enkel bald nachher starb, setzten einen Mann aus ihrer Mitte, den Raginfried, zu ihrem Majordomus ein und erhoben beim Tode ihres Königs einen Geistlichen, der vielleicht nicht einmal ein Merowinger war und fast ein halbes Jahrhundert im Kloster lebte, als angeblichen Sohn Childerichs II. unter dem Namen Chilperich II. auf den neustrischen Thron. Raginfried verband sich darauf mit den heidnischen Friesen und ihrem furchtbaren Fürsten Ratbod, brach in Austrasien ein und zwang Plectrudis, seinen Rückzug durch Geld zu erkaufen. Unterdessen war Karl Martell seiner Haft entronnen und hatte sich an die Spitze des größeren unzufriedenen Teiles der Austrasier gestellt. Er ward zwar in dem Kampfe mit den Friesen geschlagen, machte aber einen glücklichen Überfall auf die heimkehrenden neustrischen Truppen, besiegte sie dann in einem Treffen und verfolgte sie bis nach Paris (717.) Statt diesen Vorteil zur völligen Unterwerfung der Neustrier zu benutzen, wandte er sich hierauf gegen seine Stiefmutter, gegen welche sich auch schon in Köln, ihrem Wohnsitze, die Stimme des Volkes erklärt hatte, und zwang sie, nach Bayern zurückzukehren, nachdem sie

ihm, den die Austrasier längst schon als ihren Herzog anerkannt hatten, die Schätze seines Vaters ausgeliefert hatte. Zugleich ließ er einen Unbekannten, den er für einen Merowingischen Prinzen ausgab und Chlotar IV. nannte, zum König ausrufen. Ein räuberischer Einfall der Sachsen hinderte ihn, sogleich wieder gegen die Neustrier zu Felde zu ziehen, deren Majordomus Raginfried den Herzog Eudo von Aquitanien zu Hilfe gerufen hatte. Als aber Karl die Sachsen bis an die Weser zurückgetrieben und ihre Verheerungen in den Rheingegenden durch Verwüstungen in ihrem eigenen Lande bestraft hatte, eilte er, die verbündeten Neustrier und Aquitanier zu überwältigen. Er brachte ihnen (718) bei Soissons eine so schwere Niederlage bei, daß Raginfried und sein König endlich ganz Neustrien preisgeben und sich nach Aquitanien flüchten mußten (719). Karl ließ sich dann auch in Neustrien und Burgund als Majordomus anerkennen und trat mit dem Herzog Eudo und seinen beiden Schützlingen in Unterhandlungen. Es ward ein Übereinkommen getroffen, nach welchem Eudo von Karl als Herzog von Aquitanien anerkannt wurde, der neustrische König Chilperich II. aber seine Schätze an Karl auslieferte, nach Neustrien zurückkehrte und dort unter dem Titel eines Königs in einer Art von freier Haft lebte; Karl war nunmehr anerkannter alleiniger Majordomus. Raginfried war ohne Unterstützung anderer unfähig zu weiterem Widerstande; wohl erhob er sich noch ab und zu in den dreizehn Jahren, die er noch lebte, aber ernstlicher Gefahren hatte sich Karl von ihm nicht mehr zu versehen. Als Chilperich 720 starb, ließ Karl ein Kind, Dagoberts III. Sohn, Theodorich IV., zum König ausrufen. In den nächsten zehn Jahren führte Karl Martell mit den östlichen Grenznachbarn Kriege. Die Beschreibung dieser Züge gehört jedoch nicht in die allgemeine Geschichte; es mag die Bemerkung genügen, daß er die Sachsen und Friesen zum zweitenmale züchtigte, die Bayern zur Ruhe zwang und die Alemannen nicht allein mehrmals schlug, sondern auch wieder zu der Heeresfolge nötigte, die sie früher geleistet hatten. Überhaupt mußte er bis zu seinem Tode fast jedes Jahr gegen diese Völker zu Felde ziehen; denn Leute, die nichts zu verlieren hatten, waren nicht so leicht unterdrückt.

Im Jahre 731, als Karl Martell nicht allein die ganze Macht des Fränkischen Reiches in seiner Hand vereinigt, sondern auch die an der östlichen Grenze wohnenden Völkerschaften mit Erfolg und Ruhm bekriegt hatte, faßten die Mohammedaner in Spanien den Entschluß, mit ihrer gesamten Kriegsmacht über die Pyrenäen vorzudringen. Bei dieser Gelegenheit ist fast nicht zu verkennen, daß sie nach einem bestimmten Gang der Dinge an Karl den Mann finden sollten, der ihren Fortschritten in Europa eine Grenze setze. Hätten sie ihren Haupt-

angriff auf das Fränkische Reich nur wenige Jahre früher unternommen, so würden sie dasselbe bei seiner völligen Zerrüttung wahrscheinlich ebenso leicht, wie früher das westgotische Reich in Spanien, über den Haufen geworfen haben. Von 720 an aber, wo sie zum erstenmal über die Pyrenäen zogen, bis 731, wo der mohammedanische Statthalter von Spanien, Abd er Rahman, die ganze streitbare Mannschaft seiner Provinz gegen Karl Martell führte, bestanden ihre Kriege mit den Franken glücklicherweise nur in Streifzügen, und sie unternahmen dieselben in so geringer Zahl, daß nicht allein die Macht des aquitanischen Herzogs Eudo hinreichte, um ihre Eroberungssucht zu vereiteln, sondern daß dieser sie im Jahre 721 sogar mit großem Verlust zurücktreiben konnte, freilich sie im Besitze von Narbonne belassen mußte. Erst als Karl durch glückliche Kriege mit den Friesen, Sachsen, Alemannen und Bayern sein Ansehen befestigt und seinen Namen furchtbar gemacht hatte, richteten sie ihre ganze Macht gegen die Franken. Sie selbst erleichterten diesen aber den Kampf dadurch, daß sie zu derselben Zeit den Herzog Eudo nötigten, sich dem von ihm gehaßten Karl Martell in die Arme zu werfen, der ihnen infolgedessen mit der gesamten Kraft der Fränkischen Nation entgegentreten konnte. Eudo hatte nämlich, um der Unterwerfung unter den fränkischen Majordomus zu entgehen, einige Zeit vorher einen schimpflichen Frieden mit den Mohammedanern geschlossen und seine aus Merowingischem Blute entsprossene Tochter in den Harem eines ihrer Unterstatthalter geliefert. Doch war dies erzwungene friedliche Verhältnis nicht von Dauer: Eudos Schwiegersohn kam in den Spanien fortwährend durchtobenden Unruhen um. Als hierauf der Statthalter des Kalifen, Abd er Rahman, in Aquitanien eindrang und bis Bordeaux vorrückte, konnte ihm Eudo, welcher erst ein Jahr zuvor von Karl Martell geschlagen worden war, nur unbedeutende Streitkräfte entgegensetzen; er mußte nach dem Verlust einer Schlacht sein Herzogtum der Plünderung der Mohammedaner preisgeben und mit dem Rest seines Heeres bei Karl Schutz und Hilfe suchen. Dieser zog den ungeheuren Scharen der Feinde mit der gesamten Reichsmacht entgegen, traf zwischen Tours und Poitiers auf sie und erfocht (Oktober 732) einen so vollständigen Sieg, daß der größte Teil des mohammedanischen Heeres auf der Walstatt blieb und die übrigen nach Spanien zurückkehren mußten. Karl erhielt von diesem Siege seinen Beinamen Martell, d. i. der Hammer. Der schleunige Rückzug der Mohammedaner, die Nachricht von einem neuen Einbruch der Friesen in das Fränkische Reich, besonders aber die Beschaffenheit seines eigenen Heeres hinderten Karl, die fliehenden Feinde zu verfolgen. Seine Truppen bestanden nämlich diesmal nicht aus Söldnern und aus Leuten des sogenannten könig

lichen Gefolges, sondern aus dem Heerbann oder aus den durch allgemeines Aufgebot vereinigten freien Männern des Reichs; über diese konnte er aber nicht so verfügen, wie über jene, die ihrem Führer in Hoffnung auf Raub und Güterausteilungen überallhin folgten. Obwohl Karl nicht vorzugsweise kirchlich gesinnt war und namentlich die römische Geistlichkeit ihm nicht besonders wohlwollte, hat er doch durch den großen Sieg bei Tours und Poitiers die Vorstellung von der Verdienstlichkeit eines Kampfes gegen die Ungläubigen seinen Zeitgenossen mächtig eingeprägt; eine Vorstellung, die sich in späteren Zeiten zum Ideal eines christlichen Rittertums erhöhte. Die Mohammedaner auf ihrem Rückzuge verheerten übrigens die Gegenden, durch welche sie kamen, aufs grausamste und erschienen schon nach zwei Jahren wieder auf fränkischem Boden. Karl überließ die Sorge, sie zurückzutreiben, dem Herzog Eudo, mit dem er sich ausgesöhnt hatte, und den die Sache freilich auch zunächst berührte; er selbst zog gegen die Friesen.

Diese Völkerschaft ward, wie die Bayern, die Alemannen und die Sachsen, von Karl mehrere Jahre nacheinander schrecklich heimgesucht; er war aber nicht im stande, sie auch nur der Form nach zu unterwerfen, bis er sie im Jahre 737 von der Seeseite her angriff. Er besiegte den Herzog Poppo, der als Vormund von Ratbods Söhnen die Friesen anführte, in einer blutigen Schlacht, in welcher der Herzog fiel, und verheerte das Land mit Feuer und Schwert. Dadurch und durch die allmähliche Einführung des Christentums wurden die Friesen endlich zur Ruhe und Unterwerfung gebracht; jedoch trugen die britischen und namentlich die angelsächsischen Mönche, welche ihre Bekehrungsversuche mit unglaublichem Eifer und mit einer wahrhaft heldenmütigen Ausdauer betrieben, dazu mindestens ebensoviel bei, als Karls Tapferkeit und Gewandtheit. Während übrigens auf diese Weise das Christentum und die Herrschaft der Franken immer weiter ausgebreitet und befestigt wurden, nahmen im Innern des Reiches Unwissenheit und Roheit zu. Man wird dieses leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß die Franken fast ohne Unterbrechung zugleich mit den von Natur heftigen und durch ihren Glauben fanatischen Arabern und mit den heidnischen und roh kräftigen Barbaren der östlichen Grenzländer zu kämpfen hatten. Karl selbst beförderte die Ausartung der Sitten dadurch, daß er viele seiner Krieger, um sie vermittelst seiner Kirchengüter belohnen zu können, zu Äbten oder Bischöfen ernannte, und daß er nicht wenige Geistliche durch die Furcht, ihrer Ämter und Pfründen beraubt zu werden, veranlaßte, mit in den Krieg zu ziehen. Die Ausbreitung des Christentums jedoch, namentlich bei den deutschen Nachbarvölkern im Nordosten, fand bei ihm kräftigen Schutz.

Die Kriege mit den Mohammedanern gaben dem mächtigen Majordomus den ersten Anlaß, sich statt eines Stellvertreters der Merowinger als Selbstherrscher zu zeigen und an der Rhone, Garonne und Loire Fürsten einzusetzen, welche seine eigenen, nicht merowingische Vasallen waren. Die Mohammedaner machten nämlich, nachdem der erste Zug, den sie zur Rache für ihre bei Poitiers erlittene Niederlage unternommen hatten, mißglückt war, einen neuen Zug und griffen Eudos beide Söhne, Hunold und Hatto, an, welche nach ihres Vaters Tode (735) das Herzogtum Aquitanien geteilt hatten. Diese waren indes durch die Geschicke ihres Vaters nicht klug geworden, sondern meinten, stark genug zu sein, Karl Widerstand zu leisten. Um sich die Sache zu erleichtern, fanden sie es für gut, die Araber in ihr Land zu rufen, von der Überzeugung durchdrungen, daß diese sich auch sonst einfinden würden und ihnen dann sehr schädlich werden könnten, während sie ihnen als Bundesgenossen nützen würden. Aber Karl schlug die Brüder völlig und wurde auch nach mehreren Kämpfen der Araber Herr, nur Narbonne, vor dessen Mauern der entscheidende Sieg über dieselben erfochten war, konnte nicht dauernd ihnen entrissen werden. Noch einmal (739) versuchten die Araber in der Provence sich festzusetzen, aber das schnelle Erscheinen von Karls Bruder Hildebrand, mehr noch die Kunde, daß der Langobardenkönig Luitprand seine Hilfe zugesagt hatte, hinderte sie an der Ausführung ihrer Absichten. Zu gleicher Zeit rief der Bischof von Rom Karl dringend zu Hilfe gegen die Langobarden, weil die Päpste schon seit längerer Zeit von diesen bedrängt wurden und die griechischen Kaiser ihnen nicht mehr helfen konnten und oft auch nicht wollten. Karl blieb jedoch mit dem Langobardenkönig Luitprand so befreundet, daß er ihm nach altgermanischer Sitte seine Söhne zusandte, damit Luitprand ihnen das jugendliche Lockenhaar abschneide; ein Brauch, durch welchen der Knabe zum waffenfähigen Manne geweiht wurde. Er knüpfte zwar auch durch eine feierliche Gesandtschaft nach Rom und durch Geschenke eine Verbindung mit dem päpstlichen Stuhle an, zog aber keinen Nutzen daraus, da der Tod ihn gerade während dieser Unterhandlungen ereilte (741). So kam es, daß man später von dem Retter der abendländischen Christenheit erzählte, ein Mönch habe ihn in Traumgesichten angeschaut, wie er von höllischem Feuer gepeinigt worden sei.

Als Karl Martell starb, war von einem Merowingischen Könige schon nicht mehr die Rede. Karl hatte bereits vier Jahre vorher, als Theodorich IV. gestorben war, keinen neuen König ernennen lassen und hatte auch jetzt, ohne auf die noch übrigen Sprößlinge des alten Herrscherhauses Rücksicht zu nehmen, das Reich unter seine drei Söhne, Karlmann, Pippin den Kleinen und Gripho geteilt. Der letztere

war ein Stiefbruder der beiden anderen und der Sohn einer Bayerin, welche Karl als Gefangene aus dem Kriege mitgebracht und zur Frau genommen hatte. Karlmann und Pippin beraubten ihn gleich nach des Vaters Tode seines Erbteils, schickten seine Mutter Swanehilde in ein Kloster und setzten ihn selbst gefangen. Er wurde später von Pippin wieder freigegeben und mit Gütern belehnt, ging aber, um sich sein Recht mit den Waffen zu erkämpfen, zu den Sachsen und, als diese von Pippin besiegt worden waren, zu den Bayern, ward nach der Unterwerfung derselben von neuem gefangen, freigelassen und mit Gütern begabt, entfloh dann noch einmal und wandte sich zum Herzog Waifar von Aquitanien, einem Sohne Hunolds. Als er bei diesem nicht genug Unterstützung fand, reiste er nach Italien, um bei den Langobarden Schutz und Hilfe zu suchen, ward aber unterwegs von Pippins Leuten erschlagen.

Karlmann und Pippin teilten nach der Verdrängung ihres Stiefbruders das väterliche Reich so unter sich, daß der erstere Austrasien, der letztere Neustrien und Burgund erhielt. Sie hatten gleich anfangs einen Krieg zu führen, weil die Bayern den eingetretenen Regierungswechsel zu benutzen suchten, um sich mit Hilfe der Sachsen und Alemannen von der ihnen durch Karl Martell auferlegten Verpflichtung zum fränkischen Kriegsdienste loszumachen. Auch hatte sich eine leibliche Schwester Pippins und Karlmanns, Hiltrudis, bereden lassen, wider den Willen ihrer beiden Brüder den Herzog der Bayern, Odilo, zu heiraten. Ehe die beiden Fürsten in diesen Krieg zogen, suchten sie ihre Herrschaft bei den Franken dadurch sicher zu stellen, daß sie einen Merowinger, Chilperichs II. Sohn, Childerich III., aus dem Kloster hervorzogen und zum König ausrufen ließen (743). Gegen die Bayern führten sie den Heerbann der fränkischen Nation ins Feld, weil Odilo sich am Lech verschanzt und teils durch Wall und Graben, teils durch Moräste so gedeckt hatte, daß er den Haustruppen und Söldnern der beiden Majordomen wohl hätte Trotz bieten können. Nun aber geriet der Herzog der Bayern in Schrecken. Er suchte sogleich um Frieden nach, Pippin und Karlmann wiesen aber alle Unterhandlungen zurück, drangen durch eine Furt in Odilos Lager, schlugen ihn völlig und trieben ihn bis an den Inn. Einem päpstlichen Gesandten, welcher durch Odilo zur Vermittelung bewogen worden war, und der die beiden fränkischen Fürsten am Tage vor dem entscheidenden Treffen im Namen des Apostels Petrus und seines Nachfolgers drohend vom Kampfe abgemahnt hatte, erklärte Pippin nach dem Sieg etwas spöttisch, der Ausgang des Kampfes beweise, daß Gott die Sache der Franken gerecht gefunden habe, und daß daher der Gesandte des Papstes unmöglich im Namen Petri und des heiligen Vaters gesprochen haben könne. Die

Franken durchzogen 52 Tage lang plündernd und verwüstend das Land der Bayern, bis sie durch die Empörung der aquitanischen Herzöge Hunold und Hatto zur Rückkehr gezwungen wurden. Diese waren von Pippin und Karlmann schon vorher mit einem verheerenden Zuge heimgesucht worden, weil sie sich als Vasallen nur an Karl Martells Person gebunden geglaubt und daher dessen Söhne nicht als ihre Herren anerkannt hatten. Sie waren nachher mit Odilo in Verbindung getreten und während des Krieges mit demselben in das Land der Franken eingebrochen. Karlmann und Pippin hatten jedoch kaum ihre Truppen gegen sie geführt, als die Herzöge sich durch eine Niederlage zur Huldigung genötigt sahen. Sie gerieten bald nachher untereinander selbst in Zwist, und Hunold bemächtigte sich, nachdem er seinen Bruder hatte blenden lassen, des ganzen Herzogtums. Er zog sich gleich darauf in ein Kloster zurück und übergab die Herrschaft seinem Sohne Waifar. Ein Einfall der Sachsen rief die beiden Karolinger wieder nach dem Osten, und kaum hatten sie diese zurückgeschlagen, so forderte die unersättliche Streitsucht des Herzogs der Alemannen, Theobald, ihre Gegenwart im Elsaß und in Schwaben. So hatten sie bis zum Jahre 746 ununterbrochen Krieg zu führen.

Diese ewigen Kriege, besonders aber die Grausamkeit, mit welcher der letzte Friedensbruch der Alemannen gerächt wurde, waren, wie es heißt, dem Gemüte Karlmanns zuwider, weil ihm die Natur einen minder blutgierigen Sinn verliehen hatte, als seinen Verwandten. Schon früher hatte er sich an kirchlichen Dingen beteiligt und regelmäßige Synoden veranstaltet, auf welchen unter anderem den Klerikern Mummenschanz und Falkenjagd untersagt und strenge Verbote gegen jeden heidnischen Brauch erlassen wurden. Im Jahre 747 aber dankte er förmlich zu Gunsten seines Sohnes Drogo ab und zog sich in ein Kloster zurück. Drogo scheint einige Zeit in dem Erbe des Vaters regiert zu haben, verschwindet aber nachher aus der Geschichte; Pippin, welcher seitdem in den Geschichtsbüchern stets als Herrscher des ganzen Fränkischen Reiches angeführt wird, beseitigte ihn wohl auf die eine oder die andere Art. Karlmann lebte übrigens anfangs auf dem Berg Soracte bei Rom, wo er sich vom Papste zum Priester hatte weihen lassen, begab sich aber nachher in das Stammkloster der Benediktiner auf dem Monte Cassino, weil der häufige Besuch pilgernder Franken durch die seiner früheren Würde dargebrachten Huldigungen seinem demütigen Sinne beschwerlich fiel. Sein Abt schickte ihn später in Angelegenheiten des langobardischen Königs als Unterhändler an Pippin, und auf dieser Reise starb er in der Stadt Vienne (754). Pippin hatte unterdessen von neuem mit den Sachsen, Bayern und Alemannen zu kämpfen gehabt und im Inneren des Reiches durch das Bestreben, der

Kirche wieder zu ihren Gütern zu verhelfen, die zerrüttete Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten wiederherzustellen wenigstens versucht. Er glaubte sich endlich genug Verdienste um das Reich und die Kirche erworben zu haben, um als Vergeltung die königliche Würde fordern zu können. Überdies hatten er und sein Vater unter den Franken eine so große Furcht verbreitet und so viele Kreaturen ihres Hauses durch Vergebung von Gütern mächtig gemacht, daß er mit Sicherheit wagen konnte, zu der Macht eines Königs auch den königlichen Namen hinzuzufügen. Dies mußte ihm um so leichter gelingen, als das Interesse der christlichen Lehre und der Vorteil ihrer Diener, besonders des Papstes selbst, mit dem seinigen zusammentrafen. Im Jahre 751 ließ er durch zwei Geistliche beim Papst Zacharias anfragen, ob es dem Willen Gottes gemäß sei, daß der, welcher unthätig zu Hause sitze, König heiße, oder ob dieser Name nicht vielmehr demjenigen gebühre, der die Sorgen und Beschwerden der Regierung trage. Hiermit übertrug er die Entscheidung über die wichtigste Staatsfrage der kirchlichen Autorität. Der Papst, welcher schon längst durch die Langobarden bedrängt war und von einer Verbindung mit dem mächtigen fränkischen Herrscher für sich und die Kirche die größten Vorteile hoffte, gab die von Pippin gewünschte und erwartete Antwort: „es scheine ihm besser und nützlicher, daß derjenige, welcher die Regierungsmacht besitze, auch König genannt werde und wirklich sei, als derjenige, welcher fälschlich König heiße." Pippin legte darauf die päpstliche Erklärung einer nach Soissons berufenen Nationalversammlung der Franken vor, und diese setzte, wie gleichfalls vorauszusehen war, Childerich III. ab und übertrug sein Recht auf Pippin (752). Der gestürzte König wurde des Haupthaares beraubt und verschwand mit den übrigen Merowingern im Kloster. Nach dem Grundsatze, daß der Statthalter Christi noch mehr sei, als der Hohepriester der Juden, bei denen einst Samuel das Recht Sauls auf David übertragen hatte, bestätigte und heiligte die Kirche und zwar wahrscheinlich der zu Soissons anwesende Bonifatius in Person den Beschluß des fränkischen Volks im Namen des Papstes; Pippin wurde mit seiner Gemahlin Bertrada geweiht und gesalbt; doch scheint auch nach altertümlich deutscher Weise seine Erhebung auf den Schild stattgefunden zu haben. Von dieser Zeit an findet sich der Ausdruck „Dei gratia" (von Gottes Gnaden) als Beifügung zum Titel des weltlichen Herrschers, während ihn anfangs nur Bischöfe geführt hatten. Dieser Ausdruck, dem zuerst ein demütiger Sinn beiwohnen sollte, erhielt in weit späteren monarchischen Zeiten die Bedeutung eines unveräußerlichen Herrschertums, das keiner vertragsmäßigen Anerkennung bedürftig sei. Übrigens würde man sich von dem Verfahren der Franken eine unrichtige Vorstellung machen, wenn man

glaubte, daß es hauptsächlich die Rücksicht auf den Papst gewesen wäre, die sie bei ihrem Beschlusse geleitet hätte; die Erklärung, welche der Papst gab, hatte in den Augen der Franken ebensowenig eine große Bedeutung, als die Einsegnung des neuen Königs; sie selbst waren im Gegenteil von jeher gewohnt, nach dem Papste nicht im mindesten zu fragen, sobald es sich um ihren eigenen Vorteil handelte.

Da die Familie der Karolinger sich bereits unter Pippins Vater und Großvater im Besitze der Herrschaft befestigt hatte, so würde die Annahme des königlichen Titels an und für sich selbst eine bloße Form gewesen sein; sie erhielt aber durch die damit zusammenhängende nähere Verbindung zwischen Rom und den Franken und durch den aus dieser Verbindung hervorgegangenen Krieg der letzteren mit den Langobarden, welche gerade damals Rom zu erobern und Herren von ganz Italien zu werden suchten, eine weltgeschichtliche Bedeutung. Dies macht es nötig, vor der weiteren Darstellung von Pippins Regierung den Blick auf die Geschichte Italiens und der römischen Bischöfe zu richten.

4. Italien vom Einbruche der Langobarden bis auf Pippin den Kleinen und Geschichte des letzteren seit der Annahme des königlichen Titels.

Das Reich, welches die Langobarden unter Alboin jenseit der Alpen gegründet hatten, erstreckte sich über den größten Teil von Ober- und Mittelitalien und begriff bald nachher auch das vom Hauptland getrennte Spoleto und das Herzogtum Benevent in Unteritalien in sich. Die Truppen des griechischen Kaisers hatten sich aber im Besitz der Seestädte und vieler Orte im Gebirge behauptet. Es wäre deshalb leicht gewesen, den Langobarden einen Teil ihrer Eroberung zu entreißen und den unglücklichen Italienern, welche von diesem halbwilden und noch dazu arianischen Volke sehr mißhandelt wurden, durch Hilfe gegen dasselbe einen Ersatz dafür zu gewähren, daß ihr Land durch die Vernichtung der Ostgoten einer neuen Verheerung preisgegeben worden war. Allein die bereits früher angegebenen Verhältnisse des Griechischen Reiches verhinderten dies. Die Italiener hatten daher, obgleich die Griechen im Besitz der Seestädte blieben, ein trauriges Los. Ein kleiner Teil von ihnen wanderte aus; die übrigen aber wurden entweder Leibeigene, oder sie gaben ein Drittel vom Ertrage ihrer Felder den unter ihnen angesiedelten Langobarden, oder sie traten diesen den größten Teil ihrer Güter ab und entrichteten noch dazu von dem Reste jene Abgabe. Erst spät machten die langobardischen Könige zu Gunsten der Italiener gesetzliche Bestimmungen, wie sie von den Ostgoten gleich anfangs gemacht worden waren. In diesen traurigen Zeiten

trat ein Papst auf, der durch strenge Sitten, durch Frömmigkeit, durch Staatsklugheit, Menschenkenntnis und Erfahrung in den Geschäften der Welt, ja, so wollte es der Geist der Zeit, sogar durch Aberglauben und frommen Betrug das Ansehen des römischen Bischofs so sehr hob, daß er allein Trost der Gedrückten, Schutz und Stütze der Landeseinwohner gegen die Barbaren und Mittelpunkt ihrer Verbindung mit den Griechen sein konnte. Dieser Mann war Gregorius I. oder der Große, ein Sprößling des altrömischen Patriziergeschlechts der Anicier und zuerst Präfekt der Stadt Rom, in welcher er sieben Klöster stiftete und aus seinem eigenen Vermögen ausstattete, dann selbst Mönch, bald nachher bevollmächtigter Gesandter des Papstes Pelagius I. in Konstantinopel, wo er die Staatsgeschäfte und ihren Gang vollständig kennen lernte, und vom Jahre 590 an bis zum Jahre 604 römischer Bischof und Papst. Nach jeder Seite hin wirkte er in aufrichtigem Eifer für die Ausbreitung des Christentums und insbesondere des römischen Ansehens. Er war es, der noch vor seiner Erhebung zum päpstlichen Stuhl die ersten Schritte that, christliche Glaubensboten zu den Angelsachsen zu senden; er nahm den König der Westgoten in Spanien, Reccared, in die katholische Gemeinschaft auf; er förderte wohl den Reliquiendienst, erklärte sich jedoch gegen die Bilderverehrung und vertrat die Rechte des Stuhles von Rom gegen Konstantinopel mit größerer Heftigkeit, als ihm sonst eigen war. Er hat durch seinen Einfluß auf manche Kirchenlehre, durch seine Bemühungen für den äußeren Gottesdienst, besonders für die Kirchenmusik, auch in der Geschichte der christlichen Kirche und ihres Gottesdienstes eine große Bedeutung erhalten. Gregor war keineswegs, wie man ihm vorwirft, ein Gegner der Wissenschaft und der Büchersammlungen; wohl aber fürchtete er von dem belletristischen und grammatischen Betrieb des Wissens eine Verweltlichung desselben. Von ihm rührt der Ausdruck her, es sei unwürdig, die Aussprüche des himmlischen Orakels unter die Regeln des Donat*) zu beugen.

Noch ehe Gregor Papst wurde, hatten die Langobarden, deren Reich sich damals in viele kleine Staaten aufzulösen drohte, die Nachteile des Mangels an innerer Verbindung empfunden und aufs neue einen König gewählt (584). Die Wahl war auf Klephs Sohn, Autharis, gefallen, der, wenn anders nicht vielleicht alte Dichtungen den überlieferten Erzählungen zu Grunde liegen, bei der Werbung um seine

---

*) Der Grammatiker Älius Donatus aus dem 4. Jahrhundert genoß im Mittelalter ein fast kanonisches Ansehen; Dante giebt ihm, als dem Vertreter der Sprache der Römischen Monarchie, einen Ehrenplatz im Sternenhimmel; der „Donat" war unter allen Büchern das erste, das durch Holzschnitt vervielfältigt wurde.

nachherige Gemahlin als ein Mann von Kraft, Artigkeit und zartem Gefühl erscheint. Paul Warnefried, der zu Karls des Großen Zeit lebende Geschichtschreiber der Langobarden, berichtet nämlich folgendes von ihm. Autharis wählte Theudelinde, die Tochter des bayrischen Herzogs Garibald, zur Gemahlin und warb als vorgeblicher Gesandter des Langobardenkönigs persönlich um ihre Hand. Er erhielt die gewünschte Zusage, gab sich aber dessenungeachtet nicht zu erkennen, sondern bat nur, Theudelinde sehen zu dürfen, damit er seinem Herrn ihre Schönheit preisen könne. Theudelinde erschien darauf, und als sie ihm auf seine Bitte einen Becher Wein reichte, drückte er bei der Rückgabe desselben leise ihre Hand und berührte, ohne daß es jemand gewahr wurde, ihr Angesicht. Theudelinde erkannte daran errötend ihren künftigen Gemahl, denn kein anderer würde solches zu thun gewagt haben. Den Übrigen gab sich Autharis erst an der Grenze des bayrischen Landes zu erkennen; hier schlug er nämlich, als die ihn begleitenden Bayern von ihm Abschied nahmen, seine Streitaxt mit einem Schlage tief in einen Baum, indem er ausrief: „Solche Hiebe pflegt der König der Langobarden zu thun!"

Autharis legte sich zuerst unter den Langobarden den Beinamen Flavius bei, den auch mehrere westgotische Könige führten, und der an die schönen Zeiten des römischen Kaisertums unter Vespasian und Titus erinnern sollte. Er regierte mit Ernst und Nachdruck, und seine Gemahlin gewann einen solchen Einfluß auf die langobardischen Herzöge, daß diese bei seinem Tode (590) die Krone dem Mann ihrer Wahl zu überlassen erklärten. Theudelinde schenkte sie mit ihrer Hand dem Agilulf, einem Großen des Landes. Die Königin war streng athanasianisch oder rechtgläubig, obgleich sie in ihrer Heimat vom Christentum nur wenig mochte erfahren haben, da wir das Heidentum in diesem Lande noch ein Jahrhundert später vielverbreitet finden. Sie war sogar noch rechtgläubiger, als Papst Gregor der Große; denn sie verwarf die Bischöfe, welche die Beschlüsse des großen Justinianeischen Konzils von 553 anerkannten, und ließ sich durch Gregor, mit dem sie in Briefwechsel stand, und der ihren allzu großen Eifer zu mäßigen suchte, nicht davon abbringen. Dagegen baute sie an demselben Orte, wo einst Theoderich der Große einen Palast gehabt hatte, in dem bei Mailand gelegenen Städtchen Monza, eine prächtige Kirche, welche später oft genannt wird. Dieser Kirche soll sie die so berühmt gewordene eiserne Krone der Langobarden, welche zwar von Gold war, aber inwendig einen, angeblich aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedeten, eisernen Ring hatte (ein Geschenk des Papstes) übergeben haben; auch sonst weist der Kirchenschatz von Monza noch heute merkwürdige Erinnerungen an Theudelinde auf. Agilulf hatte mit den

Griechen, mit den Franken und sogar mit dem Papste Gregor, mit welchem seine Gemahlin einen vertrauten Briefwechsel unterhielt, unaufhörliche Streitigkeiten und ließ eine Schar Avaren nach der andern in sein Reich kommen, um seine an und für sich nicht zahlreichen und durch die Kriege noch mehr verminderten Langobarden zu verstärken. Der gute Papst Gregor ward von Agilulf mehrmals in der damals fast ganz verödeten Stadt Rom bedroht. Er geriet noch dazu mit dem griechischen Kaiser in Streit, weil dieser für den Patriarchen von Konstantinopel den Titel eines ökumenischen oder allgemeinen Bischofs forderte, welchen Gregor ihm um so weniger zugestehen konnte, da er selbst sich diesen Titel verbat und sich statt dessen „Knecht der Knechte Gottes" nannte. Seine Frömmigkeit mißleitete ihn zuweilen; so z. B., als er von einer bedeutenden Summe Geld, die ihm für die Armen geschickt worden war, die eine Hälfte zur Loskaufung von Gefangenen bestimmte, die andere aber zum Besten der 3000 Nonnen verwandte, welche damals in Rom lebten und ihren Mitmenschen lieber durch Gebet, als durch Arbeit nützen wollten.

Agilulf griff nicht nur die Stadt Rom mehrmals an, sondern er erpreßte auch von dem griechischen Kaiser Jahrgelder. Die Macht der Langobarden nahm also unter ihm sehr zu und wurde für Italien immer drohender. Zum Unglück waren auch die damaligen griechischen Kaiser Mauritius, Phokas und Heraklius zu sehr mit anderen Kriegen beschäftigt, als daß sie für die Verteidigung des Westens hätten Sorge tragen können. Freilich beachtete man damals nicht, daß Städte wie Venedig, Amalfi, Genua, die von der Landseite sehr schwer angreifbar sind, bei der völligen Vernachlässigung des Seewesens seitens der Langobarden nie von ihnen würden beherrscht werden können, und daß dieser Umstand der Dauer ihres Regiments sehr schädlich war. Es sammelten sich dort Flüchtlinge, und hier bildeten sich zuerst freie Gemeindeverfassungen. Außerdem waren die fortwährenden Erhebungen der langobardischen Großen für das Gedeihen des Reiches sehr bedenklich. Agilulf hinterließ, als er 615 starb, das Reich seinem Sohne Adelwald, der unter dem Einfluß seiner rechtgläubigen Mutter Theudelinde stand und folglich anfangs den arianischen Langobarden als Gegner ihrer Sekte verhaßt und als Verhinderer der Raubzüge in das griechische Italien lästig war. Nach dem Tode seiner Mutter wurde er von ihnen als Tyrann angefeindet und bald darauf durch Gift aus dem Wege geräumt (625). Die Großen erhoben seinen Schwager, Ariwald, unter dessen Führung sie ihn gestürzt hatten, auf den Thron. Unter Ariwald und namentlich unter seinem Nachfolger, Rotharis (636—652), scheint sich zuerst der Einfluß des wärmeren Klimas, der milderen Lebensweise und des steten Verkehrs

mit Menschen, die in der Entwickelung der bürgerlichen Verhältnisse weit vorgeschritten waren, bei den Langobarden wirksam gezeigt zu haben; denn sie fühlten damals dasselbe Bedürfnis, welches auch die Westgoten, Burgunder, Franken und Bayern zu einer gewissen Zeit empfanden: sie suchten in ihre inneren Angelegenheiten dadurch mehr Ordnung und Festigkeit zu bringen, daß sie die Rechtsgewohnheiten, die ihnen seit alter Zeit zur Richtschnur dienten, in Verbindung mit dem, was sie von den Gesetzen der Unterworfenen allmählich angenommen hatten, niederschreiben ließen.

Diese erste Aufzeichnung der langobardischen Gesetze ward durch Rotharis vorgenommen und fand im achten Jahr seiner Regierung (644) statt. Rotharis scheint dabei die vorsichtige Bestimmung, welche auch im alten Rom bei den Edikten der Prätoren gegolten hatte, beigefügt zu haben, daß seine Nachfolger das von ihm bekannt gemachte Gesetz verändern könnten und möchten; dies geschah auch in der That. Unter ihm wurden die italienischen Seestädte von Luna bis zur fränkischen Grenze unterworfen. Nach dem Tode des Rotharis und seines Sohnes wurde Aribert, ein Neffe der Theudelinde, auf den Thron erhoben, der erste römisch-katholische König der Langobarden. Seine Söhne wurden von dem mächtigen Herzog von Benevent, Grimoald, getötet oder vertrieben; dieser (662—671) machte als König wichtige Veränderungen an Rotharis' Gesetzen, und zwar unter bloßer Zuziehung der Richter seines Volkes; die folgenden wurden in den großen Versammlungen aller freien Männer getroffen. Am meisten scheint Luitprand, Sohn des Königs Ansprand (714—744), sich Mühe gegeben zu haben, das Langobardische Reich, welches er durch Tapferkeit hob und erweiterte, durch Gesetze fest zu gründen. Seine neuen Verordnungen enthalten teils genauere Bestimmungen des bürgerlichen Rechtes, das in Rotharis Gesetzen unvollkommen geblieben war, teils Zusätze, welche die fortschreitende Kultur nötig machte, teils endlich Formen für gerichtliche Handlungen. Nachher vermehrten Rachis (744—749) und Aistulf (749—756) das Gesetzbuch noch um einige Kapitel. Wenn übrigens der erstere dabei die Todesstrafe auch auf das Ausforschen und Ausplaudern königlicher Geheimnisse ausdehnte, so ist das für keinen Fortschritt zu achten; wohl aber, daß, als durch eine falsche Vorstellung von Heiligkeit das Mönchswesen sich im Langobardenlande ungemein ausgebreitet hatte, Aistulfs Sorgfalt den Ansprüchen der Klöster, Kirchen und Geistlichen rechtliche Schranken zu setzen suchte. Auf diese Weise entstand unter den Langobarden nach und nach ein Gesetzbuch, welches, neben dem von vielen Municipalstädten und selbst von einzelnen Personen beibehaltenen römischen Recht, sich in Italien noch jahrhundertelang erhielt; denn es blieb selbst

dann noch bestehen, als das Langobardenreich unterging, ja, es galt vor Gericht sogar noch in den Zeiten, wo das burgundische, fränkische und bayrische Recht schon längst nur noch den Geschichtsforschern bekannt war. Daß in diesem Gesetzbuch das bürgerliche Recht und das Strafgesetz voneinander nicht getrennt waren, darf uns bei dem Charakter jener Völker und Zeiten nicht befremden. Ebensowenig wird man es auffallend finden, daß mit Ausnahme der Staatsverbrechen, auf welche die Todesstrafe gesetzt war, jedes Vergehen mit Geld und Geldeswert gebüßt wurde; denn man hätte, wenn dieser altgermanische Grundsatz mit römischen Rechtsbegriffen vertauscht worden wäre, jeden Augenblick die angesehensten Leute töten oder vielmehr bekriegen und endlich, wie einst zu Drakos Zeit in Athen, jede andere Strafe unterlassen müssen. Die Geldbuße, welche stets von der Gegenpartei und dem Fiskus geteilt wurde, betrug höchstens 900 Schillinge. Soviel war auf die Tötung eines freien Mannes gesetzt, während dagegen selbst der geschickteste, zu Haus- und Dienstgeschäften gebrauchte Unfreie nur 50 Schillinge wert erachtet war: ein Unterschied zwischen Mensch und Mensch und ein mit der größten Freiheit verbundener Zustand tiefster Erniedrigung, der dem Herzen wehe thut. Übrigens war selbst die schwerste körperliche Verletzung niedriger angeschlagen, als die geringste Beraubung. Die soeben angeführte Strafe des Mordes traf auch das Verbrechen der Entführung und der Gewaltthätigkeit gegen Frauen; denn die Keuschheit galt nach den alten germanischen Sitten und Begriffen, die sich in Italien freilich änderten, dem Leben gleich.

So roh übrigens die Langobarden in der früheren Zeit waren, so nahmen sie doch in Italien bald mildere Sitten an. Dies würde sogar noch in höherem Grade stattgefunden haben, wenn der Thron in einer und derselben Familie erblich gewesen wäre; denn der häufige Übergang der Königswürde von einer Familie zur anderen raubte dem langobardischen König einen Teil der Anhänglichkeit, welche sonst die germanischen Völker gegen angestammte Herrscher zeigten, und erschwerte die Erhaltung der Ruhe und Ordnung. Sehr auffallend und aus dem Bedürfnis der Langobarden, sich durch fremde Abenteurer zu verstärken, entsprungen war bei ihnen die Stellung der aus anderen Ländern hergeflüchteten Leute ohne Eigentum, welche in dem späteren deutschen Recht Wildfänge und bei den Sachsen Biesterfreie hießen. Diese Leute galten den Sachsen für durchaus rechtlos und konnten bei ihnen nicht einmal eine rechtmäßige Ehe schließen. Bei den Langobarden dagegen hatten sie, obgleich freilich nur dann, wenn sie im Kriege zu gebrauchen waren, gleiches Recht mit den anderen Freien; auch durften sie ihre Güter ihren Kindern überlassen, und einzelne von ihnen er-

hielten später, so sonderbar dies uns auch vorkommen mag, durch Verdienste sogar das Recht, dessen die Franken, Alemannen und Bayern im Langobardenlande aus nachbarschaftlicher Freundlichkeit, unterworfene römische Städte aber infolge eines herkömmlichen Gebrauches genossen, nämlich nach ihren eigenen heimatlichen Gesetzen leben zu dürfen. Doch konnten sie im Fall der Kinderlosigkeit nicht ohne Erlaubnis des Königs über ihre Güter verfügen. Ein anderer charakteristischer Zug der langobardischen Gesetzgebung bestand darin, daß die Hexerei, welche in den salischen Gesetzen ganz ernsthaft behandelt wird, im langobardischen Gesetz als etwas Ungereimtes hingestellt und die Tötung einer Hexe als eine Mordthat angesehen ist. Auch in Rücksicht des Zweikampfs, welcher in Ermangelung eines anderen gerichtlichen Beweises bei allen germanischen Völkern als Gottesurteil gebräuchlich war, zeigte Luitprand Grundsätze, die im übrigen Europa erst viele Jahrhunderte später Geltung gewannen und den Völkern oder vielmehr ihren Großen nur mit Mühe einleuchtend gemacht werden konnten. Er behielt nämlich zwar den gerichtlichen Zweikampf bei, setzte aber seinem Gesetze darüber folgende Worte bei: „Wir sind über das dabei stattfindende Urteil Gottes in Zweifel und haben gehört, daß viele infolge des Zweikampfs ihre Sache ohne gerechten Grund verlieren; aber, weil derselbe unter den Langobarden als ein altes Herkommen gesetzlich eingeführt ist, so können wir ihn nicht verbieten".

Über die Einzelheiten der langobardischen Geschichte genügen einige Bemerkungen. Nicht wenige von den langobardischen Königen wurden gewaltsam gestürzt und durch andere Große auf dem Thron ersetzt.*) Dies schwächte das Ansehen und die Kraft der Herrscher und machte es ihnen unmöglich, zu dem schon seit Alboins Zeit vorgesteckten Ziele, der Herrschaft über ganz Italien, zu gelangen, so tapfer und unternehmend auch einzelne Könige waren. Dazu kam die heikle Stellung des Papstes zu dem Reiche. Er war kirchlich das

*) Reihenfolge: 572 Kleph; 574 bis 584 Vielherrschaft unabhängiger Herzöge; 584 Autharis, Sohn des Kleph; 590 Agilulf, zweiter Gemahl der Theudelinde; 615 Adelwald, Agilulfs Sohn; 625 Ariwald; 636 Rothari; 652 dessen Sohn Rodoald; 653 Aribert, Neffe der Theudelinde; 661 dessen Söhne Godebert und Berthari; ersterer wird von Grimoald getötet, Berthari flieht zu den Avaren. 662 Grimoald von Benevent; 672 Berthari, aus der Verbannung heimberufen; 690 dessen Sohn Kunibert, der sich gegen Alachis von Trident behauptet; 703 dessen minderjähriger Sohn Liutbert unter der Leitung des Herzogs Ansprand. 704 Aribert, Usurpator; Liutbert wird getötet und Ansprand vertrieben. 712 kehrt Ansprand zurück, Aribert ertrinkt auf der Flucht im Tessin; Ansprand besteigt den Thron, ihm folgt 714 sein Sohn Liutprand; 744 Hildebrand; Rachis; 749 des letzteren Bruder Aistulf; 756 Desiderius.

Oberhaupt des Landes, politisch aber stand er dem Gedeihen desselben durchaus feindlich gegenüber. Rachis unterwarf Genua und alle anderen Städte der ligurischen Küste. Nachher ruhte der Krieg mit den byzantinischen Kaisern und den römischen Bischöfen längere Zeit, wozu wahrscheinlich auch der Umstand viel beitrug, daß manche langobardischen Könige rechtgläubig waren, und daß der katholische Glaube nach und nach bei den Langobarden überhaupt Eingang fand. Erst Luitprand begann den Krieg von neuem mit großem Nachdruck. Er benutzte den heftigen Zwiespalt zwischen den griechischen Kaisern und den römischen Päpsten, welcher dadurch entstanden war, daß die ersteren in ihrem Reiche die Bilderverehrung gewaltsam abzuschaffen suchten. Er eroberte die Stadt Ravenna, den Sitz des griechischen Exarchen oder Statthalters, ohne sie jedoch behaupten zu können, und brachte die Päpste Gregor II. und Gregor III. in eine so bedenkliche Lage, daß der letztere sich an Karl Martell um Hilfe wenden mußte, die ihm dieser indeß nicht gewährte, weil er an Luitprand stets einen zuverlässigen Bundesgenossen gehabt hatte. Obgleich Luitprand mit aufrührerischen Großen viel zu schaffen hatte, so würden doch wohl der römische Bischof und seine Stadt entweder schon damals oder in der nächsten Zeit in die Gewalt der Langobarden gefallen sein, wenn nicht zuerst Luitprands Frömmigkeit und später das Interesse der fränkischen Herrscher eine Wendung herbeigeführt hätte. Schon unter Gregor II. wurde er, da er dem Papst in Rom als Feind gegenüberstand, von dessen Zureden so lebhaft gerührt, daß er Krone, Mantel und Schwert auf dem Grabe Petri niederlegte; im Jahr 742 ließ er sich bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Gregors III. Nachfolger, Zacharias, durch die feine Klugheit, mit welcher dieser Papst seinen frommen Sinn zu erregen wußte, zum Frieden bewegen. Allein Luitprand starb schon nach zwei Jahren, und nach seinem Tode begannen die Feindseligkeiten der Langobarden gegen den griechischen Kaiser und den Papst zugleich nicht allein von neuem, sondern sie wurden auch für den letzteren endlich ganz unerträglich, so daß er, um sich behaupten zu können, durchaus fremder Hilfe bedurfte. Mit dem Kaiser, der ohnehin wenig helfen konnte, waren Rom und sein Papst wegen des Bilderstreits zerfallen, sie hatten sich sogar in der letzten Zeit der Abhängigkeit von Konstantinopel ganz entzogen; Hilfe war daher nur von den Franken zu erwarten.

Luitprands Neffe und Nachfolger, Hildebrand, ward schon nach wenigen Monaten gestürzt, und an seine Stelle trat ein Herzog von Friaul, der bereits oben angeführte Rachis. Dieser übergab, nachdem er Perugia und einige andere Städte erobert hatte, im Jahr 749 die Regierung seinem Bruder Aistulf und wurde selbst Mönch. Aistulf

beschloß sogleich, den letzten Schritt zur Erlangung der Herrschaft von ganz Italien zu thun. Er vertrieb die Griechen aus Ravenna und infolgedessen aus dem gesamten Exarchat und wandte sich dann mit seiner gesamten Macht gegen Rom und gegen den Papst. Zacharias sah keine Rettung, als durch die Franken. Er bemühte sich daher ängstlich, das Band, welches die römische Kirche mit der fränkischen verband, fester zu knüpfen, und seine Bemühungen wurden durch die englischen Missionäre, welche damals das Bekehrungsgeschäft an der östlichen Grenze der Franken fast ausschließlich betrieben, kräftig unterstützt. Aus dieser Ursache nahm der Papst den regsten Anteil am Missionsgeschäft; er wechselte fast ohne Unterbrechung Briefe mit dem fränkischen Hofe, wobei ihn jedoch nicht bloß die Staatsklugheit, sondern auch rein menschlicher Sinn und Eifer leitete; er bestätigte die Bistümer, welche die englischen Mönche in Deutschland gestiftet hatten; er erhob Mainz, als man dort einen von diesen, den heiligen Bonifatius, zum Bischof gemacht hatte, zu einem Erzbistum und beförderte endlich nach Kräften Pippins Thronbesteigung. Wegen des entscheidenden Einflusses, den damals das Missionswesen in Deutschland auf die Verbindung des päpstlichen Stuhles mit dem neuen fränkischen Herrscherhause und dadurch zugleich auf den Untergang der Langobarden und die Umgestaltung Italiens mittelbar ausübte, ist es nötig, hier den Faden der Erzählung abzubrechen, um zuerst den englischen Mönchen bei ihren rastlosen und erfolgreichen Bekehrungsversuchen in Deutschland zu folgen.

Die auf dem linken Rheinufer von den Römern in den letzten Jahrhunderten ihres Reiches gegründeten Bistümer in Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Köln und anderen Orten waren längst von Barbaren auf solche Weise befehdet, daß das Christentum durch britische Mönche gleichsam neu gepflanzt werden mußte. Die von Italien aus im Süden gegründeten Missionsplätze veranlaßten die Stiftung der Bistümer Trient, Chur, Windisch und Lorch, von welchen das letztere um 597 nach Passau verlegt wurde, sowie der Bistümer Brixen und Konstanz. Diese Anstalten erhielten von Italien her ihre Pfleger, aber der durch sie ausgestreute Same erstarb. Der Eifer der Irländer, Schotten und bald auch der Angelsachsen brachte den gallischen, unter den Franken ganz ausgearteten Geistlichen schon zur Zeit der Merowinger neues Licht und neue Lehrer. In England hatte nämlich, wie heutzutage in Island, die Armut die Liebe zum Wissen und ernsten Studium unter den Besseren erhalten, und in den verschiedenen Reichen, welche auf dieser Insel bestanden, wurden wenigstens nie zu gleicher Zeit Schulen und Kirchen zerstört. Dort allein gab es deshalb stets eine Anzahl tüchtiger Geistlicher, und ein heiliger Eifer, sowie Ruhm-

sucht und äußere Not trieben ganze Scharen englischer Mönche aus ihrem Lande zum Bekehrungsgeschäft nach Deutschland, wo sie, selbst Sachsen, unter den sächsischen Völkerschaften besser predigen konnten und durften, als die Franken. Nachdem schon vor ihnen britische Geistliche aus Wales, Irland und Schottland, Columban, Gallus, Kilian und andere, in den Gegenden von Bregenz, St. Gallen, Würzburg und anderen Orten das Christentum gepredigt und zu einigen später berühmt gewordenen Bistümern den Grund gelegt hatten, kam das Missionsgeschäft unter den Deutschen fast ganz in die Hände angelsächsischer Mönche.

Von diesen war keiner eifriger und glücklicher, als Karl Martells und Pippins Zeitgenosse, Winfried, geboren etwa 682 zu Kirton in Devonshire oder, wie er später hieß, der heilige Bonifatius, welcher deswegen auch mit Recht der Apostel der Deutschen genannt wird. Ihm verdankten die Kirche und das neue fränkische Herrscherhaus mehr, als Pippin und der Papst ahnten. Dies beweist eine Aufzählung seiner Bemühungen. Schon im Jahre 716 begab er sich, von Bekehrungseifer getrieben, nach Friesland; er hatte die Aussichten der weltlichen Ehren, die ihm seine Herkunft von angesehenen Eltern bot, freudig zurückgewiesen, um das Leben eines christlichen Sendboten zu führen. Diese erste Reise war, bei den damaligen Kämpfen des standhaften Ratbod gegen Karl Martell, allerdings erfolglos. Aber im Jahre 719 zog er von Rom aus, wo er sich vom Papst Gregor II. gewissermaßen hatte bevollmächtigen lassen, nach Hessen, Thüringen und Friesland und wirkte im letzteren Gebiete als Gehilfe seines Landsmannes, des heiligen Willibrord. Nach drei Jahren ging er wieder zu den Thüringern und Hessen, wo durch die fortwährenden Siege Karl Martells die Verhältnisse sich gebessert hatten, und predigte ihnen mit Erfolg das Christentum. Er kam nachher Ende 722 der Aufforderung des Papstes gemäß nach Rom zurück, wo ihn dieser zum Bischof ernannte und seine Bemühungen durch Briefe an Karl Martell und an die fränkischen Bischöfe unterstützte. Damals leistete er über dem angeblichen Grabe des Apostels Petrus mündlich und schriftlich dem Papst einen Eid, worin es heißt: „Ich schwöre, daß ich nie das Geringste auf irgend eines Menschen Rat gegen die Einheit der katholischen Kirche unternehmen, sondern Dir und Deiner Kirche, welcher vom Herrn die Macht des Bindens und Lösens verliehen ist, unverbrüchliche Treue und Reinheit des Glaubens weihen werde.“ Demgemäß knüpfte er alle, denen er das Evangelium brachte, durch die Pflicht des Gehorsams an den römischen Stuhl. Es ist anzuerkennen, daß er hierdurch nicht bloß den Bestrebungen des fränkischen Staates, wie sie sich unter Pippin entwickelten, sondern auch dem Einheitsbedürfnisse der Christenheit ent-

gegenkam; immerhin muß man beklagen, daß durch die von ihm so eifervoll betriebene Richtung manche volkstümliche Regung der Unabhängigkeit und Glaubensfreiheit unter den deutschen Geistlichen und Laien zurückgedrängt ward. Von Karl Martell freundlich aufgenommen und mit einem Empfehlungsbriefe an alle Bischöfe, Herzöge und Grafen versehen, wandte sich Bonifatius noch einmal nach Thüringen und Hessen, wo unterdessen der ausgestreute Samen zum Teil wieder erstickt worden war. Er begann mit Eifer, Mut und Gewandtheit sein Bekehrungsgeschäft von neuem; er fällte bei dem heutigen Orte Ober-Geismar an der Eder eine berühmte Donareiche und führte die staunend zuschauenden Umwohner dem Christentum zu. In der thüringischen Stadt Ohrdruf stiftete er eine Pflanzschule von geistlichen Lehrern, welche nicht nur das Christentum, sondern auch den Acker- und Gartenbau, den sie ihrer Ordensregel nach eifrig betreiben mußten, verbreiten sollten. Nach der Bekehrung der Hessen und Thüringer begab er sich zum drittenmal nach Rom und ward dort von Gregor III. zum Erzbischof ernannt. Er zog dann durch Bayern und wurde daselbst von dem Herzog Odilo mit der Anordnung der kirchlichen Verhältnisse in seinem Lande beauftragt. Er richtete die noch jetzt bestehenden vier Kirchensprengel Salzburg, Regensburg, Freising und Passau ein und stiftete für die östlichen Grenzgegenden des Fränkischen Reiches die Bistümer Eichstädt und Würzburg, wo nachher zwei seiner treuesten Schüler, Burkhard und Wilibald, seinen Spuren folgten. Auf diese Weise befestigte Bonifatius die fränkische Herrschaft in Deutschland, weil dieselbe nur auf die bleibende Bekehrung der dortigen Völkerschaften gegründet werden konnte, und wirkte zu gleicher Zeit für die Macht und das Ansehen des Papstes, indem er die neuen Bistümer in eine enge Verbindung mit Rom setzte und auf den Synoden, die er in Austrasien veranstaltete, für den Einfluß des päpstlichen Stuhles thätig war. Im Jahre 744 ließ er durch seinen Schüler Sturm auf einem Grundstück in waldiger Gegend, das der fromme Karlmann ihm geschenkt hatte, den Grund zu der Abtei Fulda legen, die er gegen seine früheren Bestimmungen nicht unter die Aufsicht des Mainzer Erzbischofes stellte, sondern direkt dem Papste unterordnete. Sturm, der sich in Monte Cassino selbst mit der Lebensweise der Benediktiner bekannt gemacht hatte, wurde der erste Abt, und Fulda hat später neben Sankt Gallen und Korvei Rühmliches für Studien und Bildung in Deutschland geleistet. Die Folgen aber von Bonifazens Bestimmung bezüglich Fuldas blieben nicht aus. Bald nach seinem Tode kam es zwischen Lullus, dem Nachfolger des Bonifatius in Mainz, und Sturm über die Kompetenzen des Mainzer Erzbischofes zu erbittertem Streite. Sturm, dessen Widersacher in der

Wahl ihrer Mittel nicht sehr engherzig waren, wurde, bei Pippin des Verrates angeklagt, in ein anderes Kloster gesteckt, und seine Abtei hatte schwer unter dem Despotismus des mainzisch gesinnten Nachfolgers zu leiden. Freilich reinigte sich Sturm später vor dem König, der ihm und Fulda dann die Freiheit wiedergab. Der Lebensabend Bonifazens war nicht glücklich, viele Verstimmungen suchten ihn heim. Zunächst verbitterte es ihn, wie wenig Fortschritt die von ihm geplanten Reformen im Frankenreiche nahmen. Nach wie vor behielten die Laien Güter der Kirche; als er für die Erzbischöfe von Reims, Rouen und Sens mit Erfolg sich bei dem Papste um die Pallien bemüht hatte, schlugen diese die Annahme derselben aus, und der Papst machte dafür Bonifaz verantwortlich. Auch befriedigte es ihn wenig, als ihm im Jahre 745 das Erzbistum Mainz zuerteilt wurde. Die Franken hatten nämlich, noch ehe das Christentum durch Bonifatius jene große Ausbreitung gewann, eingesehen, daß der weite Sprengel, der sich dadurch eröffnete, von Worms aus, welches das Hauptbistum des Reichs im äußersten Osten war, nicht wohl verwaltet werden könne; sie hatten daher Köln zum Sitz eines Metropoliten oder, wie man später sagte, eines Erzbischofs bestimmt. Sie fanden aber bald die Lage desselben nicht passend, und ein zufälliger Umstand gab ihnen die Veranlassung, einen andern Ort dafür zu wählen. Auf einer im Jahre 745 von Pippin gehaltenen Synode zeigte sich nun, daß das Bistum Mainz, welches sowohl für die Missionsanstalten, als auch für den Vorteil des Herrschers und für das Interesse der Neubekehrten am besten gelegen war, sich in den Händen eines Unwürdigen befinde, und daß es, einem Würdigen erteilt, zum Sitz eines Metropoliten vortrefflich geeignet sei. Der damalige Bischof von Mainz, Gewielieb, der nur an rohe Vergnügungen dachte und seine Hände mit treulos vergossenem Blute befleckt hatte, wurde also abgesetzt, Bonifatius an seine Stelle erhoben und zugleich das Bistum mit Metropolitenrechten begabt. Das verletzte Bonifaz, denn ihm war vorher vom Papste Köln zuerteilt worden, er wollte nun überhaupt auf einen bestimmten Sitz verzichten, aber er mußte sich fügen, denn der Papst bestätigte nachher (748) diese Verfügungen, und bald wurde Mainz der kirchliche Mittelpunkt Germaniens. Während dieses Erzbistum, durch welches übrigens die Diözese von Köln nicht geschmälert wurde, gewissermaßen ausdrücklich zur Aufsicht über die Heidenbekehrung bestimmt war, wurde Fulda, welchem Bonifatius große Vorrechte verschaffte, die Hauptpflanzschule der Missionäre und hob sich bald über Kitzingen hervor, das von Karl Martell und seinen Söhnen reich begabt worden war. Im hohen Alter nahm Bonifatius noch einmal persönlich Anteil am Bekehrungsgeschäft; er trat 752 das Erzbistum Mainz an Lullus ab, begab sich zu den noch

immer nicht ganz bekehrten Friesen und taufte viele von ihnen. Im Jahre 754, am 5. Juni, hatte er mit seinen Begleitern bei Dokkum in Holland (nicht weit von Leuwarden) Zelte aufgeschlagen, um bekehrte Friesen zu firmeln; statt ihrer aber erschienen bewaffnete heidnische Männer, denen sich Bonifatius ohne Gegenwehr darbot; er wurde mit mehreren Begleitern erschlagen. So endete der eigentliche Begründer des Christentums in Deutschland. Er ist in neuerer Zeit oft zu einseitig beurteilt worden, weil man, aus Ärger über seine Verbindung mit dem römischen Hof und deren Folgen, seine liebenswürdige Einfalt, seinen innigen Glauben, überhaupt seine ganze Individualität außer acht gelassen hat. Durch ihn und andere Bekehrer wurden die Erinnerungen aus dem Heidentum möglichst verdrängt. Höchst merkwürdig ist in dieser Beziehung das „Verzeichnis abergläubischer und heidnischer Bräuche" (indiculus superstitionum), das von einer austrasischen Synode im Jahre 743 aufgestellt wurde. In den althochdeutschen Abschwörungsformeln, die wir noch besitzen, erscheinen Wodan, Donar und Saxnot als teuflische Unholde. Wenn Bonifatius gegen den Genuß von Pferdefleisch eiferte, so traf er damit den Götzendienst, mit welchem die Pferdeopfer verbunden waren. Bedenklicher ist die aufrichtige Entrüstung und Bekümmernis, womit er dem Papst über die Irrlehren des einflußreichen und hochgebildeten Bischofs Virgilius von Salzburg berichtet. Dieser Mann, der sich um Ausbreitung des Christentums in Steiermark und Kärnten sehr verdient machte, hatte die Behauptung aufgestellt, daß die Erde rund sei, und daß es demnach Antipoden geben könne. Auf die Meldung des Bonifatius erwidert Papst Zacharias: wenn Virgilius bei der Verkehrtheit beharre, müsse er aus der Kirche gestoßen und des Priesterschmuckes entkleidet werden.

Durch Bonifatius breiteten sich in Deutschland Religion und Kultur gerade zu derselben Zeit aus, als in Italien die Barbarei zunahm und die christliche Kirche in ihrem Haupte bedroht wurde. Diese Gefahr ward abgewendet, weil schon seit Karl Martell der römische Bischof sein Interesse mit dem der Karolinger verbunden und Bonifatius ihm zum Ansehen eines obersten Bischofs verholfen hatte. Ohne Hilfe der Franken wäre der Papst aus einem unabhängigen, in seiner Stadt als Schützer und Vater geehrten Bischof ein Unterthan und eine Kreatur der Langobarden geworden; diese Hilfe ward aber vermittelst des durch Bonifatius neu gewonnenen Einflusses jenseit der Alpen erlangt. Selbst das päpstliche Gutachten, das sich Pippin 751 vor der Annahme des königlichen Namens geben ließ, hatte nur durch das auf diese Weise veränderte Verhältnis der Franken zu dem Papste eine Bedeutung für die ersteren. Im Jahre 753 ließ Aistulf nach der Er-

oberung von Ravenna ein drohendes Schreiben nach dem andern an Papst Stephan II., Zacharias' Nachfolger, abgehen und näherte sich endlich der Stadt Rom selbst. Ohne Hilfe von den Franken wäre jetzt alles verloren gewesen. Das könnten schon die kläglichen Briefe zeigen, welche Stephan und seine nächsten Vorgänger an die fränkischen Herrscher schrieben. Jetzt forderten die pästlichen Boten Pippin auf, er möge Stephan einladen, ins Frankenreich zu kommen; allein durfte es der Papst nicht wagen, weil er unzweifelhaft von Aistulf zurückgehalten worden wäre. Pippin ging darauf ein, und begleitet von einigen edlen Franken verließ Stephan im Oktober 753 Rom. Briefe aus Konstantinopel nötigten ihn, mit dem Könige der Langobarden in eingehende Unterhandlungen zu treten für den Kaiser, doch zerschlugen sich dieselben, und er konnte nun ohne weiteres seinen eigenen Absichten nachgehen. Wohl mochte Aistulf innerlich empört sein, als er den Papst fortziehen sah, aber er konnte nicht dagegen auftreten. Daß es zum Kriege kommen würde, war nun unzweifelhaft. Pippin, welcher kurz vorher durch Besiegung der Mohammedaner im Westen und heidnischer Sachsenstämme im Osten seinen Namen von neuem verherrlicht hatte, empfing ihn kniefällig und ging ein Stück Weges neben seinem Rosse her. Die Franken würden freilich zu jeder anderen Zeit sich nur schwer dazu verstanden haben, da sie, besonders seit Pippin allein regierte, ohne Aufhören bald gegen die Mohammedaner, bald nach Aquitanien, wo Herzog Waifar den fränkischen König durch die Aufnahme des flüchtigen Gripho gereizt hatte, bald endlich gegen die Sachsen Kriegszüge unternehmen mußten, die zwar glücklich waren, aber doch zu keinem bestimmten Ende führten und ihnen selbst keinen Nutzen gewährten. Wie wenig geneigt Pippin selbst zu diesem Zuge war, geht daraus hervor, daß er dem Langobardenkönig eine bedeutende Summe Geld für die Zurückgabe der von demselben besetzten Städte anbot und erst, als auch diese ausgeschlagen wurde, nach Italien aufbrach. Dieser Entschluß wurde gefaßt, nachdem Pippin auf dem Märzfelde zu Braisne das Volk und die Großen in Kenntnis davon gesetzt hatte, daß die Unterhandlungen mit dem Könige der Langobarden nur negative Resultate ergeben hätten. Bevor Pippin dann aufbrach, ließ er sich mit seiner Gemahlin von Stephan salben; er sah darin eine Gelegenheit, sich durch diese Feierlichkeit einen Glanz und eine Heiligkeit zu geben, deren selbst die Merowinger entbehrt hatten.

Pippins Vortruppen waren so glücklich, die Langobarden aus den Alpenpässen zu vertreiben, und da die Franken sogleich das feindliche Land auf grausame Weise zu verwüsten begannen, so knüpfte Aistulf schnell Unterhandlungen an. Auch bei dieser Gelegenheit zeigt sich

wieder, mit welchem Widerwillen die Franken sich vom eigenen Lande entfernten; denn ihr König schloß einen Frieden, bei dem er sich zur Bürgschaft des Versprechens, daß die streitigen Städte zurückgegeben werden sollten, mit vierzig Geiseln begnügte. Kaum war Pippin nach Hause zurückgekehrt, als Aistulf den Frieden brach: er ließ die savoyischen Pässe befestigen und brach eilig gegen Rom auf, weil er die Stadt zu erobern hoffte, ehe Pippin sein Heer wieder vereinigt hätte (756). Aistulf setzte bei der Belagerung Roms alle Kräfte ein, der Papst geriet in die bedenklichste Lage, denn er konnte, dank den Vorsichtsmaßregeln des Langobardenkönigs, an Pippin keine Botschaft absenden. Erst Ende des zweiten Monats brach sich ein Gesandter Bahn, und Pippin eilte, den drängenden Bitten des Papstes nachzugeben. Die Franken drangen noch einmal durch die Pässe, nötigten dadurch Aistulf, von Rom abzuziehen, schlugen die ihnen entgegengeschickten Truppen, verwüsteten das Land noch ärger als vorher und belagerten endlich die Hauptstadt der Langobarden, Pavia. Aistulf bat notgedrungen um Frieden und erhielt ihn sogleich; denn Pippin, von Mauren bedroht, mit Waifar im Krieg, vor den Sachsen nicht sicher und auf seinem eigenen Throne noch nicht recht fest, konnte nicht daran denken, Italien zu behaupten. Der Langobardenkönig ward zu einem Tribut und zur Ablieferung des dritten Teils seiner Schätze verpflichtet und mußte natürlich noch mehr Städte, als früher gefordert worden waren, abtreten. Das Gebiet, welches auf diese Weise in einen neuen Besitzstand kam, war, rechtlich genommen, zum großen Teil noch Eigentum des griechischen Kaisers; es bestand aus dem östlichen Küstenlande von Comacchio bis Ancona und aus einigen davon getrennten kleineren Länderstrecken. Die Schlüssel der Städte legte der Abt Fulrad in Pippins Auftrage am Grabe Petri nieder, angeblich samt einer Schenkungsurkunde, von der es hieß, sie sei schon auf einer Versammlung in Chiersy aufgesetzt worden. Dies war die erste Veranlassung, daß die römischen Bischöfe ein selbständiges weltliches Fürstentum in Anspruch nehmen konnten, welches ihnen freilich noch jahrhundertelang von den griechischen und deutschen Kaisern bestritten ward. Später hat man von Rom aus einen älteren und ehrwürdigeren Ursprung des Kirchenstaates erdichtet; Constantin sollte, da er nach Byzanz übersiedelte, dem Papst Sylvester die Stadt Rom, ja ganz Italien samt Ländern und Inseln des Westens überlassen haben; doch gehört diese Schenkung Constantins rein in das Gebiet der Legende. — Der Friede mit den Langobarden war freilich erzwungen, er wurde aber dauerhaft, als Aistulf schon 756 starb und der neue König, Desiderius, weil ihm der Thron streitig gemacht ward, der Hilfe des Papstes bedurfte. Desiderius weigerte sich dann freilich, nachdem er seine Wünsche er-

reicht hatte, seinen Verpflichtungen nachzukommen, aber Pippin zwang ihn doch dazu, und nun war der Kirchenstaat begründet.

Pippin breitete unterdessen die Grenzen seines Reichs sowohl im Osten als im Westen aus. Er setzte auf der einen Seite in Alemannien, nach dem Tode des Herzogs Landfried, königliche Kammerboten als Verwalter ein und zwang die Sachsen zur Entrichtung eines Jahrestributs von 300 Pferden; er besiegte auf der anderen Seite sowohl die spanischen Ungläubigen, als den Herzog Waifar von Aquitanien. Die Mohammedaner hatten nämlich die von ihnen besetzten westgotischen Städte in Südfrankreich nicht, wie die spanischen, mit einer neuen Bevölkerung versehen können, und mit Ausnahme einiger wenigen festen Plätze, welche spanische Besatzungen erhalten hatten, waren die meisten Städte unter verschiedenen Bedingungen in den Händen gotischer Grafen geblieben. Einer von den letzteren hatte, kurz vor dem langobardischen Zuge Pippins, die Franken herbeigerufen, mit denselben die Mohammedaner aus fast allen Städten vertrieben und diese von Pippin zu Lehen genommen (752). Nur gegen die Stadt Narbonne hatten die Franken nichts ausrichten können; Pippin ließ aber ein Heer vor derselben zurück, welches die Stadt drei Jahre lang eingeschlossen hielt, bis endlich die Einwohner, denen man die Erhaltung ihrer alten Gesetze und Einrichtungen zusicherte, die Besatzung erschlugen und den Franken die Thore öffneten. Damit waren die Mohammedaner aus dem ganzen Frankenreich vertrieben, und Pippin soll sogar dadurch, daß ihm ein jenseit der Pyrenäen herrschender Statthalter derselben huldigte, die Grenzen seines Reiches bis nach Barcelona hin ausgebreitet haben. Von dieser Zeit an begann ein langer und gefährlicher Krieg mit dem Herzog Waifar von Aquitanien, welcher schon längst nur mit Widerstreben gehorchte und auch durch seine Vasallen gehindert war, die im Lande eingezogenen geistlichen Güter den Bischöfen zurückzugeben. Pippin verwüstete seitdem, teils als König der Franken, teils als Schützer der Kirche, Aquitanien fast ohne Unterlaß, indem Waifar beinahe jedes Jahr das demselben gegebene Versprechen nach dem Abzug der Franken wieder brach, die von diesen errichteten Befestigungen vernichtete und sich beim Erscheinen Pippins in unzugängliche Gegenden zurückzog. Er war dabei der Treue und Anhänglichkeit seiner Unterthanen versichert, weil die schrecklichen Verwüstungen der Franken die Aquitanier zur Rache entflammten und zwischen beiden Völkern eine Art von Vertilgungskrieg hervorriefen. Die Heerzüge nach Aquitanien wiederholten sich so häufig und wurden so beschwerlich, daß im Jahre 763 der Herzog Tassilo von Bayern, obgleich er ein Neffe Pippins war, das fränkische Heer verließ, sich mit einer langobardischen Prinzessin vermählte und seinen Oheim und Oberlehnsherrn dadurch in einige Ver-

legenheit brachte. Ja, Pippin konnte sogar 764 auf einer Reichsversammlung zu Worms weder einen Zug nach Aquitanien noch nach Bayern zu stande bringen und mußte auch im folgenden Jahre den Krieg aussetzen, obgleich die Aquitanier das Land diesseit der Loire weit und breit durchstreiften und verwüsteten. Erst im Jahre 766 konnte er den Krieg erneuen; der ganze Heerbann der Loire folgte ihm damals aber auch um so lieber, je mehr die heimatlichen Striche desselben durch die Aquitanier verheert worden waren. Die letzteren wurden endlich in einem dreijährigen Kriege völlig unterworfen, ihre Festen zerstört, Waifars Mutter und Schwester gefangen und zuletzt er selbst von seinen eigenen Leuten hinterlistigerweise ermordet. Pippin behielt einen Teil von Aquitanien für sich; das Übrige gab er dem Vetter und Schwiegersohne Waifars, Lupus I., dessen Vater Hatto einst von Waifars Vater verdrängt und geblendet worden war.

Pippin, der Kurze oder Kleine genannt, überlebte das Ende des langwierigen Kampfes nur kurze Zeit; er starb noch in demselben Jahre, in welchem die Unterwerfung Aquitaniens vollendet worden war, und wurde in der Abtei des heiligen Dionysius (Saint-Denis) beigesetzt. Unter ihm war die Hauptmacht des Westens in die Hände der Karolinger gekommen, und zwar würde dies, wenn wir die Herrschaft des Karolingischen Hauses mit der Annahme des königlichen Namens beginnen lassen wollen, in das zweite Jahr fallen, nachdem der Osten der Welt den Abbassiden zufiel. Mit dieser mohammedanischen Dynastie hatte Pippin wenige Jahre vor seinem Tode eine Verbindung angeknüpft. Er könnte dabei wohl durch seine Verhältnisse zu den spanischen Omejjaden und durch die Rücksicht auf den Handel, welchen Marseille und andere Seestädte des Fränkischen Reichs mit Ägypten und Afrika trieben, geleitet worden sein; es ist aber wahrscheinlicher, daß er sowohl hierbei, als auch bei seiner Verbindung mit dem griechischen Kaiser, Constantinus Kopronymus, nur den Glanz fremder Gesandtschaften an seinem Hof und die zahlreichen Pilgerfahrten der Abendländer nach Jerusalem im Auge hatte. Übrigens hatte er selbst zuerst entweder an den Kalifen Mansur oder an einen der abbassidischen Statthalter in Afrika Gesandte geschickt, und der Kalif hatte seine Sendung durch eine Gesandtschaft erwidert, welche Pippin im Jahre 767 zu Selz empfing. Der griechische Kaiser hatte schon zehn Jahre früher, um dem Papst Schwierigkeiten zu bereiten, eine Verbindung mit Pippin eingeleitet und den letzteren durch eine Gesandtschaft geehrt, welche als Geschenk die erste Orgel, die man im Frankenreich sah, mitbrachte. Dieser diplomatische Verkehr hatte zwar ebensowenig, wie die Verbindung mit den Abbassiden, politische Folgen, er wurde aber

doch auch später unterhalten und von Zeit zu Zeit durch gegenseitige Gesandtschaften erneut.

Das kirchliche Leben erhielt während Pippins Regierung von Franken aus, abgesehen von den Bekehrungsreisen, auch im Inneren eine wesentliche Verbesserung. Die Weltgeistlichen, namentlich die höheren, hatten sich im Gegensatze zu den Mönchen vielfach einem sehr losen Wandel ergeben; Jagd, Spiel und Lustbarkeiten füllten ihre Mußestunden aus. Daß dies für die Kirche entwürdigend und für die Laien ein schlimmes Vorbild war, leuchtete vielen frommen Männern ein; es kam daher der fromme und einflußreiche Bischof Chrodegang von Metz, der Stifter der Klöster Gorze und Lorsch, (um 760) auf den Gedanken, es sollten sich die zu einer Kirche gehörenden Kleriker zu einem erbaulichen, oder, wie man es nach den Kanones oder Satzungen zu nennen pflegte, kanonischen Leben vereinigen. Der Grundgedanke dieses Gesamtlebens war allerdings dem Mönchswesen entlehnt; die Mitglieder sollten sich in einem dazu bestimmten Gebäude, welches oft als Monasterium (Münster) bezeichnet wird, zum Beten und Singen, zum Speisen und meist auch zum Schlafen zusammenfinden; sie sollten im Gebrauch des Breviers an sieben oder acht bestimmte, auch nächtliche Stunden in jedem Tageslaufe (kanonische Stunden) gebunden sein; ihre Versammlungen hießen Kapitel, von den dabei vorzulesenden Abschnitten der heiligen Schrift. Sie leisteten jedoch kein Mönchsgelübde, und Privatbesitz war ihnen gestattet. Diese Einrichtung, die sich von Metz aus über das christliche Abendland verbreitete, trug wesentlich dazu bei, dem Klerus, der Laienwelt gegenüber, eine würdige äußere Haltung zu verleihen. Die Vereinigungen wurden später teils als Domstifter, teils als Kollegialstifter und ihre Mitglieder als regulierte bezeichnet; freilich drängte sich infolge der Verwaltungsgeschäfte das Weltliche von anderer Seite ein, wie denn die bestgemeinte Vorkehrung die Schwächen der Menschennatur nicht zu unterdrücken und den Mißbrauch nicht zu bannen vermag.

doch auch später unterhielten und von Zeit zu Zeit durch gegenseitige Gesandtschaften erneuten.

Das kirchliche Leben erfuhr während Pippins Regierung, von Neustrien aus, abgesehen von den Reformbestrebungen, auch im Inneren eine wesentliche Verbesserung. Die Weltgeistlichen, namentlich die höheren, hatten sich im Gegensatze zu den Mönchen vielfach einem sehr bösen Wandel ergeben; Jagd, Spiel und Ausschweifungen füllten ihre Mußestunden aus. Daß dies für die Kirche erniedrigend und für die Laien ein schlimmes Vorbild war, leuchtete vielen frommen Männern ein; es kam daher der fromme und einflußreiche Bischof Chrodegang von Metz, der Stifter der Klöster Gorze und Lorsch, (um 760) auf den Gedanken, es sollten sich die zu einer Kirche gehörenden Kleriker zu einem erbaulichen, oder, wie man es nach den Kanones oder Satzungen zu nennen pflegte, kanonischen Leben vereinigen. Der Grundgedanke dieses Gesamtlebens war allerdings dem Mönchswesen entlehnt; die Mitglieder sollten sich in einem dazu bestimmten Gebäude, welches oft als Monasterium (Münster) bezeichnet wird, zum Beten und Singen, zum Speisen und meist auch zum Schlafen zusammenfinden; sie sollten im Gebrauch des Breviers an sieben oder acht bestimmte, auch nächtliche Stunden in jedem Tageslaufe (kanonische Stunden) gebunden sein; ihre Versammlungen hießen Kapitel, von den dabei vorzulesenden Abschnitten der heiligen Schrift. Sie leisteten jedoch kein Mönchsgelübde, und Privatbesitz war ihnen gestattet. Diese Einrichtung, die sich von Metz aus über das christliche Abendland verbreitete, trug wesentlich dazu bei, dem Klerus, der Laienwelt gegenüber, eine würdige äußere Haltung zu verleihen. Die Vereinigungen wurden später teils als Domstifter, teils als Kollegiatstifter und ihre Mitglieder als regulierte bezeichnet; freilich drängte sich infolge der Verwaltungsgeschäfte das Weltliche von anderer Seite ein, wie denn die heilgemeinte Vorkehrung die Schwächen der Menschennatur nicht zu unterdrücken und den Mißbrauch nicht zu bannen vermag.

Die Zeit von Karl dem Großen

bis zum Beginn der Kreuzzüge.

I. Von Karl dem Großen bis zur Zeit der salischen Kaiser.

1. Karl der Große.

Pippins ältester Sohn, Karl, den man später den Großen nannte, war beim Tode seines Vaters (768) erst 26 Jahre alt und sollte nach dem Willen desselben die Regierung mit seinem jüngeren Bruder, Karlmann, auf die Weise teilen, daß jeder von ihnen ein besonderes Gebiet beherrsche. Sie teilten dieser Anordnung gemäß das Reich, waren aber von Anfang an untereinander nicht einig. Ein großer Teil der Aquitanier, der mit der Unterwerfung unter die fränkischen Könige unzufrieden war, benutzte diese Zwietracht, um sich von ihnen loszureißen. Beide Könige zogen gegen die Empörer zu Felde; Karlmann kehrte aber, noch ehe der Krieg begonnen, nach Hause zurück und ließ seinem Bruder allein die Ehre der Wiederunterwerfung der Aquitanier. Schon dies zeigte eine Feindseligkeit zwischen den beiden Brüdern, welche in offenbaren Krieg überzugehen drohte. Durch die Bemühungen ihrer Mutter, Bertha oder Bertrada, ward jedoch die Eintracht wiederhergestellt. Bertrada suchte auch zwischen dem Herzog Tassilo von Bayern, dem Langobardenkönige Desiderius und ihren Söhnen den Frieden zu sichern; sie reiste deshalb zu den beiden ersteren und zum Papste und verabredete eine Vermählung ihrer Söhne mit langobardischen Prinzessinnen und ihrer Tochter mit dem Sohne des Desiderius. Es ging ihr aber, wie es in menschlichen Dingen oft geht: sie zerstörte, statt zu bauen. Die Heirat des langobardischen Prinzen kam nicht zu stande, und Karl vermählte sich zwar mit Desiderata, der Tochter des Langobardenkönigs, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin Himiltrud hatte scheiden lassen, verstieß sie aber schon ein Jahr darauf (771) wieder und heiratete die Alemannin

Hildegardis, die einzige Gemahlin, der er nie untreu ward, und die er bis zu ihrem Tode achtete und liebte. Niemand nahm an der langobardischen Heiratsverbindung mehr Anstoß und war über ihre baldige Auflösung mehr erfreut, als der römische Papst, der noch immer in den Langobarden seine ärgsten Feinde erkannte. Schon Paul I., Stephans II. Nachfolger, war mit Desiderius aufs neue in Streit geraten; nach seinem Tode entspann sich zwischen dem päpstlichen Stuhl und dem Langobardenkönig eine Zwistigkeit nach der anderen. Die Papstwahl wurde nämlich um jene Zeit zugleich von den Geistlichen, von den kleinen Herren im römischen Gebiet und vom Volke vorgenommen und veranlaßte stets blutige Händel, nicht bloß, weil ein sittenloser Haufe über die Erteilung der ersten Würde in der Kirche entschied, sondern auch, weil die Päpste schon damals eine weltliche Macht besaßen. Als Paul gestorben war, erhob ein kleiner Teil der Römer einen gewissen Konstantin auf den päpstlichen Stuhl; gegen diesen riefen zwei Patrizier und ein angesehener Geistlicher eine langobardische Kriegerschar herbei. Konstantin wurde verjagt, seine Gegner gerieten aber untereinander selbst in Zwist. Einer von ihnen ließ einen neuen Papst ausrufen und wollte, wie es hieß, langobardische Besatzung in die Stadt aufnehmen; die anderen dagegen vertrieben diesen Papst mit Hilfe der Franken, wählten an seine Stelle einen rechtschaffenen Mann, Stephan III., und mißhandelten bei der Gelegenheit die anwesenden Langobarden und ihre Anhänger auf empörende Weise (768). Stephan selbst sah sich bald genötigt, gegen die Partei, die ihn erhoben hatte, den langobardischen König Desiderius zu Hilfe zu rufen. Dieser erschien mit einem Heere vor Rom, nahm aber nachher die in seinem Gebiete gelegenen römischen Kirchengüter als Ersatz der Kriegskosten in Anspruch. Der Streit darüber war noch nicht geschlichtet, als der Papst vernahm, daß Karl und Karlmann, wie oben erzählt, auf Antrieb ihrer Mutter sich mit zwei Töchtern des Desiderius vermählen wollten. Stephan III. erließ an die Brüder ein sehr nachdrückliches Abmahnungsschreiben, in welchem er es für eine Thorheit erklärt, daß die vortreffliche fränkische Nation und ihr mächtiges Königshaus sich mit dem übelriechenden Langobardenvolke verbinden wolle, von welchem, wie man sicher wisse, der Aussatz hergekommen sei. Er macht sie auf den Spruch des heiligen Paulus aufmerksam, daß dem Lichte nichts gemein sei mit der Finsternis, woran er freilich nicht gedacht hatte, als er diese „Mächte der Finsternis“ zu seiner Hilfe herbeirief, was er auch bald darauf noch einmal wiederholte; auch führt er ihnen zu Gemüte, daß sie bereits vermählt seien. Karlmann stand in der That von der Vermählung ab, während Karl, damals dem Papst weniger gefügig als sein Bruder, die Desi-

derata heimführte. Es ist daher sehr begreiflich, daß der Papst, als Karl nach einem Jahr dieser Ehe überdrüssig geworden war, sie mit Freuden trennte, obgleich die Kirchengesetze es eigentlich nicht gestatteten.

Zu diesen Händeln des Papstes und der Langobarden kam unter Stephans Nachfolger, Hadrian I. (seit 772), bald ein neuer Streit, der zwischen Karl und Desiderius ausbrach und endlich Italiens Schicksal unzertrennlich an das Schicksal des Fränkischen Reiches knüpfte. In demselben Jahre nämlich, in welchem Karl die Desiderata ihrem Vater zurücksandte, starb sein Bruder Karlmann (Dezember 771). Karl gewann durch den Erzkaplan oder Minister des Kultus, Folrad, und durch dessen Gehilfen Folchard die Geistlichkeit, durch Wirin aber und Pippins des Kleinen Brudersssohn, Adelhard, die weltlichen Großen in Karlmanns Reich, ward in einer großen Versammlung als einziger Herrscher der Franken anerkannt und nahm, da auch seine Neffen viele Freunde hatten, mit den Waffen Besitz von seines Bruders Reich. Einige neuere Geschichtschreiber haben Karlmanns Tod seinem Bruder schuld gegeben; dieser Verdacht beruht aber durchaus auf keinem bestimmten Zeugnis und ist um so ungerechter, da sich für eine solche Annahme gar kein anderer Grund finden ließe, als daß Karl aus dem Tode seines Bruders Vorteil zog. Karlmanns Witwe entfloh mit ihren Kindern und einigen befreundeten Großen zu Desiderius. Dieser nahm sie auf und suchte den Papst zur Salbung der Prinzen zu bewegen; wo nicht um denselben dadurch Rechte zu verschaffen, die sie nur durch die Wahl des fränkischen Volkes erhalten konnten, doch um die Großen, welche die Kinder begleitet hatten, gegen Verurteilung als Landesverräter sicherzustellen. Hadrian verweigerte klüglicherweise die Salbung und trat infolge dieser Verhältnisse mit Karl in eine innige Freundschaft, welche für die Langobarden verderblich werden mußte, da der Frankenkönig zum Krieger geboren war und sich durch politische Betrachtungen sowie durch die Aussicht auf die ferne Zukunft niemals, am wenigsten aber in seiner Jugend bestimmen ließ.

Karl begann die lange Reihe von Kriegen, die er während seiner Regierung geführt hat, im Jahre 772 mit einem Zuge gegen die Sachsen und mußte nachher diese Nation nicht weniger als 32 Jahre lang bekriegen, ehe es ihm endlich gelang, sie zu unterjochen. Die Sachsen bildeten nämlich einen jener Vereine mehrerer Völkerschaften, welche, wie der der Franken, der Alemannen und anderer, nach und nach in Deutschland entstanden waren. Doch war das Band unter ihnen sehr lose, und erst zu Karls des Großen Zeit vereinigte das Gefühl der Gefahr die sächsischen Stämme zu einem festeren Bunde und

zu einem gemeinschaftlichen Widerstand. Der ganze Sachsenbund war übrigens, nach den Geschichtschreibern der späteren fränkischen Zeit, in vier Hauptabteilungen getrennt, in die Westfalen zwischen Rhein und Weser, die Ostfalen, zwischen Ocker und Elbe und die Engern zwischen jenen beiden; über die Elbe hinaus wohnten die Nordalbinger, die in ihrem Volkstum wie in ihrem Auftreten gegen das Frankenreich sich den Ostfalen nahe anschlossen. Von einem Oberhaupt und überhaupt von einem System der Verfassung war weder beim ganzen Bunde, noch bei den einzelnen Völkerschaften die Rede. Wir erfahren bloß, daß zu einer bestimmten Zeit des Jahres Abgeordnete aller Gaue und Völkerschaften zu gemeinschaftlichen Beratungen bei Markloh an der Weser zusammen kamen, wahrscheinlich nur, um in betreff der Kriegsangelegenheiten Beschlüsse zu fassen. Jede Völkerschaft bestand aus Edlingen oder Edlen, aus Frilingen oder Freien und aus Lassen oder Liten, d. i. Halbfreien, welche anderen zu besonderen Dienstleistungen verpflichtet waren. Die ersteren hatten offenbar keine Vorrechte, sondern nur einen Ehrenvorrang, welcher darauf beruhte, daß sie ein Gefolge hatten, und daß man aus ihnen am häufigsten die Vorsteher im Frieden und die Anführer im Kriege erwählte. Eine bestimmte Gewalt über die anderen besaßen diese Häuptlinge gewiß nicht, sondern ihre Herrschaft beschränkte sich im Kriege wohl nur auf die Anführung, sowie im Frieden auf die Leitung der Gerichte, deren Beisitzer von und aus den Freien gewählt wurden. Je einfacher und freier diese Einrichtungen bei den sächsischen Völkerschaften waren, um so größer mußte bei denselben das Widerstreben sein, sich durch Unterwerfung unter den fränkischen König in eine Staatseinrichtung zu fügen, welche ihnen nicht nur ihren einheimischen Götterdienst, sondern auch einen großen Teil ihrer Freiheit raubte und sie zur Beobachtung bestimmter Gesetze, zum Gehorsam gegen einen Oberherrn und zur Entrichtung von Steuern verpflichtete. Namentlich sah sich Karl, wenn er die Sachsen für die Dauer zum Christentum bekehren wollte, zur Erhebung des Zehnten genötigt, aus welchem die Geistlichkeit erhalten werden mußte, da ein hierzu geeignetes Staatsgut nicht vorhanden war; aber gerade dieser Umstand erschien den Sachsen drückend und machte ihnen den neuen Glauben noch verhaßter. Auf diese Weise erklärt sich der hartnäckige Widerstand, den die Sachsen der Eroberungssucht des fränkischen Königs leisteten. Karl lenkte seinen ersten Kriegszug von Worms aus über den Rhein und Main gegen die an der Weser wohnenden Völkerschaften, welche unaufhörliche Raubzüge gegen den kleinen Strich Landes unternahmen, der noch rechts vom Rhein im Besitz der Franken war und sich etwa von der Lahn bis nach Wesel erstreckte. Er zerstörte einen Hauptgegenstand ihrer

Verehrung, die sogenannte Irmensäule (Irminsul). Worin dieses in einem Haine gelegene Heiligtum eigentlich bestand, ob in einem hohen Baumstamme oder in einem Denkmal, darüber ist von den Gelehrten der neueren Zeit viel gestritten worden, ohne daß man doch zu bestimmten Ergebnissen gelangt wäre. Beim weiteren Vorrücken nötigte Karl die Sachsen, um Frieden zu bitten und als Bürgschaft desselben zwölf Geiseln zu geben. Doch glaubte er selbst nicht, daß durch Besiegung eines Teils der Sachsen der Krieg beendigt sei. Überdies verfolgte er bei der Bekriegung dieses Volkes einen ganz anderen Zweck, als seine Vorgänger. Diese hatten weder eine vollständige und bleibende Unterwerfung, beabsichtigt, noch auch die Annahme des Christentums gefordert; vor Karls Zeit hatten also die Sachsen und Franken nur um die Ehre des kriegerischen Vorrangs Kriege geführt. In diesen Kriegen waren immer nur einzelne Stämme an der Grenze dazu gebracht worden, als Siegespreis und zur Anerkennung der größeren Macht den Franken einen Tribut an Kühen und Pferden zu liefern; ja, sie hatten sich sogar auch, um Ruhe zu haben, manchmal auf den Versammlungen derselben eingefunden. Karl dagegen hatte kaum einen Teil der Sachsen besiegt, als er ganze Scharen von Missionären zu ihnen schickte, welche sich weit mehr von ihrem Glaubenseifer, als von verständiger Vorsicht leiten ließen und die Angeseheneren mit Gewalt nötigen wollten, das Christentum anzunehmen. Dadurch ward das seitherige Verhältnis völlig umgeändert. Das freie Volk schloß sich sowohl untereinander, als auch mit den benachbarten, ebenfalls noch nicht ganz bekehrten Friesen näher zusammen und begann einen hartnäckigen Kampf um seine ererbten Sitten, Begriffe und Gewohnheiten. Karl hatte daher kaum seinen ersten Krieg beendigt und einen Zug nach Italien angetreten, als die Besiegten sich wieder erhoben und verheerend in sein Reich einbrachen. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich auch später nach jeder Unterwerfung.

Karl rief nach der Rückkehr von dem ersten sächsischen Zuge seine Franken zusammen und ließ auf einem Maifelde bei Genf einen Kriegszug gegen die Langobarden beschließen. Gern würde er denselben jetzt bei seinen Plänen gegen die Sachsen vermieden haben, aber der Papst drängte, und Desiderius wollte, obwohl ihm von Karl Geld angeboten wurde, nicht die dem römischen Stuhle entrissenen Gebietsstücke herausgeben. Karl ließ sein Heer in zwei Abteilungen aufbrechen, von welchen er persönlich die eine über den Mont Cenis führte, während die andere unter seinem Oheim Bernhard über den Mont Jou zog. Er erschien in Italien um so unerwarteter, als die Langobarden durch den Umstand sicher gemacht waren, daß sein Vater ungeachtet so vielfachen Anlasses den Krieg mit ihnen stets zu vermei-

den gesucht hatte, und daß Karl selbst unmittelbar vorher in weitentfernten Gegenden beschäftigt war. Die Langobarden wagten keine Feldschlacht, sondern schlossen sich in ihre Hauptstadt Pavia ein. Während der siebenmonatlichen Belagerung begab sich Karl nach Rom, wo er auf eine sehr feierliche Weise empfangen wurde und an der Seite des Papstes in die Peterskirche eintrat; hier erhielt er die ersten Eindrücke von der Herrlichkeit und Größe der Weltstadt. Auch bestätigte und erweiterte er bei diesem Besuche die Schenkung, die sein Vater Pippin dem römischen Stuhl gemacht hatte. Im Juni 774 wurde Pavia zur Übergabe gezwungen, 203 Jahre nachdem Alboin in dieselbe Stadt eingezogen war. Karl, der schon vorher den Namen eines Königs der Langobarden angenommen hatte, ließ ihnen ihre seitherigen Gesetze und Einrichtungen und nötigte sie nur, ihm den Unterthaneneid zu leisten und sich zur Heeresfolge zu verpflichten. Ihren König Desiderius führte er mit seiner Familie nach Frankreich und steckte ihn in ein Kloster. Nur der älteste Sohn des langobardischen Königs, Adelgis, rettete sich durch die Flucht; er floh nach Konstantinopel, von wo er nachher mehrere Male vergebens in seine Heimat zurückzukehren versuchte. Gleich nach der Unterwerfung der Langobarden wandte sich Karl wieder gegen die Sachsen, welche verwüstend in Hessen eingefallen waren. Er berief im Mai die gewöhnliche Reichsversammlung nach Düren und zog von da mit seinen zahlreich erschienenen Franken gegen die Sachsen. In kurzer Zeit entriß er den Feinden nicht nur die Eresburg an der Diemel, sondern auch die in der Nähe liegende Feste Sigiburg (Hohensyburg) und trieb sie bis über die Elbe zurück. Die Einnahme namentlich der Eresburg war strategisch von der größten Wichtigkeit, sie lag einsam in unwegsamer Gegend auf einer steilen Höhe und diente den Sachsen als Zufluchtsort; später wurde sie eine berühmte fränkische Feste. Ein Aufstand der Langobarden nötigte ihn, schnell wieder nach Italien zurückzukehren (776). Der langobardische Herzog Rotgaud, dem er die Pässe der Julischen Alpen, Friaul und die Treviser Mark anvertraut hatte, war mit Hildebrand von Spoleto und mit dem noch nicht unterworfenen Herzog Arichis von Benevent in Verbindung getreten und hoffte mit Hilfe des geflüchteten Adelgis und der diesen unterstützenden Griechen das langobardische Königreich wiederherzustellen. Karl eilte von der Weser nach der Etsch, unterdrückte den Aufstand, wobei Rotgaud getötet wurde, nahm sich aber nicht die Zeit, gegen die anderen empörten Vasallen zu ziehen, sondern kehrte über Worms, wohin er eine Reichsversammlung berufen hatte, nach der Weser zurück. Es gelang ihm zu Worms, den ganzen fränkischen Heerbann gegen die Sachsen aufzubieten. Mit diesem kam er noch zu rechter Zeit an der Weser an,

um die belagerte Sigiburg zu retten. Dann stellte er nicht allein die von den Sachsen zerstörte Eresburg wieder her, sondern er legte auch eine dritte Festung bei Lippspring an. Die eingeschüchterten Sachsen suchten ihn auf jede Weise zu täuschen und vorerst zu besänftigen, und als er (777) in dem damals noch unbedeutenden Orte Paderborn einen Reichstag hielt, um sie mit den Franken zu einem Gesetze zu vereinigen, erschienen sie in großer Zahl, leisteten den Eid der Treue und verstanden sich zu Tribut, Taufe und Zehnten. Doch war ihre Unterwerfung nur scheinbar; sie konnte schon aus dem einzigen Grunde nicht von Dauer sein, weil Wittekind, der angesehenste von den sächsischen Anführern mit seinem ganzen Anhange von der fränkischen Oberherrschaft nichts wissen wollte und zu dem dänischen König Siegfried, seinem Schwiegervater, entflohen war. Ein Jahr lang war nun Ruhe, aber gerade während dieser Zeit wurde unter den Sachsen wahrscheinlich eine feste Verbindung geschlossen, soweit nämlich eine solche unter Barbaren, die der Augenblick vereinigt und wieder trennt, stattfinden kann.

Karl richtete hierauf seine Waffen nach der ganz entgegengesetzten Grenze seines Reiches, wohin ihn eine Gesandtschaft von Gegnern der spanischen Omejjaden rief, welche ihn, wie oben erzählt, in Paderborn antraf. Daß er dabei durch die anscheinende Ruhe der Sachsen getäuscht worden sei und sich aus diesem Grunde auf ein so entferntes und weitaussehendes Unternehmen eingelassen habe, darf man nicht glauben, sondern jene Aufforderung, die ihn aus dem Inneren von Deutschland nach Spanien zog, war seinem ruhmbegierigen Geist unwiderstehlich und kam, wenn man will, auch dem Bedürfnis entgegen, einen Schlag gegen die Nachbarn des Fränkischen Reiches in den Pyrenäen, die Basken, auszuführen, welche häufige Einfälle machten. Er bot 778 fast die ganze Kriegsmacht seines Reiches auf und teilte sie in zwei Heere, von welchen das eine unter seiner eigenen Führung durch die Gascogne, das andere unter seinen Feldherren im äußersten Osten der Pyrenäen über die Grenze zog. Nachdem er Pampelona erstürmt und sich am Ebro mit dem zweiten Heere vereinigt hatte, nahm er Saragossa ein, unterwarf fast das ganze Land zwischen dem Ebro und den Pyrenäen und knüpfte es unter dem Namen der Spanischen Mark an das Fränkische Reich. Der Lehenseid der mohammedanischen Großen, die ihn zu Hilfe gerufen hatten, und die er als seine Vasallen in ihre früheren Statthalterschaften einsetzte, war nebst dem Besitze der wichtigsten Pyrenäenpässe und einer ungeheuren Beute der Gewinn des spanischen Kriegszuges. Bei der Heimkehr zog das fränkische Heer durch das zum Herzogtum Aquitanien gehörende baskische Gebirge. Die Bewohner dieses armen Landes lauerten, von der

reichen Beute gelockt und durch den beim Durchzug der Franken erlittenen Schaden erbittert, in dem Thal von Roncesvalles dem Nachtrab derselben auf, welcher das Gepäck mit sich führte und von den Tapfersten geleitet wurde. Ihre leichte Bewaffnung und die Beschaffenheit des Bodens machte sie den schwer gerüsteten Franken überlegen; sie töteten daher viele derselben, bemächtigten sich des ganzen Gepäcks und zerstreuten sich dann wieder in ihre Thäler und Berge. Unter den erschlagenen Führern waren Eggihart, der erste Truchseß oder Vorsteher der königlichen Tafel, Anselm, der Pfalzgraf oder Stellvertreter Karls in weltlichen Angelegenheiten, und Rutland oder Roland, der Graf und Befehlshaber an der bretonischen Küste. Diese Männer, besonders der letztere, haben bei der Nachwelt eine große Berühmtheit erlangt, denn ihre Namen und Thaten sind der volkstümlichen Dichtung anheimgefallen; sie bilden einen Teil des Sagenkreises, der sich aus Karls des Großen Andenken entwickelte und diesen König mit seinen Kriegsgefährten ebenso, wie den britischen Helden Arthur und dessen Tafelrunde, zu einem Hauptgegenstande der romantischen Dichtkunst des Mittelalters machte. Für die Gewaltthaten seiner Unterthanen mußte der Herzog Lupus II. von Aquitanien, ein Sohn Waifars und seit 769 Nachfolger seines Vetters Lupus I., mit dem Leben büßen. Dem einzigen Sohne desselben wurde ein Teil des Landes zum Lebensunterhalte gegeben, das Übrige zog Karl ein. Da bei der Bestrafung des Herzogs von einem Prozeß keine Rede war, und da Karl Aquitanien bald nachher unter dem Namen eines Königreichs für seinen Sohn Ludwig wiederherstellte, so kann man sich kaum des Argwohns erwehren, daß bei Lupus als einem Sohne Waifars schon der Verdacht zum Strafgrunde wurde.

Noch ehe Karl aus Spanien zurückgekehrt war, hatten sich die Sachsen, durch Wittekind angereizt, von neuem erhoben, und da der Krieg mit den Mohammedanern den Heerbann des Ostens sehr geschwächt hatte, so waren sie bis an den Rhein vorgedrungen und hatten alles Land von Deutz bis an das Lahnthal und auf dem Rückzuge auch Hessen bis in die Gegend von Fulda verheert. Karl ließ sie durch ein Heer zurücktreiben und zog im nächsten Jahre (779) selbst gegen sie. Er schlug die Westfalen in einem Treffen bei Bochholtz und drang nachher bis an die Elbe vor. Auch diesmal gewährte er den Sachsen, als sie sich wieder freiwillig unterwarfen, Frieden, weil ganz andere Gedanken seine Seele beschäftigten. Karl hatte nämlich Geschmack am Lesen gewonnen, suchte das, was bei seinem Jugendunterricht versäumt worden war, nachzuholen und ließ sich gern aus den Werken alter, besonders römischer Schriftsteller, vorlesen; er zog Gelehrte, die ihm dieselben erklären konnten, an seinen Hof, achtete sie nicht geringerer

Belohnungen wert, als seine Kriegsleute, und schenkte ihnen, wenn sie einigermaßen sich ihm zu empfehlen verstanden, bedeutende Güter, die er eingezogen hatte. Er sammelte auf diese Weise nicht nur Kenntnisse und gewöhnte sich an eine neue Art von Beschäftigung, sondern er ward auch mit den alten Römern und ihrem Charakter immer mehr bekannt; Ruhm und Andenken bei der Nachwelt erhielten also für ihn einen anderen Wert, als sie in den Augen seiner rohen Vorgänger gehabt hatten. Je mehr er aber von den Thaten der Römer hörte und die Schriftsteller achtete, desto mehr wandte sich sein Sinn nach Italien, desto mehr wünschte er seinen Thaten den Ruf der alten Helden Roms, seinem Reiche das Ansehen des Römischen zu geben. Dahin zweckten seine seitdem öfters wiederholten Züge über die Alpen, darum ward seine Freundschaft mit dem gelehrten Papst Hadrian um so inniger, je mehr er sich von Päpsten, Geistlichen und Gelehrten dort hoch gefeiert sah, und je mehr er merkte, daß man ihm dafür manches Mal die Verletzung heiliger Pflichten gegen seine Familie, seine Nation und die Menschheit verzieh. Er reiste gegen Ende des Jahres 780 nach Italien, feierte die Weihnachten zu Pavia, die Ostern zu Rom und ließ seine beiden Söhne Pippin und Ludwig vom Papste salben, jenen zum König der Langobarden, diesen zum König von Aquitanien. Die Bewohner beider Reiche sollten also durch eine Ceremonie für den Verlust eines einheimischen Regenten entschädigt werden. Da Hadrian Karls Sohn salbte, ohne die Völker zu fragen, so mußte sich Karl freilich auch seinerseits dazu bequemen, die Verwendung des Papstes für den Herzog Tassilo von Bayern anzunehmen, welcher von jeher zweideutige Gesinnungen gezeigt hatte und durch seine Vermählung mit einer Tochter des Desiderius schon längst in eine halb feindliche Stellung gekommen war; er konnte es nicht verschmerzen, daß er, dem Hause der Agilolfinger angehörig, sein bedeutendes Land nicht mit der gleichen Selbständigkeit und Machtfülle beherrschen sollte wie seine Vorfahren. Hadrian übernahm die Rolle eines Vermittlers, und der König der Franken ließ sich herab, dem bayrischen Herzog Geiseln dafür zu geben, daß dieser, wenn er zu ihm käme, um die Huldigung zu leisten, keine Unbill erleiden solle. Tassilo stellte sich kurze Zeit nachher in Worms, schwur dem Könige den Huldigungseid und gab seinerseits zwölf Geiseln als Unterpfänder seiner Treue. Da er aber mit seiner langobardischen Gemahlin einig lebte und das Band der Ehe heiliger hielt als Karl, so konnte die Aussöhnung nicht aufrichtig sein; sie trennten sich mehr entzweit, als sie vorher gewesen waren, und Tassilo verweigerte gleich nachher die lästige, nur zu Karls Ruhm und zum Verderben seiner Großen dienende Heeresfolge.

Die Sachsen hatten sich während Karls Aufenthalt in Italien im ganzen ruhig verhalten; er glaubte sie also jetzt auch in Verbindung mit seinen Franken zu einem Kriege verwenden zu können, berief zu diesem Zweck ihre bedeutendsten Güterbesitzer, welche zugleich ihre Hauptkriegsleute waren, zu einer großen Versammlung in der Nähe von Paderborn und ordnete einen Heerzug gegen die von Wittekind aufgereizten Nordalbinger in Holstein an, sowie einen anderen gegen das slawische Volk der Soraben, welches an der Elbe und sächsischen Saale wohnte. Die Erfahrungen der neueren Weltumsegler haben uns gelehrt, wie wenig der Freundschaft von Barbaren zu trauen ist, wie wenig sie, wenn sie auch sonst auf Ehre halten, Treulosigkeit und Verbrechen scheuen, sobald es den Fremden und der von ihnen drohenden Gefahr gilt; das erfuhr auch Karl. Ohne Mißtrauen gegen die Sachsen zu hegen und ohne zu ahnen, daß Wittekind wieder bei ihnen erschienen sei und einen allgemeinen Aufstand seiner Landsleute insgeheim vorbereitet habe, schickte er drei seiner Hofleute mit wenigen Franken ab, um an der Spitze des sächsischen Heerbanns über die Elbe zu gehen und den in Thüringen eingebrochenen Soraben in den Rücken zu fallen. Noch waren seine Truppen nicht bis an die Elbe gekommen, als die Sachsen sich erhoben, die fränkischen Missionäre mißhandelten und vertrieben und Karls Truppen in eine sehr bedenkliche Lage versetzten. Zwar zog der Graf Theodorich schnell vom Rhein her zur Verstärkung jener drei Führer herbei; diese ließen sich aber noch vor der Vereinigung mit ihm am Berge Süntel im Braunschweigischen in eine Schlacht ein und erlitten eine furchtbare Niederlage, wie sie die Franken seit langen Jahren nicht erlitten hatten (782). Indessen zeigte es sich gerade jetzt, wie weit Karl an Rat und That sowohl seine Feinde, als auch alle seine Freunde übertraf; denn statt daß die so glücklich begonnene allgemeine Empörung der Sachsen eine Befreiung bewirkt hätte, führte sie vielmehr eine größere Unterdrückung herbei. Leider ließ sich Karl aber zugleich auch zu Übermut und Leidenschaft hinreißen, und diese hatten die gewöhnlichen Folgen; sie zerstörten das wieder, was Überlegenheit des Verstandes und der Macht gebaut hatten. Karl eilte nach Sachsen, setzte durch sein bloßes Erscheinen alles in Schrecken, nötigte Wittekind, wieder landesflüchtig zu werden, und beugte die Empörer in kurzer Zeit aufs neue unter sein Joch. 4500 derselben stellten sich vor dem erzürnten König, wahrscheinlich weil sie durch ihre Zahl gegen Strafe gesichert zu sein dachten. Karl glaubte nun, ein Beispiel der Strenge werde heilsamen Schrecken verbreiten; er mochte darin auch nicht unrecht haben, überschritt aber dadurch, daß er bei dem heutigen Verden an der Aller jene 4500 insgesamt niederhauen ließ, zu sehr alles Maß, als daß er

seinen Zweck hätte erreichen können. Der Freunde und Verwandten der Getöteten waren natürlich sehr viele, auch die ganze übrige Nation empfand die Schmach und den Verlust, und selbst die Stämme, mit welchen Karl bis dahin noch nicht zu thun gehabt hatte, erhoben sich jetzt gegen die verhaßten Franken. So entstand unter der Leitung des zurückkehrenden Wittekind ein Krieg der Rachgier und Verzweiflung, an welchem alle sächsischen Völkerschaften teilnahmen, und bei dem Karl sogar im glücklichsten Falle wenig mehr gewinnen konnte, als das dichterische Lob des Paulus Diaconus, der ihn damals (783) auch über den fast zu gleicher Zeit erlittenen dreifachen Verlust seiner edlen Mutter Bertha, seiner geliebten und allgemein verehrten Gemahlin Hildegard und einer gleich trefflichen Tochter in schönen Versen tröstete.

Drei Jahre lang bekriegte nun Karl die Sachsen mit Feuer und Schwert; das hartnäckige, doch unentschiedene Treffen bei Detmold und die furchtbare Niederlage der Sachsen an der Haase fallen noch in das Jahr 783. Er rettete ferner durch einen bis ins Lauenburgische hinein ausgedehnten Zug seine kriegerische Ehre und bot alles auf, um die Unterwerfung der Sachsen vollständig und dauerhaft zu machen; allein er hatte dabei zum Teil in Gegenden, die noch jetzt in gewissen Jahreszeiten nicht wohl zu durchreisen sind, Krieg zu führen, mußte seine Siege mit einem großen Verlust an Menschen erkaufen und brachte Not und Elend über viele fränkischen Familien, deren Versorger durch den Krieg nicht bloß jahrelang von den Ihrigen entfernt gehalten wurden, sondern sich auch für ihren Unterhalt erschöpfen oder gar ihr teuerstes Gut, die Unabhängigkeit ihrer kleinen Besitzungen und ihrer Personen, zum Teil aufopfern mußten. Dies rief unter den Ostfranken und Thüringern, die dem Kriegsschauplatz am nächsten wohnten und also unablässig im Streitzeuge sein mußten, große Unzufriedenheit hervor. Es war daher zugleich Glück und Verstand, daß Karl endlich die beiden Hauptanführer der Sachsen, den Westfalen Wittekind und den Ostfalen Albio zu gewinnen, dadurch Mißtrauen und Auflösung unter den Feinden hervorzurufen und so die Ruhe wiederherzustellen wußte (785). Es war Glück und Verstand zugleich, weil bei der großen Ausbreitung der Sachsen und bei der unter ihnen bestehenden Verfassung an einen allgemeinen Frieden mit ihnen durchaus nicht zu denken war; weil ferner in dem Fränkischen Reiche, das aus so verschiedenen, durch Interesse, Verfassung und Gesetze voneinander getrennten Völkern zusammengesetzt war, immer von einer oder der anderen Seite her Gefahr drohte, und weil gerade damals eine dumpfe Gärung und der Stolz seiner neuen Gemahlin, Fastrada, den fränkischen König an seinem eigenen Hofe, ja sogar unter seinen

Verwandten nicht sicher sein ließ. Übrigens gewann Karl die genannten sächsischen Heerführer, als dieselben vor ihm über die Elbe geflohen waren, durch die Überredungskunst schlauer sächsischer Abgeordneter. Mit Hilfe dieser gelang es ihm, das Interesse der Häupter von dem der Nation zu trennen und jene durch Gewährung von Vorteilen so zu stimmen, daß sie im Jahre 785 zu ihm nach Attigny in der Champagne kamen und sich taufen ließen. Sie werden seitdem nicht wieder erwähnt, und es ist sogar nicht einmal bekannt, ob sie in ihre Heimat zurückgekehrt sind. Die Sachsen selbst unterwarfen sich von neuem und blieben nun acht Jahre lang in Ruhe.

In diese Jahre, schwerlich später als 790, fällt ein höchst merkwürdiges Aktenstück, das sogenannte Kapitular von Paderborn (eigentlich capitulatio de partibus Saxoniae), in welchem der harte Geist der Sachsenkriege sich in bezeichnender Weise ausspricht. An der Spitze steht die Bestimmung, daß die Kirchen Christi, welche in Sachsen erbaut sind, kein geringeres Ansehen haben sollen, sondern ein größeres und höheres, als die Heiligtümer der Götzen gehabt haben. Des Todes sterben soll, wer gewaltsam in eine Kirche eindringt oder sie in Brand steckt; ebenso, wer das 40tägige Fasten aus Mißachtung des Christentums nicht hält; jedoch soll der Priester darüber urteilen, ob jenen nicht etwa die Not dazu gebracht hat, Fleisch zu essen. Ferner wird mit dem Tode bestraft, wer, vom Teufel berückt, nach heidnischer Weise glaubt, ein Mann oder eine Frau könne zaubern und esse Menschen, und sie darum verbrennt und ihr Fleisch anderen zu essen giebt oder selbst ißt; wer eine Leiche verbrennt; wer zur Taufe zu kommen unterläßt und Heide bleiben will; wer sich gegen den König empört. Wenn aber einer solche Verbrechen freiwillig dem Priester bekennt und Buße thun will, so soll ihm auf Zeugnis des Priesters das Leben geschenkt werden. Für jede Kirche sollen die Bewohner eines Gaues einen Hof und zwei Morgen Land, auch auf je 120 Seelen einen Knecht und eine Magd hergeben. Den Zehnten müssen alle entrichten; auch der Fiskus zahlt den zehnten Teil der Strafgelder an die Kirche. An Sonntagen soll in der Regel keine weltliche Versammlung gehalten werden. Diese Bestimmungen, in welchen namentlich die Ausdehnung der Todesstrafe furchtbar erscheint, wurden im Jahre 797 auf einer Reichsversammlung zu Aachen einigermaßen gemildert.

So groß Karl auch in seinem steten Kampfe mit äußeren Feinden und mit den inneren Verhältnissen seines Reiches erscheint, so erfreulich sich in seinem Auftreten und Wirken die schöpferische Kraft der menschlichen Seele zu erkennen giebt, so würde er doch der Welt viel geschadet haben, wenn sich alles das, was er schuf, befestigt und erhalten hätte. Wir staunen mit Recht über einen Regenten, der z. B.

in Italien einer übelverstandenen Frömmigkeit durch die Kraft besonderer Gesetze wehrt und dagegen in Sachsen das Christentum durch Gewalt einzuführen sucht; der in Neustrien die Erhaltung der Nationalsitten durch den Arm der Gewalt schützt und dagegen in anderen Teilen seines Reiches, besonders in Sachsen und Thüringen, die Einteilungen verändert und sich sogar in die Gerichtsformen, die doch das Leben und die Seele jeder Verfassung sind, Eingriffe erlaubt; der die nationale Verfassung untergräbt und auf deutschen Stamm gewaltsam eine römische Kultur pfropft. Allein wir müssen die Vorsehung preisen, daß sie nachher durch die Schwäche und Schlaffheit seines frommen Sohnes und Nachfolgers die Völker des Westens vor einer vorzeitigen Blüte der Wissenschaft und Kunst bewahrte, die unter dem willkürlichen Gebot eines einzigen mit Aufopferung der alten Sitten und des Nationalgeistes zu teuer erkauft worden wäre. Deutlich zeigt sich Karls Eigenmächtigkeit in der Bestrafung einer schlecht angelegten Verschwörung, welche gleich nach dem letzten sächsischen Kriege von einer Anzahl Thüringer und Ostfranken in Verbindung mit einigen Hofbeamten angezettelt wurde. Die Sache selbst ist nicht ganz klar; doch ist soviel gewiß, daß es dabei auf das Leben des Königs abgesehen war, und daß die Verschwörung teils durch Karls Gewaltthätigkeit und Grausamkeit, teils durch den Einfluß der stolzen und harten Fastrada auf die Regierungsgeschäfte hervorgerufen wurde. Karl stellte die Verschworenen weder vor ihre ordentlichen Richter, noch vor die Versammlung der Franken, sondern sprach aus eigener Machtfülle das Urteil über sie und ließ zugleich mit ihnen viele Verdächtige unter dem Vorwande des Anteils an dem Verbrechen ums Leben bringen oder blenden und ihrer Güter berauben.

Gegen das Ende des Jahres 786 begab sich Karl wieder nach Italien. Hier zwang er den langobardischen Herzog von Benevent, der sich mit einer Schwägerin Tassilos vermählt und mit diesem Verbindungen angeknüpft hatte, zur Anerkennung seiner Oberhoheit und empfing dann in Rom die Gesandten des Herzogs Tassilo von Bayern, jetzt des einzigen Mannes im ganzen Reiche, der außer den Sachsen widerspenstig war. Karl hatte viele Ursachen, dem letzteren zu zürnen, besonders aber warf er ihm vor, daß er die Heeresfolge nicht leiste. An eine Versöhnung war nicht zu denken; Tassilo sah sich von früheren Zeiten her durch ein weit angelegtes Verfahren dem Untergange bestimmt und stellte sich nicht, als er von Karl nach Worms berufen wurde. Karl aber benutzte den Frieden mit den Sachsen, um Bayern durch seine Truppen überall so schnell und so eng einschließen zu lassen, daß der Herzog zur Unterwerfung genötigt wurde. Aber trotzdem er sogar seinen Sohn Theodo als Geisel hatte stellen müssen,

konnte er doch nicht Ruhe halten; da er allein nichts vermochte, suchte er die Avaren herbeizulocken. Sobald Karl Kunde davon erhielt, berief er Tassilo nach Ingelheim auf eine Reichsversammlung (788). Hier ließ er zwar ein Gericht über ihn halten, dies geschah aber wohl nur des Scheines wegen, da Tassilo eigentlich schon längst verurteilt war. Man verdammte ihn zum Tode und brachte dafür zwei Gründe vor: der Herzog sollte einst, noch zu Pippins Zeit, sich des „Herisliz" schuldig gemacht, d. h. willkürlich das Heer verlassen haben, was nach fränkischem Recht mit dem Verluste des Lebens bestraft wurde; und außerdem ward ihm, sonderbar genug, der Vorwurf des Eidbruches daraus gemacht, daß er, nachdem er seine Kinder als Geiseln gegeben hatte, gesagt haben sollte, er wolle lieber zehn Kinder verlieren, als Knechtschaft erdulden. Das Todesurteil wurde jedoch nicht vollzogen, sondern Karl ließ ihn in ein Kloster stecken; das gleiche Los wurde seiner Gemahlin, die eine Tochter des Königs Desiderius war, und ihren Schwestern zu teil. Sechs Jahre später (794) mußte aber Tassilo auf einer Kirchen- und Reichsversammlung zu Frankfurt am Main sein Verbrechen nochmals feierlich eingestehen und seine Verurteilung erneut hören. Seine Unterthanen waren in seine Schuld verwickelt, Karl verfügte daher willkürlich über sie und ihr Land, gab ihnen keinen neuen Herzog, sondern teilte Bayern in kleinere Distrikte oder Gaue und setzte denselben, wie überall sonst im Reiche, Grafen vor; doch wies er die Einkünfte von zwei Orten dem Tassilo zum Unterhalte an, der nunmehr zuerst nach dem Kloster Jumièges bei Rouen, dann nach Lorsch, in der Nähe von Worms, gesandt wurde, wo er wahrscheinlich sein Leben in der Stille beschloß.

Unmittelbar nach Tassilos Absetzung wandte sich Karl gegen das slawische Volk der **Wilzen**, welches jenseit der Elbe in der Mark Brandenburg wohnte. Er schloß gegen dasselbe einen Bund mit einer anderen slawischen Völkerschaft, den in Mecklenburg wohnenden **Obotriten**, vereinigte die Friesen und Sachsen mit seinen fränkischen Truppen, schlug zwei Brücken über die Elbe und zwang die angesehensten Fürsten oder Führer der Wilzen, ihm Huldigung und Geschenke darzubringen. Um dieselbe Zeit, als Karl im Nordosten seines Reichs die Wilzen demütigte und sich mit den Obotriten befreundete, mußte er seine Nordküsten gegen die normännischen Seeräuber decken, im äußersten Westen den mächtigen Feind, den er an dem Kalifen von Cordova hatte, im Auge behalten, seine Ostgrenze beschützen, an welcher er als nunmehriger Beherrscher von Bayern die wilden und räuberischen Avaren zu Grenznachbarn hatte, und im Süden Vorsichtsmaßregeln gegen die langobardischen Herzöge treffen. Ja, er entwarf sogar damals durch die beabsichtigte Vermählung seiner Tochter Rotrudis mit

dem griechischen Kaiser eine weitaussehende Verbindung mit den Griechen und hatte, als dieser Plan sich zerschlug, an den letzteren einen Feind, der die Behauptung der italienischen Besitzungen erschwerte. Ungeachtet dieser vielen und verschiedenartigen Verhältnisse, die seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch nahmen, beschäftigte er sich doch zu gleicher Zeit auf das angelegentlichste mit der Verwaltung seiner Güter, mit der Verbesserung des Kirchengesanges, mit der Einführung der römischen Methode des Studiums und mit seiner eigenen Ausbildung. Man wird daher mit Staunen und Bewunderung erfüllt, daß Karl so viele und so mannigfaltige Angelegenheiten zugleich betreiben konnte. Da jedoch der Krieg immer sein Hauptgeschäft blieb und er das Rechtsprechen, wenn nicht sein eigener Nutzen zur Sprache kam, den Pfalzgrafen überließ, so erklärt man sich die gleichzeitige Beschäftigung Karls mit den zuletzt genannten Dingen und mit seinen kriegerischen Plänen aus der rastlosen Bewegung seiner Seele in den Zeiten, wo sein Körper einer längeren Ruhe bedurfte. So groß übrigens sein Geist dabei auch erscheint, so würde er doch noch größer erscheinen, wenn nicht überall der Gedanke durchschimmerte, es lasse sich das schaffen und durchsetzen, was nur gepflegt sein will, damit es werde.

Durch die Hilfe, welche die Sachsen ihm beim Zuge gegen die Wilzen geleistet hatten (789), hielt sich Karl ihrer Unterwerfung so sicher, daß er im folgenden Jahre völlig ruhte, um die nötigen Rüstungen zu einem Kriege zu machen, der ihn bis an die Grenzen des Griechischen Reiches führen sollte. Dieser Kriegszug war gegen die Avaren gerichtet, welche östlich von den Bayern im heutigen Ungarn und Österreich wohnten, und denen er seither nur den bayrischen Heerbann entgegengesetzt hatte. Die Avaren, welche schon seit der Auswanderung der Langobarden nach Italien in diesen Gegenden saßen und die benachbarten Völker mit ihren verheerenden Raubzügen heimsuchten, hatten ihr Land, das von der Natur an vielen Stellen unzugänglich war, durch Hecken, Palissaden und Gräben noch mehr befestigt und in demselben neun Ringe oder Umpfählungen gebildet, zwischen denen ihre Wohnungen so verteilt waren, daß der Klang der Trompete von der einen bis zur anderen reichte. Karl bekriegte dieses Volk in nicht weniger als sieben Feldzügen, welche zu verschiedenen Zeiten teils von ihm selbst, teils von seinen Feldherren unternommen wurden, und entriß ihnen jedesmal einen Teil der unermeßlichen Schätze, die sie nach und nach in civilisierten Ländern erbeutet und nach ihren Ringen geschleppt hatten. Diese reiche Beute schien jedoch den Sachsen, welche jene Züge mitmachen mußten, durch Blut und durch lange Entfernung von der Heimat zu teuer erkauft. Sie fielen deshalb im Jahre 793

von neuem ab, und Karl befand sich bald in derselben Lage, wie acht Jahre zuvor: die Sachsen standen in den Waffen, der avarische Krieg war noch nicht beendigt, der Westen des Reiches wurde von neuem durch die Mohammedaner ernstlich bedroht, und in der eigenen Umgebung des Königs brach wieder eine Verschwörung gegen sein Leben aus. Diese Verschwörung wurde ebenso, wie die frühere, durch den Stolz und Hohn der Fastrada und ihrer Freunde hervorgerufen, welche die Franken beleidigten und einen Sohn Karls, Pippin, zur Rache anreizten: dieser nämlich, der schön von Antlitz, aber von entstelltem Wuchse gewesen sein soll, galt seinen Feinden als Bastard, weil er der ersten, für ungiltig erklärten Ehe Karls mit Himiltrud entsprossen war. Die Beleidigten rotteten sich zusammen und beschlossen, den König zu töten. Nur durch Zufall und durch den Verrat eines Geistlichen, der nachher zur Belohnung die reiche Abtei Saint-Denis erhielt, wurde die Sache entdeckt. Karl bestrafte die Teilnehmer und viele Verdächtige wieder auf orientalische Weise mit Schwert und Strang. Sein Sohn durfte zwar am Leben bleiben, mußte aber in ein Kloster gehen und den Rest seiner Tage als Mönch zubringen.

Karls Lage war um jene Zeit sehr bedenklich; aber der große Geist, den erst Schwierigkeiten ans Licht bringen, zeigte sich auch damals und ließ den König aus den Gefahren nur noch größer hervorgehen. Was die im Westen drohende Gefahr betrifft, so hatte sie ebenso, wie der neue Aufstand der Sachsen, ihren Grund in jener ausgedehnten Kriegführung Karls, welche ihn nötigte, die eine Grenze preiszugeben, um die andere zu schützen. Er hatte seinen Sohn Ludwig nach Aquitanien und einen anderen Sohn, Pippin, welcher nicht mit dem soeben angeführten Pippin zu verwechseln ist, nach Italien geschickt, um in den Sitten und Gewohnheiten der Aquitanier und Italiener erzogen und als Könige an die Spitze dieser Völker gestellt zu werden, weil Karl beide Länder als Eroberungen ansah, die er ebenso, wie das Herzogtum Bayern, ganz vom Frankenlande trennen dürfe*). Die Aquitanier, welche nicht nur von alters her an eine gewisse Selbständigkeit gewöhnt waren, sondern auch ihrer westgotischen Abkunft und ihres unruhigen Geistes wegen sich nur schwer in eine völlige Unterordnung unter die fränkische Herrschaft gefügt haben würden, scheinen Karls Verfügung als eine Gefälligkeit und Fürsorge angesehen zu haben, zumal da dem jungen, nie selbständig gewordenen König von seinem Vater verständige Männer beigeordnet waren. Sie

*) Pippin, seit 780 König von Italien, hatte früher Karlmann geheißen und erst nachträglich den neuen Namen erhalten, was Pippin der Höckerige als eine tiefe Kränkung empfand.

ließen deshalb ihre Jugend mit Ludwig in den sächsischen und avarischen Krieg ziehen und folgten ihm gern, als ihn Karl 793 nach Italien schickte, um in Verbindung mit Pippin den rebellischen Herzog Grimoald von Benevent zu unterwerfen. Ludwigs Abwesenheit benutzte der spanische Kalif Hischam I. zu einem Eroberungszuge. Er entriß den Franken ihre jenseit der Pyrenäen gelegenen Besitzungen, und sein Feldherr Abd Almalik drang diesseit des Gebirges tief in Languedoc ein; glücklicherweise leistete aber der Graf Wilhelm Courtnez von Toulouse, obgleich er von den Seinen verlassen wurde, den Mohammedanern tapferen Widerstand und schreckte sie durch den in einem Treffen erlittenen Verlust so sehr, daß Abd Almalik nicht wagte, den aus Italien heimkehrenden König zu erwarten. Die Feinde zogen sich schnell hinter die Pyrenäen zurück, nachdem sie die Vorstädte von Narbonne niedergebrannt und große Scharen von Christen geraubt hatten, um sie beim Bau der Hauptmoschee von Cordova wie Lasttiere zu gebrauchen. Nach Ludwigs Zurückkunft kam ein Waffenstillstand auf mehrere Jahre zu stande.

Karl wurde auf diese Weise leicht mit den spanischen Mohammedanern und ihren Heeren fertig; ganz anders erging es ihm mit den spanischen Christen und ihren theologischen Streitern. Die ersteren besiegte oder befriedigte er ohne fremde Hilfe, die letzteren dagegen konnte er, auch als er aus England sich Mitkämpfer hatte kommen lassen, nicht beruhigen, obgleich er selbst redlich mitstritt und sich, weil er bei allen seinen Fehlern doch auf seine Weise fromm war, die Sache ebenso sehr angelegen sein ließ, als die Sachsen zu demütigen, der Dummheit und dem Aberglauben der Geistlichen entgegenzuarbeiten oder der Griechen Albernheit im Verehren von heiligen Bildern zu bekämpfen. Es war nämlich der fromme und gelehrte Bischof Felix von Urgel, einer zu Karls Reiche gehörenden Stadt in Katalonien, auf den Gedanken gekommen, sich die Natur des Gottmenschen so zu erklären, daß er Christum nach seiner menschlichen Seite nicht für den wirklichen, sondern nur für einen adoptierten Sohn Gottes hielt, und auch der Bischof Elipandus von Toledo war für diese Meinung gewonnen worden. Zwei andere Geistliche in dem christlichen Reiche Asturien glaubten darin eine große Ketzerei zu finden; sie wandten sich deshalb an Karl, und es entstand nun ein heftiger theologischer Zwist, welcher leicht im Abendland ebenso bedeutende Unruhen hätte veranlassen können, als gerade damals der Bilderstreit im Orient hervorgerufen hatte, wenn nicht die Unwissenheit und der kühlere Sinn der Occidentalen es verhindert hätte. Karl nahm sich der Sache sehr lebhaft an; er beschied (792) Felix zu sich und schickte ihn dann, um Rede und Antwort zu geben, nach Rom. Der Bischof sah sich hier

freilich gezwungen, seine Meinung zurückzunehmen; kaum war er aber nach Spanien heimgekehrt, als er seine frühere Behauptung von neuem aufstellte, die Gegner derselben in Schriften bekämpfte und ebenso wie vorher eine Stütze an dem Bischof Elipandus fand, welcher nicht unter Karls Geboten stand und deshalb nicht zum Nachgeben gezwungen werden konnte. Um diese Irrlehrer zu widerlegen, bewog Karl im Jahre 793 durch dringende Bitten den angelsächsischen Gelehrten Alkuin, den er früher (781) in Italien kennen gelernt, damals nach Frankreich eingeladen und seither vergebens zu bleiben ersucht hatte, seinen Wohnsitz für immer im Fränkischen Reiche aufzuschlagen. Dies hatte die wichtigsten Folgen. Die Adoptionslehre wurde zwar, obgleich man Felix nach Lyon verbannte, nicht widerlegt oder ausgerottet, da Alkuin selbst große Achtung vor dem letzteren hatte, und da die Anhänger dieser Lehre im mohammedanischen Spanien dem Arme des fränkischen Königs und seines Papstes unerreichbar waren; allein um so bedeutender war Alkuins Einfluß auf die Kultur des Fränkischen Reiches.

Alkuin hatte früher der blühenden höheren Bildungsanstalt in York vorgestanden, welche eine der wenigen, damals im Westen befindlichen Bibliotheken besaß, und auf der fast alle Gelehrten jener Zeit nicht nur ihre Kenntnis der höheren Wissenschaften und der eigentlichen Theologie gesammelt, sondern auch, was unendlich mehr sagen will, jenen Feuereifer für die Studien, für Religion und für Heidenbekehrung, den sie nachher durch die That bewiesen, eingesogen hatten. Karl, der als Freund des gelehrten Papstes Hadrian bei fortschreitendem Alter statt der Bücher von Roms und Griechenlands Helden sich erbauliche Schriften vorlesen ließ, fand in diesen vieles Dunkele und hatte deshalb früher Alkuin an seinem Hofe lange Zeit bewirtet und zurückgehalten. Dieser glaubte jetzt den wiederholten und dringenden Bitten des Königs nicht widerstehen zu dürfen und blieb hierauf bis zu seinem Tode in Frankreich. Karl wies ihm, obgleich Alkuin kein Mönch war, die Einkünfte mehrerer reichen Klöster an und nötigte ihn nicht, seinem Hofe zu folgen, sondern sah es gern, daß er seinen Wohnsitz in Tours aufschlug, dort angesehenen Männern, die sich ausbilden wollten, höhere Kenntnisse mitteilte und sie, so oft er in gleicher Absicht an den Hof reiste, mitnahm. Da Alkuin Schriften über die Methode im Studium der Wissenschaften hinterlassen und in diesen gewisse Gegenstände zum Teil auf dieselbe entwickelnde und dialogische Weise, wie in der Schule selbst, behandelt hat, so können wir daraus ersehen, wie sehr dieser Mann sich seiner Zeit und ihrer Fassungskraft anzupassen verstand, ohne niedrig zu werden. Wir wundern uns daher auch nicht, daß Alkuin bei Karl und in dessen Umgebung das größte

Ansehen besaß. Der König selbst nannte ihn seinen in Christo geliebtesten Lehrer; der bejahrte und bescheidene Adelhard, welcher früher Graf über einen Teil von Elsaß und Schwaben gewesen, dann in den geistlichen Stand übergetreten und von Karl seinem Sohne, dem Könige Pippin von Italien, als Erzieher und Lehrer mitgegeben worden war, nannte sich Alkuins Schüler; Söhne, Töchter und Schwestern Karls ließen sich gern als Alkuins Söhne und Töchter bezeichnen; Karl selbst endlich war auf seinen Besitz stolzer, als auf den eines Königreiches; er stellte ihn der glänzenden Versammlung, welche 794 in Frankfurt am Main gehalten und zugleich als Kirchen- und als Reichsversammlung angesehen wurde, als seinen Freund vor und ließ diese Empfehlung in die Artikel der Synode aufnehmen. Alkuin sagte dem König nachher auch, wenn alle schwiegen, offen die Wahrheit, indem er ihn zugleich durch Artigkeit und Lob einnahm. Er bewog ihn, mit seinen gelehrten Freunden einen Verein für die Ausbildung der Wissenschaften zu gründen, welcher einem Orden gleich war, indem jeder, der gewürdigt wurde, daran teilzunehmen, einen besonderen, entweder von einem alten Schriftsteller oder von einem anderen berühmten Manne entlehnten Namen erhielt. Alkuin hieß in diesem Verein Flaccus (Zuname des Horaz); Karl selbst legte sich den Namen Davids, des königlichen Sängers, bei. Es war, wenn nun einmal doch die Bildung einer Nation durch einen einzigen Menschen geleitet werden mußte, ein großes Glück, daß Karl einen so unabhängigen Mann wie Alkuin wählte, weil dieser doch ihn selbst und seinen Erzkaplan oder höchsten Leiter der geistlichen Angelegenheiten in Respekt hielt. Übrigens war Karl selbst schon vor Alkuins bleibender Übersiedelung nach Frankreich für die Bildung seines Volkes in mehr als einer Hinsicht thätig gewesen. Er hatte schon im Jahre 787 italienische Gesanglehrer nach Deutschland kommen lassen, um den römischen Kirchengesang bei seinen Franken einzuführen, wobei aber jene, wegen der rauhen, harten und ungeläufigen Töne der letzteren, anfangs große Schwierigkeiten fanden. Es gelang jedoch, die Anstalten für den Gesang nach römischer Art in Metz und Soissons zu Pflanzschulen für Lehrer und Kantoren zu machen. Ebenso hatte Karl um jene Zeit durch italienische Gelehrte die römische Methode im Studium der Alten in die Schulen des Frankenreichs zu verpflanzen gesucht. Er hatte endlich den Bischöfen und Äbten sozusagen durch einen Kabinettsbefehl geboten, Schulen bei den Kirchen und Klöstern anzulegen. Kabinettsbefehle thun es freilich überall nicht, und Karl selbst spricht das, worauf es bei der Bildung einer Nation eigentlich ankommt, klar und deutlich aus, wenn er in seiner Verordnung sagt: „Zum Unterrichte sollen solche Männer zugezogen werden, welche sowohl den Wunsch und die Fähigkeit zu

lernen, als auch einen inneren Trieb, andere zu lehren, besitzen". Dessenungeachtet erließ er nachher einen neuen Befehl, in diesem erscheint er aber wahrhaft groß; denn es heißt darin, er selbst habe in allen Büchern des Alten und Neuen Testaments die durch unwissende Abschreiber hineingebrachten Fehler sorgfältig verbessert. Überhaupt beschäftigte sich Karl selbst gern und viel auf gelehrte Weise. Er las nicht allein lateinische und griechische Schriften, studierte nicht allein noch in seinen älteren Jahren verschiedene Wissenschaften und führte beständig eine Tafel bei sich, um seine Gedanken über weltliche und geistliche Angelegenheiten niederschreiben zu können, sondern er ging auch manchmal so weit, daß er sein kaiserliches Ansehen selbst in rein gelehrten Dingen gebrauchte. Er erließ z. B. einmal kraft seiner Machtvollkommenheit an die Geistlichen den Befehl, die verbesserten Lesarten einer Schrift als die richtigen anzuerkennen. Indessen scheint er selbst doch gefühlt zu haben, daß dies die rechte Art nicht sei, da er sich in einer seiner Verordnungen auf den Vorgang des jüdischen Königs Josias berief, welcher ebendasselbe in betreff der heiligen Bücher seines Volkes gethan habe.

Außer Alkuin zog Karl noch andere Gelehrte an sich, um mit ihrer Hilfe sich selbst und sein Volk zu bilden; doch war und blieb Alkuin der einflußreichste von allen. Unter ihnen war einer der bedeutendsten der Geschichtschreiber der Langobarden, Paulus Diaconus oder Paul Warnefried. Nach dem Sturze des Desiderius hatte Paul eine Zeitlang am Hofe von Benevent bei dem Herzog Arichis gelebt, welcher ein Schwiegersohn des letzten Langobardenkönigs war. Überhaupt bewahrte Paul, der an seinem Volke mit rührender Anhänglichkeit festhielt, auch dem gefallenen Herrscherhaus ein würdiges Andenken. Im Jahre 782, als er mit einem Bittgesuch für seinen bei dem Aufstand von Friaul gefangenen Bruder in das Frankenreich gewandert war, wurde er aus dem Kloster Monte Cassino, wohin er sich zurückgezogen hatte, in den gelehrten Kreis gezogen, den Karl um sich zu bilden anfing. Er gab Unterricht im Griechischen, verfaßte sinnreiche Grabschriften auf Mitglieder des königlichen Hauses und machte sich dem fränkischen Hofe, dessen Ahnherrn Arnulf er in seiner Metzer Bischofsgeschichte gefeiert hatte, wert; gleichwohl blieb er im Herzen Langobarde, wie er sich denn nach sechs Jahren, als die Spannung zwischen Karl und Herzog Arichis von Benevent, dem Schwiegersohn des Desiderius, immer größer wurde, wieder in jenes Kloster begab und seine sechs Bücher langobardischer Geschichten abfaßte, die uns wegen ihrer klaren und warmen Darstellung, besonders aber wegen ihres reichen, volkstümlichen Sagenschatzes von hohem Werte sind. Ihm wird auch ein Hymnus an den heil. Johannes zu-

geschrieben, dessen erste, teilweise leoninisch gereimte sapphische Strophe lautet: Ut queant laxis resonare fibris Mira gestorum famuli tuorum, Solve polluti labii reatum, Sancte Johannes. (Daß mit freiem Schwung wir Diener Rühmen Deine Wunderthaten, Löse, heiliger Johannes, Der befleckten Lippe Schuld). Die Anfangssilben der sechs ersten Halbzeilen ut, re, mi, fa, sol, la wurden als Grundlage der Tonleiter verwendet (Solmisation); später trat das aus den Anfangsbuchstaben der Schlußzeile gebildete si hinzu. Die Strophe wurde auch als Mittel gegen Heiserkeit empfohlen.

Unter den Gelehrten, die Karl aus Italien berief, ist noch Peter von Pisa zu erwähnen. Angilbert, von vornehmer fränkischer Geburt, war der vertrauteste Genosse des Königshauses; seine Geliebte war Karls schöne Tochter Bertha, beider Sohn der Chronist Nithard. Angilbert feiert in mehreren noch vorhandenen Gedichten den königlichen Familien- und Freundeskreis; den Ordensnamen Homer erhielt er wahrscheinlich von einem größeren epischen Werke, das die Thaten seines mächtigen Gönners zum Gegenstande hatte. Größere Bedeutung für die Nachwelt hat Einhard (Eginhard), der, in der Umgebung des Odenwaldes geboren, schon als Knabe durch seine großen Anlagen Aufmerksamkeit erregte. Eine besondere Stellung nimmt er durch sein Studium der römischen Architektur ein; er leitete wahrscheinlich die bedeutendsten Palast- und Kirchenbauten, die Karl in späteren Jahren unternahm; in dem Gelehrtenkreise führte er den Namen Bezaleel, nach dem in den Büchern Mosis gerühmten Baumeister der Stiftshütte. Man nahm früher allgemein an, daß auch ein Teil der sogenannten Annalen von Lorsch ihm seinen Ursprung verdanke, doch ist dies wohl nur in sehr geringem Umfange, nur für einige Jahre, aufrecht zu erhalten. Vor allem aber knüpft sich sein Andenken an das kleine, jedoch warm, lebendig und in gutem Latein geschriebene Buch „Karls Leben", aus welchem bei aller kindlichen Verehrung auch im ganzen eine treue Wahrheitsliebe spricht. Zu beklagen ist nur, daß er sich allzusehr nach den Biographieen des Suetonius richtet, in welchen dieser Schriftsteller aus Trajans Zeiten die Lebensläufe der ersten Imperatoren schildert. Nicht nur die Anordnung in diesem Werke war ihm mustergiltig, er entlehnt ihm sogar einzelne Ausdrücke; und gleichwie der Römer den Tod eines Cäsar durch Wunderzeichen (prodigia) verkünden läßt, so meint auch Einhard das Hinscheiden des christlich-fränkischen Weltherrschers dnrch dergleichen Berichte einleiten zu müssen. Indessen hat die lebensvolle Vorstellung von der Persönlichkeit Karls, die sich in den folgenden Jahrhunderten entwickelte, aus Einhard noch die am besten verbürgten Züge entnommen. Seine Anhänglichkeit an das Kaiserhaus erhielt ihm die Gunst Ludwigs des Frommen

Die Besitzungen Michelstadt im Odenwald und Mulinheim am Main wurden ihm verliehen; am letztgenannten Ort, wo er die Abtei Seligenstadt gründete, verbrachte er die späteren Jahre bis zu seinem Tode (840); eine Grabschrift, die von dem berühmten Rabanus Maurus herrührt, rühmt ihn als weise, rechtschaffen, hilfreich und redekundig.

Mit Hilfe dieser und anderer Männer, welche größtenteils Ausländer waren, suchte der König Kenntnisse und Bildung im Frankenreiche zu verbreiten. Der wahren Religion, den Sitten und dem alten Rechte ward dabei freilich nicht in gleichem Grade aufgeholfen. Karl verpflanzte im Gegenteil eine fremde Kultur in ein deutsches Reich und legte den Grund zu einer Bildung, die vorzugsweise nur den Großen und Vornehmen zu statten kam und diese vom Volke trennte; denn was von seinen Bemühungen für die einheimische und nationale Bildung berichtet wird, war von keiner großen Bedeutung. Karl versuchte nämlich nach der Versicherung seines Freundes und Biographen Einhard eine deutsche Sprachlehre zu schreiben, ließ die alten fränkischen Heldenlieder sammeln und gab den Monaten und Winden neue Namen, die sich zum Teil bis jetzt im Volksgebrauche erhalten haben. Man hat auf diese Bestrebungen in neuerer Zeit offenbar einen zu hohen Wert gelegt; denn um von den Namen der Monate und Winde gar nicht zu reden, so blieb es in betreff der Sprachlehre bei dem bloßen Versuch, und die Sammlung der Heldenlieder, welche Karl veranstaltet haben soll, wäre uns gewiß für die Kenntnis der Sprache wie des Volkstums vom höchsten Werte, kann jedoch nicht viel Thatsächliches von geschichtlicher Bedeutung enthalten haben, weil sonst wohl einer der Annalisten es aufgenommen und uns überliefert haben würde. Wenn es übrigens auch wahr sein mag, daß unter den ewigen Kriegen und beim Mangel der ersten Elemente der Bildung Alkuins Anstalten mehr Glänzendes, als eigentlich Nützliches hatten, so übte Karls Bemühen nichtsdestoweniger auch auf die Regierung einen großen Einfluß aus. Man sieht dies aus den von ihm gemachten Entwürfen, die nur darum mißglückten, weil die unteren Behörden nicht genug gebildet waren, um das Ihrige zu thun, und weil die Arbeitsleute nicht Fertigkeit genug besaßen, um die Arbeit gehörig zu verrichten. Der erste dieser Entwürfe war ein Kanalbau, welcher Donau und Main durch die Rednitz und Altmühl miteinander verbinden sollte. Er mußte, nachdem er kaum ins Werk gesetzt worden war, wieder aufgegeben werden, weil die mit der Leitung beauftragten Leute ungeschickt waren; denn sie verstanden nicht, das Sumpfwasser von den Orten, wo gegraben wurde, abzuleiten und das Einstürzen der Seiten des Kanals zu verhüten, ja, sie wußten nicht einmal die

Wasserwage richtig zu gebrauchen. Ein anderer großer Plan Karls, die Errichtung einer Brücke über die Donau, kam wegen der fortdauernden Widersetzlichkeit der Avaren und Sachsen nicht zu stande. Diese Entwürfe und einige andere Unternehmungen, welche Karl wirklich ausführte, beweisen, daß er wohl wußte, wie und wodurch man eine Nation zu milderen Sitten leitet. Dahin gehören namentlich seine Bemühungen für Erleichterung des Verkehrs und die zweckmäßig erwogene Gründung seiner Paläste oder Pfalzen. Da er in einem Lande, wie Deutschland damals war, an eigentliche Heerstraßen nicht denken konnte, so suchte er den Verkehr durch die Binnenschiffahrt zu beleben. Er selbst bediente sich dieser Art zu reisen gern; er fuhr z. B. nicht nur oft den Main hinauf und hinunter, sondern er reiste im avarischen Kriege sogar auch auf der Rednitz; in Aquitanien befuhr er die Garonne, in Neustrien auch einmal die Loire. Wie lebhaft die Flußschiffahrt war, geht aus den Zollprivilegien hervor, welche z. B. von Karls Sohne, Ludwig I., solchen Klöstern, die tief im Lande lagen, erteilt wurden, und bei denen der Wagen und Karren nur gelegentlich, der Schiffe dagegen vorzugsweise erwähnt wird. Bei Mainz erbaute Karl eine hölzerne Brücke, welche zu ihrer Herstellung zehn Jahre Arbeit erforderte. Sie brannte ein Jahr vor seinem Tode ab, und er faßte damals den Entschluß, sie durch eine steinerne zu ersetzen. Paläste erbaute Karl unter andern zu Ingelheim, zu Aachen und an der fränkischen Saale, sowie er denn überhaupt am häufigsten in der östlichen Hälfte des Reiches verweilte und Austrasien recht eigentlich zum Hauptlande machte. Der Palast an der Saale brannte bald wieder ab; die beiden anderen aber blieben Karls Hauptresidenzen. Er bediente sich zu diesen Bauten italienischer Baumeister und ließ auch die dazu nötigen Säulen und andere Bildhauerwerke aus Italien kommen. Von dem Palast zu Ingelheim hat ein Dichter, Ermoldus Nigellus, uns eine Beschreibung hinterlassen, in der auch von großen Gemälden die Rede ist, welche Karls und seiner Vorfahren Thaten, sowie Scenen aus der römischen, griechischen und altorientalischen Geschichte vorstellten. Man darf sich jedoch, auch abgesehen davon, daß die uns überlieferte Schilderung eine poetische ist, von diesen Malereien ebensowenig eine große Vorstellung machen, als von den Gemälden auf silbernen Tischen, welche Karl nach Einhards Angaben besessen haben soll. Das eine der letzteren stellte Rom, das andere Konstantinopel dar; beide Städte waren aber wohl schwerlich zu erkennen ohne das darunter Geschriebene: „Das ist Rom, das ist Konstantinopel.“ Der Palast zu Aachen war nicht ein einfaches Gebäude, sondern er enthielt auch besondere Häuser für alle zum Hofe gehörenden Personen; in den unteren Stockwerken waren Räume für die Diener derselben

und für die Soldaten angebracht, und wenn wir den Angaben eines Chronikschreibers Glauben schenken dürfen, so hatten Karls Zimmer eine solche Lage, daß er alle Eingänge in diese Wohnungen übersehen konnte. Außer dem Palast baute er noch in Aachen die berühmte Marien- oder Liebfrauenkirche, die um 804 beendigt wurde, zu welcher der Papst Hadrian ihm die Marmorsäulen und die Mosaikarbeiten aus dem zerstörten kaiserlichen Palast in Ravenna schenkte; ihrer Anlage nach ist dieselbe eine Nachahmung der Kirche San Vitale zu Ravenna, deren Erbauung in die nächste Zeit nach Theodorichs Tode fällt. Aachen war überhaupt die Stadt, in welcher Karl am liebsten verweilte. Dazu mögen besonders die warmen Quellen dieses Ortes viel beigetragen haben; denn es wird uns erzählt, daß er die dortigen Bäder vorzugsweise geliebt und sich in Gesellschaft seiner Söhne und Hofleute gern mit Baden und Schwimmen belustigt habe.

Mitten unter solchen Entwürfen und Unternehmungen fühlte Karl den Druck seiner eigenen Größe, da er die Kriege gegen die Avaren und Sachsen unmöglich mit stets gleichem Erfolg und nicht ohne harte Bedrückung der Seinen führen konnte. Die fast ohne Unterlaß geforderte Heeresfolge lastete schwer auf seinen Unterthanen, besonders in den entfernteren Teilen des Reiches, deren Bewohner nicht nur, wie alle anderen, ihre Ausrüstung selbst zu besorgen hatten, sondern auch häufiger in Anspruch genommen wurden und beim Marsch nach den entgegengesetzten Grenzgegenden auf einer weit größeren Strecke für ihren Unterhalt sorgen mußten. Doch ist es wahrscheinlich, daß der Heerbann in den einzelnen Ländern vorzugsweise nur gegen die nächstliegenden feindlichen Völkerschaften in seiner ganzen Ausdehnung aufgeboten wurde. Nach den von Karl gegebenen Verordnungen mußte jeder, der einen Grundbesitz von gewisser Größe hatte, in Person beim Heere erscheinen; Ärmere traten nach einem bestimmten Maßstabe ihres Besitzes zu zwei, vier oder fünf zusammen, stellten einen aus ihrer Mitte und bestritten gemeinschaftlich die Kosten desselben. Wer sich der Teilnahme am Kriege entzog, mußte eine Geldstrafe zahlen, die zwar bei den Armen weit weniger betrug, als bei den Reichen, dessenungeachtet aber auch für die ersteren sehr drückend war, zumal da der Graf des Distriktes ein Drittel der Summe erhielt und also gewiß streng aufpaßte. Auf Desertion stand die Todesstrafe.

Von den erwähnten beiden Kriegen, die sich an der Weser und an der Donau erneuten, war der sächsische der schwierigste; denn für den avarischen genügten lange Zeit die italienischen Truppen in Verbindung mit dem bayrischen Heerbann, weil er gegen ein Volk geführt ward, das seine Urkraft verloren hatte und nicht einmal Verstand genug besaß, um die Vorteile seiner Lage gehörig zu benutzen. Dies änderte

sich erst dann, als ein Teil der Avaren sich unterworfen und das Christentum angenommen hatte; denn nun ermüdete man durch Grausamkeiten und durch hartes Einfordern des geistlichen Zehnten, als der ersten Pflicht neuer Christen, die Geduld des Volkes und brachte es zur Verzweiflung. Im Jahre 796 erlagen die Avaren endlich der fränkischen Übermacht. Sie wurden von den Siegern ausgeplündert, als wenn sie zu keiner Schonung berechtigt wären; die seit langer Zeit erbeuteten ungeheuren Reichtümer, welche von den Avaren in jenen Ringen oder Umwallungen geborgen waren, kamen in den Besitz der Franken, die man, wie Einhard bemerkt, bis dahin beinahe arm nennen konnte. Diese Schätze wurden zum Teil unter Karls Große verteilt, auch einige der kostbarsten Stücke dem Papste geschenkt, vieles dann zur Erbauung von Kirchen, Klöstern und Palästen verwendet; nicht mit Unrecht sagt aber ein altes Sprichwort von solchem Gute, es gedeihe nicht. Übrigens entstand aus dem den Avaren entrissenen Land zwischen Enns und Raab später die Markgrafschaft Österreich, und Salzburg gewann als Centralpunkt des Christentums in den mittleren Donauländern eine erhöhte Bedeutung.

Ganz anders, als mit den Avaren, ging es mit den Sachsen: diese mußte Karl selbst wieder längere Zeit hindurch jedes Jahr heimsuchen, ohne daß er sie völlig zu bezwingen vermochte. Der Anlaß oder vielmehr das Signal zu dem neuen Aufstande der Sachsen wurde dadurch gegeben, daß diese im Jahre 793 nahe der Wesermündung einen von Karls Grafen, der sie selbst früher im avarischen Kriege angeführt hatte und wieder unter ihnen Leute ausheben sollte, unversehens überfielen und samt der Heerschar, die er für jenen Krieg von Friesland her mit sich gebracht hatte, aufrieben. Der Krieg nahm damals einen ganz eigenen Charakter an. An eine Vereinigung der Sachsen zu entscheidenden Schlachten war, seit Albio und Wittekind nicht mehr an ihrer Spitze standen, freilich nicht zu denken; aber die Masse der Franken, mit welcher Karl jährlich über die Weser ging, verlor dabei, ungeachtet ihrer greulichen Verwüstungen, ebensoviel, als die Sachsen, weil die letzteren in einzelnen Höfen zerstreut wohnten und die ersteren also weder durchaus beisammen bleiben konnten, noch auch sich zu sehr verteilen durften. Die Folge davon war, daß zwar jedes Jahr die Gegenden, durch welche Karl zog, ihm huldigten, daß aber die Bewohner derselben, sobald sich der Feind wieder entfernt hatte, aus ihren Sümpfen und Wäldern hervorkamen und bei ihrer genauen Ortskenntnis mit leichter Mühe die einzelnen Heerhaufen der zurückgebliebenen Franken verjagten. Dies änderte sich aber auch dann nicht, als Karl auf dem Sendfelde nahe bei Paderborn ein Standlager errichten ließ. Selbst als er 797 bis an die Mündungen

der Elbe und Weser drang und die Obotriten, seine Verbündeten, unter fränkischen Feldherren von Nordosten her ins Sachsenland einbrechen ließ, erduldeten die Sachsen lieber alle Greuel der Verwüstung und sahen es gelassen mit an, daß Tausende der Ihrigen aus der Heimat geschleppt und in verschiedene Gegenden des Frankenreichs zerstreut wurden, als daß sie fremde Gesetze und Sitten angenommen hätten.

Glücklicher, als im Lande der Sachsen, war Karl an der Westgrenze seines Reichs, wo der unruhige Geist der spanischen Mohammedaner und ihre steten Sekten- und Familienzwiste dem dortigen Kalifen nie erlaubten, vollen Gebrauch von der Macht und dem Reichtum zu machen, dessen Spanien, damals das blühendste Reich von Europa, sich erfreute. Hischam I. hatte zwar die fränkische Provinz jenseit der Pyrenäen den Franken entrissen; kaum war ihm aber sein Sohn Hakem I. in der Regierung gefolgt (796), als unter den Mohammedanern wieder Streitigkeiten entstanden, welche den Franken Gelegenheit zu neuen und bedeutenderen Eroberungen gaben. Gegen Hakem empörten sich nämlich nicht nur mehrere Statthalter, sondern auch die beiden Oheime des Kalifen, welche unter Hischam nach Afrika vertrieben worden waren, kehrten von dort zurück und setzten sich im Lande fest. Der eine von ihnen reiste hierauf nach Paderborn, um Karls Hilfe zu erbitten. Dieser schickte seinen Sohn Ludwig von Aquitanien, den er kurz vorher zu sich beschieden hatte, und ließ durch ihn die aquitanischen Truppen an die Grenze führen. Dadurch wurde der spanische Befehlshaber in Barcelona zur Unterwerfung gezwungen; er fiel zwar, sobald Hischam seine Oheime besiegt hatte, wieder von dem fränkischen Könige ab, allein die Aquitanier belagerten ihn zwei Jahre lang in Barcelona, eroberten nach einer hartnäckigen Gegenwehr die Stadt, vertrieben alle Moslemin aus derselben und siedelten statt ihrer christliche Goten darin an (801). Auch Huesca und die balearischen Inseln gerieten in fränkische Gewalt, die letzteren wurden mit Barcelona in Verbindung gebracht, in dieser Stadt selbst ein angesehener Mann von gotischer Abkunft, Bera, zum Befehlshaber eingesetzt und so dem Christentum in der Grafschaft Barcelona, oder wie sie später hieß, in Katalonien, ein Bollwerk gegeben, das nicht so leicht umzustürzen war. Der Ruhm dieser Thaten ward dem jungen Ludwig zu teil, obgleich dieser dabei am wenigsten gethan hatte und überhaupt nie die Fähigkeit erlangte, etwas Bedeutendes zu leisten. Ludwig war von Natur gutmütig und freundlich, hatte nicht geringe Kenntnisse und war sogar persönlich in der Führung der Waffen trefflich geübt, blieb jedoch zugleich kraftlos und unselbständig und bedurfte daher auch sein ganzes Leben hindurch einer Stütze. Karl selbst hätte dies aus seines

Sohnes unverständiger Frömmigkeit und aus der Schwäche, mit welcher derselbe seinen Freunden sogar zu seinem eigenen Nachteil alles erlaubte, voraussehen können; er vermehrte aber das Übel, indem er den jungen Mann mit Vorschriften überhäufte und ihm überlegene Männer an die Seite stellte, die seine Schritte leiteten und seine Kriege führten, und deren Geist den seinigen erdrückte, während der Glanz ihrer Thaten ihn nur so lange, als sie neben ihm standen, umstrahlte. Ludwig und seine Leiter zogen noch ein oder mehrere Male gegen die Mohammedaner zu Felde; es ist aber schwierig, diese Züge, auf deren einem Tortosa nach zweijähriger Belagerung erobert wurde, der Zeitfolge nach zu bestimmen. Jedenfalls konnte Karl an seinem Lebensende den Besitz der Spanischen Mark bis an den Ebro für gesichert halten.

Wenn man bedenkt, was auf diese Weise Karl im Kampfe mit Heiden und Mohammedanern für den christlichen Glauben gethan hatte, so wird man es sehr natürlich finden, daß der erste Bischof der Christenheit ihn jedes Titels und jeder Würde wert hielt, durch welche sein Ansehen vermehrt werden konnte. Doch brachte erst ein Verdienst um des Papstes eigene Person diesen auf den Gedanken, dem fränkischen Könige eine Ehre zu erweisen, welche den letzteren nach Einhards wenig glaubhafter Versicherung selbst überrascht haben soll, jedenfalls aber seinem großen Sinne und seinem Stolze zu sehr schmeichelte, um nicht gebilligt zu werden, mochte ihm immerhin die Art der Erhebung nicht ganz behagen. Diese Ehre bestand darin, daß Papst Leo III., Hadrians I. Nachfolger, im Jahre 800 das Weströmische Kaisertum, an welches seit Romulus Augustulus niemand mehr gedacht hatte, dem Namen nach für wiederhergestellt erklärte und die höchste Würde desselben auf den fränkischen König übertrug. Doch dachten dabei sowohl Leo als Karl nur an eine Würde, nicht an neue Rechte, und obgleich diese nachher von selbst aus der Sache hervorgingen, so waren sie damit noch nicht beabsichtigt. Leo war nach Hadrians vieljährigem Pontifikat (772—795) zum Papst erwählt worden, und Karl hatte seinem Freunde Angilbert, welcher mit Geschenken aus der avarischen Beute an Hadrian, den Mitgenossen von Karls gelehrten Beschäftigungen, abgeschickt war, den Befehl erteilt, diese Gaben dem neuen Papste zu überreichen. Dem Andenken des hingeschiedenen Hadrian widmete Karl eine Marmortafel mit Inschrift, welche noch jetzt in der Vorhalle der Peterskirche in Rom zu sehen ist. Offenbar war anfangs von einer Unzufriedenheit mit Leos Erwählung keine Rede. Kurze Zeit nachher jedoch gab Leo durch sein Betragen Anstoß, und seine Feinde benutzten dies, um ihn zu stürzen. Sie brachten eine mächtige Partei gegen ihn zu stande, überfielen ihn am Tage des

hl. Marcus (22. April) bei einer Prozession auf offener Straße und ließen ihn so furchtbar mißhandeln, daß man ihn anfangs geblendet und der Zunge beraubt glaubte (799). Er erlangte indessen späterhin das Gesicht und den Gebrauch der Zunge wieder, entkam aus den Händen seiner Feinde und floh mit Hilfe des Herzogs von Spoleto aus Rom. Hierauf begab er sich sogleich in Begleitung mehrerer fränkischen Bischöfe nach Paderborn, wo damals Karl gerade verweilte. Dieser empfing ihn mit auserlesenen Ehrenbezeigungen und ließ ihn durch angesehene Bevollmächtigte nach Rom zurück geleiten, indem er überzeugt war, daß sein Name und sein Ansehen die Römer hinreichend schrecken werde, um dem Papste eine friedliche Aufnahme und eine ruhige Regierung zu sichern. In Rom wurde nun zwar Leo aufgenommen, seine Gegenpartei war aber mächtig, und die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen warfen einen nachteiligen Schein auf ihn; er selbst, noch mehr aber Alkuin beschwor daher den König, sich in eigener Person nach Rom zu begeben, um einem jetzt schon vier Jahre dauernden Ärgernisse für immer abzuhelfen. Karl traf vorsichtige Maßregeln, damit während seiner Abwesenheit die Ruhe und Ordnung im Reiche nicht gestört werde: er sorgte für die an der Weser gelegenen Festungen, ging dann der Seeprovinzen wegen nach Aachen, begab sich darauf nach der Bretagne, die sich kurz vorher empört hatte, bereits aber wieder unterworfen worden war, und reiste nachher nicht eher ab, als bis er mit Alkuin alles, was die geistlichen Angelegenheiten anging, verabredet hatte. Er nahm seinen Weg über Mainz, wo er in einer sonst ungewöhnlichen Jahreszeit, im August, eine Reichsversammlung hielt, um sich bei seinem Zuge mit dem nötigen Glanze und mit einer gehörigen Kriegsmacht zu umgeben.

Als er in Rom angekommen war (Ende 799), hielt er ein feierliches Gericht, um dem Papste Gelegenheit zu geben, sich gegen öffentliche Beschuldigungen auch öffentlich zu verteidigen; da aber Karls Gesinnung und Absicht bekannt waren, so wagte natürlich niemand, als Ankläger aufzutreten. Leo konnte also alle Beschuldigungen durch einen Reinigungseid von sich ablehnen, der nach fränkischer Sitte mit zwölf Eideshelfern geleistet wurde. Er that dies freilich nicht gern und fügte hinzu, er leiste den Eid nur aus gutem Willen, denn über den Papst konnte, wie man annahm, sich niemand zum Richter aufwerfen. Die Stadt Rom war, weil das Haupt der Christenheit in ihr wohnte, der Sammelplatz aller Nationen, und ihre Einwohner hatten, wie aus einem Schreiben Alkuins an Karl hervorgeht, schon damals bei den Deutschen den Ruf der Treulosigkeit und Unbeständigkeit, der sich nachher durch alle Zeiten hindurch erhalten hat. Nichtsdestoweniger nahm Karl, der bisher nur Patricius von Rom gewesen war, von dem versammelten

Volke den Titel eines römischen Kaisers an. Als er nämlich am Weihnachtsfeste vor dem Altar der Hauptkirche kniete, schmückte ihn der Papst mit den Insignien der kaiserlichen Würde, und das zahlreich versammelte Volk rief, von Leo aufgefordert, den fränkischen König zum römischen Kaiser aus, indem es dreimal in die Worte einstimmte: „Karl dem Geweiheten (Augustus), dem von Gott gekrönten großen friedenbringenden Cäsar der Römer Leben und Sieg!“ Es war übrigens, so sonderbar dies auch erscheint, nur der Name von Rom und das Andenken an seine ehemalige Größe, wodurch die Bürger einer tief gesunkenen Stadt sich eine solche Wichtigkeit geben konnten, daß ohne sie der Papst gewiß ebensowenig, als sie ohne den Papst daran gedacht haben würden, den Helden des Nordens mit einem erloschenen Schimmer zu erleuchten. Karl hat sich nicht befriedigt gezeigt über die Art, wie er diese Ehre empfing. Mit vorahnendem Geiste sah er, daß dieser Vorgang für die Zukunft von der größten und für das weltliche Oberhaupt schlimmsten Bedeutung werden könne, eine Befürchtung, die die spätere Geschichte nur zu sehr gerechtfertigt hat. Soll er sich doch sogar dahin geäußert haben, ihm würde es nicht eingefallen sein, die Kirche zu betreten, wenn er sich hätte sagen können, was dort geschehen würde. Auch später bei seinen Bestimmungen über die Nachfolge im Reiche hat er jede Teilnahme der Kurie zurückgewiesen. Er wollte in keiner Beziehung von ihr abhängig sein. Übrigens suchte er selbst in dem erborgten Glanze nicht mehr, als darin zu suchen war; denn er legte überhaupt nie einen Wert auf Pracht und äußeren Schein; trug daher auch stets die gewöhnliche fränkische Kleidung und vertauschte sie nur bei festlichen Gelegenheiten mit Schmuckgeräten und kostbaren Gewändern. Dagegen verbreitete der Schimmer der römischen Kaiserwürde bei seinen Zeitgenossen mehr Glanz um ihn, als sein großer Geist und das Umfassende seiner Gedanken; das erkannte er wohl, und darum war ihm die Kaiserwürde namentlich in Bezug auf das Oströmische Reich doch wert.

Einen weiteren Glanz erhielt Karl durch die Verbindungen, in welche er mit dem Beherrscher des Abbassidischen Reichs und mit dem Patriarchen von Jerusalem trat; doch hatten diese, so lose sie auch waren, andererseits auch den Erfolg, daß er seitdem als Herr des Westens den Christen des Orients und den schon damals in großer Zahl dorthin reisenden Pilgern nützlicher ward, als vorher. Von dem Patriarchen von Jerusalem erhielt er durch einen Mönch, den er an denselben geschickt hatte, die Schlüssel zum heiligen Grabe und zur Schädelstätte. An den Abbassiden Harun al Raschid hatte er 797 zwei Gesandte in Begleitung eines Juden geschickt; jene starben unterwegs, dieser aber kehrte vier Jahre später zugleich mit einem Gesandten

Haruns und einem anderen von dem Stifter der Aglabiten-Dynastie zu Karl zurück. Unter den Geschenken, welche beide orientalische Fürsten dem fränkischen Könige schickten, machte besonders ein Elefant großes Aufsehen. Eine spätere Gesandtschaft Haruns überbrachte als Geschenke unter andern ein kostbares Zelt, verschiedenes Räucherwerk und eine metallene Wasseruhr, an welcher bewegliche Figuren die Zahl der Stunden anzeigten; sie soll dagegen von Karl friesische Kleider, spanische Pferde und Maultiere und fränkische Jagdhunde erhalten haben.

Der Umstand, daß gerade damals eine Frau, die von den Bilderdienern gepriesene, sonst aber verhaßte und verbrecherische Irene, auf dem byzantinischen Throne saß, war dem erneuten Weströmischen Kaisertum günstig. Dieselbe hatte 13 Jahre vorher, als Vormünderin ihres Sohnes Konstantin VI., für diesen um Karls Tochter Rotrudis anhalten lassen; Karl war auf ihre Bewerbung eingegangen, er konnte sich nachher aber von seiner Tochter nicht trennen, und auch der Kaiserin, die durch eine Verbindung mit ihm sich wohl nur in ihrem Ansehen recht festsetzen wollte, war es damit nicht Ernst. Die Sache ging also wieder zurück, Irene nahm sich des aufgegebenen langobardischen Prinzen Adelgis von neuem an, und die aufrührerischen Bewegungen in Benevent und anderen Gegenden von Italien wurden wieder, wie früher, durch griechische Gelder und Truppen unterstützt. Nach dem Tode seiner Gemahlin Liutgart soll Karl (801) vorübergehend an eine eheliche Verbindung mit Irene gedacht haben. Im späteren diplomatischen Verkehr mit dem oströmischen Kaiser bediente er sich der Anrede „Bruder", während er früher, gleich anderen Fürsten, ihn „Vater" genannt hatte. Der Glanz, den die neue Würde um Karl verbreitete, erhöhte sich noch in den folgenden Jahrhunderten; man sah in ihm, trotz einer Unterbrechung von 324 Jahren, den Herrn der vierten Weltmonarchie, den Rechtsnachfolger eines Augustus, Titus und Trajan; und derselbe Kaiser, der aus römischen Traditionen den Begriff der Monarchenwürde im mittelalterlichen Sinn aufs höchste ausbildete, Friedrich I., wählte Karl den Großen zum idealen Vorbild und bewirkte beim Papste seine Heiligsprechung.

Denjenigen Rechtstitel, welchen das neuere Europa bei der Annahme eines Königs- oder Kaiser-Namens verlangt, die förmliche Anerkennung desselben durch fremde Regenten, konnten weder Karl noch die nachherigen Kaiser des Westens vom byzantinischen Hofe erhalten; daß ein und der andere griechische Usurpator sich dazu verstand, will nichts bedeuten. Im Gegenteil, die Annahme des Kaisertitels veranlaßte schon zu Karls Zeit eine Reihe von Neckereien zwischen den Griechen und Franken in Unteritalien, in Dalmatien und im Venezia-

nischen, die jedoch zu geringfügig waren, als daß sie hier erwähnt zu werden verdienten.

Karl verweilte diesmal bis in den Sommer hinein in Italien. Er beschäftigte sich viel mit der Anordnung der Angelegenheiten dieses Landes und rügte namentlich die Mißbräuche der Grafen und Centenarien oder der Leiter und Vorsteher der Gaue und ihrer Unterabteilungen. Überhaupt scheint es beinahe, als wenn er von dieser Zeit an den bestimmten Vorsatz gefaßt hätte, die letzten Jahre seines Lebens nicht bloß Gott und sich, sondern auch seinen durch ewige Kriege bedrückten Unterthanen zu widmen. Er erließ Verordnungen und gründete besondere Anstalten, um Wissenschaft und Kunst, Religion und Disciplin, Gerichts- und Staatsverfassung zu verbessern; und da er seine Zeit meistens auf seinen Gütern zubrachte, von denen mehrere später nach und nach aus Meierhöfen Städte geworden sind, so erhielt er dadurch Anlaß und Gelegenheit, auch für Ackerbau, Viehzucht, Landwirtschaft und Jagd durch besondere Gebote und Einrichtungen zu sorgen. Es würde hier zu weit führen, wenn man alle diese Bestrebungen Karls und den inneren Zustand des Reiches unter ihm ausführlich darstellen wollte; nur soviel muß davon angeführt werden, als zur Erkenntnis seines Charakters und zum Verständnis des Verhältnisses, in welchem seine Absichten zu dem Geiste der Zeit und zum Gang der Dinge standen, nötig ist.

Was zuerst die Einrichtung und Form der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Rechtspflege betrifft, so wurden alle wichtigen Angelegenheiten auf einer Reichsversammlung beraten, welche regelmäßig im Frühjahre, und zwar im Mai (daher Maifeld), nicht wie früher im März gehalten wurde. Es erschienen dabei außer den weltlichen und geistlichen Großen zwar auch Leute aus dem Volke, aber nur jene nahmen an der Beratung und Abstimmung teil; diesem dagegen wurden bloß die gefaßten Beschlüsse mitgeteilt, und es pflegte seinen Beifall darüber durch allgemeinen Ausruf zu erkennen zu geben. Die mit den Großen auf diesen Reichstagen verabredeten Verordnungen führten den Namen Kapitularien. Auch die kirchlichen Angelegenheiten kamen auf den Reichsversammlungen zur Beratung. Doch wurden dieselben von den Geistlichen allein behandelt, wiewohl ihre Beschlüsse ebenfalls der königlichen Genehmigung bedurften. Mit der Verwaltung und Rechtspflege in den einzelnen Provinzen verhielt es sich folgendermaßen. Karl ernannte für jeden einzelnen Gau einen Grafen, und dieser setzte den Centenen oder Hunderten, d. i. den Unterabteilungen der Gaue, Centenarien vor. Nur an den Grenzen stellte er, damit das Land besser verteidigt werden könne, mehrere Gaue zusammen unter einen einzigen Grafen; ein solcher führte den Namen eines

Markgrafen, der jedoch erst nach Karls des Großen Zeit aufgekommen zu sein scheint. Die wichtigsten Marken in der nächsten Zeit waren die Spanische, die Avarische oder Ostmark, die Dänische und die Bretonische. Die Grafen sind zugleich als die Obersten des Heerbannes ihres Gaues, als die Vorsteher der Verwaltung und als die Leiter der Gerichte in demselben anzusehen. Von den Beamten des königlichen Hofes hatten der Erzkaplan und der Pfalzgraf, welche gleichsam an die Stelle des Majordomus getreten waren, die größte Bedeutung. Der erstere war ein Geistlicher und stand allen kirchlichen Angelegenheiten sowie der Hofkanzlei vor, der letztere hatte die weltlichen Angelegenheiten, namentlich aber das Gerichtswesen zu leiten. Die Volksgerichte wurden in jedem Gau und Cent unter der Leitung des Grafen und des Centenarius von den sogenannten Schöffen, d. i. von einer Anzahl freier Bürger des Gaues, abgehalten, die auch zu Karls Zeit aus der Mitte des Volkes gewählt wurden. Von dem Spruche der Gau- und Centgerichte konnte man an den, sogleich näher zu bezeichnenden, Sendgrafen und von diesem an den König oder seinen Pfalzgrafen appellieren. Neben diesen erhielten zu Karls Zeit auch die Bischöfe weltliche Gewalt oder Rechte der Grafen in ihrem Sprengel. Außerdem setzte Karl noch eine besondere obere Behörde ein, als er aus einer schon früher von Zeit zu Zeit gebrauchten Einrichtung ein stehendes Amt machte. Er ernannte nämlich für mehrere Gaue zusammen jährlich zwei besondere Beamte, einen weltlichen und einen geistlichen, welche Sendboten (missi dominici) oder Sendgrafen hießen und die ihnen angewiesene Provinz mehrere Male bereisen mußten, um die Angelegenheiten derselben zu untersuchen, in besonderen Volksversammlungen die Klagen gegen die Grafen, Centenarien und Bischöfe anzunehmen, die unteren Beamten zu ernennen, über die Beobachtung der den Heerbann betreffenden Vorschriften zu wachen und über alles dies an den König zu berichten. Die Sendgrafen führten also die Aufsicht über das Ganze, sie waren gleichsam die Stellvertreter des Königs und sollten dazu dienen, das Ansehen desselben gegen die Grafen und Bischöfe zu schützen; denn diese konnten für die königliche Gewalt leicht gefährlich werden, weil die ersteren als Führer des Heerbannes sowie als Leiter der Gerichte, der Polizei und des Finanzwesens, die letzteren aber als Vorsteher der Kirche und als Häupter der Geistlichkeit an der Spitze der weltlichen und geistlichen Macht einer jeden Provinz standen. Die Einführung dieser kontrollierenden Behörde schützte indessen die Volksfreiheit nur so lange, als ein kräftiger Mann auf dem Throne saß; denn das Institut der Sendgrafen war zwar an sich ein bedeutender Schutz für dieselbe, diese Beamten hatten aber gegenüber den Grafen und Bischöfen, welche eine bestimmte Macht

besaßen, nur dann Ansehen und Kraft, wenn der König geachtet und gefürchtet war, und ihre Wirksamkeit mußte sich in demselben Grade verringern, in welchem die Macht und das Ansehen der Könige abnahmen. Außerdem verloren Karls Nachfolger den eigentlichen Zweck des Sendgrafen-Amtes aus den Augen. Sie übertrugen dasselbe sogar oft den Bischöfen und Grafen selbst und hoben dadurch nicht allein die von Karl beabsichtigte Kontrolle auf, sondern bewirkten auch, daß die Volksversammlungen von vielen aus dem Volke nicht mehr besucht wurden; denn diese konnten von den Bischöfen und Grafen nichts im Namen des Königs annehmen, weil sie dadurch leicht auch von ihnen abhängig geworden wären und so ihre Freiheit eingebüßt haben würden.

Karls Sorgfalt und Thätigkeit erstreckte sich übrigens nicht bloß auf die Einrichtung und Verwaltung im allgemeinen, sondern auch auf alle einzelnen Verhältnisse derselben. Sogar für seine eigenen ökonomischen Angelegenheiten war er angelegentlich besorgt. Er ließ sich über die Benutzung seiner Kammergüter, deren Ertrag freilich auch den Hauptteil der königlichen Einkünfte bildete, die genauesten Berichte abstatten, und es hat sich eine ausführliche Verordnung über die Bewirtschaftung derselben erhalten, in der er seinen Verwaltern ihre Arbeiten nicht nur im allgemeinen bestimmt, sondern auch über alle einzelnen Teile des Ackerbaues, der Gartenkultur, der Haus- und Hofeinrichtung und der Jagd Vorschriften giebt.*) Ebenso suchte er, der selbst ein Muster von Mäßigkeit und Ordnung war, durch polizeiliche Gesetze der Trunkenheit und anderen rohen Lastern entgegenzuwirken, ergriff Maß-

---

*) Einiges aus dem Capitulare de villis: „Die Dienerschaft auf meinen Landgütern soll gut gehalten und von keinem ins Elend gestoßen werden, und die Verwalter sollen ihre Untergebenen weder wie Sklaven behandeln, noch irgend welche Geschenke von ihnen annehmen. — Wenn einer von meinen Leuten etwas veruntreut hat, so soll er es erstatten und die ihm gebührenden Schläge empfangen. — Auf jedem meiner Landgüter soll ein Mann sein, dem ausschließlich die Wartung und Pflege der Bienen obliegt. Vornehmlich hat man mit äußerster Wachsamkeit darauf zu sehen, daß mit allen Gegenständen, bei welchen die Arbeit der Hände nötig ist, durchaus reinlich verfahren werde. Dahin gehören Speck, Rauchfleisch, Maulbeerwein, eingekochte Beeren, Senf, Käse, Butter, Bier, Met, Honig. Auf allen meinen Gütern sollen Edelhühner, Pfauen, Fasanen, Enten immer in genügender Anzahl vorhanden sein.“ Es folgt ein genaues Verzeichnis der Gemüse- und Gartenpflanzen, die gezogen werden sollen; hierauf: „Jeder Gärtner soll Hauslauch auf seinem Dache haben. — Von Äpfeln sollen verschiedene da sein, süße und saure; sowohl solche, welche sich den Winter hindurch halten, als solche, welche bald gegessen werden müssen; spätzeitige und frühreife. — Um Weihnachten soll mir jeder Verwalter ausführlichen Bericht abstatten über jeden einzelnen Gegenstand. Jeder Verwalter soll häufig das Gesinde zusammenrufen, sie über ihre Wünsche und Bedürfnisse befragen und allen Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

regeln gegen Räubereien, sorgte für das Armenwesen, erließ Handelsgesetze u. dergl. m. Er verfiel freilich dabei mitunter in denselben Fehler, in welchen Fürsten und Regierungen schon so oft verfallen sind: er traf nämlich Verfügungen über solche Dinge, bei denen durch Verordnungen mehr Schaden angerichtet wird, als wenn man sie ungestört gehen läßt. Er verordnete z. B. im Jahre 794, daß Getreide und Brot nicht anders, als zu einem bestimmten und bleibenden Preise verkauft werden dürften. Überhaupt liegt seinen Verordnungen die moderne, aber auch schon den besseren römischen und griechischen Kaisern eigene Vorstellung zu Grunde, welche bloß bei der überbildeten Menschheit als einem verzogenen und verweichlichten Kinde wahr und richtig sein mag. Es leuchtet nämlich überall der Gedanke hervor, daß derjenige Staat am besten eingerichtet sei, der die besten geschriebenen Gesetze besitzt, und in welchem eine mächtige Hand den Zügel bald anzieht, bald nachläßt; während es doch nur derjenige sein kann, in welchem die besten Sitten herrschen und das Vertrauen von seiten der Verwalteten in Verbindung mit Tugend bei den Verwaltenden neue Befehle unnötig macht: ein Unterschied, den unter den Alten Lykurg, Zaleukos und Charondas weit besser erkannten, als die weisen Ptolemäer. Gerade dieser Irrtum hatte, wie man mit Bedauern gestehen muß, die Folge, daß vieles Gute, das die Germanen aus ihren Wäldern und Sümpfen mitgebracht hatten, zerstört wurde, um Neugeschaffenes an seine Stelle zu setzen. Während z. B. in der alten heidnischen Zeit der Graf und die Schöffen wegen des einzelnen an gar keine Vorschriften gebunden waren, weil man ihnen guten Sinn und guten Willen zutraute, zeigt sich dagegen in den von Karl erneuten salischen Gesetzen ein ängstliches Streben, ihnen aufzupassen und das Verfahren für einzelne Fälle zu bestimmen. Dies ging sogar bis ins Lächerliche, so daß z. B. eine bestimmte Geldstrafe dafür angesetzt war, wenn jemand einen anderen einen Hasen schalt. Durch dieses Haschen nach völliger Verhinderung alles Willkürlichen, das eine Herrschaft des toten Buchstabens zur Folge hatte, wurden dem Richter die Hände gebunden und nichtsdestoweniger Gerechtes und Ungerechtes ganz nahe nebeneinander gestellt.*) So betrug z. B. die soeben erwähnte Geldstrafe sechs Goldgulden; für den falschen Vorwurf dagegen, daß jemand seinen Schild weggeworfen habe, waren nur drei Goldgulden

*) Das Eingehen auf jeden möglichen Fall ist übrigens schon vor der Zeit Karls bei den deutschen Volksgesetzen charakteristisch, und am meisten gerade bei Feststellung der Wergelder. Bei den Friesen waren die Zahlungen für das Ausschlagen eines Eckzahnes oder eines Vorderzahnes genau unterschieden; für einen Hieb quer durch die obere Stirnrunzel wurden zwei Solidi (Sous) als Buße gezahlt, fürs Durchhauen der unteren Stirnrunzel das Doppelte.

als Strafe angesetzt. Ebenso behielt Karl die alte Bestimmung bei, daß bei schwerer Strafe kein freier Mann gebunden vor den Grafen geführt werden dürfe; er erneute aber zugleich auch, obgleich sich zu seiner Zeit die Verhältnisse ganz verändert hatten, ein anderes altes Gesetz, nach welchem ein Mann von römischer Abkunft, der einen Franken ohne gerechten Grund fesselte, um 30 Goldgulden, im umgekehrten Falle aber der Franke nur um die Hälfte gestraft werden sollte.

Übrigens darf man die neuen Einrichtungen und Verfügungen, welche Karls Namen tragen, ebensowenig alle ihm zuschreiben, als dem Ostgoten Theoderich dem Großen die mit Hilfe Kassiodors gemachten Anordnungen. Man würde im Gegenteil sehr unbillig sein, wenn man nicht eingestehen wollte, daß gerade solche einzelne, mehr zufällig aufgegriffene und auf den Reichstagen durchgesetzte Verfügungen, wie sie soeben angeführt wurden, am wenigsten Karls Werk gewesen zu sein scheinen, und daß dagegen die allgemeineren gewiß niemand sonst als ihm hätten einfallen können. Er übersah das Ganze und faßte das, was not war und gerade für den Augenblick passend schien, ins Auge. Auch unterschied er, so oft es das Wohl des Staates galt, weder Freund noch Feind. Dies läßt sich namentlich dann erkennen, wenn man in einigen Briefen Alkuins sieht, mit welcher Behutsamkeit dieser Mann, der doch sonst dem Könige gegenüber wie ein Vater, Ratgeber und warnender Freund erscheint, seine Fürbitten für verurteilte Verbrecher vorträgt. Karls umfassender Blick und sein richtiger praktischer Sinn zeigen sich namentlich in den Verfügungen seiner letzten Lebensjahre, z. B. in der Errichtung des Instituts der Sendgrafen und in den Verordnungen, durch welche er teils entartete Mönche an ihre alte Zucht erinnerte, teils die Geistlichkeit überhaupt, die doch für ihn von der größten politischen Wichtigkeit war, und deren er sich sogar selbst häufig zu seinen Zwecken bediente, in gewisse Schranken wies. So stellte er in einem seiner letzten Kapitularien durch die Sendgrafen folgende Fragen an die Bischöfe: „Ob die Entsagung vom Weltlichen etwa bloß darin bestehe, daß man keine Waffen trage und unverheiratet sei? Ob derjenige die Welt verlassen habe, der Tag für Tag nur daran denke, seine Besitzungen durch alle möglichen Künste zu vermehren, der bald mit der Hölle drohe, bald den Himmel verspreche, um dadurch Reiche und Arme von einfältigem Geiste zu bewegen, daß sie ihren rechtmäßigen Erben das ihnen gebührende Vermögen entziehen, was diese dann zu Raub und Diebstahl nötige? Ob derjenige die Welt verlassen habe, der aus Begierde nach fremdem Gut andere durch Geld zu Meineid und falschem Zeugnis verleite und sich zur Leitung der weltlichen Geschäfte seines Bistums einen Mann wähle, welcher weder

gerecht noch gottesfürchtig, sondern grausam und habgierig ist und nur daran denkt, wie viel, nicht auf welche Weise etwas erworben werde?" Schließlich: „Mag doch ein Mönch immerhin ein unvollkommener Sänger sein, wenn er nur kein schlechtes Leben führt; reine und edle Sitte ist das Wichtigste!"

Ungeachtet aller der Einrichtungen und Verfügungen, durch welche Karl in seinem Reiche die Ordnung und den Frieden zu befestigen suchte, konnte er selbst doch bis zu seinem Tode der Ruhe nicht pflegen; dazu war sein Reich zu groß und die Nachbarn desselben zu unruhig. Ja, nicht einmal vor inneren Feinden scheint er ganz sicher gewesen zu sein. Neben den Streifereien, die seine Grafen nach Ungarn, Böhmen und Brandenburg unternehmen mußten, beschäftigten ihn selbst in den letzten anderthalb Jahrzehnten seiner Regierung besonders die Sachsen und die in Holstein, Schleswig und Jütland wohnenden Normannen. Die letzteren, welche damals unter einem Haupte, Gottfried oder Göttrik, standen, bedrohten nicht nur, wie schon zu Wittekinds Zeit, in Verbindung mit den Sachsen die Nordgrenzen des Reichs, sondern sie plünderten auch mit ihren Brüdern in Norwegen und Schweden vereinigt Karls nördliche Seeküsten, während zugleich die Briten in der Bretagne sich an die strenge Verwaltung des Königs nicht gewöhnen konnten und einen Nationalfürsten verlangten, den sie unter seinen schwachen Nachfolgern endlich auch erkämpften. Karl rüstete eine Flotte gegen die normännischen Räuber, welche bis nach Aquitanien hin die Küsten heimsuchten. Die Sachsen waren jedoch seine Hauptfeinde. Er ließ endlich (803), um das letzte gegen sie zu versuchen, ein allgemeines Aufgebot ergehen, dem sogar Ludwig mit dem aquitanischen Heere Folge leisten sollte. Ludwig war aber (804) noch nicht an den Rhein gekommen, als er den Befehl zum Rückmarsche erhielt, weil sein Vater mit den Sachsen bereits fertig geworden war. Karl hatte bei seinem neuen Zuge eine schon früher angewendete Maßregel ins Große getrieben; statt nämlich, wie früher, nur hier und da einzelne Scharen von Sachsen aus dem Lande fortschleppen zu lassen, hatte er aus ganzen Bezirken die Bevölkerung ausgehoben und in das Land der Franken versetzt und dagegen einesteils im Lauenburgischen seine slawischen Verbündeten, die Obotriten, angesiedelt, andernteils zwischen der Weser und Elbe fränkische Kolonieen errichtet, durch welche der Zusammenhang unter den Sachsen zerrissen und eine fränkische Macht in ihrem Lande angesiedelt wurde, die den römischen Kolonieen im Samniterlande glich. Dieses Mittel hatte in Verbindung mit der Ausbreitung des Christentums die Wirkung, daß man seit 804 von Angriffen der Sachsen nichts mehr hört. Wenn wir den Angaben einiger späteren Geschichtschreiber Gehör geben

dürften, so hätten im Jahre 803 oder 804 die Sachsen sogar zu Salz an der fränkischen Saale mit dem Kaiser über einen Frieden unterhandelt und Bedingungen ihrer Unterwerfung aufgestellt; dies beruht aber auf einem Mißverständnis, und nur soviel scheint gewiß zu sein, daß die Sachsen sich um jene Zeit wirklich unterwarfen, und daß Karl ihnen dabei Bedingungen vorschrieb. Diese waren zum Teil hart und unbillig. Die Sachsen blieben nämlich zwar, wie die Franken, von Tribut frei und durften gleich diesen unter der Leitung königlicher Grafen durch selbstgewählte Schöffen die Rechtspflege üben lassen, sie mußten aber insgesamt die christliche Religion annehmen und an die Kirchen und Priester des neuen Glaubens jährlich von ihren Feldern, ihrem Viehstand und ihrer Hände Arbeit den Zehnten entrichten. Wenn das letztere, wegen der großen Abneigung germanischer Völkerschaften gegen jede Art von Steuer, eine äußerst drückende Bedingung war, so wurde auch das erstere durch grausame Strafgesetze noch weit härter gemacht, als es für die Sachsen an und für sich schon war; denn es ward nicht allein auf jeden Rückfall zum Heidentum, sondern sogar auch auf die Unterlassung der 40tägigen Fasten und auf andere kirchliche Vergehen die Todesstrafe gesetzt. Einige harte Verfügungen milderte später Ludwig der Fromme, welcher dadurch die Anhänglichkeit der Sachsen gewann.

Durch den Eintritt der Sachsen in das fränkische Machtgebiet waren die Dänen unmittelbare Nachbarn des letzteren geworden. Ihr König Gottfried blieb, solange er lebte, Karls Feind. Wie furchtbar seine Macht war, kann man aus den Unternehmungen ermessen, die er vom Jahre 808 an machte. Er schickte damals eine bedeutende Zahl Truppen ins Feld, beunruhigte, mit den Wilzen verbündet, Karls Freunde, die Obotriten, unterwarf einen Teil derselben auf kurze Zeit und zog sich mit reicher Beute nach Sliesdorp oder Schleswig zurück. In diese Zeit verlegt man die erste Anlage jenes berühmten Grenzwalles, der dazu bestimmt war, die dänische Halbinsel gegen das fränkisch-deutsche Gebiet abzugrenzen oder zu schützen.*) Gottfried schickte

*) Dieser Grenzwall, der später unter verschiedenen dänischen Herrschern erneuert und verstärkt wurde, ist unter dem Namen des Danewirke (Danewerk, Dänenwall) bekannt; seine größte Ausdehnung erhielt er am Schlusse des 14. Jahrhunderts unter Königin Margaretha, der Stifterin der Union von Kalmar. Nach Dahlmann erstreckte er sich quer über die Halbinsel in der Weise, daß er sich östlich an die breitfließende Schlei, westlich an die Treene, die auch den Namen der nördlichen Eider führt, anschloß. Da nun das Land südlich der Treene durch Marschgelände, südlich der Schlei durch eine dichte Waldung (das „Eiserne Holz") undurchdringlich war, so vermochte man durch jenen Wall, obwohl er nur vier Wegstunden maß, das Land im Norden völlig abzuschließen; zur Durchfahrt diente ein einziges Thor in der Mitte. Das Danewirke, obgleich lange vernachlässigt, war doch vor

810 sogar eine große Flotte nach der Küste von Friesland ab, deren Bewohner dann von seinen wilden Scharen überwältigt und mißhandelt wurden, ja er rühmte sich, den Kaiser in seiner Stadt Aachen überfallen zu wollen. Karl war gerade mit seiner Macht aufgebrochen, um diesen Einfall zu rächen, als Gottfrieds plötzlicher Tod und eine Seuche, welche alles Zugvieh des fränkischen Heeres hinwegraffte, seinen Zug zugleich unnötig und unmöglich machte. Es krönte also das Glück den fränkischen König in seinen letzten Lebensjahren mit einem schöneren Ruhme, als man durch Geist und Kraft erwerben kann; denn es blieb ihm bis zum Ende des Lebens getreu und gab ihm jenen Kranz, den der weise Solon als das einzige Zeichen eines hienieden erreichten Zieles anerkannte. Die Normannen mußten sich nämlich, da sie nach dem Tode ihres Herrschers unter sich selbst in Zwietracht gerieten, nebst ihren Verbündeten, den Wilzen, welche erst kurz vorher Karls Schanzen erstürmt hatten, von den Franken und Obotriten Gesetze vorschreiben lassen; die Sachsen waren und blieben unterworfen; auch die übrigen Eroberungen, welche Karl gemacht hatte, wurden behauptet. Der arabische Kalif Harun al Raschid verherrlichte um jene Zeit das Ansehen des fränkischen Königs durch neue Gesandte und durch die bereits oben angegebenen Geschenke, welche die Überlegenheit des orientalischen Kunstfleißes über den abendländischen beweisen. Endlich gab ihm das Schicksal auch einen schwachen Mann zum Nachfolger, der den Glanz von Karls kräftiger Regierung durch die Mattigkeit seiner eigenen Verwaltung noch hob. Von allen seinen Feinden gewährte Karl nur den Griechen einen ehrenvollen Frieden, weil seine Flotte der ihrigen nicht gewachsen war: er trat ihnen 803 den Besitz von Kalabrien und Neapel sowie die Seestädte von Venetien und Dalmatien ab und verstand sich, als nachher neue Feindseligkeiten mit den Griechen ausgebrochen waren, im Jahre 810 nochmals dazu. Der Grund zu diesen Zwistigkeiten lag eben darin, daß man in Byzanz sich weigerte, die Kaiserwürde Karls anzuerkennen. Auf die Forderung Karls, dies zu thun, im Jahre 803, war man überhaupt nicht eingegangen, und als sie im Jahre 810 gegenüber dem schwachen Kaiser Michael wiederholt wurde, erreichte man doch nur eine Anerkennung seitens der Gesandten. Das hatte denn zur Folge, daß die Nachfolger Karls in Byzanz nicht als rechtmäßige Träger des kaiserlichen Titels betrachtet und demgemäß angeredet wurden.

1848 an einigen Stellen noch 30 bis 40 Fuß hoch; es wurde im genannten Jahre neu befestigt, zwar von den Deutschen rasch erstürmt, aber nach dem Frieden wieder zu einer ungewöhnlich starken Position ausgearbeitet. Nach dem Feldzuge von 1864 haben die Sieger es völlig abgetragen.

Karl hatte sein Reich schon 806 im voraus unter seine drei Söhne, Karl, Pippin und Ludwig, geteilt; er war aber in seiner Familie fast ebenso unglücklich, als Augustus in der seinigen: seine beiden älteren Söhne starben noch vor ihm, und es blieb nur der jüngste, Ludwig, nebst einem Sohne Pippins, Bernhard, übrig. Er entschloß sich daher, jenem als dem einzigen Erben seiner Herrschaft die Kaiserwürde zu erteilen. Zu diesem Zwecke ließ er ihn im September 813 aus seinem Königreich Aquitanien nach Aachen kommen, wo er eine Reichsversammlung veranstaltet hatte und das letzte seiner Kapitularien zum Abschluß brachte. Hier teilte Karl den Versammelten und allem Volke den Beschluß mit, Ludwig zu seinem Nachfolger zu erheben, und empfing die allgemeine frohe Zustimmung. An dem darauf folgenden Sonntag wurde in der Liebfrauenkirche die feierliche Handlung vorgenommen, wobei der Sohn nach des Vaters Aufforderung sich die Krone mit eigener Hand aufsetzte. Ludwig reiste alsbald nach Aquitanien zurück; Karl aber verordnete noch, daß sein Enkel Bernhard unter der Oberhoheit Ludwigs Italien als König erhalten solle. Karl starb am 28. Januar 814, nachdem er das 72. Jahr erreicht und 46 Jahre regiert hatte; er wurde in einem Grabgewölbe des Münsters zu Aachen beigesetzt.

2. Ludwig der Fromme und seine Söhne bis zum Vertrag von Verdun.

Ludwig I., dem man wegen der Ängstlichkeit, mit welcher er die Andachtsübungen zu erfüllen suchte, den Beinamen des Frommen gegeben hat,*) zeigte gleich nach seinem Regierungsantritt mehr Gutmütigkeit und Gerechtigkeit, als Einsicht und Erfahrung. Er milderte seines Vaters strenge, aber bei einer rohen und kriegerischen Nation notwendige Kriegsordnung und gab sich dagegen ganz der Jagd, der Beschäftigung mit der Kirchenzucht und der Untersuchung der Glaubenslehren hin. Karls harte Verordnungen in betreff des Heerbannes und der Mißbrauch, welchen viele Grafen, Bischöfe und Äbte mit ihrer Macht trieben, hatten nicht wenige aus dem Volke ihrer Freiheit und ihrer Güter beraubt. Ludwig ließ sogleich durch ausgeschickte Sendboten diese Übel untersuchen und mit rücksichtsloser Strenge alles in den früheren Stand setzen. Er verfuhr dabei offenbar zu rasch, noch viel rascher handelte er gegen seine Schwestern. Diese führten allerdings mit ihren Liebhabern ein ärgerliches Leben und hatten in den letzten Jahren Karls eine Hofhaltung und einen Pomp eingerichtet, die dem Reiche zur Last und den Sitten nachteilig waren. Ludwig ließ

*) Die Franzosen nennen ihn le Débonnaire, den Schwach-Gutmütigen.

gleich nach seiner Ankunft in Aachen alle Frauen, bis auf einige wenige, die zum Dienste nötig waren, vom Hofe fortjagen und schickte seine Schwestern in die ihnen vom Vater angewiesenen Klöster, entzog ihnen aber nichts von dem, was Karl in seinem Testamente ihnen ausgesetzt hatte. Den größten Nachteil brachte von Anfang an des Königs Unselbständigkeit. Er war und blieb ganz von seiner Umgebung abhängig. Die Männer, die ihn anfangs hauptsächlich leiteten, waren seine Kanzler Fredegis und der Abt Benedikt von Aniane. Der erstere war Alkuins bester Schüler gewesen und von diesem zärtlich geliebt worden, obgleich er im Widerspruch mit Alkuins Streben sich gern unfruchtbaren Spitzfindigkeiten und Grübeleien hingab und z. B. in einer Schrift zu beweisen suchte, daß das Nichts ein Begriff und also auch etwas Wirkliches sei. Der andere war ein der Beschaulichkeit zugeneigter Mönch, dem das klösterliche Wesen und die Werke der Mildthätigkeit über alles gingen, der also auch von einem Manne wie Ludwig in demselben Grade geliebt wurde, in welchem er allen praktischen Hofleuten ein Ärgernis war. Fredegis und Benedikt waren, wie man sieht, trotz ihrer vortrefflichen Seiten oder vielmehr gerade wegen dieser nirgends weniger am Platze, als an einem Hofe.

Ludwig ließ sich von Anfang an durch seine schwache Natur und durch den Mißbrauch, den man mit seiner Gutmütigkeit und Frömmigkeit trieb, zu großen Ungerechtigkeiten und Mißgriffen verleiten. Karl hatte ihm, als er ihn zum Nachfolger ernannte, seine drei Nebensöhne, Drogo, Hugo und Theodorich, sowie seinen Enkel Bernhard dringend empfohlen; dessenungeachtet entzog Ludwig den ersteren das väterliche Erbe und hielt den letzteren, nachdem er ihn aus Italien zu sich entboten hatte, aus Argwohn ein ganzes Jahr bei sich zurück. Die beiden bedeutendsten Männer seiner Familie aber, Adelhard und dessen Bruder Wala, deren sich Karl stets vorzugsweise als Ratgeber bedient hatte, stieß Ludwig von sich und nötigte sie, sich von den Orten, wo sie etwas galten, in entlegene Klöster zurückzuziehen; Wala, der übrigens Ludwig sofort seine Huldigung dargebracht hatte, wählte das durch gute Zucht und Betrieb der Wissenschaften bemerkenswerte Korbie in der Pikardie, wo bisher sein Bruder Adelhard Abt gewesen war, während dieser nach einem entlegenen Kloster verbannt wurde.

Die Geistlichkeit und die Klöster waren und blieben für Ludwig die Hauptgegenstände seiner Fürsorge. Ganz besonders lagen ihm in den ersten Jahren nach Karls Tode die letzteren am Herzen. Das Mönchswesen hatte unter den Völkern des Abendlandes erst dann rechten Eingang gefunden, als in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts Benedikt von Nursia demselben eine bestimmte Ordnung

und Richtung gegeben hatte. Benedikt hatte, wie oben bemerkt, für die unter seiner Leitung stehenden Klöster eine sogenannte Regel oder mit anderen Worten besondere Vorschriften über Pflichten und Lebensweise der Mönche entworfen, durch welche allerdings die orientalische Vorstellung von dem Verdienste eines in Entbehrungen und Büßungen hingebrachten Lebens festgestellt, dabei aber der Unterricht der Jugend und die Beschäftigung mit nützlichen Handarbeiten zu den Obliegenheiten der Klostergeistlichen gezogen wurden. Die Regel Benedikts war nach und nach von den meisten Klöstern des Abendlandes angenommen worden. Das Mönchswesen hatte aber unter den Franken nie einen edleren Charakter erhalten, wie sich besonders zeigt, wenn man das Treiben ihrer Klostergeistlichen mit dem Wesen der angelsächsischen Mönche vergleicht, die an ein hartes und thätiges Leben gewöhnt und von Eifer für Heidenbekehrung und Gelehrsamkeit erfüllt waren. Ja, die fränkischen Klöster hatten sogar schon wegen des einen Umstandes immer tiefer sinken müssen, daß sie sowohl unter den Merowingern, als unter den Karolingern zu Staatsgefängnissen und vornehmen Zuchthäusern dienten. Zur Wiederherstellung der klösterlichen Zucht und Ordnung entwarf Ludwigs Freund, Benedikt von Aniane, eine neue Regel, durch welche die des Benedikt von Nursia ergänzt und teilweise umgewandelt wurde. Diese Regel unterschied sich von der letzteren hauptsächlich dadurch, daß der italienische Abt die Ertötung aller Lust im Auge gehabt hatte, der Franke dagegen mäßigen Lebensgenuß gestattete. Der Kaiser ließ sie im Jahre 817 auf einer Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen zu Aachen beraten und als Reichsgesetz bekannt machen. Er selbst störte jedoch die von seinem Freunde wiederhergestellte Ordnung des Mönchswesens durch die reichen Geschenke, mit welchen er die Klöster nachher stets bedachte. Wie wäre dies auch anders zu erwarten gewesen, da Ludwig, der schon von früher Jugend an Aberglauben mit Frömmigkeit verwechselte, sich seither durch nichts so sehr ausgezeichnet hatte, als daß er maschinenmäßig Andachtsübungen hielt und sich gegen die Kirchen und Klöster seines Königreichs Aquitanien übertrieben freigebig bewies! Hatte er doch in Aquitanien unter andern eine für die damaligen Verhältnisse des Reichs sehr wichtige Anordnung seines Vaters schon zu Lebzeiten desselben aufgehoben; die Geistlichen und Mönche waren nämlich nach Karls Verordnung zwar persönlich vom Kriegsdienste frei, hatten aber die Verpflichtung, ihre Hörigen zum Heerbanne zu stellen und für die Ausrüstung und Ernährung derselben Sorge zu tragen; Ludwig dagegen hatte alle aquitanischen Klöster auch davon freigesprochen. Als Kaiser erließ er gleich auf der Reichsversammlung des Jahres 817 sechzehn Klöstern die Heeresfolge ganz, 54 andere aber befreite er nicht

allein von dieser, sondern auch von der jährlichen Abgabe an den Kaiser. Außerdem verschenkte er an die Geistlichkeit nach und nach einen großen Teil der Kammergüter, von deren Ertrag damals ein König allein standesmäßig leben konnte, weil die anderen Einnahmen und die Geschenke, die ihm nach alter Sitte jährlich von den Großen gemacht wurden, unbedeutend waren und unregelmäßig eingingen. Er verfuhr dabei so leichtsinnig, daß er, wie man aus den noch vorhandenen Urkunden sieht, fast in keinem einzigen Jahre seiner Regierung unter zehn, in manchen Jahren aber sogar über zwanzig Güter oder Ländereien an Klöster und Kirchen verschenkte. Zu seinen Lieblingsschöpfungen gehörte das westfälische Kloster Korvei an der Weser, das im Jahre 823 als Pflanzschule des oben genannten Korbie gegründet wurde; zu den ersten Mönchen, die aus der alten Stiftung in die neue versetzt wurden, gehörte der berühmte Ansgar (Anscharius). In Bezug auf Büchersammeln und Pflege der Studien behauptete sich in den nächsten Jahrhunderten Korvei mit Ehren neben Sankt Gallen und Fulda.

Auf der Reichsversammlung im Jahre 817 teilte Ludwig das Reich, das er selbst kaum erst in Besitz genommen hatte, unter seine drei noch unmündigen Söhne; es geschah dies aus falscher Zärtlichkeit, aus Scheu vor allzugroßer Verantwortlichkeit und aus abergläubischer Furcht, denn er war beim Einsturz einer Halle zu Aachen in Lebensgefahr gewesen. Ludwig ward dadurch selbst der Urheber aller Unglücksfälle, die ihn nachher trafen. Der älteste Sohn, Lothar I., erhielt die Kaiserwürde und wurde also zum Stellvertreter und Nachfolger des Vaters erklärt; dem zweiten, Pippin, erteilte Ludwig die Herrschaft von Aquitanien; der dritte aber, Ludwig I., den man später mit dem Beinamen des Deutschen bezeichnete, ward zum König der Bayern ernannt. Die Herrschaft Pippins und Ludwigs sollte aber nicht eine unbeschränkte sein, sondern sie sollten gewissermaßen als Statthalter ihres ältesten Bruders regieren, damit die Einheit des Reiches gewahrt würde. Durch diese voreilige Maßregel wurde Ludwigs Neffe Bernhard, der als Erbe der Rechte seines Vaters Pippin Anspruch auf die Kaiserwürde zu haben glaubte und viele Große auf seiner Seite hatte, in ein anderes Verhältnis gesetzt. Ludwig hatte ihn bei sich zurückgehalten, bis im Jahre 815 das Betragen des Papstes Leo III. die Anwesenheit eines Mannes von Gewicht in Rom nötig machte. Leo lebte nämlich in ewigem Streit mit den Großen von Rom, und da des Kaisers Abgesandte ihm nicht immer recht gaben, so hatte er über sie stets Beschwerde geführt, so daß zuletzt niemand mehr kaiserlicher Bevollmächtigter in Rom sein wollte. Zu Ende des Jahres 814 entdeckte Leo eine Verschwörung unter den römischen

Großen und ließ die Teilnehmer derselben hinrichten. Däs nahm Ludwig übel, teils weil der Papst eine solche Strafe nur im Auftrage des Kaisers verhängen konnte oder, wie man dieses nannte, zuerst den Blutbann vom Kaiser hätte lösen müssen, teils weil Ludwig glaubte, ein Geistlicher müsse barmherziger sein. Darum ward Bernhard nach Rom geschickt. Dieser hielt eine Untersuchung, und Leo sandte darauf Abgeordnete an den Kaiser, um sich zu rechtfertigen. Bald nachher brachen in Rom neue Aufstände aus, wobei der Papst nur durch den Schutz Bernhards und des Herzogs von Spoleto gerettet wurde. Leo starb schon sechs Monate nachher (816). Sein Nachfolger, Stephan IV., trat mit Ludwig in ein freundliches Verhältnis und wiederholte auf einer Reise nach Frankreich in Reims die Krönung, welche dieser vor seines Vaters Tod auf dessen Geheiß selbst an sich vollzogen hatte; er salbte und krönte zugleich auch Ludwigs erste Gemahlin, Irmengard.

Die Teilung des Reiches unter Ludwigs Söhne trieb den jungen König von Italien, Bernhard, zum Äußersten. Er rüstete sich, um sein Recht mit den Waffen geltend zu machen, im Bunde mit den Bischöfen von Mailand, Cremona und Orleans; sein Vorhaben ward aber durch den Grafen von Brescia und den Bischof von Verona dem Kaiser verraten. Dieser bot sogleich den Heerbann des Reiches gegen ihn auf und brachte dadurch seinen Neffen außer Fassung. Bernhard beschloß die Gnade seines Oheims anzurufen und ließ sich dabei durch die Kaiserin Irmengard, die seine Feindin war, in eine Falle locken. Irmengard schickte einige angesehene Männer ab, die ihn aufforderten, den Kaiser persönlich um Verzeihung zu bitten, und ihm dabei unter Eidschwüren freies Geleit zusagten. Er folgte ihnen und warf sich vor dem Kaiser auf die Kniee; dieser ließ sich aber von Leuten, die ihren Vorteil darin fanden, zu vorschnellem Zorn und übertriebener Ängstlichkeit, welche bei schwachen Menschen gewöhnlich miteinander verbunden sind, hinreißen. Er stellte seinen Neffen vor ein Gericht der Großen, welches denselben samt seinen Anhängern, unter denen sich sogar einige Männer aus Ludwigs Umgebung befanden, zum Tode verurteilte, und Bernhard mußte, obgleich sein Oheim den Befehl zur Ausführung dieses Spruches verweigerte, seine Leichtgläubigkeit mit dem Leben büßen. Er ward, indem Ludwig das Todesurteil mildern wollte, geblendet und starb infolgedessen wenige Tage darauf*). Seine

*) Die Strafe der Blendung, deren häufiges Vorkommen in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters dieser christlichen Zeit zur äußersten Schmach gereicht, stammt teils aus dem griechischen Rechte, teils aus den rohesten Bestimmungen des germanischen. Sie wurde kunstmäßig in drei verschiedenen Graden ausgeübt, deren gelindester im Vorhalten eines glühenden Bleches bestand und dem Auge noch einen leisen Schimmer des Sehens ließ.

Mitverschworenen wurden ihrer Güter beraubt und teils geblendet, teils in Klöster gesteckt oder in ferne Gegenden verbannt. Der Argwohn des schwachen Kaisers warf sich bei dieser Gelegenheit auch auf die drei natürlichen Söhne Karls des Großen, die von ihm schon vorher zurückgesetzt worden waren: er ließ sie ebenfalls in Klöster einsperren. Das ganze Verfahren war ungerecht und gewaltsam, Ludwig bereute dasselbe auch, sobald er die Sache ihrem ganzen Umfange nach kennen gelernt hatte. Obgleich er dadurch einen Beweis seiner frommen Gesinnung gab, so war es doch offenbare Schwäche, daß er über diese That auf einem im August 822 gehaltenen Reichstag ein öffentliches Geständnis seines Fehlers ablegte und sich einer kirchlichen Buße unterwarf. Da seine Reue erst nach dem Tode der Irmengard und nach seiner vier Monate später erfolgten neuen Vermählung (819) kam, und da sein Geständnis mehr aus Schwäche, als aus Güte hervorgegangen zu sein schien, so machte er dadurch nur die Schlechten dreist, ohne die Guten zu gewinnen, obgleich er seit dieser Zeit auch seine Halbbrüder so sehr mit seiner Gunst überschüttete, daß nachher zwei von ihnen, Drogo und Hugo, der eine als Bischof von Metz, der andere als Abt mehrerer reichen Klöster, eine bedeutende Rolle spielten. Schon vorher (821) hatte Ludwig den Anhängern Bernhards ihre Freiheit und ihre Güter wiedergegeben und seine beiden Verwandten Wala und Adelhard, von welchen der letztere früher seines Bruders Pippin väterlicher Freund und Erzieher gewesen war und sich nach dessen Tode auch Bernhards wie ein Vater angenommen hatte, an den Hof zurückgerufen. Auch bei dieser Gelegenheit verleitete ihn der Wunsch, das, was er gefehlt, wieder gutzumachen, zu einer falschen Maßregel; denn Wala ward dem jungen Lothar, den der Vater mittlerweile zum König von Italien ernannt hatte, beigegeben und flößte seinem Pflegling die üble Meinung von Ludwig ein, die er selbst haben mochte. Walas Einfluß war um so schlimmer, da auch der Graf Hugo von Tours, mit dessen Tochter man Lothar kurz vorher vermählt hatte, in gleicher Weise auf den jungen Mann einwirkte.

Ludwig war nach dem Tode der Irmengard mit dem Gedanken umgegangen, den Mönchsstand zu ergreifen; die ehrgeizigen Leute seiner Umgebung hatten ihn aber, um dies zu verhindern, zu einer neuen Heirat bewogen. Man sieht hieraus, wie sehr sein Verstand mit den Jahren abnahm, und wie er sich durchaus fremder Leitung überließ. Seine neue Gemahlin war Judith, die Tochter des bayrischen Grafen Welf. Diese Frau, die dem Kaiser 823 einen Sohn gebar, welcher nachher unter dem Namen Karl der Kahle eine traurige Rolle spielte, verstand nicht, die Gemüter zu gewinnen; sie entfremdete sich dieselben vielmehr ganz, als sie sich mit dem Herzog Bernhard von Septi-

manien, einem Nachkommen von Karl Martells Bruder Hildebrand, verständigte und mit Hilfe desselben die Männer entfernte, welche den Kaiser seither geleitet hatten. Sie selbst hatte dabei die Absicht, ihrem Sohne einen Anteil an dem bereits verteilten Reiche zu verschaffen; der Herzog aber suchte sich unentbehrlich zu machen und den Haupteinfluß in allen Regierungsangelegenheiten zu erlangen. Während auf diese Weise am Hofe kabaliert ward, wurde die Aufmerksamkeit der Regierung an verschiedenen Punkten der Reichsgrenzen in Anspruch genommen. In Schleswig und Jütland hatte Gottfrieds Tod die bereits oben dargestellten Verhältnisse hervorgerufen. In der Bretagne war ein Häuptling als König aufgetreten, der durch einen förmlichen Kriegszug unter Ludwigs Anführung bezwungen werden mußte; der Kaiser benutzte die erneute Unterwerfung der Bretonen, um die Reste des altbritischen Kirchenwesens in ihrem Lande zu beseitigen und sie zur Annahme des römischen zu zwingen. In Kärnten, Krain und Kroatien machte der kriegerische Liutwit, ein slawischer Fürst, den Franken drei Jahre lang zu schaffen, bis er zuletzt (822) zur Flucht nach Dalmatien genötigt und dort erschlagen wurde. Endlich empörte sich 826 der Westgote Aizo, ein spanischer Vasall Ludwigs, und brach, von mohammedanischen Hilfstruppen unterstützt, in Septimanien ein. Der Kaiser schickte ein Heer gegen ihn, stellte aber an die Spitze desselben die Grafen Hugo von Tours (den Schwiegervater Lothars) und Matfried, welche beide mit dem Herzog von Septimanien in Feindschaft lebten. Diese wußten, obgleich der junge König von Aquitanien, Pippin, beim Heere war, den Zug so zu verzögern, daß die Hilfe zu spät kam; die Ungläubigen verwüsteten daher ungehindert einen großen Teil des Landes und kehrten, als die fränkischen Truppen endlich herannahten, mit Beute beladen nach Hause zurück. Matfried und Hugo wurden auf einer Reichsversammlung der Vernachlässigung ihrer Pflicht angeklagt und von derselben zum Verlust ihrer Lehen verurteilt (828).

Unterdessen hatte Judith unablässig an der Erreichung ihres Hauptzweckes gearbeitet und endlich den jungen Kaiser Lothar, welcher bei seinem Stiefbruder Patenstelle vertreten hatte, bewogen, einzuwilligen, daß ihr Sohn Karl den Königstitel und einen Anteil am Reiche erhalte. Als jedoch die Sache zur Ausführung gebracht werden sollte, bereute Lothar, seine Zustimmung dazu gegeben zu haben, und lieh den oben genannten Gegnern seiner Stiefmutter, Hugo und Matfried, sein Ohr. Judith bewog daher ihren schwachen Gemahl, dem Unwillen Lothars und seiner beiden Brüder das Ansehen ihres Freundes, des Herzogs Bernhard von Septimanien, entgegenzusetzen. Dieser wurde zum Erzkämmerer ernannt und erhielt allen Einfluß am Hofe

für sich allein (829), während Lothar nach seinem Reichsanteile, Italien, zurückkehren mußte. Es wurde nun ohne Befragung der Großen festgesetzt, daß der junge Karl dereinst das Land Alemannien vom Elsaß bis zum Lech als seinen Anteil erhalten sollte. Seine Erziehung wurde durch Bernhard geleitet.

Herzog Bernhard mißbrauchte sein Ansehen, oder vielmehr es verdroß die anderen, daß er allein alles leitete; und so bedurfte es nur eines Anlasses, um einen Bürgerkrieg hervorzurufen. Diesen Anlaß zu geben, ließ sich Pippin von Bernhards Gegnern ohne große Mühe verleiten, da er ja der eigentliche Anführer jenes Kriegszuges gewesen war, wegen dessen man Hugo und Matfried so sehr beschimpft hatte. Vielleicht glaubte er selbst der geflissentlich ausgestreuten Beschuldigung, daß Judith ihrem Gemahl einen Liebestrank eingegeben habe und mit dem Herzog von Septimanien in unerlaubtem Verhältnis stehe. Er brach einer geheimen Verabredung gemäß mit seinen aquitanischen Truppen plötzlich gegen Ludwig auf (830), als dieser die Heeresmacht zu einem Zuge nach der Bretagne entboten hatte, nötigte Bernhard, nach Septimanien zu entfliehen, und bemächtigte sich zugleich des Vaters und der Stiefmutter. Jener ward hierauf in einer Art Verhaft gehalten, diese aber übel behandelt, durch Drohungen zu dem Versprechen gezwungen, ihrem Gemahl die Anlegung der Mönchskutte anzuraten, und dann selbst nach Poitiers in ein Kloster gebracht. Als der Schlag soweit gelungen war, erschien auch Lothar aus Italien, und es wurde gegen Bernhards Anhänger eine grausame Rache geübt. Man wird sich diese Greuel und das ganze weitere Verfahren leicht erklären können, wenn man erfährt, daß Matfried und Pippin gekommen war, und daß der alte Wala sowie der rüstige Abt Elisachar, der früher als Kanzler einen großen Einfluß gehabt hatte und den Ruhm der Heiligkeit mit dem Besitze vieler Klöster und mit der Anführung von Heeren vereinigte, dem Betragen der beiden Söhne des Kaisers den Anschein des Rechts zu verleihen wußten.

Soweit waren Lothar und Pippin mit ihren Italienern, Aquitaniern und Neustriern geschritten, als ihr Bruder Ludwig mit seinen Deutschen erschien, in denen mehr Gefühl für Recht und Gerechtigkeit war. Diese sahen außerdem ebenso, wie die Mönche, welche Ludwig zum Eintritt in ihren Stand bereden sollten, daß die Dinge am Hofe keineswegs besser gingen, als vorher, daß vielmehr die Obergewalt, welche Lothar ausübte, noch viel drückender sei, als das Regiment seines Vaters. Sie suchten daher der Sache eine andere Wendung zu geben. Einer von jenen Mönchen, Guntbald, knüpfte eine geheime Unterhandlung mit Pippin und Ludwig dem Deutschen an und bewog beide, sich des Vaters anzunehmen. Auch änderten jetzt die Geistlichen ihre

Predigten zu Gunsten des letzteren, da sie einsahen, daß unter einer anderen Regierung jene unerhörte Leichtigkeit, mit der sie seither königliche Güter erhalten hatten, ein Ende nehmen werde. Auf Betreiben von Ludwigs Freunden ward beschlossen, seine Sache auf einer Reichsversammlung zu überlegen, diese selbst aber auf den Oktober und nach der Stadt Nimwegen auszuschreiben, weil man erwarten durfte, daß an einem so entlegenen Orte und in einer Jahreszeit, welche beim damaligen Zustande der Wege das Reisen sehr erschwerte, die Italiener und Aquitanier, denen man natürlich mit Argwohn entgegentreten mußte, sich nicht sehr zahlreich einfinden würden; auch zeichneten sich die deutschen Stämme der näheren Umgebung, die Friesen und Sachsen, durch ihre Ergebenheit für Ludwig aus. In der That hatte der Kaiser auf dieser Versammlung gleich anfangs soviel Ansehen, daß er den erbitterten Wala und den früheren Erzkaplan Hilduin, welcher als Abt der drei angesehensten Klöster in Frankreich eine große Macht besaß und aus Eifersucht einer der Hauptanstifter der Unruhen gewesen war, wegweisen konnte, obgleich der letztere die Unverschämtheit gehabt hatte, in bewaffneter Begleitung zu erscheinen. Der Kaiser ward von der Versammlung ohne Widerspruch in seine Rechte wiedereingesetzt. Es folgte dann 831 ein Reichstag zu Aachen. Hier erschien auch Judith, die sich durch einen Eid von allen angeschuldigten Verbrechen reinigte und ihre alte Stellung wiedergewann. Die Verschworenen wurden als Hochverräter verurteilt. Auch jetzt ergriff Ludwig seiner Natur gemäß nur halbe Maßregeln und brachte sich also wieder in die frühere Lage; denn weil er weder ganz begnadigte, noch auch streng bestrafte, so erweckte das erstere keinen Dank, das letztere keine Furcht. Bald war daher auch die Verwirrung am Hofe noch größer, als vorher. Lothar wurde zwar der Mitregentschaft beraubt und auf Italien beschränkt, seine Freunde erschienen aber wieder am Hofe; Pippin und Ludwig der Deutsche sahen sich in ihrer Erwartung dessen, was die Mönche ihnen verheißen hatten, betrogen; Guntbald, der die Unterhandlung geleitet hatte, erhielt nicht den gehofften Einfluß, und die Umgebung des Kaisers bestand jetzt aus einer Menge von Menschen, deren Interessen sich durchkreuzten, von denen jeder andere Grundsätze und andere Ansichten hatte, jeder nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht war, jeder abwechselnd überwiegenden Einfluß auf Ludwig ausübte. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß man auf drei Reichstagen, welche in einem und demselben Jahre (831) gehalten wurden, mehrere unter sich im Widerspruch stehende Verfügungen traf, und daß sogar Bernhard wieder an den Hof kam. Doch fand auch dieser jetzt dort seine Rechnung nicht, zumal da er, wie es scheint, mit Judith nicht mehr einig war; er schloß sich zuletzt an den unzufriedenen

König Pippin an, vielleicht besonders darum, weil Guntbald endlich doch einen Einfluß erlangt hatte und denselben nicht mit Bernhard teilen wollte. Alle drei Söhne waren bald wieder in offenbarem Zwist mit ihrem Vater und wurden von dem Bischof von Lyon, Agobard, durch biblische Sprüche in ihrer feindseligen Gesinnung bestärkt. Dieser heftige und herrschsüchtige Mann, der sich sonst durch seinen Kampf gegen unnütze Spitzfindigkeiten und Glaubensmeinungen und gegen die unter den Franken gebräuchlichen Ordalien oder Gottesgerichte verdient gemacht hat, führte mit dem oben erwähnten Fredegis den hitzigsten Streit über die unfruchtbarsten philosophischen Fragen und ward hauptsächlich deshalb gegen den alten Kaiser erbittert, weil sein Gegner am Hofe alles galt. Er erließ nachher ein Manifest gegen die Kaiserin, in welchem er derselben, auf bloße Gerüchte hin und mit Mißbrauch der heiligen Schrift, die ärgsten Dinge nachsagte und die kaiserlichen Prinzen nicht nur wegen ihres Betragens gegen ihren Vater zu rechtfertigen suchte, sondern auch durch die von ihm citierten biblischen Stellen geradezu zur Empörung aufforderte. Was mußte aus einer Religion werden, welche so gebraucht wurde!

So war es denn nicht zu verwundern, daß man sich am Hofe zu unüberlegten Schritten fortreißen ließ. Es wurde beschlossen, Pippin die aquitanische Herrschaft zu nehmen, aber als man an die Ausführung des Planes ging, fiel Ludwig von Bayern aus in die alemannischen Gebietsteile Karls ein. Nun mußte man sich zunächst dorthin wenden, und in der That gelang es, ihn auf dem Lechfelde bei Augsburg zur Unterwerfung zu zwingen. Darauf ging man gegen Pippin vor, er wurde nach Trier verbannt, aber er entkam, und Judith war unvorsichtig genug, ihm durch ihren Gemahl gerade in dem Augenblick, wo auch ihr früherer Anhänger Bernhard seines Herzogtums beraubt wurde, das Königreich Aquitanien entreißen und zu dem Landesteil, welcher Karl dem Kahlen früher angewiesen worden war, hinzufügen zu lassen. Dies trieb alle Brüder zu einer Verbindung gegen den Vater (833). Sie gewannen nicht nur Agobard mit seinem Anhange, sondern auch den Papst Gregor IV. für ihre Sache. Damals bewiesen jedoch die deutschen Bischöfe den römischen Drohungen gegenüber eine bemerkenswerte Festigkeit; auf einer Versammlung zu Worms beschlossen sie nicht nur, dem Kaiser treu zu bleiben, sondern sie forderten den Papst auf, sich in Ludwigs Lager einzufinden, und erklärten zugleich, ihm den Gehorsam zu kündigen, wenn er in seiner feindseligen Haltung verharre. Dies hielt freilich Gregor IV. nicht ab, im Geleite Lothars nach dem Oberrhein zu ziehen. In der Nähe von Kolmar auf dem Rothfelde bei Thann (später vom Volke das Lügenfeld genannt), vereinigten die drei Brüder am Johannistage 833 ihre Truppen;

ebendahin zog auch der Vater mit einem überlegenen Heere. Der Unwille über das unnatürliche Betragen der Söhne und über das Unwürdige der Einmischung des Papstes war damals groß; Gregor bot sich zum Vermittler an; während aber Ludwig fruchtlose Verhandlungen pflegte, wußten Wala und der Erzbischof Ebbo von Reims, der dem Kaiser bisher treu geblieben war, durch scheinheilige Vorspiegelungen nach und nach die Geistlichen und so viele Weltliche von Ludwig abzuziehen, daß der schwache Mann seine Sache aufgab, obgleich ihn bei weitem noch nicht alles verlassen hatte. Er lieferte sich daher selbst in die Hände seiner Söhne. Diese ließen die Kaiserin nach Tortona und ihren Sohn nach dem Kloster Prüm in der Eifel bringen; der Papst kehrte mißgestimmt über diesen Ausgang nach Rom zurück; den Kaiser brachte Lothar in ein Kloster bei Soissons; er selbst begab sich zunächst nach Compiègne und trat dort vor der fränkischen Reichsversammlung wie vor den fremden Gesandten durchaus als Oberherr auf, ja er nahm die dem Kaiser bestimmten Ehrengeschenke für sich in Empfang. In Soissons setzte man indes dem alten Mann unaufhörlich zu, das Mönchsgelübde abzulegen; davon hielten ihn aber die Liebe zu seiner Gemahlin und die Zärtlichkeit für seinen jüngsten Sohn ab. Dagegen brachte ihn Lothar durch Geistliche endlich dahin, daß er aus übel verstandener christlicher Demut in der Kirche des Medardusklosters seine Waffen feierlich niederlegte, ein nach acht Hauptpunkten geordnetes Geständnis seiner Fehler, in welchem Wahres und Falsches künstlich verflochten war, knieend und unter Thränen öffentlich ablas und eine stete Buße gelobte. Der Erzbischof Ebbo von Reims, den Ludwig aus niederem Stande zu den ersten Würden erhoben, zeichnete sich bei diesen Scenen durch geflissentliche Härte des Verfahrens gegen den gebeugten Kaiser aus. Hierauf nahm Lothar den Vater mit sich nach Aachen, wo er ihn sorgfältig bewachen ließ und unaufhörlich auf ihn eindrang, er solle dem Throne endgiltig entsagen und in ein Kloster eintreten.

Zum Glück für Ludwig hörte die Einigkeit zwischen seinen drei Söhnen auf, sobald es ans Teilen ging, und außerdem ließ sich im Volke bald die Stimme der Natur vernehmen. Lothar hatte es bei der dem Vater auferlegten Buße auf die Leute abgesehen, welche Agobard und Wala durch scheinheilige Reden über ihre Pflicht getäuscht hatten; diese fühlten jedoch bald Mitleid mit dem mißhandelten Kaiser, und es entstanden daher überall bedenkliche Bewegungen. Unter den Söhnen empfand nur Ludwig der Deutsche die dem Vater zugefügte Schmach, sobald ihn seine Oheime Drogo und Hugo, die für des Kaisers Befreiung sehr thätig waren, auf andere Gedanken gebracht hatten. Er verwendete sich bei Lothar für den Vater, und als seine

Unterhandlungen fruchtlos blieben, ordnete er eine Gesandtschaft an den letzteren ab, welcher Lothar den Zutritt nicht versagen durfte (834). Diese Gesandten konnten zwar nur im Beisein von Lothars Freunden mit dem Kaiser reden, sie gaben ihm aber doch zu verstehen, daß er auf Hilfe zählen könne. Bald nachher wurden von allen Seiten Anstalten zur Befreiung des Kaisers gemacht. Nicht nur Ludwig zog mit seinen Truppen herbei, sondern auch Pippin rüstete aus Neid gegen Lothar ein Heer und rückte mit demselben über die Loire; ja, das ganze Reich gab seinen Unwillen laut zu erkennen, und sogar Bernhard von Septimanien bewaffnete, obgleich der Kaiser ihm zwei Jahre vorher sein Herzogtum entrissen hatte, in Verbindung mit anderen Großen die Burgunder für ihn. Jetzt verzagte Lothar, der auf die erste Kunde dieser Unternehmungen nach Paris entwichen war, er setzte seinen Vater auf freien Fuß und zog sich selbst nach Vienne zurück, weil er dort dem Lande Italien, das er auch im schlimmsten Falle behaupten wollte, näher war. Er rückte zwar nachher, als seine Anhänger unter der Anführung der Grafen Matfried und Lantbert bedeutende Vorteile erfochten hatten, wieder nach Norden vor; allein seine Gegner sammelten sich schnell, und er war bald nicht mehr im stande, sich mit ihnen zu messen. Er eilte daher seines Vaters Gnade nachzusuchen und erhielt Verzeihung, mußte aber alles Gebiet außerhalb Italiens abtreten. Seine Freunde und Anhänger, unter ihnen auch der alte Wala, hatten sich meist nach Italien geflüchtet. Von den in Frankreich zurückgebliebenen kam der Rädelsführer Agobard am besten weg, indem er schon zwei Jahre nachher wieder in sein Bistum eingesetzt ward, während der Erzbischof Ebbo von Reims bis zu Ludwigs des Frommen Tod gefangen gehalten wurde und auch später noch mancherlei Schicksale auszustehen hatte: ein neuer Beweis, daß im Guten wie im Bösen nur das Vollendete zum Ziele führt. Da man in jenen Zeiten dem Volke mehr zumuten durfte, als in den unsrigen, so ward auch die Wiedererhebung Ludwigs mit einer geistlichen Ceremonie beschlossen und der Kaiser auf eine noch feierlichere Weise mit seiner verlorenen Würde bekleidet, als er kurz vorher derselben war beraubt und zu einer öffentlichen Buße genötigt worden. Schon gleich damals, als Lothar nach Vienne gewichen war, hatten einige Bischöfe dem abgesetzten Kaiser in der Kirche zu Saint-Denis die Waffen und Königsgewänder wieder angelegt; ein Jahr später aber (835) kamen die angesehensten Geistlichen mit ihm in der Stephanskirche zu Metz zusammen, erklärten das Verfahren gegen ihn für eine Ungerechtigkeit und setzten ihm unter dem freudigen Zuruf der Menge die Krone wieder auf. Diese Ceremonie zeigt übrigens, verglichen mit Ludwigs früheren Krönungen, aufs deutlichste, wie wenig bei der Wiederher-

stellung der römischen Kaiserwürde an einen Plan und in den damaligen Formen des Rechts und der Regierung an ein System zu denken war, obgleich man in unserer Zeit beides so gern überall sucht. Karl der Große hatte seinen Sohn Ludwig durch den Papst zum König von Aquitanien salben und, als er ihn nachher zum Kaiser und Nachfolger ernannte, sich selbst die Krone aufsetzen lassen; als zwei Jahre nach Karls Tode Papst Stephan IV. zufällig nach Frankreich kam, ließ sich Ludwig, obgleich er schon gesalbt war, von ihm noch einmal salben und krönen; er legte nachher die so erhaltene Krone gezwungen nieder, ohne daß sich dabei jemand um den Papst kümmerte, nahm sie darauf wieder und fragte auch damals denselben nicht.

Wenn wir auf den seitherigen Gang von Ludwigs Regierung zurückblicken, so muß es uns befremden, daß ein König, der nicht nur sehr fromm, sondern auch unterrichtet und gelehrt war, so ungeschickt und untüchtig sein konnte, und daß unter so traurigen Umständen das Reich und die kaum erst gebildeten Anstalten fortbestanden. Um das erstere zu begreifen, muß man sich das Verhältnis klar machen, in welchem Ludwigs Charakter zu dem stand, was damals von einem Regenten gefordert wurde. Die königliche Würde sollte eigentlich nur in solchen Staaten erblich sein, in denen allenfalls auch die Minister handeln können, weil auf eine Erblichkeit des Talents und der Kraft nicht zu rechnen ist; Ludwig lebte aber in einer Zeit, wo ebenso wie noch lange nachher alle Regentenhandlungen persönlich waren, und dabei doch ermangelte gerade er aller Kraft und Selbständigkeit. Er ließ sich außerdem von der Vorstellung irre leiten, daß ein König durch Ermahnung und Rede seine Pflicht erfüllen und seinen Dienern die That überlassen könne. Die Jagd, das Gebet und die Beschäftigung mit gelehrten Dingen nahmen seine Zeit weg, während er vor allen Dingen hätte reisen müssen, da er sein Geschäft als König nur gegenwärtig und durch persönliche Aufsicht über die Beamten, die so leicht Herren und Tyrannen wurden, verrichten konnte. Er brachte manchmal einen ganzen Monat auf der Jagd zu und versäumte keine einzige der gebräuchlichen Andachtsübungen. Er verstand und las Griechisch und Latein, hatte aber bei seiner Lektüre nur einen gelehrten Standpunkt und Zweck, haßte die heidnischen Lieder, mit denen man ihn in seiner Jugend bekannt gemacht hatte, und beschäftigte sich am liebsten mit dem Lesen der Psalmen und anderer religiösen Schriften. Gewohnt, alles ins breite zu überlegen, handelte er zwar nie unbedacht, verlor aber darüber stets die Hauptsache aus den Augen und ward von seiner Umgebung abhängig. Was endlich das Reich selbst angeht, so staunt man bei der Betrachtung von Karls des Großen Regierung

oft, in wie kurzer Zeit trotz der ewigen Kriege der junge und kräftige Sinn der Nation sich erhoben hatte, und wie mächtig damals der Geist erwacht war; schon wenige Jahre nach Karls Tode aber hatte sich dies völlig umgeändert. Äußerer Mangel drückte alles nieder; die frühere Barbarei kehrte gewaltsam zurück; die besten Klöster wurden aufs neue rüstigen, bloß im Kriege zu gebrauchenden Äbten zu teil; die Geistlichen mußten, um einen Schatten von Zucht zu erhalten, selbst den weltlichen Arm anrufen, manche der unter Karl entstandenen Schulen fielen völlig zusammen. Wie tief Karls Anstalten bald nach seinem Tode gesunken waren, zeigen die Worte eines Zeitgenossen, des Abtes Lupus von Ferrières, der in einem seiner Briefe sagt: unter Karl habe die Beschäftigung mit der Wissenschaft Ehre gebracht, jetzt aber würden die Gelehrten als lästige Leute angesehen, und man schreibe jeden Fehler, der an ihnen entdeckt werde, nicht der menschlichen Schwäche, sondern der Wissenschaft zu. Freilich hatte man dabei nicht so ganz unrecht; denn mit der Gelehrsamkeit war auch die Pedanterie gekommen, die Gelehrten waren die ärgsten Gegner Ludwigs, sie stützten ihr Recht auf ihre Gelehrsamkeit, und diese hatte nicht allein nichts mit dem Leben und dem Herzen zu thun, sondern sie raubte den Menschen auch, wie Ludwigs Beispiel zeigt, das natürliche Zutrauen, das der Barbar zu seiner Kraft hat. Ebenso schlimm, wie mit der Bildung der Nation, stand es mit der Regierung und mit den äußeren Verhältnissen des Reichs. Jeder Graf wollte in dem ihm angewiesenen Distrikte Herr sein; die Bretagne erhob sich mehrmals und riß sich zuletzt fast ganz los; die Aquitanier ertrotzten sich einen eigenen Herrn; die Normänner, an die sich alles einheimische Raubgesindel anschloß, verheerten nicht nur die Küsten, sondern auch das innere Land; in Italien aber plünderten afrikanische, sizilianische und spanische Mohammedaner die Küsten, und als in Benevent ein Streit um die herzogliche Würde entstand, wurden sie sogar von der einen Seite als Bundesgenossen herbeigerufen. Das alles waren die Früchte der Schwäche und Zwietracht, durch welche Ludwigs Regierung sich allein auszeichnete.

Ludwig war übrigens durch sein Unglück nicht klüger geworden, sondern Judith, die man schon vor Lothars Demütigung aus ihrem Gewahrsam zu Tortona entführt hatte, erhielt ihren ganzen Einfluß wieder. Sie gebrauchte denselben vielleicht sonst nicht übel, zerrüttete aber durch ihre verblendete Mutterliebe das Reich von neuem. Schon ein Jahr nach ihrer Zurückkunft ließ sie, um Karls Anteil zu vergrößern, eine neue Teilungsakte entwerfen und erbitterte dadurch von neuem Pippin und Ludwig, deren Besitzungen seitdem stets unsicher waren, weil ohne Aufhören über die Teilung unterhandelt wurde. Da man Lothar nicht ausschließen konnte, so schien es jetzt das beste,

seine Freundschaft zu gewinnen, um Karl gegen die beiden anderen zu sichern. Lothar ging auf die gemachten Vorschläge ein und übertrug die Unterhandlung dem alten Wala, der am Ende seines Lebens noch einmal etwas Gutes stiften wollte. Dieser brachte einen Vertrag zu stande, dessen Ausführung aber verschoben ward, teils weil Wala, der sie seinem Herrn dringend anempfohlen hatte, gleich nachher starb und Lothar selbst erkrankte, teils weil ein Aufstand der Bretagner und eine in Italien ausbrechende Seuche des Vaters Reise dahin verhinderten. Nun berief Ludwig (837) eine Reichsversammlung nach Aachen, wo Karl wiederum mit einer selbständigen Herrschaft bedacht wurde.

Hiermit schien eine Zusammenkunft in Verbindung gebracht werden zu müssen, welche Lothar in Trient mit seinem Bruder Ludwig hielt, und auf welcher wahrscheinlich Dinge verhandelt wurden, die sich mit den Absichten des Hofes nicht wohl vereinigen ließen. Trotz der eidlichen Versicherung Ludwigs, nichts Böses im Schilde geführt zu haben, mußte er doch Gebietseinschränkungen erleiden, während für Karl, der nunmehr, da er sein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, die Schwertleite erhielt, das Land von der Nordsee bis an die obere Maas und an die Loire mit der Hauptstadt Paris zu einem Königreich bestimmt wurde. Nun erhob sich Ludwig von Bayern von neuem gegen den Vater. Aber er brach zu früh los; Matfried, Hugo, Lantbert und andere Männer, welche Lothar am meisten gegen seinen Vater aufgehetzt hatten, wurden von einer Seuche hinweggerafft, der alte Kaiser zog noch im Winter (838) gegen Ludwig ins Feld, und gerade zu derselben Zeit starb der dritte Bruder, Pippin von Aquitanien. Ludwig der Deutsche ward von allen ihm untergebenen Völkern außer den Bayern verlassen und mußte sich der Gnade seines Vaters unterwerfen. Jetzt kam Judith auf den früheren Plan mit Lothar zurück und forderte den jungen Kaiser zur Einwilligung in eine neue Teilung auf, welche noch weit ungerechter war als alle vorherigen. Lothar entsprach ihrem Wunsche, erschien auf dem Reichstage zu Worms und kam mit seinem Vater dahin überein, daß Pippins hinterlassene Söhne vom Anteile am Reiche ausgeschlossen, Ludwig der Deutsche auf Bayern beschränkt und alle übrigen Länder zwischen Lothar und Karl geteilt werden sollten.

Diese Verfügung erregte in Aquitanien, dem unruhigsten Teile des Reiches, einen Aufstand, und eine Partei der Großen dieses Landes rief sogleich Pippins ältesten Sohn, der seines Vaters Namen führte, zum König aus. Ludwig zog mit einem Heere nach Aquitanien, erhielt aber plötzlich die Nachricht, daß Ludwig der Deutsche in Thüringen eingefallen sei und mit Hilfe der Bayern seine Rechte behaupten wolle. Er wandte sich daher mit seiner Hauptmacht sogleich gegen diesen,

setzte über den Rhein und zog schleunig durch Hessen, um seinem Sohne in den Rücken zu kommen; dieser entkam aber, indem er sich von den in Böhmen wohnenden Slawen den Durchgang nach Bayern erkaufte. Da kurz vorher eine Reichsversammlung nach Worms ausgeschrieben worden war, so verfolgte der Kaiser seinen Sohn nicht weiter, sondern trat, schon erkrankt, den Rückweg an. In Frankfurt am Main, wo er einige Tage blieb, wurde sein Zustand bedenklicher. Er ließ sich von da zu Schiff auf eine Rheininsel bei Ingelheim bringen und starb hier am 20. Juni 840 unter einem Zelte in den Armen des frommen Drogo, der als Bruder, Freund und Bischof dem kranken Manne die letzten Augenblicke erheiterte und durch seine stete Gegenwart, durch seine unermüdliche Pflege, durch sein Wachen und Beten bewirkte, daß Ludwig die Abwesenheit seiner Söhne weniger schmerzlich empfand. Auf Drogos Bitten verzieh er sterbend seinem Sohne Ludwig, jedoch mit dem Zusatze: „Ihr werdet ihn daran zu erinnern haben, daß er seines Vaters graues Haupt mit Herzeleid in die Grube gebracht und Gottes Mahnungen und Gebote verachtet hat.“ Eine derartige Verzeihung geht nicht aus echter Gutmütigkeit hervor, die schwerlich da zu finden ist, wo ihr nicht sittlicher Ernst und Selbstbeherrschung zur Seite stehen. In seinen letzten Augenblicken suchte der alte Kaiser noch jedes Mittel hervor, um Lothar zur Erfüllung des Versprechens zu bewegen, daß er seinen Bruder Karl in seinem Erbe schützen wolle; er ließ ihn dringend darum bitten und vermachte ihm unter dieser Bedingung seine Krone, sein Schwert und das mit Gold und Edelsteinen besetzte kaiserliche Scepter. Ludwig hatte das 62. Jahr erreicht; Drogo ließ ihn zu Metz in der Kirche des heil. Arnulf in der Nähe seiner Mutter Hildegard beisetzen.

Lothar zeigte sogleich, wie wenig ihn der Wille des sterbenden Vaters rühre. Er zog mit seinem Heere über die Alpen und führte dasselbe zuerst gegen Ludwig den Deutschen, der ihm mit seinen Bayern unerwartet bei Mainz entgegentrat, sah jedoch bald ein, daß es nicht geraten sei, denselben diesseit des Rheines anzugreifen. Er wandte sich daher gegen Karl den Kahlen, welchen der Vater in Aquitanien zurückgelassen hatte, und dessen beste Stütze jener Widerwille war, den viele fränkische Große gegen Lothar gefaßt hatten; er fand aber auch diesen fester stehend, als er geahnt hatte. Nun zog er in allen Richtungen im Reiche umher und richtete überall schreckliche Verheerungen an, gewann jedoch so wenig festen Boden, daß sein alter Freund Ebbo, dessen Wiedereinsetzung er auf einer Versammlung zu Ingelheim aussprechen ließ, in seinem Bistum Reims nur mit Widerstreben angenommen und nachher auf einer Versammlung in Soissons aufs neue für schuldig erklärt wurde. Nur Bernhard von Septimanien

schloß sich damals an Lothar an, ward aber von Karl zur Unterwerfung gezwungen. Unterdessen war Ludwig bemüht, die deutschen Völker zu gewinnen. Damit sich nun dieser, während seine Brüder um Frankreich stritten, nicht in Deutschland ganz festsetze, zog Lothar wieder über den Rhein, nachdem er einen Teil des Heeres an der Seine zurückgelassen hatte, um den Truppen Karls den Übergang über diesen Fluß streitig zu machen. Er sah sich aber bald in allen seinen Erwartungen betrogen, obgleich er nachher in Deutschland gewissenlos genug war, den rohesten Teil der Sachsen gegen den gebildeteren und gegen seinen Bruder in die Waffen zu bringen. Karl sprengte die an der Seine zurückgelassenen Truppen Lothars auseinander, und der letztere mußte über den Rhein zurückeilen, um seine beiden Brüder an einer Vereinigung zu hindern, über welche sie trotz der Schwierigkeit, die damals eine Unterhandlung von entfernten Gegenden her hatte, bereits Briefe wechselten. Ludwig erzwang bei Worms den Übergang über den Rhein und vereinigte sich, wahrscheinlich in der Nähe von Chalons, mit Karl. Beide boten ihrem Bruder Frieden an, dieser täuschte sie aber durch Unterhandlungen und rückte unversehens ab, Pippin entgegen, welcher mit seinen Aquitaniern ihm zu Hilfe kommen wollte. Aber bei Auxerre wurde er eingeholt, und obwohl er auch hier wieder durch Unterhandlungen und dann durch eiligen Abmarsch dem Kampfe entgehen wollte, wurde er dennoch dazu gezwungen. Es kam bei Fontenay-en-Puisaye zu einer Schlacht (Juni 841), die für das Schicksal des Fränkischen Reiches entscheidend war, obgleich die Sache der drei Brüder durch sie noch nicht entschieden ward; denn man stritt hier mit solcher Erbitterung und in so großer Anzahl, daß die Franken, durch den damals erlittenen Verlust geschwächt, zunächst nicht mehr, wie vorher, im stande waren, ihre Grenzen und ihre Güter gegen rüstige Barbaren zu verteidigen. Karl und Ludwig trugen den Sieg davon, konnten aber vorerst keinen Nutzen daraus ziehen. Ludwig mußte sein Heer an den Niederrhein und dann gegen die Sachsen führen, Karl aber dem Pippin folgen, der sich wieder nach Aquitanien geworfen hatte; Lothar erhielt also dadurch Zeit, das Land bis nach Paris hin zu besetzen. Der letztere wurde damals von den sächsischen Edelingen, die seither zu ihm gehalten hatten, verlassen und wiegelte dafür die Frilingen und Lassen ihres Volkes gegen sie auf; diese erhoben sich in Masse und suchten unter dem Namen des Stellinga-Bundes den alten, durch Karls des Großen Einrichtungen umgestoßenen Zustand der Verfassung und des Lebens mit Gewalt wiederherzustellen; sie mußten aber ihr Beginnen schwer büßen, da Ludwig bald nachher grausame Rache an ihnen übte.

Lothar gab auf seinem Zuge die Güter der Gegner und sogar die

27*

von Karl in Aachen zusammengebrachten Kunstwerke, namentlich den vielgepriesenen silbernen Tisch, der auf drei Schilden die Erde, den Sternenhimmel und den Planetenlauf darstellte, seinen Leuten preis. Er achtete wenig darauf, daß Jammer und Elend im Lande immer höher stiegen; dessenungeachtet vermochte er diejenigen, auf die es eigentlich ankam, nicht an sich zu fesseln. Nach vielen Märschen und Gegenmärschen, und nachdem Pippin und der Erzbischof Otgar von Mainz vergebens Lothars Partei in Aquitanien und am Rhein aufrecht zu erhalten versucht hatten, vereinigten Karl und Ludwig im Februar 842 ihre Heere aufs neue bei Straßburg. Sie schworen einander hier im Angesichte ihrer Völker, jeder in der Sprache des anderen, Freundschaft und Treue. Die Eidesformeln hat uns der Geschichtschreiber Nithard erhalten, ein Sohn Angilberts und Berchtas, der Tochter Karls des Großen, also Vetter der kämpfenden Könige. Seine vier Bücher Geschichten, obwohl sehr geringen Umfanges, gehören zu den vorzüglichsten Werken des früheren Mittelalters; sie zeigen Ernst und Wahrheitsliebe nicht minder als Welt- und Geschäftskenntnis. Nithard teilt zuerst die Formel mit, welche Ludwig der Deutsche in romanischer und nach ihm Karl, der Beherrscher von Frankreich, in deutscher Zunge sprach, nämlich: „Aus Liebe zu Gott und für des christlichen Volkes und unser gemeinschaftliches Heil, von diesem Tage fernerhin, soweit Gott mir Wissen und Vermögen giebt, so werde ich diesen meinen Bruder Karl (Ludwig) halten (in Hilfe und in jeder Sache), so wie man nach Recht seinen Bruder halten soll, unter dem, daß er mir ebenso thut; und von Luther (Lothar) werde ich keinen Vertrag jemals annehmen, der meines Willens diesem meinem Bruder zu Schaden sei." Hierauf leisteten die Völker, jedes in seiner Sprache, folgenden Schwur: „Wenn Ludwig (Karl) den Eid, den er seinem Bruder geschworen hat, hält und Karl (Ludwig), mein Herr, ihn seinerseits nicht hält, soll weder ich, wenn ich ihn davon nicht abzubringen vermag, noch deren einer, die ich davon abwenden mag, ihm zu Hilfe sein".*)

---

*) Von diesen Formeln sind zwei als Überreste der damaligen deutschen, zwei als beinahe älteste Denkmäler der romanisch-französischen Sprache wichtig und merkwürdig. Da Nithards Werk nur in einer einzigen Handschrift erhalten ist, so bietet die Feststellung des Textes manche Schwierigkeiten. Wir teilen den Schwur der Könige in beiden Sprachen nach dem Abdruck bei Jasmund mit, der von F. Diez (Altromanische Sprachdenkmale) sehr wenig abweicht: „Pro Deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvaraeio cist meon fradre Karlo, et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet; et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit." — „In Godes minna ind in thes

Von Straßburg zogen beide Könige nach Worms und von hier aus schickten sie nochmals Gesandte mit Friedensvorschlägen an ihren Bruder, der jedoch wieder nicht darauf einging. Als endlich nach manchem Hin- und Herziehen das Volk seine Unzufriedenheit immer lauter aussprach, mußten sich die drei Brüder zu einer persönlichen Zusammenkunft verstehen, welche auf einer Insel des Saoneflusses in der Nähe von Mâcon stattfand (Juni 842). Hier kamen sie unter eidlichen Gelöbnissen überein, daß die Waffen so lange ruhen sollten, bis 120 Kommissare, welche von allen drei Seiten zu gleichen Teilen ernannt wurden, eine Teilung des Reiches ausgemacht haben würden. Diese Männer konnten verschiedener Hindernisse wegen nicht einig werden und gingen daher, nachdem sie zuerst in Metz und dann in Koblenz zusammengekommen waren, unverrichteter Sache auseinander. Das Murren des Volkes und der Bischöfe, Herzöge und Grafen, die des Krieges wie des allgemeinen Notstandes müde waren, nötigte endlich die drei Brüder, bei der Stadt Verdun noch einmal zusammen zu kommen und eine Teilung zu verabreden (im August 843). Durch diesen **Vertrag von Verdun** erhielt Ludwig der Deutsche ganz Deutschland diesseit des Rheins nebst dem östlichen und mittleren Teile der Schweiz und den Bistümern Speier, Worms und Mainz jenseit des Rheins;*) nur Friesland war davon ausgenommen und fiel dem Kaiser Lothar zu, welcher außerdem noch Italien sowie alles Land zwischen dem Rhein einerseits und der Schelde, Maas, Saone und Rhone andererseits, nebst einem kleinen Striche jenseit des letzteren Flusses erhielt; Karl der Kahle endlich bekam alles im Westen von Lothars Anteil gelegene Land oder Neustrien, Aquitanien, die Spanische Mark, Septimanien und ein Stück von Burgund. Auf Karls Anteil blieb später der Name Frankenreich oder **Frankreich** allein haften; für Lothars Reich ward unter seinem gleichnamigen Sohn der Name **Lotharingen** gebräuchlich; Ludwigs Anteil bildete die Grundlage des späteren Deutschen Reiches.

Als diese Teilung geschehen und jedermann in seine Heimat entlassen war, fühlte man die Wunden erst recht tief, die die Bewohner des Fränkischen Reiches sich selbst geschlagen hatten. Die nunmehr in erhöhtem Glanz erscheinende Zeit, wo das Reich eins gewesen, war

---

christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so mir Got gewizci indi madh furgibit, so haldih tesan minan bruodher soso man mit rehtu sinan bruodher scal, inthiu thaz er mih sosama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, the minan willon imo ce scadhen werden.“ Der deutsche Text ist übrigens entstellter als der romanische.

*) Ludwig soll diese drei Gebiete wegen des Weines (ob vini bonitatem) verlangt haben.

für immer verschwunden, und schwer zu heilendes Elend drückte die Menschen in allen Teilen desselben. An den Küsten hausten die Normannen und die Sarazenen, im Nordwesten von Frankreich richteten die Bretagner, welche sich aufs neue empört hatten, Verwüstungen an, und im Innern des zerrissenen Reiches waren ganze Länder durch den Kampf der drei Brüder so schrecklich verheert worden, daß nach der Versicherung eines Chronikschreibers die Einwohner in vielen Gegenden von Frankreich noch einige Jahre nachher Getreidemangel litten und das Mehl zu ihrem Brote mit Erde vermengen mußten.

3. Die Karolinger vom Vertrag von Verdun bis auf Ludwigs des Deutschen Tod.

Karls und Lothars Reiche empfanden den erlittenen Verlust an Menschen und die Unmöglichkeit, bei drohender Gefahr einen bedeutenden Heerbann ins Feld zu führen, am herbsten, weil die Gebiete beider Fürsten einander berührten oder durchkreuzten; Ludwig dagegen focht mit seinen Deutschen nicht unglücklich gegen seine östlichen Grenznachbarn, die Slawen, bis er ebenso, wie Karl, mit den dänischen Normannen und ihren Verbündeten in einen Kampf kam, den er nicht viel rühmlicher bestand, als dieser. So traurig übrigens auch der Zustand aller drei Reiche war, so scheinen doch gerade die verschiedenen Kriege, die sie zu führen hatten, und der Verfall aller der Einrichtungen, durch welche Rechte und Gesetze bestehen, dem Rate vernünftiger Männer, wie Drogos und anderer, bei den Brüdern wieder Eingang verschafft und sie von Zeit zu Zeit zu gemeinschaftlichen Beratungen und Verabredungen bewogen zu haben. Wir sehen sie sogar einige Male gemeinschaftlich handeln und einander Hilfe leisten; doch waren dies immer nur vorübergehende Vereinigungen. Das wichtigste Ergebnis ihrer Zusammenkünfte bestand darin, daß auf der dritten (851) Lothar die Sache Pippins von Aquitanien, die er seither insgeheim unterstützt hatte, ganz aufgegeben zu haben scheint.

Pippin hatte sich nämlich fortwährend in einem Teile von Aquitanien behauptet, auch nachdem der Herzog Bernhard von Septimanien in Karls Hände gefallen und auf dessen Befehl hingerichtet worden war. Er hatte den Vorteil für sich, daß die Aquitanier, welche immer ihre eigenen Rechte und Ordnungen gehabt hatten, Karls Herrschaft haßten, weil sie nicht unter den Franken verschwinden wollten; er zeigte sich aber der Anhänglichkeit seiner Partei unwürdig und gelangte daher nie zum ruhigen Besitze der Herrschaft. Nach manchen überstandenen Abenteuern ward er von den Aquitaniern an Karl den Kahlen ausgeliefert und verschwand im Dunkel des Kerkers. Sein elendes Be-

tragen hatte übrigens, in Verbindung mit dem Widerwillen der Aquitanier gegen Karls des Kahlen Regierung, im Jahre 854 einen neuen Zwist unter den Söhnen Ludwigs des Frommen veranlaßt. Die Aquitanier hatten nämlich Ludwig dem Deutschen die Krone angeboten, weil dieser wegen der Tapferkeit seiner Bayern und Sachsen in Frankreich am meisten unter den drei Brüdern geachtet wurde, und weil seine Völker dort ein solches Ansehen hatten, daß bis gegen die Zeit der letzten Karolinger hin die Kenntnis der deutschen Sprache dem gebildeteren Teil der Bewohner von Frankreich ein Bedürfnis schien. Ludwig schickte den Aquitaniern seinen Sohn, aber Lothar und Karl forderten gemeinsam, daß dieser die Herrschaft aufgeben solle, und Karl gab dieser Forderung durch Anwendung von Waffengewalt Nachdruck. Doch wurde bald eine Versöhnung wieder herbeigeführt. Karl suchte nachher die Aquitanier dadurch zu beruhigen, daß er ihnen in der Person seines Sohnes einen eigenen König gab. — Ebenso furchtbare Feinde, als die Aquitanier, waren für Karl den Kahlen die Bewohner der Bretagne. Diese hatten schon längst jede Gelegenheit ergriffen, sich von der fränkischen Oberherrschaft loszumachen, sie drangen unter ihrem Oberhaupte, Nominoi, sogar verheerend in die benachbarten Grafschaften ein und konnten nur durch Waffengewalt und bloß auf kurze Zeit zum Gehorsam gebracht werden. Als Nominoi starb, sah sich Karl sogar gezwungen, dem Sohne desselben, Erispoi, den königlichen Titel zu erteilen.

Die schlimmsten Feinde Karls waren die Normannen, welche auch seinen beiden Brüdern genug zu schaffen machten. Der vom heiligen Ansgar in Schleswig und Jütland ausgestreute Same des Christentums war nur sehr spärlich aufgegangen, und als die Streitigkeiten Ludwigs des Frommen mit seinen Söhnen den normannischen Seeräubern den Zugang zur französischen Küste eröffneten, wurden diese kühner gemacht und rotteten nicht nur das schwach gewurzelte Christentum wieder völlig aus, sondern unternahmen seitdem auch unaufhörliche Raubzüge in die nördlichen Grenzländer des Fränkischen Reiches. Es scheint sogar, als wenn beides von ihnen eine Zeitlang planmäßig und in Verbindung miteinander getrieben worden wäre. Die normannischen Raubfahrten erhielten seitdem eine große historische Wichtigkeit für Europa. Übrigens wurden von Anfang an die Reiche aller drei Brüder von den nordischen Räubern heimgesucht; diese drangen von Jütland her in Deutschland ein, verheerten Friesland und die anderen Küsten und Inseln im Norden von Lothars Reich und landeten zugleich bis nach Aquitanien hin in den Flußmündungen des nördlichen und westlichen Frankreichs. Selbst an den Küsten der Provence und des nördlichen Italiens erschienen schon in der Mitte

des 9. Jahrhunderts einzelne Scharen der Normannen. Am meisten litt Frankreich von ihnen, weil sie dort am wenigsten Widerstand fanden, während sie in Deutschland und in den Niederlanden mitunter sogar mit schwerem Verluste zurückgeschlagen wurden. So gelang es ihnen zwar im Jahre 845 unter Führung des Dänenkönigs Horich oder Erich, das neugegründete Hamburg völlig zu zerstören, die Sachsen setzten ihnen aber nach, entrissen ihnen einen Teil der gemachten Beute und töteten viele von ihnen; um diese Zeit wurde Hamburg mit Bremen zu einem Bistum verbunden, und Ansgar verlegte seinen Sitz nach letzterer Stadt. In Frankreich aber erschienen die Normannen nicht nur weit öfter, sondern sie drangen auch mit ihren kleinen Schiffen auf der Schelde, Seine, Loire und Garonne bis tief in das Innere des Landes ein und wurden meistens nur mit Geld zum Abzuge bewogen. Dies geschah namentlich im Jahre 845 (kurz vor der Zerstörung von Hamburg), als die heidnischen Raubscharen verheerend in Paris eingedrungen waren; der Einsturz der Kirche Saint-Germain (l'Auxerrois), wobei viele von ihnen verletzt wurden, dazu eine Pest soll sie bewogen haben, gegen ein Geschenk von 7000 Pfund Silbers abzuziehen. Der Grund solcher Mißstände lag teils in der Persönlichkeit Karls des Kahlen, teils in den Verhältnissen seines Reiches. Karl besaß, wie sein Vater, große Gelehrsamkeit, es fehlte ihm aber gänzlich an praktischer Geschicklichkeit und an der Fähigkeit, ein Heer anzuführen. Außerdem hatte er beim Tode seines Vaters die Ergebenheit seiner Großen teuer erkaufen müssen, so daß er von ihnen, nicht sie von ihm abhingen, und daß er einst auf einem Zuge gegen die Normannen seine Leute nicht einmal zum Fechten bewegen konnte. Während daher Erispoi mit seinen Bretagnern die einfallenden Normannen stets in kurzem wieder zu vertreiben wußte, verheerten dieselben Räuber ungestraft die Ufer der Seine und andere Gegenden von Karls Gebiet. Dazu kam noch, daß den letzteren außer den Normannen auch die Bretagner und die Aquitanier beschäftigten, daß durch die Bürgerkriege die Bevölkerung sehr gelichtet und ins Elend gestürzt worden war, und daß einheimisches Raubgesindel sich mit jenen Feinden verband und ihnen als Wegweiser diente.

Wie Karl mit den Normannen, so mußte Ludwig der Deutsche fast jedes Jahr mit den slawischen Völkerschaften Krieg führen, welche von Mecklenburg an bis nach Mähren hinein an der östlichen Grenze der Deutschen wohnten und diesen durch ihre häufigen Einfälle viele Not verursachten. Seine Truppen, die er manchmal durch seine Söhne anführen ließ, suchten die Slawen oft in ihren Wohnsitzen heim und fochten im ganzen nicht unglücklich; dessenungeachtet mußten aber immer wieder neue Kriegszüge unternommen werden. Gegen die an der öst-

lichen Grenze von Thüringen und in der späteren Mark Brandenburg wohnenden Slawenvölker, welche gewöhnlich unter dem gemeinschaftlichen Namen der Wenden zusammengefaßt werden, bestellte Ludwig endlich einen besonderen Markgrafen und Herzog, dem alle Grafen des Distrikts oder der Mark untergeordnet wurden, und der wenigstens den Einfällen von Obersachsen und Böhmen her wehrte; andererseits wurden aber dadurch viele Grafen zum Unwillen gereizt, weil sie bis dahin unmittelbar unter dem Oberhaupte der ganzen Nation gestanden hatten.

Während sich Karl der Normannen und Bretagner, Ludwig aber hauptsächlich der Slawen zu erwehren hatte, mußte Lothar mit den langobardischen Herzögen von Benevent, mit den Griechen in Unteritalien und mit den von jenen herbeigerufenen Arabern, welche seit 827 in Sizilien Eroberungen gemacht hatten, kämpfen. Doch rührten ihn die durch diese Kriege herbeigeführten Übel weniger, weil er, wie seine Vorgänger, Italien mehr der Ehre, als des Vorteiles oder der Macht wegen zu behaupten suchte. Der Herzog Grimoald I. von Benevent hatte, als er durch Karl den Großen zur Unterwerfung gezwungen wurde, die alte Verfassung des Herzogtums, in der wir die ersten Spuren großer Vorrechte der Besitzer von Burgen und Grafschaften finden, vor der Übermacht der Franken zu retten gewußt. Einer seiner Nachfolger, Sico (817—832), begann die Kriege, welche eine Zeitlang den Franken alles Ansehen in Unteritalien raubten. Dieser strebte nämlich nach dem Besitze von Neapel, welches damals eine Art von militärisch-aristokratischer Regierung hatte, dabei aber dem Namen nach vom griechischen Kaiser abhing. Er ward bei seinem Angriffe von dem griechischen General Andreas zurückgeschlagen. Sein Sohn und Nachfolger, Sicard, war, obgleich die Neapolitaner fränkische Hilfe suchten und erhielten, eine Zeitlang glücklicher, weil Lothar ungeachtet des Kaisertitels, welcher vorzugsweise auf Italien ruhte, zu sehr im Norden der Alpen beschäftigt war, um den kriegerischen Herzog demütigen zu können. Die Neapolitaner riefen deshalb auf Antrieb ihres griechischen Feldherrn die Araber aus Sizilien herbei, und der Krieg zog sich dadurch sehr in die Länge. Sicard war nicht reich genug, um ihn auf die Dauer fortzuführen, bedrückte daher seine Unterthanen und ward von ihnen ermordet (839). Nun zerfielen die Beneventer in zwei Parteien, von denen die eine Sicards Kämmerer, Radelgis, zum Herzog ausrief und die Stadt Benevent behauptete, die andere aber Sicards Bruder, Siconulf, an ihre Spitze stellte und die Städte Salerno und Amalfi besetzte. Es entstand zwischen beiden ein blutiger Krieg, und da damals Lothar wegen des Kampfes mit seinen Brüdern alle Mannschaft aus Italien an sich zog, so benutzten

nicht bloß die sizilianischen Araber, welche von afrikanischer Abkunft waren, sondern auch die seit kurzem im Mittelländischen Meere umherstreifenden spanisch-mohammedanischen Seeräuber, die gegen jene Glaubensgenossen ebenso feindlich gesinnt waren, als gegen die Christen, die Lage der Dinge zu Eroberungen in Italien, dessen weit ausgedehnte Küsten wie auch seine Verteilung in viele kleine Länder ihnen das Rauben erleichterten. Diese drangen 846 sogar bis nach Rom vor und plünderten die Peterskirche. Jetzt erst wurden vom Kaiser Lothar ernstliche Anstalten gegen sie getroffen, obgleich er schon zwei Jahre zuvor seinen Sohn Ludwig II. vom Papst zum König der Langobarden hatte krönen lassen und Siconulf durch ihn so sehr in Schrecken gesetzt worden war, daß derselbe damals nach Rom kam, dem Kaiser huldigte und eine bedeutende Summe Geldes zahlte. Ludwig brach mit der ganzen italienischen Macht der Franken gegen die Räuber auf, schlug sie in die Flucht und bestrafte die in Benevent befindlichen Mohammedaner mit dem Tode. Größeres leistete freilich der Papst selbst, der entschlossene Leo IV., der an der Tibermündung eine streitbare Kolonie ansiedelte und die Umgebung der Peterskirche zu einem befestigten Bezirk, der bereits erwähnten leoninischen Stadt, umschuf. Der junge König Ludwig entschied einen Streit zwischen Siconulf und Radelgis dahin, daß der erstere dem letzteren Benevent überlassen mußte und dafür Salerno und Capua erhielt. Lothar I. starb 855. Er hatte sich, von Gewissensangst getrieben, wenige Tage vor seinem Tode im Kloster Prüm in der Eifel als Mönch einkleiden lassen, sein Reich aber unter seine drei Söhne geteilt. Der Älteste von diesen, Ludwig II., den er schon 852 auch zum Kaiser hatte salben lassen, erhielt Italien, der Zweite, Lothar II., alle Länder diesseit der Alpen mit Aachen als Regierungssitz; nur die Provence wurde nebst den späteren Grafschaften Lyon und Savoyen dem dritten Sohne Karl zugewiesen. Als der letztere schon 863 kinderlos starb, ward sein Reich zwischen den beiden anderen geteilt.

Wenige Jahre nach Lothars I. Tode (858) brachte sich Karl der Kahle durch seine Unfähigkeit auf kurze Zeit um sein Reich. Ein Teil seiner Großen nämlich trug, erbittert über die Ungeschicklichkeit und Feigheit, die er auf einem Zuge gegen die Normannen bewiesen hatte, die Herrschaft Ludwig dem Deutschen an; dieser erschien mit einem bedeutenden Heere, und Karl entfloh vor ihm nach Burgund. Ludwig glaubte zu früh, des neuen Besitzes sicher zu sein; er entließ seine Deutschen nach Hause, ward aber von denselben Leuten verraten, die soeben erst seinen Bruder verraten hatten. Während er sorglos Reichsversammlungen hielt und Abteien, Grafschaften und königliche Güter an seine Anhänger vergab, trat Karl mit seinem Neffen Lothar II.

in Verbindung und brach in dem nämlichen Augenblicke mit einem Heere aus Burgund auf, als Ludwig die Nachricht von einem neuen Einbruch der Wenden erhielt. Der letztere mußte daher die Herrschaft über Frankreich schon nach vier Monaten wieder aufgeben und nach Deutschland zurückkehren. Karl trat in seine alten Rechte ein, und die zwischen beiden Brüdern gestörte Eintracht ward in den nächsten Jahren durch Unterhandlungen und durch einige Zusammenkünfte wiederhergestellt, bei denen zugleich auch die für die Geschichte des Mittelalters höchst wichtigen Angelegenheiten und Verhältnisse Lothars II. zur Sprache kamen.

Lothar II. verwickelte sich nämlich durch Verblendung und Leidenschaft in einen ärgerlichen Streit, der nicht nur ihm selbst alle Ehre raubte, sondern auch dem Papste Gelegenheit gab, den ersten Rang unter den Bischöfen, den er anerkanntermaßen besaß, in eine Herrschaft über diese umzuwandeln und sogar auf weltliche Dinge auszudehnen. Lothar hatte, wie seine Brüder, vom Vater einen starken Hang zu Ausschweifungen geerbt und sich früh schon einer herrschsüchtigen Geliebten, Waldrada, ergeben. Er entfernte, um mit dieser zu leben, bald nach des Vaters Tode seine Gemahlin Thietberga eigenmächtig von sich, indem er behauptete, er habe dieselbe nicht aus Neigung, sondern aus politischen Gründen und auf Befehl seines Vaters geheiratet. Da jedoch die Großen seines Reiches die Sache bedenklich fanden, so wurde er schon nach einem Jahre genötigt, Thietberga wieder an den Hof zu nehmen; er lebte aber auch jetzt nicht mit ihr, sondern mit Waldrada. Nachdem er darauf seinen Bruder Ludwig durch die Abtretung eines Teiles der heutigen Schweiz für sich gewonnen hatte, beschuldigte er seine Gemahlin, um von ihr geschieden werden zu können, der schändlichsten Verbrechen und übertrug die Untersuchung und Entscheidung den weltlichen Richtern, d. h. den Großen seines Reiches, die das Volk vorstellten. Diese erkannten gegen die Verklagte die Probe des siedenden Wassers oder eines jener Gottesurteile, die bei den deutschen Völkern schon seit langer Zeit mitunter statt des Zeugenbeweises oder in Ermangelung desselben angewandt wurden. Jene Probe bestand darin, daß die angeklagte Person oder ein Mann, den sie statt ihrer stellte, mit dem bloßen Arm aus siedendem Wasser einen hineingeworfenen Gegenstand heraufholte; der Arm ward hierauf verbunden und nach drei Tagen wieder entblößt; war er dann noch nicht geheilt, so galt dies für ein durch die Gottheit selbst gegebenes Zeichen der Schuld. Thietberga stellte einen Mann und ward, da derselbe die Probe glücklich bestand, für unschuldig erklärt. Sie war und blieb jedoch ganz in der Gewalt ihres Gemahls und seiner Buhlerin und hatte dadurch so sehr zu leiden, daß sie selbst ein Jahr später

um die Scheidung bat; wenigstens berichteten dies auf einer deshalb gehaltenen Synode die beiden vornehmsten Erzbischöfe des Reiches, die sich zu Lothars Werkzeugen gebrauchen ließen, der freche und rüstige Günther von Köln und der einfältige Theotgaud von Trier, welchen jener mit Hilfe des Bischofs Adventius von Metz zu berücken gewußt hatte. Diese Männer brachten es auf drei Synoden durch offenbare Lügen dahin, daß Thietberga für schuldig erklärt und zur lebenslänglichen Buße im Kloster verurteilt, Lothar aber von ihr geschieden und Waldrada zur rechtmäßigen Gemahlin desselben erhoben wurde (862). Man wird über diese boshafte Verfolgung eines schwachen und hilflosen Geschöpfes durch die ersten Geistlichen des Reichs weniger erstaunen, wenn man sich durch einige andere Beispiele den moralischen Zustand jener Zeit klar macht. So führte Karls des Kahlen Tochter Judith, wie bereits oben angegeben ist, nach dem Tode ihres Gemahls, des englischen Königs Ethelwulf, ein Leben, für welches sich nicht wohl ein schicklicher Name findet. Eine Schwester Lothars II. ließ sich von einem Manne, den ihr Vater verworfen hatte, entführen und ward dabei von ihrem Oheim Karl geschützt. Ein Sohn Karls des Kahlen zog eine Zeitlang als Räuber im Lande umher und ward für seine Frevelthaten geblendet. Ein anderer Sohn Karls und ein Sohn Ludwigs des Deutschen gingen der eine zu dem Fürsten der Bretagne, der andere zu einem slawischen Herrscher, um in Verbindung mit diesen ihre Eltern und ihr Vaterland zu bekriegen. Der oben genannte Pippin von Aquitanien, Ludwigs des Frommen Enkel, lebte eine Zeitlang bei den Dänen, nahm die Religion Odins an und verwüstete im Verein mit den heidnischen Raubscharen sein Vaterland. Wenn man solche Züge aus dem Leben der herrschenden Klassen kennen gelernt hat und dabei bedenkt, daß die Menschenrechte damals gegen die rohe Übergewalt der Großen durch keinen Mittelstand gesichert waren, so wird man begreifen, wie nötig es war, das göttliche Recht, selbst auf die Gefahr hin, daß die Geistlichen als Dolmetscher desselben es falsch anwendeten, aufrecht zu erhalten. Man wird aber zugleich auch erkennen, daß das Ansehen des Papstes den Menschen jener Zeit, in welcher die Besseren mehr auf das ewige Recht der Natur, als auf Satzungen sahen, wie eine höhere schützende Macht gegen barbarische Könige und ihre Helfershelfer erscheinen mußte. Aus diesem Grunde erhielt denn auch der Ehestreit Lothars eine weltgeschichtliche Bedeutung; denn er trug zur Hebung und Befestigung der überraschend großen Gewalt bei, welche die Päpste in der ersten Hälfte des Mittelalters nach und nach erlangten.

Die Bischöfe Lothars, welche sich zu Dienern und Unterstützern der abscheulichsten Zwecke hergegeben hatten, fürchteten mit Recht den

Papst. Außerdem hörten sie zu ihrem Schrecken bald, daß Thietberga aus ihrem Kloster zu Karl dem Kahlen entflohen sei und an diesem und seinen Bischöfen eine Stütze gefunden habe. Sie suchten daher den Angesehensten unter den französischen Bischöfen, Hinkmar von Reims, zu gewinnen und wandten sich mit einem Schreiben an ihn, in welchem sie ihre schändliche Ungerechtigkeit als göttliches Recht hinstellten. Hinkmar aber ließ als Antwort eine Schrift ausgeben, in der er alles, was von jenen vorgebracht war, siegend widerlegte und die Meinung, daß der König keinem Gesetz unterworfen sei, für eine Erfindung des Satans erklärte. Hinkmar betrieb überhaupt diese Angelegenheit als seine eigene und interessierte durch seine Bemühungen endlich auch den Papst Nikolaus I. für die Angelegenheit. Dieser kraftvolle Kirchenfürst, ein geborener Römer von vornehmer Herkunft, nahm sich der Sache um so mehr an, da nicht nur Karl der Kahle, der von Lothar durch die Aufnahme und Beschützung seiner mit Balduin entflohenen Tochter Judith beleidigt worden war, sich in dieselbe mischte und auf den römischen Stuhl berief, sondern auch die unglückliche Thietberga, ja, zuletzt sogar Lothar selbst sich an den Papst wandte. Dem letzteren kam dabei der Umstand sehr zu statten, daß man damals anfing, die sogenannten pseudoisidorischen Dekretalen als das echte und alte Kirchenrecht zu betrachten. Diese bestanden aus einer angeblich von dem im Anfang des 7. Jahrhunderts lebenden spanischen Bischof Isidorus herrührenden Sammlung von Kirchengesetzen, welche kurz vorher gemacht und in Umlauf gebracht worden war, in erster Reihe, um den Synoden und Erzbischöfen eine selbständigere Stellung dem Episkopate gegenüber zu schaffen, wobei natürlich auch die Macht der Päpste gewann. Das Werk war, wie nach zuverlässigen Forschungen anzunehmen ist, etwa um 850 abgefaßt worden, wie man wohl sicher annehmen darf, vom Abte Lupus von Ferrières. Da man an der Echtheit dieser Kirchengesetze, welche ganz künstlich berechnet waren, um durch den Namen des berühmten Bischofs Isidorus von Sevilla (Hispalensis)*) dem alten bischöflichen, auf Synoden gegebenen republikanischen Kirchenrecht ein autokratisch-päpstliches unterzuschieben, gar nicht zweifelte: so glaubte man auch dem Papste Nikolaus I., als er mit Mut und Entschlossenheit für Thietberga auftrat, desto bereitwilliger,

*) Den gleichen Zweck, wie der Urheber der isidorischen Dekretalen, verfolgte um dieselbe Zeit Benedikt Levita von Mainz, indem er drei Bücher Kapitularien zusammenstellte von denen nur der kleinste Teil aus wirklichen Reichsgesetzen besteht, die er mit Aussprüchen aus den verschiedensten Quellen verknüpfte, um die päpstlichen und geistlichen Ansprüche so ausgedehnt und altberechtigt wie möglich erscheinen zu lassen. Doch erlangte seine Kompilation nie die Geltung jener Dekretalen.

daß er ein Recht habe, die unterdrückte Unschuld und Gerechtigkeit zu retten und zu rächen, an welchem Orte der Erde es auch sei. Auf sein Verlangen ward 863 zu Metz unter dem Vorsitze zweier päpstlichen Legaten eine neue Synode gehalten, um die Sache der Thietberga nochmals zu untersuchen. Die Legaten ließen sich aber von Lothar gewinnen, die Untersuchung fiel also ganz nach dem Wunsche desselben aus, und seine beiden Hauptwerkzeuge, die Erzbischöfe Günther und Theotgaud, überbrachten selbst die Akten der Synode zur Bestätigung nach Rom. Nikolaus war jedoch über die Schändlichkeiten so erbittert, daß er beide Geistliche absetzte und mit dem Bann belegte (864). Günther, ein äußerst heftiger Mann, begab sich hierauf sogleich zu Lothars Bruder, Kaiser Ludwig II., der gerade auf einem Feldzuge in Unteritalien war, und bewog ihn, mit seinem Heere nach Rom zu marschieren und den Papst für die Ausübung einer Gerichtsbarkeit zu bestrafen, welche Ludwig ihm um so weniger einräumte, da die beiden Bischöfe nicht allein als Gesandte seines Bruders betrachtet werden konnten, sondern auch mit seinen eigenen Pässen gereist waren. Nikolaus flüchtete aus seinem Palaste in die Peterskirche und mußte dort mit ansehen, wie der trotzige Günther eine heftige Protestationsschrift gegen ihn auf St. Peters Grab niederlegen ließ. Ludwigs Truppen begingen in der Stadt die ärgsten Frevel, und der Papst hatte seine ganze Standhaftigkeit nötig, um fest zu bleiben. Er behielt indessen zuletzt in der Hauptsache doch den Sieg. Ludwig fühlte wahrscheinlich das Ungerechte im Verfahren seines Bruders, auch seine Gemahlin drang in ihn, und da er außerdem vom Fieber angegriffen war, so gab er die Sache der abgesetzten Bischöfe wieder auf, schickte sie nach Hause zurück und zog von Rom ab. Günther sah sich bald von seiner ganzen Partei verlassen, weil der elende Lothar, in der Hoffnung, Waldrada behalten zu können, seine Bischöfe preisgab und diese sich nun so gut als möglich zu helfen suchten. Adventius von Metz wandte sich zuerst an den Papst und erlangte von ihm Verzeihung; Theotgaud war zu einfältig, als daß dieser sie ihm hätte verweigern können, doch ward er nicht wieder in sein Bistum eingesetzt; auch den übrigen lotharingischen Bischöfen wurde ihr Vergehen verziehen; Günther allein erhielt keine Gnade, obgleich er nachher noch einmal nach Rom reiste.

Auf diese Weise wurde der bloßen Form nach Recht und Gerechtigkeit gerettet, die Sache selbst blieb aber im Grunde wie vorher, weil Lothar von Waldrada nicht lassen konnte. Der Papst gewann durch diese Schwäche des lotharingischen Königs viel; doch wurde die oben angedeutete Veränderung in der Art, wie man das päpstliche Ansehen im Verhältnis zur weltlichen Macht betrachtete, dadurch noch nicht be-

wirkt, — das vermag kein einzelner Vorfall, — sondern nur erleichtert und eingeleitet. Lothar selbst erkannte, was noch nie in eines Fürsten Sinn gekommen war, den Papst als seinen und seiner Bischöfe Richter an, und dieser ward durch die Schwäche desselben ermutigt, das göttliche Recht, dessen Verteidiger er allein war und sein mußte, in einem Tone, dessen man bisher nicht gewohnt war, zu behaupten. Er drohte dem König mit dem Banne und ließ, ohne nach den Landesgesetzen zu fragen, Thietberga durch einen Legaten unter schrecklichen Drohungen für die rechtmäßige Gemahlin desselben erklären und von neuem krönen; zugleich wurde Waldrada verurteilt, nach Rom zu reisen, um Buße zu thun und die Kirche zu versöhnen (865). Lothar mißhandelte dessenungeachtet die unglückliche Frau wieder so, daß sie selbst den Papst schriftlich um eine Scheidung bat. Auch rief er, als Nikolaus 867 starb, Waldrada wieder zu sich zurück, weil er von dem neuen Papste, Hadrian II., bessere Bedingungen zu erhalten hoffte. Allein die Furcht vor Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen, denen er nicht trauen konnte, bewog ihn endlich, selbst nach Italien zu reisen, wohin Waldrada bereits vorausgegangen war. Der Papst söhnte sich 869 mit ihm aus und erteilte ihm auf Ersuchen des Kaisers Ludwig die Absolution, jedoch unter der Bedingung, daß die Angelegenheit auf einer Kirchenversammlung nochmals geprüft werde. Aber noch ehe diese berufen werden konnte, erlag Lothar auf seiner Rückreise in Piacenza einer Krankheit (869). Thietberga starb als Nonne in Metz und vermachte der Kirche zu Piacenza, in welcher ihr unwürdiger Gemahl begraben worden war, einige Güter, damit man für die Ruhe seiner Seele bete; Waldrada hatte sich in ein lothringisches Kloster begeben.

Lothar hinterließ keine ehelichen Kinder. Da nun zur Zeit seines Todes Ludwig der Deutsche krank lag, Kaiser Ludwig II. aber in Italien beschäftigt war, so glaubte Karl der Kahle, welcher eine ebenso große Gier nach Erweiterung seines Reiches besaß, als er unfähig war, auch nur einen Teil desselben zu schützen, eine gute Gelegenheit zu haben, sich in den Besitz einer Erbschaft zu setzen, die nach Recht und Verträgen dem Bruder Lothars zukam. Schlau genug hatte er schon vorher den Bischof Adventius von Metz in sein Interesse gezogen und die Herrschsucht Hinkmars bestochen, und diese Männer hatten alles so eingeleitet, daß wenigstens Lothars Unterthanen sich nicht beschwerten, als Karl plötzlich das ganze Land besetzte, sich in Reims mit dem heiligen Öle salben ließ und in Aachen das Weihnachtsfest abhielt. Die Ermahnungen und Drohungen des Papstes Hadrian, der dem Kaiser zu seinem Eigentum verhelfen wollte, verlachte Karl; dagegen schreckten ihn aber die Waffen der Deutschen auf. Sein Bruder Ludwig

ließ ihm nämlich, sobald er genesen war, durch Gesandte ankündigen, daß er sich entweder zu einer Teilung des Raubes, — denn an seinen Neffen dachte auch Ludwig nicht, — oder zum Kriege entschließen müsse. Da Karl nicht einmal seine alten Staaten gegen ihn hätte verteidigen können und er weder die französischen, noch die neuen lothassingischen Vasallen zu einem solchen, ihn allein betreffenden Kriege würde gebracht haben, so wählte er das erstere. Nach manchen Verhandlungen hielten beide Brüder 870 eine Zusammenkunft zu Meersen an der Maas und schlossen hier einen Teilungsvertrag, infolgedessen Ludwig das linke Rheinufer von Basel bis jenseit Metz, Karl aber den Rest von Lothars Erbschaft erhielt. Erst durch diesen Vertrag wurden das Ostfränkische oder Deutsche und das Westfränkische oder Französische Reich Nachbarstaaten, und zwar bildeten jetzt Maas und obere Rhone die Grenzlinie; Aachen, Trier, Metz waren ostfränkische Städte, Friesland wie Elsaß deutsches Gebiet.

Wie wenig übrigens Karl an neuen Länderbesitz hätte denken sollen, zeigt ein Blick auf seine Lage und sein Reich. In seiner Familie ging ihm alles unglücklich, und das Benehmen derselben giebt uns ein recht deutliches Bild von dem Charakter dieser rohen und eisernen Zeit. Von Karls Söhnen verlor der eine schon früh das Leben, als er mit jugendlichem Leichtsinn einen Mann angriff, bloß um unerkannt dessen gepriesenen Mut auf die Probe zu stellen. Ein anderer, Karlmann, den sein Vater zum geistlichen Stand gezwungen hatte, empörte sich mehrmals, zog, wie bereits angegeben, an der Spitze einer Räuberschar umher und hauste auf die roheste Weise gegen kirchliches und weltliches Gut. Er ward deshalb auf Befehl seines Vaters geblendet, flüchtete dann zu seinem Oheim Ludwig und erhielt von diesem nach manchen Wechselfällen die Abtei Echternach, wo er endlich starb. Auch der dritte Sohn, Ludwig, empörte sich, schloß eine Verbindung mit den Bewohnern der Bretagne und zwang dadurch den Vater, den Gehorsam seines Sohnes mit einer Grafschaft zu erkaufen. Karl selbst konnte, weil ihm die Verfassung die Hände band, nur als Tyrann regieren und mußte fast in jedem Jahre mit mehreren Heeren gegen diesen oder jenen ungehorsamen Großen zu Felde ziehen. Von außen war fast kein Teil des Reiches mehr vor den normännischen Räubern sicher, und die Bretagne, wo nach Erispois Tode (857) Salomon von den Einwohnern zum Herrscher ernannt worden war, erregte unaufhörlich Besorgnis. Im Inneren des Reiches durfte Karl die Widerspenstigen und Aufrührer nicht zum Äußersten treiben, weil sie sich sonst an Ludwig den Deutschen oder an dessen Söhne ergeben haben würden. Er selbst sah ruhig zu, daß jeder Mächtige den minder Mächtigen bedrängte und unterdrückte, und daß die Franken von ihren

Großen in eine Regierung gezwängt werden sollten, wie wir sie am Anfang des 19. Jahrhunderts in Ägypten sahen, wo über despotische Beis der ohnmächtige Pascha eines dem Namen nach verehrten Sultans den Schatten einer Macht hatte, indes Landmann und Bürger nur, um geplündert zu werden, da zu sein schienen.

Ludwig der Deutsche war in seinen Verhältnissen etwas günstiger gestellt als Karl der Kahle. Die Normannen, welche diesem so viel zu schaffen machten, darf man nicht gerade Ludwigs Hauptfeinde nennen, teils weil sich für sie in Deutschland weniger zu rauben fand, teils weil gerade die Küstenbewohner Deutschlands und die den Dänen benachbarten Sachsen am wehrhaftesten waren. Dagegen hatte er, wie schon erwähnt, um so häufiger mit den slawischen Völkerschaften zu thun, welche sich im Osten der Elbe und des Böhmerwaldes festgesetzt hatten und von da weiter nach Süden ausbreiteten. Diese Stämme machten ebenso, wie früher die von Karl dem Großen gebändigten Avaren, verheerende Einfälle in die Länder ihrer deutschen Nachbarn. In den ersten Jahren seiner Regierung wußte Ludwig ihre Angriffe abzuwehren oder ihnen zuvorzukommen, weil unter den Slawen keine Verbindung und keine rechte Ordnung war; später bildete sich aber in Böhmen und Mähren unter dem Fürsten Ratislaw (Rastislaw) und dessen Neffen Zwentibold (Swatopluk), welche scheinbar die Oberhoheit des deutschen Königs anerkannten, ein für diesen sehr beschwerlicher Staat, und das Betragen von Ludwigs eigenem Sohne, Karlmann, hätte beide Nachbarn leicht noch gefährlicher machen können, als sie an und für sich selbst waren. Ludwig war nämlich mit seinen Söhnen nicht glücklicher, als sein Bruder Karl, er ertrug aber das Unglück besser und verband die Milde des Vaters mit dem Ernst des Königs. Karlmann, den der Vater schon früh an bie Spitze der Bayern und Alemannen gestellt hatte, ward unzufrieden, als seinen jüngeren Brüdern, Ludwig II. und Karl dem Dicken, Schwaben und ein Teil der Slawengrenze, welches beides er als sein Eigentum ansah, zugewendet werden sollte. Er griff deshalb nicht allein zu den Waffen, sondern begab sich auch zu dem ärgsten Feinde der Deutschen, dem Herzoge Ratislaw von Mähren, und kämpfte mit diesem gegen seinen Vater (861). Die Sache hätte sehr gefährlich werden können, da Ratislaw eine große Kriegsmacht besaß; denn er begnügte sich nicht mit seinen eigenen Kräften, sondern hatte auch Scharen gemieteter Fremdlinge. Ludwig der Deutsche verhinderte größeres Übel durch eine Übereinkunft mit seinem Sohne, vermöge deren er ihm völlig verzieh und sein Gebiet freiwillig erweiterte; die Großen aber, welche an Karlmanns Beginnen teilgenommen hatten, bestrafte er mit dem Verlust ihrer Lehen.

Diese Begünstigung des ältesten Sohnes machte den zweiten, Lud-

wig, unzufrieden. Der unbesonnene und heftige junge Mann suchte eine Verbindung zwischen den Thüringern, den Sachsen und den heidnischen Slawen in Böhmen, welche alle einen Nationalhaß gegen die Franken nährten, zu stande zu bringen. Sein Vater kam aber derselben glücklich zuvor und nötigte seinen Sohn durch rasche Maßregeln, seine Gnade zu suchen (866). Ludwig zeigte in der Weisheit, mit der er nachher verzieh und sein Reich teilte, daß seine eigenen Erfahrungen ihn klüger gemacht hatten. Er gab keinem seiner Söhne eine Gewalt über seine Brüder, wie das sonst bei Teilungen gewöhnlich geschah, und teilte nicht nach der Meßrute oder nach dem Gewichte der Einnahme, sondern er setzte über die Sachsen und die Franken in Deutschland Ludwig II., weil derselbe beiden Nationen befreundet war und früher schon einen zwischen ihnen ausgebrochenen Zwist zu stillen gewußt hatte, sowie über die Bayern und ihre slawischen, avarischen und italienischen Nachbarn den mit dem Charakter dieser Völker vertrauten Karlmann und über die Alemannen Karl den Dicken. Bei einer Familienzusammenkunft in Frankfurt verfiel der letztere während des Gottesdienstes in der Salvatorkirche in eine heftige Geistesstörung, wobei er sich feindseliger Anschläge gegen den Vater schuldig bekannte; es erfolgte jedoch eine vollständige Aussöhnung. Von den drei Brüdern zeigte sich Karlmann am tüchtigsten. Er zog und stritt tapfer gegen die Normannen, und als Ratislaw und sein Neffe in Schlesien, Böhmen, Mähren und einem Teile von Ungarn einen großen Bund slawischer Völker oder das sogenannte Mährische Reich zusammenbrachten, vollbrachte Karlmann Thaten, die eines rühmlichen Andenkens wert sind. Ihn bestimmte auch sein Vetter, der Kaiser Ludwig II., da er ohne Kinder war, zu seinem Nachfolger; aber Karl der Kahle betrog ihn, wir wir unten sehen werden, um diese Erbschaft. Ludwig der Deutsche starb im Jahr 876 zu Frankfurt am Main, das er sehr gehoben und nächst Regensburg am häufigsten zum Wohnsitz erwählt hatte; er wurde in dem berühmten Kloster Lauresham (Lorsch, zwischen Bensheim und Worms) beigesetzt.

4. Das Byzantinische Reich zur Zeit der bilderstürmenden Kaiser.

Das Byzantinische oder Griechische Reich erstarkte schnell, als im Jahre 717 Leo der Isaurier den Thron bestieg und sich desselben durch seine geschickte Verteidigung der Hauptstadt gegen die Araber sogleich würdig zeigte. Dieser tapfere und verständige Mann führte aufs neue Ordnung und Zucht im Heere ein und richtete den Mut der verzagten und an Leib und Seele geschwächten Bürger des Reichs wieder auf. Unglücklicherweise kam er aber auf den Gedanken, die bis zur

Abgötterei ausgeartete Verehrung der Heiligenbilder auszurotten, und stürzte dadurch das kaum erst beruhigte Reich von neuem in Verwirrung. Er verbot im elften Jahre seiner Regierung alle Bilder in der Kirche bei schwerer Strafe, ohne zu bedenken, daß er bei einer solchen Maßregel sein Ansehen gegen Leute, welche nichts zu verlieren hatten, aufs Spiel setze, und doch selbst im glücklichsten Falle nur wenig gewinnen könne, weil er es dabei mit dem Aberglauben seiner Landsleute zu thun hatte, der in ihrer Natur und in dem Klima ihres Landes gegründet und deshalb nicht auszurotten war. Leo reizte durch diesen unseligen Schritt nicht allein die Masse des Volkes und die Weltgeistlichen auf, sondern er schuf sich auch einen besonders furchtbaren Feind in den unzähligen Mönchen seines Reiches, welche oft zu Hunderten zusammen wohnten, mit hartnäckigem Aberglauben an den Bildern hingen und durch Verwandtschaft und andere Bande mit allen Volksklassen eng verknüpft waren. Diese Meinungskämpfe trugen wesentlich dazu bei, den Gegensatz der morgenländischen Christenheit zur abendländischen zu verschärfen, so daß am Schlusse des Jahrhunderts die Erneuerung eines Weströmischen Reiches neben dem Oströmischen auch von dieser Seite her vorbereitet war. Leo mochte von dem Gedanken ausgehen, daß der Islam, dem die Nachbarvölker im Osten huldigten, mit seinem rationalen Monotheismus und seinem schlichteren Gottesdienst gegen die christliche, mitunter grob sinnliche Bilderverehrung allzusehr im Vorteil seien; selbst der Hohn der Juden war nicht unempfindlich. Im Abendland war man von den Moslemin weniger bedrängt, auch verstand man die sinnbildliche Bedeutung der kirchlichen Kunstwerke aufzufassen, ohne ihnen mit rohem Aberglauben eine magische Kraft zuzuschreiben. Papst Gregor II. hob in einem Sendschreiben an Leo besonders hervor, wie sogar Moses auf Gottes Befehl bildliche Gegenstände errichtet habe; wie zwar im jüdischen Altertum Gott Vater nicht habe dargestellt werden können, wie dies aber bei Christo, der im Fleisch wandelte, sowie bei den Aposteln und Heiligen gar wohl der Fall sei. Er bemerkt dem Kaiser nicht ohne Feinheit, die Bilder könnten wohlthätig wirken, indem sie den matten Sinn belebten und die Erinnerung anregten.

Leo hatte sich zuerst (726) mit dem Befehl begnügt, es sollten die Bilder hoch über den Altären angebracht werden, damit man sie nicht durch Berührung mißbrauchen könne. Es entstanden alsbald gefährliche Bewegungen unter den Griechen; er sah sich jedoch durch den Widerspruch, den er erfuhr, nach zwei Jahren zu dem strengeren Beschlusse veranlaßt, es seien die sämtlichen bildlichen Darstellungen zu zerstören oder zu überstreichen. So entstand der hundertjährige Streit zwischen den Ikonodulen oder Bilderverehrern und den Ikono-

klasten oder Bilderstürmern. Da die Masse, von strenggläubigen und auf ihren Vorteil bedachten Mönchen geleitet, allenthalben dem Kaiser Widerstand leistete, ließ dieser sich zu Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten fortreißen, seine Gewalt vermochte jedoch gegen verkehrte Meinungen des Volkes gar nichts. Auch in Italien, wo die Päpste die Zierden der Kirche und die Gegenstände alter Verehrung nicht zerschlagen lassen wollten, widersetzte sich alles dem verhaßten Kaiser, Ravenna geriet in offenen Aufstand, und ein Teil der Italiener fiel geradezu vom Griechischen Reiche ab. Nur in Unteritalien und Sizilien war die Stimmung für die Griechen günstig. Dies machte sich Leo insofern zu nutze, als er diese Striche zugleich mit dem gesamten Hellas von der päpstlichen Aufsicht losriß und sie dem Patriarchen von Konstantinopel zuwies. Aber es half ihm wenig. Verheerende Einfälle der Araber, Pest und Erdbeben wurden nachher von den erbitterten Griechen, welche überdies die durch diese Unglücksfälle erhöhten Abgaben ungern bezahlten, dem Kaiser allein schuld gegeben, und sein Andenken blieb ihnen durch alle Zeiten hindurch verhaßt.

Leos Sohn und Nachfolger, Konstantin V. Kopronymos*) (741—775), war ganz in den Grundsätzen seines Vaters erzogen worden und mußte anfangs mehrere Jahre mit einem Thronbewerber kämpfen, welcher den Widerwillen der Griechen gegen die bilderfeindlichen Isaurier schlau benutzte. Die Tapferkeit Konstantins verschaffte ihm indessen nicht nur den Sieg über den gefährlichen Nebenbuhler, sondern auch die Achtung des Heeres, das er sehr begünstigte. Auch in Italien stand er wegen seiner kriegerischen Eigenschaften in großem Rufe. Neue, von ihm nicht verschuldete Unglücksfälle gaben später den Bilderfreunden, die er mit tadelnswerter Grausamkeit verfolgte, Anlaß und Gelegenheit, auch ihn als einen von der Gottheit gehaßten und gestraften Mann darzustellen. Man vergaß dabei ganz, daß er während des Kampfes der Omejjaden mit den Abbassiden die Grenzen des Reichs nach Syrien und Armenien hin erweiterte, und daß er mit den Bulgaren glücklicher focht, als seit hundert Jahren gegen sie gefochten worden war. Die Bulgaren, ein Volk des ugrischen oder finnischen Stammes, früher an der Wolga seßhaft, von welcher sie vielleicht auch den Namen haben, waren zur Zeit der Hunnen mit verschiedenen anderen Völkerschaften aus Asien nach Europa gekommen und hatten sich in der Nähe der unteren Donau niedergelassen. Von hier aus machten sie sich lange durch häufige Raubzüge furchtbar und setzten sogar die Hauptstadt des Griechischen Reiches durch plötzliche Überfälle

---

*) d. h. vom Mist benannt; seine frommen Feinde vergaßen nicht, ihn zu schmähen, daß er als Kind bei der Taufe das Becken besudelt habe.

oft so in Schrecken, daß Kaiser Anastasius I. in der Nähe der Stadt eine große Schutzmauer gegen sie erbauen ließ (507). Zu Ende des 7. Jahrhunderts gründeten sie in der heutigen Bulgarei, die etwa dem unteren Mösien der alten Römer entspricht, ein Reich; sie verschmolzen seitdem mit slawischen Stämmen und nahmen an allen inneren Unruhen der Griechen teil, indem sie bald der einen, bald der anderen Partei für Geld dienten. Auch erhielten sie seit jener Zeit von den Kaisern regelmäßig Geschenke. Konstantin Kopronymos verweigerte diese und suchte den Einfällen der rohen Nation durch befestigte Kolonieen auf immer zu wehren. Darüber entstand ein Krieg, in welchem Konstantin die Bulgaren besiegte und sie zwang, ihre Kinder als Geiseln der Treue zu geben. Als sie nachher die Waffen noch einmal erhoben, verfuhr Konstantins Heer, welches er, um die Mönche und Bilderverehrer durch Gewalt und Schrecken niederzuhalten, aus tapferen, aber auch rohen Leuten zusammengesetzt hatte, aufs grausamste gegen die Bulgaren, sogar gegen die unter ihnen gemachten Gefangenen (763). Konstantin mußte zwar seinen Vorsatz, dieses Volk völlig zu unterwerfen, zuletzt wieder aufgeben, legte aber, was ein Beweis von kriegerischer Einsicht ist, an der Grenze eine Reihe von Festungen an, deren Besatzungen die Barbaren beobachten und bei ihren Streifereien im Rücken bedrohen konnten. Auf einem neuen Zuge gegen die Bulgaren erkrankte und starb der Kaiser (775). Es ist sehr schwer, über ihn zu urteilen, da alle seine Handlungen den Charakter der Gewaltthätigkeit an sich trugen und deshalb seine Absichten verkannt und seine besten Unternehmungen mit boshaftem Sinne bemessen wurden. Man hat ihm z. B. Geldgier und Geiz vorgeworfen, und doch stellte er mit großen Kosten die berühmte Wasserleitung wieder her, welche einst durch Kaiser Valens zwischen Chalkedon und Konstantinopel erbaut und zur Zeit des Heraklius bei einer Belagerung zerstört worden war. Keiner von den Nachfolgern des letzteren hatte Geld genug gehabt, um sie wieder aufzubauen; Konstantin ließ sie aber in einem einzigen Sommer wiederherstellen, verwendete dazu fast siebentausend Baukünstler und Arbeiter und bestritt alle Kosten aus der kaiserlichen Kasse.

Konstantins schwächlicher Sohn, Leo IV., hatte von seinem Vater und Großvater nichts als den Haß gegen die Bilder geerbt und konnte doch nicht einmal verhindern, daß seine Gemahlin, die berühmte Athenerin Irene, noch während seines Lebens mit solchen Geistlichen in Verbindung trat, welche aus der Bilderverehrung einen Hauptpunkt der Religion machten. Er zeigte sich, als er dies erfuhr, mild gegen sie, entfernte sie aber doch aus dem Palast. Bald nachher starb er eines plötzlichen Todes (780), und jenes Verhältnis der Irene veranlaßte in Verbindung mit ihrem nachherigen Betragen das Gerücht,

daß sie an seinem Tode nicht ganz unschuldig gewesen sei. Zum Unglück für das Reich hinterließ Leo einen unmündigen Sohn Konstantin VI. Porphyrogennetos. Obgleich ein großer Teil des Senats und die Anführer der Truppen zur Partei der Bilderstürmer gehörten, so wußten doch ihre Gegner der Kaiserin Irene zur vormundschaftlichen Regierung zu verhelfen. Irene verband Herrschsucht und Aberglauben so glücklich, daß sie seit Pulcheria das einzige Weib war, welches die Griechen längere Zeit über sich herrschen ließen. Anfangs regierte sie als Vormünderin ihres Sohnes, nachher aber herrschte sie in ihrem eigenen Namen. Mit Karl dem Großen unterhandelte sie wegen der Vermählung seiner Tochter Rotrudis mit Konstantin; da es aber ihre Absicht nicht war, daß ihr Sohn je selbständig werden sollte, so brach sie diese Verhandlung bald wieder ab. Vor allem suchte sie die Mönche und Bilderverehrer an sich zu ziehen. Eine Synode, die sie zur Herstellung des Bilderdienstes in Konstantinopel hielt, ward durch die Gegenpartei unter den Geistlichen mit Hilfe der Soldaten auseinander gejagt; Irene ließ sich aber dadurch nicht irre machen. Sie veranstaltete im Jahre darauf (787) eine sogenannte allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa, durch welche alles das umgestoßen wurde, was seit 60 Jahren zur Abschaffung eines Gottesdienstes, den Christus und die Apostel nie gebilligt haben würden, geschehen war. Man übersah dabei anfangs, daß sich in diesen 60 Jahren ein neues Geschlecht gebildet hatte, welches fanatisch gegen die Bilder eingenommen war; wenigstens bestand das Heer fast bloß aus Bilderfeinden, und auch unter den Geistlichen gehörten viele angesehene, würdige und gelehrte Männer zu dieser Partei. Irene wurde daher, obgleich der große Haufe dem Bilderdienst gewogen war, von den Gegnern desselben genötigt, ihrem Sohne die Regierung, die ihm gebührte, abzutreten (790). Viel mochte zu diesem Ausgange beitragen, daß sie durch ihre übertriebene Selbständigkeit und Willkür sich auch unter den Anhängern des Bilderkultus viele Feinde geschaffen hatte. Der junge Mann zeigte sich jedoch unfähig und ward schon im nächsten Jahre gezwungen, seine Mutter wieder in den Staatsrat aufzunehmen. Beide regierten hierauf unter steter Eifersucht und Feindschaft sechs Jahre zusammen, bis endlich Konstantins Untüchtigkeit seiner Mutter Gelegenheit gab, ihren Plan, ihn stets als Kind zu behandeln, ganz auszuführen. Der Kaiser konnte dies nicht ertragen, aber anstatt ruhig und bedachtsam seine Maßregeln zu treffen, ging er in heftiger Weise vor. Irene gewann nun Teilnehmer an einer Verschwörung, und Konstantin machte sich auf Warnungen, die an ihn ergangen waren, fort; er ward aber eingeholt, nach Konstantinopel zurückgebracht und auf Befehl seiner Mutter in der grausamsten Weise geblendet, indem ihm in der Por-

phyra, einem prachtvollen Purpursaale des kaiserlichen Palastes, die Augen mit Schwertern ausgestochen wurden (797). Irene regierte hierauf noch fünf Jahre allein. Daß ein Weib den Thron so lange behaupten konnte, würde uns in Verwunderung setzen, wenn wir nicht die große Macht kennten, welche die von Irene gewonnene Geistlichkeit im Byzantinischen Reiche hatte. Doch ward die Kaiserin endlich (802) durch eines ihrer eigenen Geschöpfe, den Schatzmeister Nikephoros, gestürzt, der sie nach der Insel Lesbos verbannte, wo sie bald darauf in tiefer Armut starb, von den Rechtgläubigen in der Folge als Heilige gepriesen.

Nikephoros bestieg den Thron, als Irene gerade in Unterhandlung mit Karl dem Großen stand, um die beiden christlichen Kaisertümer gegen Mohammedaner und Heiden näher zu verbinden. Er setzte diese Unterhandlung zwar fort und schloß in betreff der italienischen Angelegenheiten Frieden mit Karl; bald nachher brachen aber neue Streitigkeiten aus, welche bis zu des Kaisers Tode fortdauerten. Dem Kalifen Harun al Raschid kündigte Nikephoros den Tribut auf, zu welchem Irene sich hatte verstehen müssen; er konnte aber trotz seiner persönlichen Thätigkeit und Tapferkeit nichts gegen die Araber ausrichten. Harun verwüstete das ganze Land bis an die Meerenge von Konstantinopel und erzwang den Tribut auf eine für die Griechen noch schimpflichere Weise, als früher (807). Seinen Unterthanen machte sich Nikephoros durch rücksichtslose Anwendung seiner Talente für Finanzverwaltung verhaßt, da er zu der sehr drückenden Grund- und Kopfsteuer, die man schon lange erhob, noch verschiedene indirekte Abgaben erfand und auch eine alte Kriegssteuer erneute, außerdem aber eine Exemtion der kirchlichen Institute von der Grundsteuer in keiner Weise anerkannte. Noch verdient es bemerkt zu werden, daß unter ihm eine Versammlung von Geistlichen sich zu der Erklärung bewegen ließ, der Kaiser sei durch das Gesetz nicht gebunden, sondern stehe über demselben; ein Grundsatz, gegen welchen Rom sich in entschiedenem Widerspruch befand. Gegen das Ende seiner Regierung ward er in einen Krieg mit den Bulgaren verwickelt, der einen so guten Fortgang hatte, daß es den Anschein gewann, als ob dieses Volk völlig unter griechische Herrschaft kommen würde; eine Unvorsichtigkeit des Kaisers, der die Bulgaren aufs Äußerste gebracht hatte, veranlaßte aber einen Kampf, in welchem er selbst mit dem Kern seines Heeres erschlagen ward (811); sein Schädel, den die Bulgaren in Gold einfassen ließen, diente fortan ihren Häuptlingen als Trinkbecher. Die Feinde folgten dem Reste der griechischen Truppen auf dem Fuße nach und verheerten dann ganz Thrakien mit Feuer und Schwert, während in Konstantinopel der Sohn und der Schwiegersohn des gebliebenen Kaisers um den

Thron stritten. Der erstere starb bald an den im bulgarischen Kriege empfangenen Wunden, nachdem er vorher noch auf die Nachfolge hatte verzichten müssen; der andere, Michael Rhangabe, war den Umständen nicht im mindesten gewachsen; er glaubte seine Stellung zu befestigen, indem er Karl den Großen als abendländischen Kaiser anerkannte, zeigte übrigens Energie nur gegen Ketzer und Bilderstürmer, während die Bulgaren der Hauptstadt immer näher rückten. Schon in einem Jahre, nach einem unglücklichen Kampfe gegen die Bulgaren, sah er sich genötigt, die Regierung dem Feldherrn Leo abzutreten (813). Derselbe bewies noch Milde, indem er seinen Vorgänger weder töten noch blenden, sondern in ein Kloster bringen ließ, wo derselbe noch 35 Jahre lebte.

Leo V. der Armenier suchte sich der Barbaren, welche bereits bis Konstantinopel vorgedrungen waren, durch eine schändliche List zu entledigen. Er ließ ihren Häuptling, Krem oder Krumus, bei einer Friedensunterhandlung treuloserweise überfallen: Krumus entkam aber und nahm furchtbare Rache. Alle Städte, deren sich die Bulgaren bemächtigen konnten, wurden dem Erdboden gleich gemacht und die Bewohner in das Land der Feinde geschleppt. Die letzteren, deren Zahl später durch neue Scharen von griechischen Gefangenen vermehrt ward, schmolzen jenseit der Donau mit den Nachkommen römischer Kolonisten sowie mit Thrakern, Slawen und anderen dort zurückgebliebenen Resten roher Völker zusammen, und man leitet von dieser Vermischung verschiedener Stämme die heutigen Wlachen oder Walachen her. So blieb Krumus bis zu seinem Tode (814) ein Feind der Griechen und erschien sogar noch einmal vor Konstantinopel; erst sein Nachfolger schloß, als er im Rücken von den fränkischen Grafen des Avarenlandes angegriffen wurde und auch von Leo eine schwere Niederlage erlitten hatte, einen Frieden auf 30 Jahre. Leo war übrigens, abgesehen von einer Heftigkeit, die man einem alten Soldaten gern verzeiht, ein guter Regent und ein wahrhaft religiöser Mann; er hatte sich aber unter der Herrschaft der isaurischen Familie gebildet und war deshalb ein eifriger Gegner des Bilderdienstes geworden. Dieses Umstandes wußte sich sein alter Freund und Kriegsgefährte, Michael II. der Stammler, dem er eigentlich den Thron verdankte, geschickt zu bedienen, um sich einen Anhang zu verschaffen. Michael zeigte sich trotzig gegen den Kaiser, dieser ließ ihn verhaften und durch ein Gericht als Hochverräter verurteilen. Leo schob aber auf Bitten seiner Gemahlin die Hinrichtung desselben wegen des bevorstehenden Weihnachtsfestes auf, und Michael fand hierdurch Gelegenheit, seinen Mitverschworenen anzeigen zu lassen, daß er sie, wenn sie ihn nicht retteten, verraten werde; diese drangen darauf beim Frühgottesdienst

unter die Priester gemischt und als solche verkleidet in die Kirche und ermordeten den Kaiser Leo am Altare (820).

Michael wurde gleich nach Leos Ermordung aus dem Gefängnis geholt und bestieg mit noch gefesselten Füßen den kaiserlichen Thron. Seine erste Regierungshandlung war die öffentliche Erklärung seiner Gleichgiltigkeit in betreff des Bilderdienstes; doch verlangte er, daß beide Parteien, die Verehrer der Bilder und ihre Gegner, sich ruhig verhalten sollten. Dies war genug, um die ersteren gegen ihn zu erbittern; sie erregten Unruhen und machten dadurch den Kaiser zum wirklichen Bilderfeind. Außerdem hatte Michael in den ersten drei Jahren mit dem erfahrenen Feldherrn Thomas, der von alter Zeit her sein Feind war, einen hartnäckigen Kampf zu bestehen. Thomas, den der Kalif Mamun von Bagdad aus unterstützte, belagerte den Kaiser zuletzt sogar in der Hauptstadt, konnte aber, da er seine Mittel und Kräfte nicht gehörig berechnet hatte, bei diesem Angriffe nicht durchdringen; seine Anhänger verloren daher den Mut und lieferten ihn dem Kaiser aus, der ihn grausam töten ließ. Diese Empörung hatte nicht nur schreckliche Verheerungen in der Umgegend von Konstantinopel herbeigeführt, sondern sie zog auch ein anderes, noch größeres Übel nach sich. Während nämlich Michael und sein tapferer Sohn durch den Krieg mit Thomas ganz beschäftigt waren, bemächtigten sich spanisch-mohammedanische Seeräuber der Insel Kreta, die von der Zeit an mehr als hundert Jahre lang ein Raubnest blieb. Dagegen verteidigte Michael Sizilien gegen die Aglabiten aufs tapferste. Er konnte freilich auch diese Insel auf die Dauer nicht retten, da die Feinde ihre Hilfsquellen so nahe hatten und die Griechen außer ihnen auch noch die Araber im Osten und die Barbaren im Norden des Reichs abwehren mußten; allein er machte den Aglabiten doch jeden Fuß breit Landes streitig und bewirkte wenigstens, daß, solange er und sein Sohn lebten, Sizilien nicht ganz verloren ging. In der Bilderfrage behielt Michael II. eine vermittelnde Richtung bei und knüpfte sogar Unterhandlungen mit dem Papste an, doch ohne besonderen Erfolg.

Sein Sohn Theophilus, der ihm 829 in der Regierung folgte, geriet gleich anfangs in einen Krieg mit dem Kalifen Mamun. Er war in diesem Kriege nicht glücklich und schickte deshalb 832 eine glänzende Gesandtschaft an den Kalifen, um über einen Frieden zu unterhandeln. An der Spitze dieser Gesandtschaft stand Johannes Grammaticus, ein Mann, der als Staatsmann und Gelehrter gleich achtbar war und, wenn Mamun nicht schon im nächsten Jahre gestorben wäre, gewiß eine Verbindung zwischen beiden Fürsten zu stande gebracht und einen Austausch der Künste und Produkte bewirkt hätte, welchen Mamun und Theophilus in gleichem Grade wünschten. Beide

waren nämlich sehr gebildete Männer und Freunde der Wissenschaft und Kunst. Mamun ließ es sich angelegen sein, durch Übersetzungen griechischer Werke, die er glänzend belohnte, der arabischen Litteratur ihre Einseitigkeit zu nehmen; Theophilus unterstützte Gelehrte, errichtete neue Schulanstalten, förderte die Kirchenmusik und sorgte für das Abschreiben und Sammeln der lange vernachlässigten älteren Schriften. Er beschäftigte ferner in ausgedehnter Weise die Künstler und Baumeister der Hauptstadt, vor allen den großen Mechaniker Leo, dessen Prachtstücke*) noch im folgenden Jahrhundert abendländische Reisende in Staunen setzten, der auch einen kunstreichen Feuertelegraphen zwischen dem südöstlichen Kleinasien und dem Bosporus errichtete. Johannes, der seinem Kaiser bei allen Unternehmungen für Kunst und Wissenschaft als Ratgeber und Gehilfe diente, traf am Hofe des Kalifen den rechten Ton und unterhandelte daher mit Glück, bis Mamuns Tod alles störte. Der nachfolgende Kalif Motassem war nämlich zwar ebenfalls Freund und Beschützer der Wissenschaften und zeigte sich dem Theophilus auch darin ähnlich, daß er ein leidenschaftlicher Liebhaber vom Bauen und von mechanischen Künsten war und sich auf echt orientalische Weise eifrig bemühte, die Astronomie zugleich mit der Astrologie, die zu Konstantinopel in eigenen Schulen gelehrt ward, zur Wissenschaft zu erheben; aber er hatte noch eine andere Ähnlichkeit mit dem griechischen Kaiser, welche die Verbindung beider Monarchen hinderte. Er war ebenso, wie dieser, mit einem großen Teile seiner Geistlichkeit zerfallen, weil er sie gewaltsam zwingen wollte, den Koran für erschaffen zu erklären. Er trieb dadurch Tausende über die Grenzen des Reiches, und Theophilus bediente sich derselben, um Eroberungen zu machen. Übrigens scheint auch Motassem die Bilderfreunde des Griechischen Reiches gegen ihren Kaiser aufgereizt zu haben. Theophilus widerstand den Angriffen Motassems tapfer, konnte freilich nicht verhindern, daß der Kalif in Asien fruchtlose Siege davontrug. Nicht minder tüchtig trat er den Aglabiten entgegen, die ihm den Rest seiner Besitzungen in Sizilien zu entreißen suchten. Im Kriege gegen den Kalifen wurde er von einem persischen Heere unterstützt, dessen Anführer sich zum Christentum bekehrte, bei der Taufe den Namen Theophilus annahm und mit des Kaisers Schwester vermählt wurde. Theophilus würde unter die besten Regenten zu zählen sein, wenn wir nur darauf Rücksicht nehmen dürften, daß er die Finanzen, die Polizei,

---

*) Leos künstlicher Platanusbaum, von dessen Zweigen goldene Vögel ihren melodischen Gesang hören ließen, mag auf die Phantasie mittelalterlicher Dichter gewirkt haben; Heinrich von Veldecke und andere verwandten dieses Motiv zur Ausmalung fremder Wunderpracht.

das Bauwesen und die Schulen verbesserte, die gesetzlichen Verordnungen selbst gegen seine Gemahlin und seine nächsten Verwandten rücksichtslos aufrecht hielt und an die Spitze der Geistlichkeit lauter gelehrte Männer zu bringen suchte; aber seine unvernünftige Härte gegen die Bilderverehrer, die er barbarisch peitschen und brandmarken ließ, seine Eifersucht auf jedes Verdienst, welches das seinige hätte verdunkeln können, und seine letzte Willensmeinung, in der er aus Zärtlichkeit gegen seine Familie das Wohl des Reiches vernachlässigte, haben seinen Ruhm geschmälert.*) Er überließ durch diese letzte Verfügung die Vormundschaft über seinen Sohn und Nachfolger, Michael III., seiner frommen, aber zur Regierung völlig untauglichen Gemahlin Theodora (842).

Theodora war dem Bilderdienst ergeben und ganz in der Gewalt der Mönche. Sie ließ es sich also gleich nach dem Tode ihres Gemahls angelegen sein, diesen Dienst wiederherzustellen; unter besonders glänzenden Feierlichkeiten erfolgte die Wiederaufrichtung der Bilder in der Kirche der göttlichen Weisheit (Sophienkirche). Auch bemühte sie sich, die orientalische und abendländische Geistlichkeit, welche über die unter Michael II. und Theophilus erneute Verfolgung der Bilderfreunde entzweit waren, wieder zu versöhnen und den römischen Papst zu gewinnen. Dies mochte einigermaßen politisch klug sein; allein Theodora und ihre Anhänger hätten darüber nicht das Heer zurücksetzen und vernachlässigen sollen, das man, wie der Verlust von Sizilien beweist, welcher 846 erfolgte, doch so nötig brauchte. Wie wenig dies alles den Absichten des verstorbenen Kaisers entsprach, geht aus der Zusammensetzung des Staatsrates hervor, den er ungeachtet seiner Zärtlichkeit für seine Gemahlin ihr zur Seite gab; Theodora jedoch ließ zur Beförderung ihres Strebens, die Bilderverehrung wiederherzustellen, das Gerücht aussprengen, Theophilus habe noch vor seinem Ende seine Abneigung gegen die Bilder bereut. Mitglied jenes Staatsrates war der ehrgeizige Bruder der Kaiserin, Bardas, welcher aus

*) Der Bericht, wie Theophilus nach seiner Thronbesteigung sich vermählte, obwohl hinreichend verbürgt, klingt wie eine sinnreiche Dichtung. Die zweite Gemahlin Michaels des Stammlers, Kaiserin Euphrosyne, versammelte die schönsten edelgeborenen Jungfrauen, damit ihr Stiefsohn, der junge Kaiser, aus ihnen seine Gattin wähle. Er schritt an der glänzenden Reihe hin, einen goldenen Apfel in Händen tragend. Zuerst fesselte ihn die hochbegabte Ikasia; in jünglinghafter Ungeschicktheit redete er sie mit den unerwarteten Worten an: durch ein Weib sei alles Unheil in die Welt gekommen. Ikasia entgegnete rasch: durch ein Weib sei jedoch auch das Heil gebracht worden. Diese Äußerung eines schnell bereiten Witzes stieß jedoch den jungen Herrscher ab, statt ihn anzuziehen; er überreichte den goldenen Apfel der bescheidenen Theodora. Ikasia wurde Vorsteherin eines Klosters und als geistliche Dichterin berühmt.

Politik die Partei der Bilderfreunde gewinnen zu müssen glaubte; aber neben ihm saßen der tapfere General Manuel und der kräftige Kanzler Theoktistus, welche keineswegs Freunde des Bilderdienstes waren. Dessenungeachtet setzte Theodora mit Hilfe des verschlagenen Bardas ihren Plan so glücklich durch, daß unter ihrer Regierung die Partei der Bilderstürmer völlig und für immer unterdrückt wurde. Sie berief eine Synode von Leuten, deren Gesinnung sie kannte; diese beschloß (842) die Wiederherstellung der Bilder, setzte den Patriarchen Johannes Grammaticus, der zur Gegenpartei gehörte, ab und erhob den fanatischen Methodius an seine Stelle. Auf diese Weise vergaß Theodora das Beste des Staates, um auf dem ihr von den Mönchen gezeigten Wege zu dem Ruhme zu gelangen, daß sie den Bildern in der griechischen Kirche von neuem eine Bedeutung verschafft habe, wie sie denselben in der römischen nie zu teil geworden ist; denn sowohl die Kirchen- und Reichsversammlung zu Frankfurt, welche Karl der Große 794 abhalten ließ, als eine spätere Synode zu Paris, die unter Ludwig dem Frommen stattfand, hatten wohl die bildliche Darstellung in Schutz genommen, aber daneben der Vernunft ihre Rechte gewahrt.

Mehr Vorteil für das Reich, als die Beilegung des Bilderstreites, brachte die Bekehrung der Bulgaren, obgleich auch diese wieder die unglückliche Folge hatte, daß der Zwist der occidentalischen und orientalischen Kirche vermehrt ward. Die Einführung des Christentums unter den Bulgaren stand in engem Zusammenhang mit der Bekehrung des türkischen Volkes der Chazaren und der Slawen in Mähren; denn erst das Beispiel dieser Nachbarvölker bewog das damalige Oberhaupt der Bulgaren, Bogoris, zur Annahme des Christentums. Unter den Chazaren behielt jedoch neben dem Heidentum und der christlichen Religion auch die jüdische noch bis tief in das 10. Jahrhundert zahlreiche Anhänger; ja die Herrscherfamilie und viele der Vornehmen bekannten sich eine Zeitlang zu ihr. Das Verdienst der Bekehrung der Slawen überhaupt hatten zwei griechische Mönche. Dies waren die Brüder Methodius und Cyrillus, die man den Wohlthätern der Menschheit beizählen muß, weil sie ihr Leben mühselig unter Barbaren zubrachten, um dieselben nicht etwa bloß für die Ceremonieen, sondern auch für die Lehre der Kirche zu gewinnen. Diese ausgezeichneten Männer stammten aus Thessalonich und hatten sich in dieser Stadt und ihrer Umgebung, deren Bevölkerung gemischt war, wohl schon früh die Kenntnis des Slawischen angeeignet. Der eine von ihnen, Methodius, begab sich schon 845 zu den Bulgaren, fand aber damals kein Gehör bei ihnen; der andere dagegen, Cyrillus, lebte eine Zeitlang als Sendbote des Christentums unter den Chazaren im jetzigen Taurien.

Später finden wir beide Brüder beim slawischen Fürsten Ratislaw. Sie arbeiteten fünftehalb Jahre lang unter denjenigen Slawen, die nicht zum Byzantinischen Reich gehörten, mit großem Erfolg, und Cyrillus erfand für die Bekehrten eine besondere, für alle slawischen Dialekte passende Schrift, deren er sich bediente, als er die Bibel und griechische Gebetbücher übersetzte (um 863). So steht Cyrillus (der ursprünglich Konstantin hieß und seinen neuen Namen erst annahm, als er kurz vor seinem Tode sich zum Mönch weihen ließ) noch weit eingreifender am Beginne der slawischen Litteratur da, als Ulfilas am Beginne der deutschen. Die slawischen Gelehrten unseres Jahrhunderts haben mit Gründlichkeit und nicht ohne Heftigkeit darüber gestritten, von welchem Stamme Cyrillus die Mundart entlehnt habe, die durch seine Bibelübersetzung ein so ehrwürdiges Ansehen bis auf die heutige Zeit bei allen slawischen Völkern behauptet hat; soviel ist unzweifelhaft, daß im 9. Jahrhundert noch diese Völker einander in der Sprache näher standen als gegenwärtig. Die Tschechen vor allen gefallen sich in der Vorstellung, daß Cyrillus und Methodius seit 864 die böhmisch-mährische Nationalkirche gestiftet haben, die später von Deutschland aus unterdrückt worden sei. Erst nachdem die Bemühungen der trefflichen Brüder unter den Chazaren und anderen Slawen einen glänzenden Erfolg gehabt hatten, trat auch Bogoris zum Christentum über; doch geriet er darüber mit dem großen Haufen seiner Bulgaren in Zwist, weil diese voraussahen, daß sie als Christen nicht mehr so grausam wie früher würden rauben können. Die Griechen waren nicht im stande, ihn hierbei zu schützen; ja sie konnten ihm wegen der tollen Verschwendung Michaels nicht einmal die zu den Ceremonieen, welche doch eine Hauptsache waren, erforderlichen Gefäße, Meßgewänder und anderen Kostbarkeiten schicken; Bogoris wandte sich deshalb an die Deutschen und ihren Papst, obgleich schon griechische Geistliche in seinem Lande waren. Auf diese Weise wurden die Bulgaren der abendländischen Kirche nahe gebracht, während zu derselben Zeit der Fürst der Mähren, weil er der Franken Christentum wie ihre Bedrückungen haßte, mit den Griechen in enge Verbindung trat. Der Papst schickte den Bulgaren italienische Missionäre, die dann nicht minder eifrig gegen die Griechen, als gegen die Heiden predigten und also diejenigen, denen sie die Botschaft des ewigen Friedens, der Bruderliebe und Gottesfurcht bringen sollten, gleich anfangs in die Streitigkeiten der ersten Geistlichen der christlichen Kirche hineinzogen. Dies gab bald nachher sowohl dem römischen Papst als dem griechischen Patriarchen Vorwand und Anlaß, ihren Zwist, welcher endlich die völlige Trennung der einen Kirche in zwei Teile herbeiführte, zur politischen Angelegenheit zu machen. Übrigens fielen die Bulgaren schon nach kurzer Zeit wieder der morgen-

ländischen Kirche zu; denn die Griechen waren ihnen nahe, die Franken weit entfernt und anderwärts beschäftigt, und die Bischöfe der ersteren erhielten daher bald die Oberhand. Methodius und Cyrillus bewiesen auch während dieser Streitigkeiten, daß sie für Lehre und Herz arbeiten wollten; sie verteidigten den Gebrauch der slawischen Sprache beim Gottesdienste sowohl gegen den griechischen Patriarchen, als gegen den römischen Papst, der sie im Jahre 868 zur Verantwortung vor sich beschied, und setzten die Beibehaltung derselben durch. Cyrillus starb zu Rom im Anfang des folgenden Jahres; Methodius erhielt später abermals, wegen des Gebrauches der Landessprache beim Gottesdienst, auf Anstiften deutscher Bischöfe eine Vorladung nach Rom, die er höchst ehrenvoll bestand. Im allgemeinen blieb es jedoch geschichtliche Bestimmung, daß die slawischen Völker in derselben Weise von Konstantinopel und von der griechischen Bildung angeregt werden sollten, wie die germanischen von Rom aus; ein auch politisch höchst wichtiges Verhältnis, aus dem noch die russischen Herrscher den Glauben schöpften, sie seien einige Jahrhunderte nach dem Untergang des Oströmischen Kaisertums ebenso zur Erneuerung desselben berufen, wie Karl der Große das Weströmische nach einer Unterbrechung von mehreren Jahrhunderten erneuert hat.

Zu dem Zwiste der beiden Kirchen gab die Persönlichkeit des griechischen Kaisers, der sich sonst um die Religion wenig bekümmerte, zufälligerweise den Anlaß. Wir müssen deshalb unsere Aufmerksamkeit zunächst dem Gange seiner Regierung zuwenden. Michael III. war ein toller, ganz sinnlicher Mensch, welcher ohne alle Erziehung aufgewachsen, ja durch den schändlichen Bruder seiner Mutter, Bardas, systematisch verdorben war und schon als Kind den Kaiser hatte spielen dürfen; die eigentlichen Regierungsgeschäfte führte noch zwölf Jahre nach seiner Thronbesteigung seine Mutter Theodora. Michael war kaum zum Jüngling herangereift, als er (855) den Theoktistus, den einzigen durchaus tüchtigen Mann im Regentschaftsrat, den er als den Freund seines Vaters scheute, umbringen ließ. Zwei Jahre nachher steckte er seine Mutter in ein Kloster. Er frönte dann seinen wilden Lüsten und gemeinen Liebhabereien und überließ die Regierung dem Bardas, den er 862 zum Cäsar ernannte. Reiten, Fahren und Ringen waren seine Lieblingsbeschäftigungen, Menschen aus der schlechtesten Volksklasse seine gewöhnliche Umgebung. Mit diesen schwelgte er nicht nur auf gemeine Weise, sondern er trieb auch mit den heiligsten Gebräuchen der Kirche frevelhaften Spott und parodierte in roher und possenhafter Weise das Abendmahl und die Prozessionen. Bardas regierte, ungeachtet seines mehr als zweideutigen Charakters, nicht gerade schlecht; denn er war verständig und gebildet, beförderte die seit Theophilus

neu aufblühenden Künste und Wissenschaften, leistete den Arabern hinreichenden Widerstand und vertrieb die Paulicianer, die aus einer verfolgten Ketzersekte räuberische Feinde der Griechen und Verbündete der Araber geworden waren, aus den Bergschluchten an der kleinasiatischen Grenze, in welchen sie sich niedergelassen hatten. So tüchtig sich übrigens auch Bardas durch alles dies bewies, so beleidigte doch sein Stolz jedermann um so mehr, je niederträchtiger der Kaiser war, in dessen Namen er regierte. Gegen den letzteren, der keine menschlichen Rechte achtete und die Kirche öffentlich verhöhnte, wollte Ignatius, den Theodora zum Patriarchen erhoben hatte, die göttlichen Rechte behaupten; er versagte daher einst dem Bardas, als derselbe ein öffentliches Ärgernis gegeben, das Abendmahl und blieb trotz der Drohungen des Kaisers standhaft bei seiner Weigerung. Dieser und sein Cäsar beschlossen darauf, den kühnen Patriarchen zu stürzen. Es ward ihnen nicht schwer, ihr Vorhaben unter einem Scheine des Rechts auszuführen. Ignatius hatte sich durch seine sittliche Strenge viele Feinde unter den Geistlichen gemacht; Photius dagegen, ein höchst ehrgeiziger Mann, welchen Michael und Bardas zum Werkzeug ihrer Rache erkoren, hatte einen bedeutenden Anhang von Schülern und Kreaturen, weil er, obwohl bisher Gardehauptmann und Hofbeamter, doch der erste Gelehrte im Reich und der Günstling des Bardas war. Ignatius ward 857 abgesetzt, Photius an seiner Stelle zum Patriarchen erhoben und dann eine Synode berufen, um das Geschehene zu bestätigen. Dieser Schritt zog jedoch schlimme Folgen nach sich; denn die Geistlichkeit besaß Kraft und Ansehen, weil sie die einzige mächtige Körperschaft in einem Reiche war, in welchem alles andere durch einzelne verwaltet oder doch durchgreifend geleitet wurde. Sie teilte sich, und in einer und derselben Stadt wurden in zwei verschiedenen Kirchen Photius, der im Besitz der Würde war, und Ignatius, welchen Bardas hatte in Ketten werfen lassen, als Patriarchen anerkannt.

Diese Spaltung versetzte den ehrgeizigen Photius in eine schlimme Lage und brachte ihn, der sich des Unrechts bewußt war, auf den Gedanken, den römischen Bischof in sein Interesse zu ziehen, um mit Hilfe desselben auf einer ökumenischen oder allgemeinen Kirchenversammlung dasjenige zu erwirken, was man auf der besonderen der griechischen Kirche nicht hatte erlangen können. Zwischen der letzteren und dem Papste war schon seit längerer Zeit aus manchen Ursachen der Verkehr abgebrochen; der Patriarch von Konstantinopel hatte sich noch nie dazu verstanden, dem römischen Bischof den in Anspruch genommenen Vorzug eines Nachfolgers Petri einzuräumen; diesem waren sogar während des Bilderstreites bedeutende Güter seines Stuhles in Sizilien, Lukanien und Kalabrien entzogen worden. Bardas und Photius ließen

aber jetzt den Papst Nikolaus I. durch eine ehrenvolle Gesandtschaft zur Teilnahme an einer allgemeinen Kirchenversammlung auffordern, stellten ihm die Wiedererlangung des verlorenen Gebietes in Aussicht und räumten den päpstlichen Gesandten sogar den Vorsitz auf der Versammlung ein. Dessenungeachtet erreichten sie ihren Zweck nicht; denn Nikolaus, welcher überall nur das Rechte und Gute wollte, ließ sich nicht als Werkzeug gebrauchen und sah die ganze Sache als eine gute Gelegenheit an, die Stellung, welche er gerade damals bei Lothars Ehestreit gegen den Herrscher des Westens annahm, auch gegen den des Ostens zu versuchen. Zwar ließen sich seine beiden Gesandten, von welchen der eine bald nachher in der Sache Lothars dieselbe Schlechtigkeit beging, von Photius und Bardas bestechen und stimmten auf dem Konzil (861) in die Verdammung des Ignatius und in die Erhebung des Photius ein; allein Nikolaus war kaum von dem Hergange genau unterrichtet, als er seine Bischöfe in Rom versammelte (862), das ganze Verfahren mißbilligte und den Photius mit seinen Anhängern nicht allein der geistlichen Würde verlustig erklärte, sondern im Falle der Widersetzlichkeit sogar mit dem Banne bedrohte. Darüber entstand ein heftiger Briefwechsel zwischen dem Papst und der griechischen Regierung, der mit einem förmlichen Bruch endigen mußte, weil Nikolaus das Kirchenrecht, welches er damals den Franken aufdrang, auch bei den Griechen geltend machen wollte. Dies war unmöglich zu erreichen; denn obgleich die eigentliche Quelle der Religion und ihrer damaligen Form weit mehr in Rom zu suchen war, als in Konstantinopel, wo man bloß die letztere berücksichtigte, so war doch Photius gelehrt und schlau genug, um seine Sache zu einer Nationalangelegenheit zu machen. Unterstützt von Bardas verdammte er seinerseits den römischen Bischof auf einer griechischen Synode und beschuldigte dreist das ganze Abendland verschiedener Ketzereien, unter denen besonders eine Lehre bei den Griechen Anstoß erregte, daß nämlich der Heilige Geist nicht bloß von dem Vater (wie die morgenländische Kirche annimmt), sondern zugleich auch von dem Sohne ausgehe. Photius warf den Römern außerdem vor, sie hätten aus Herrschsucht die Bulgaren an sich gerissen, und veranlaßte dadurch so heftige Ausfälle der griechischen und römischen Geistlichen gegeneinander, daß an eine Vereinigung oder auch nur an die Erhaltung des Friedens nicht mehr zu denken war.

Gerade als dieser erbitterte Kampf zwischen den beiden Kirchen begann, zerfiel der griechische Kaiser mit Bardas und ließ ihn hinterlistigerweise ermorden (866). An seine Stelle trat ein Günstling Michaels, Basilius der Makedonier, der sich vom niedrigen Stande bis zur Würde eines Oberkammerherrn emporzuschwingen gewußt hatte. Er war ohne alle Bildung, besaß aber viele natürliche Fähigkeiten, hatte

sich durch seine Geschicklichkeit im Ringen und Reiten beim Kaiser beliebt gemacht, und dadurch, daß er sich in alle seine Launen und Laster zu schmiegen verstand, wie er ihm zuliebe auch seine Frau verstieß und des Kaisers Mätresse heiratete, hatte er soviel bei diesem gewonnen, daß er gleich nach Bardas' Ermordung zum Cäsar ernannt wurde (866). Basilius war seitdem das eigentliche Oberhaupt des Staats in allen weltlichen Dingen, während Photius ebenso willkürlich die geistlichen Angelegenheiten lenkte; denn der Kaiser überließ beiden die Geschäfte, weil er selbst nur auf die Befriedigung seiner niedrigen Begierden bedacht war. Das Reich befand sich in der traurigsten Lage. Sizilien war ganz verloren gegangen; in Italien wurden viele bis dahin behauptete Städte teils von den Arabern, teils von langobardischen Herzögen, teils von dem Kaiser Ludwig II. besetzt; die Araber suchten ihre Herrschaft bis in das Adriatische Meer auszudehnen und hatten sich bereits der Stadt Ragusa bemächtigt; ein Versuch, den Ungläubigen Kreta zu entreißen, verunglückte völlig; endlich war im Jahre 865 eine Schar Normannen, welche man in Konstantinopel mit der später zu einem umfassenderen Völkernamen gewordenen Benennung Russen bezeichnete, auf dem Dnjepr hinab in das Schwarze Meer gefahren, hatte die Küsten und Inseln geplündert und zuletzt sogar die Hauptstadt des Griechischen Reiches belagert, bis ein Sturm, der ihre Fahrzeuge zerstörte, sie zur Rückkehr nötigte. Ungeachtet aller dieser Mißgeschicke würde sich Michael noch lange auf dem Thron behauptet haben, wenn er nicht seinem neuen Liebling Ursache zur Besorgnis gegeben hätte. Basilius sah voraus, daß Michael sich selbst stürzen werde, und änderte daher, sobald er Cäsar geworden war, sein Betragen. Diese Änderung und die Würde, die sich Basilius gab, hatten die natürliche Folge, daß der Kaiser und sein Cäsar sich mit einiger Eifersucht anzusehen schienen. Doch fesselte den letzteren noch eine Zeitlang das Gefühl der Dankbarkeit, bis Michael selbst ihm den Vorwand lieh, auch dieses zu verleugnen. Der Kaiser erklärte ihm nämlich eines Tags, daß er ein bloßes Geschöpf seiner Willkür sei, und daß allenfalls ein anderer an seine Stelle gesetzt werden könne. Bald nachher fiel Michael als das Opfer einer Verschwörung, an deren Spitze Basilius stand (867). Doch scheint es, als wenn der letztere nur ungern in die Ermordung des Kaisers gewilligt habe.

Basilius I. ward Kaiser, und mit ihm gelangte eine neue Dynastie, das sogenannte makedonische Herrscherhaus, auf den Thron. Er betrug sich als Kaiser so, daß jeder Vernünftige den Anteil, den er an Michaels Lastern genommen, sowie seinen niedrigen Ursprung gern vergaß; übrigens wurde es ihm nicht schwer, sich nachträglich eine sehr erlauchte Abstammung, nämlich von dem altparthischen Königshause

der Arsakiden, beizulegen. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Entfernung des Photius und die Wiedereinsetzung des Ignatius. Er hoffte auf diese Weise nicht bloß die Geistlichen und Mönche mit der Regierung auszusöhnen, sondern besonders auch mit dem Papste und durch diesen mit seinen Nachbarn in ein friedliches Verhältnis zu kommen. Doch war das Interesse, welches Basilius dabei hatte, nur ein augenblickliches. Es änderte sich daher auch, sobald er einmal fest saß und seinen Zweck erreicht hatte; der Streit brach bald wieder aus, Photius, der seine Anhänger in alle geistlichen Ämter zu bringen gewußt hatte, erhielt nach Ignatius' Tode die Würde eines Patriarchen aufs neue, und obgleich er nachher von Basils Nachfolger wieder abgesetzt wurde, so war und blieb es doch für alle Zeit unmöglich, die Einheit der christlichen Kirche wiederherzustellen.

5. Geschichte der karolingischen Staaten vom Tode Ludwigs des Deutschen bis auf Ludwig das Kind.

Das Streben des griechischen Kaisers Basilius I., sich durch die Freundschaft des Papstes den Thron zu sichern, kam dem Kaiser Ludwig II. bei seinen Unternehmungen in Italien zu statten. Dieser suchte schon seit langer Zeit Bari, den festesten Platz an der Ostküste von Unteritalien, den Arabern zu entreißen und hielt die Stadt vier Jahre lang vergebens eingeschlossen, weil er mit den dalmatischen Schiffen, aus denen seine Flotte bestand, nichts ausrichten konnte. Erst als Basilius aus dem angedeuteten Grunde eine griechische Flotte zu Hilfe sandte, wurde Bari eingenommen (871); ein Erfolg, der bei den Christen Italiens großen Jubel erregte. Gerade dieses gemeinschaftliche Unternehmen aber regte die alte Eifersucht zwischen dem griechischen und dem römischen Kaiser wieder auf, und es ist daher auch nicht ganz unwahrscheinlich, daß der erstere, wie es heißt, insgeheim an einem verräterischen Unternehmen Anteil hatte, durch welches alle Pläne Ludwigs in Italien vereitelt wurden. Ludwig ward nämlich von einem seiner Vasallen, dem Herzog Adelgis von Benevent, in dieser Stadt gefangen genommen und solange festgehalten, bis er das eidliche Versprechen gab, die Beneventiner wieder in die sehr günstige Verfassung zu setzen, die sie unter Grimoald gehabt hatten. Adelgis verschaffte dann, während sich die Araber im Gebiet von Salerno ausbreiteten, den Griechen festen Fuß in Unteritalien, so daß sie bald nach Ludwigs Tod auch die Stadt Bari einnahmen.

Kaiser Ludwig II. starb 875 in der Nähe von Brescia, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen; er hatte sich unter schweren Verhältnissen als ein tüchtiger Herrscher und nach Kräften als Be-

schirmer der Christenheit erwiesen. Das erledigte Kaisertum und den Besitz von Italien suchten die beiden noch lebenden Söhne Ludwigs des Frommen, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche, an sich zu reißen. Jener zog mit seinen Truppen schnell nach Italien; dieser schickte seine Söhne Karlmann und Karl den Dicken mit zwei Heeren ebendahin ab und drang selbst mit seinem dritten Sohne in das Westfränkische Reich ein. Karl der Kahle hatte den Papst für sich und täuschte den einen seiner beiden Neffen durch falsche Zusagen; der andere aber ward schon in der Gegend von Bergamo zur Rückkehr genötigt, weil die Verheerungen seiner Leute dort einen Aufstand des Volkes hervorriefen. Karl der Kahle kam also seinem Bruder und dessen Söhnen zuvor und wurde in Rom zum Kaiser gekrönt, mußte aber bald wieder nach Frankreich zurückeilen, nachdem er in Pavia die Krone von Italien empfangen und außerdem noch einige große Gerichte gehalten hatte, gleichsam um in Akten und Urkunden ein Andenken seiner vorübergehenden Erscheinung zu hinterlassen. Er feierte 876 zu Saint-Denis das Osterfest in kaiserlichem Glanze, würde jedoch an seinem Bruder alsbald einen schwer zu besiegenden Gegner gefunden haben, wenn dieser nicht kurz nachher gestorben wäre (Aug. 876, zu Frankfurt a. M.). Auch aus dem plötzlichen Tode des Bruders suchte Karl politischen Nutzen zu ziehen, da er einen Teil der von Ludwig hinterlassenen Länder an sich reißen zu können hoffte. Er fand aber die Deutschen gar nicht geneigt, anderen als eingeborenen Fürsten zu gehorchen, erlitt bei Andernach durch Ludwigs gleichnamigen Sohn eine schwere Niederlage und verlor nicht nur viele Leute, sondern auch sein Lager und bedeutende Schätze.

Dieser Verlust, dazu die fortwährenden Einbrüche der Normannen und der vermehrte Aufwand für die kaiserliche Pracht, die dem pedantischen Manne sehr am Herzen lag, brachten ihn in nicht geringe Verlegenheit. Seine Hilfsquellen fingen an zu versiegen, und da ihn gleich nachher der von Griechen und Arabern bedrängte Papst Johann VIII. nach Italien rief, so mußte er seinem Geldmangel durch gewaltsame Mittel abzuhelfen suchen und zugleich für ein Unternehmen, das nur sein persönlicher, nicht des Reiches Vorteil erheischte, die Heeresfolge der Großen mit schweren Opfern erkaufen. Das erstere zog einen harten Druck nach sich, der auf allen seinen Unterthanen lastete; das letztere aber hatte zur Folge, daß unter ihm, und zwar in Frankreich zuerst, die Grafen aus Vorsitzern der Gerichte und aus Kriegsobersten zu Herren und Gebietern ihres Distriktes wurden. Doch hat man Karl fälschlich beschuldigt, daß er dies durch förmliche Bestimmungen festgesetzt und namentlich die Erblichkeit der Grafschaften gesetzlich eingeführt habe. Als er nach Italien zog, ernannte er für die Dauer seiner Ab-

wesenheit seinen Sohn, Ludwig den Stammler, zum Reichsverweser, dachte aber in den Vorschriften, die er ihm gab, wie immer, weit mehr an sein Privatinteresse, als an das Wohl des Landes; denn er zeigte sich in denselben für nichts so angelegentlich besorgt, als für seine Jagden. Auch behielt er sich ausdrücklich vor, über die Nachfolge in der Herrschaft beliebige Bestimmungen zu treffen, also über das Reich wie über sein Privatgut schalten zu können, ohne daß dabei die Zustimmung des Volkes vorbehalten wurde, obgleich er selbst diese nicht lange vorher förmlich anerkannt hatte.

Als er (877) nach Oberitalien kam, wohin ihm der Papst entgegen gereist war, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß sein Neffe Karlmann mit einem starken Heere heranrücke. Dieser war ein um so schlimmerer Gegner, als er sich kurz vorher mit dem mährischen Fürsten Zwentibold (Swatopluk) nach blutigen Kriegen ausgesöhnt und von demselben zahlreiche Hilfstruppen erhalten hatte. Karl gewann eben noch Zeit zur Abhaltung einer prächtigen Ceremonie, indem seine Gemahlin Richilde zu Tortona von Johann VIII. als Kaiserin gesalbt wurde; als er jedoch vernahm, daß Karlmanns Heer dem seinigen an Zahl überlegen sei, und als er vergeblich auf die Ankunft seiner Großen geharrt hatte, kehrte er wieder nach Hause zurück, ohne das Glück der Waffen zu versuchen. Die Deutschen haben seine Rückkehr als Feigheit ausgeschrieen; sie hätten aber besser den Zug selbst eine Thorheit genannt, weil Karl überhaupt zur Leitung eines solchen Unternehmens nicht geschickt war und ebensowenig die dazu erforderliche Macht besaß. Hatte er doch zu derselben Zeit die elendesten Mittel anwenden müssen, um den Normannen Einhalt zu thun! Übrigens hegte er bei seiner Rückkehr wahrscheinlich nur die Absicht, die erste Hitze der Italiener verrauchen zu lassen und im südlichen Frankreich zu warten, bis die wilden Scharen Karlmanns ihre Verwüstungen angefangen haben würden, oder bis der Papst, der den Deutschen durchaus nicht gewogen war, seinen verlorenen Einfluß wiedererhalten hätte. Er starb auf der Rückreise unerwartet schnell (Oktober 877), und nach dem Geiste jener Zeit hieß es allgemein, sein Leibarzt Zedekias, ein Jude, habe ihn vergiftet; die Leiche verweste so rasch, daß man sie nicht nach Saint-Denis brachte, sondern schon bei Lyon in einem mit Pech gefüllten Fasse begrub.

Gern hätte Johann VIII. dem Sohne Karls, Ludwig dem Stammler, der in Frankreich seinem Vater folgte, die Kaiserkrone verschafft; dieser war aber so schwach und kränklich, daß er kaum die Regierung in Frankreich behaupten konnte. Dem bayrischen König Karlmann dagegen wollte Johann sie nicht zuerkennen, weil die mächtigen Fürsten Lambert von Spoleto und Adelbert von Tuscien, die

des Papstes abgesagte Feinde waren, an der Spitze von Karlmanns Partei in Italien standen. Johann selbst befand sich in einer schlimmen Lage. Einerseits war er vor den Ungläubigen in seiner eigenen Residenz nicht mehr sicher, ja er war von ihnen zum Versprechen eines jährlichen Tributs gezwungen worden; andererseits drangen Lambert und Adelbert im Jahre 878 plötzlich in Rom ein, zwangen die Großen der Stadt, dem bayrischen Könige zu huldigen, und hielten den Papst eine Zeitlang in Haft. Der letztere begab sich nach seiner Befreiung nach Frankreich und kam auf den Gedanken, die Krone von Italien dem Herzog Boso von Pavia, Grafen der Provence, zuzuwenden, einem Bruder der Richildis, also Karls des Kahlen Schwager und eine Zeitlang Stellvertreter desselben in Italien; Boso hatte jedoch nur wenige Anhänger und war an und für sich nicht mächtig genug, um einen fremden Feind abzuhalten. Johann mußte daher Karlmann zuletzt doch als König von Italien anerkennen. Boso fand bald darauf, als Ludwig der Stammler starb (879), mit Hilfe des Papstes Gelegenheit, den Königstitel auf einem anderen Wege zu erlangen. Die Bischöfe besaßen nämlich im südöstlichen Frankreich schon seit alter Zeit noch mehr weltliche Macht als in den anderen Provinzen; ihnen ward durch den Papst und Boso zu verstehen gegeben, daß sie sich besser befinden würden, wenn sie ihrem Herzog eine unabhängige Gewalt erteilten, als wenn sie ihre Leute noch ferner zu allen Kriegen der fränkischen Nation mitschleppen ließen. Sie hielten darauf in einer Ebene der Dauphinee bei dem Schlosse Mantala eine große Versammlung, in welcher der Beschluß gefaßt wurde, ein neues Königreich zu errichten und die Krone desselben dem Herzog Boso zu übergeben. Boso wurde vom Erzbischof von Lyon in der Hauptkirche dieser Stadt gekrönt; den Geistlichen vergalt er ihre Gunst durch reiche Schenkungen, den Großen durch Befreiung von Diensten; sein Nachfolger mußte seinem Beispiele folgen und ward so der ärmste und ohnmächtigste Herr seines Landes. Das neue (niederburgundische) Königreich, welches den Namen Provence führte, von den späteren Geschichtschreibern aber mit Unrecht nach der Stadt Arles das Reich Arelate oder zum Unterschied von einem anderen burgundischen Reich das cisjuranische Burgund genannt ward, umfaßte außer der Provence noch die Dauphinee, einen Teil von Languedoc, Savoyen und Burgund, das Gebiet von Lyon, die Franche Comté und die Gegend von Lausanne.

Der Abfall Bosos vermehrte das Unglück des sinkenden karolingischen Hauses, das nicht etwa der Größe seines Glückes erlag, sondern die Folgen der Gewaltthat seiner Gründer erst nach mehr als einem Jahrhundert empfand. Von den rechtmäßigen Nachkommen Karls des Großen waren damals nur noch sechs übrig, die drei Söhne

Ludwigs des Deutschen, Karlmann, Ludwig II. und Karl der Dicke, und Ludwigs des Stammlers Söhne, Ludwig III., Karlmann und der einer zweiten Ehe entsprossene Karl der Einfältige. Von diesen traf fünf des Schicksals Hand; der sechste aber, Karl der Einfältige, welcher erst nach seines Vaters Tode geboren worden war, wäre glücklich gewesen, wenn er in seiner frühen Jugend gestorben wäre. Von jenen fünf war der tüchtigste, Karlmann von Bayern, 878 vom Schlage getroffen und der Sprache beraubt; er führte seitdem ein elendes Leben, bis ihn 880 der Tod ereilte. Er hinterließ keine rechtmäßigen Erben, wohl aber einen wackern natürlichen Sohn, den Herzog Arnulf von Kärnten. Karlmanns Bruder, Ludwig II., König im mittleren und nördlichen Deutschland, hatte das Unglück, daß seine tapfersten Vasallen eine Niederlage durch die Normannen erlitten. Er selbst schlug diese Räuber zwar, wo er sie fand, namentlich 881 in der durch das Ludwigslied verherrlichten Schlacht bei Saucourt in der Pikardie; er trug aber den Keim des Todes in sich, konnte deshalb keine großen Anstrengungen machen und ward schon 882 in der Blüte seiner Jahre ohne Erben dahingerafft. Der dritte Bruder, Karl der Dicke, Herzog von Schwaben, hatte früher schon einmal den Verstand verloren und ward später wieder geistesschwach. Er erlangte zwar 881 vom Papste die Kaiserwürde und vereinigte nach dem Tode seiner Brüder und Vettern das ganze Karolingische Reich unter seiner Herrschaft, war aber nicht einmal im stande, einem Herzogtum vorzustehen, geschweige denn die Last eines so ausgedehnten Reiches zu tragen. Von den drei Karolingern der französischen Linie schleppte der elendeste, Karl der Einfältige, ein verächtliches Dasein bis tief in das nächste Jahrhundert hinein. Ludwig III. und Karlmann, Ludwigs des Stammlers Söhne, dagegen waren nicht unkriegerisch; sie zeichneten sich durch tapferen Kampf gegen die Normannen aus; allein sie hatten die Umstände zu sehr gegen sich und starben schon wenige Jahre nach ihres Vaters Tode. Im Herzen ihrer Staaten selbst schien sich die Verbindung der Glieder und des Hauptes, welche Karl der Kahle so locker hatte werden lassen, ganz auflösen zu wollen. Boso hatte dem Französischen Reiche die schönsten Gegenden entrissen und erkannte sich nicht einmal der Form nach für abhängig. Ebenso ging das ganze Land an den Pyrenäen verloren, obgleich hier den Karolingern wenigstens noch der Name der Oberherrschaft blieb. Bernhard der Behaarte und sein Sohn Wilhelm der Fromme eröffneten damals die Reihe der unabhängigen Markgrafen von Barcelona, und neben ihnen walteten die Herzöge von Aquitanien und die Grafen von Toulouse, ohne die Könige zu fragen, als erbliche Fürsten ihrer Länder. Infolge dieser Verhältnisse war die Kraft der Regierung so sehr gelähmt, daß

Ludwig III. und Karlmann den König Boso selbst dann, als Karl der Dicke 880 ihnen mit seiner deutschen Macht Hilfe leistete, nicht zu besiegen vermochten. Noch weit weniger war an eine dauernde Abwehr der Normannen zu denken, welche damals die Länder der Karolinger furchtbar verwüsteten.

Als 884, nach dem Tode Ludwigs III. und Karlmanns, nur noch zwei rechtmäßige Sprößlinge des Karolingischen Reiches, Karl der Dicke, welcher Deutschland und Italien besaß, und sein unmündiger Vetter, Karl der Einfältige, am Leben waren, übergaben die französischen Großen die Krone dem ersteren. Diesem, dem übrigens sein Beinamen in sehr viel späterer Zeit zuerteilt worden ist, war also die Last des Kaisertums und dreier Königreiche auf die Schultern geladen. Hätte er auch die gewöhnlichen Fähigkeiten besessen, sie würden in einer Zeit, wo der Regent entweder alles oder gar nichts sein mußte, wo die eigentlichen Geschäfte nur von ihm allein geführt werden konnten, bei einer solchen Zerrüttung aller Ordnung und bei dem Andrange der wilden normannischen Räuber, dennoch nicht ausgereicht haben. In Frankreich blieb Boso, gegen welchen Karl vergebens seine Truppen ausschickte, nicht allein im Besitze seines Königreichs mit der Hauptstadt Arles, sondern er vererbte dasselbe auch auf seinen Sohn, Ludwig, dem man, weil er später geblendet wurde, den Beinamen des Blinden gegeben hat. Karl verstand sich gegen den letzteren gern dazu, daß er ihm seine Herrschaft und seinen Titel förmlich zuerkannte und dafür den Worten nach seine Huldigung empfing. In Deutschland verfuhr Poppo, der Graf oder, wie er stolz sich nannte, Herzog der Thüringer, im trotzigen Vertrauen auf den Einfluß seines Bruders, des wackeren Markgrafen Heinrich, der bei Karl alles galt, ohne die mindeste Rücksicht. Er beleidigte die Sachsen dergestalt, daß ihr Graf Egeno, ohne den Kaiser zu fragen, mit ihm einen blutigen Krieg begann und ihn in zwei Feldschlachten besiegte. Lothars II. Sohn, Hugo, ein sehr roher Mann, verband sich 885 mit dem normannischen Führer Gottfried, welchen Karl nach seiner Bekehrung zum Fürsten von Friesland gemacht hatte, und richtete mit ihm vereinigt schreckliche Verwüstungen an. Karl entledigte sich beider durch schändlichen Verrat: er bemächtigte sich ihrer unter dem Schein von Unterhandlungen hinterlistigerweise und ließ dann Gottfried ermorden, Hugo aber blenden und in das Kloster Prüm stecken. In Italien gehorchte ihm ebenfalls niemand, und er konnte auch dort keinem seiner Verwandten trauen. Er begab sich 883 nach diesem Lande, weil der Papst durch den neu beginnenden Streit mit der griechischen Kirche in Gefahr gekommen war und der herrschsüchtige Herzog Guido von Spoleto seine Nachbarn bedrängte. Karl ächtete den letzteren und erhob auf dessen Kosten

den Markgrafen Berengar I. von Friaul, der als Sohn von Ludwigs des Frommen Tochter Gisela ein naher Anverwandter des Kaisers war, dieser verließ aber bald nachher zum Dank dafür den Kaiser auf einem Kriegszuge treuloserweise und verband sich später mit Guido. Nur Karls Neffe, der Herzog Arnulf von Kärnten, zeigte in diesen Zeiten der Verwirrung und des Elends nicht allein Kraft, sondern auch Treue gegen seinen Kaiser. Er hatte schon im Jahre 882 auch Bayern besetzt, erkannte aber Karl als seinen Oberherrn an, und weil er das Land gegen die mährischen Slawen zu schützen und seines Oheims Sache gegen dieselben mit den Waffen zu führen verstand, so begaben sich auch die fränkischen Grafen von Ungarn, welche Zwentibold bedrängte, unter seinen Schutz; ja, die Furcht, von Arnulf und Karl zugleich angegriffen zu werden, nötigte Zwentibold sogar, dem letzteren zu huldigen.

Am schlimmsten ging es dem Kaiser, als er anderthalb Jahre nach seiner Erhebung auf den Thron seinen wackeren Feldherrn, den Markgrafen Heinrich, verlor. Dieser hatte ihm seine Kriege geführt, und der Kaiser war von den Franzosen nur deshalb zu ihrem Könige gewählt worden, weil sie hofften, daß er mit seinen deutschen und italienischen Truppen ihre Küsten gegen die Normannen schützen werde, welche gerade damals Paris ernstlich zu bedrohen schienen. Karl hatte sich, wie bereits angegeben ward, zuerst durch hinterlistige Ermordung des normannischen Herzogs Gottfried und seines Verbündeten Hugo geholfen. Unmittelbar nachher und vielleicht eben wegen dieser Schändlichkeit war eine ungeheure Schar Normannen unter Siegfried, einem Anverwandten Gottfrieds, in Frankreich eingedrungen und hatte die Stadt Paris eingeschlossen. Die durch kein Band gefesselten Großen und der Heerbann der Umgegend hatten sich, als ginge sie dieser Krieg nichts an, entfernt; der tapfere Markgraf Heinrich, welchen Karl vorausschickte, ward von den Normannen erschlagen; Karl selbst aber war kaum in der Nähe der Stadt erschienen, als er in einem Anfall von Schwermut und Verdruß, vielleicht auch, weil er sich unter seinen eigenen Leuten nicht recht sicher glaubte, wieder abzog, nachdem er mit den Normannen einen Vertrag geschlossen hatte, durch welchen nicht allein die Umgegend, sondern auch ganz Burgund, wo man ihn noch nicht anerkannt hatte, ihren Plünderungen preisgegeben wurde (886). Was war natürlicher, als daß die Franzosen von ihm abfielen und sich an den tapferen Grafen Odo von Paris anschlossen, der damals die Stadt und Gegend rettete? Karl entband ja seine französischen Unterthanen gewissermaßen selbst der Treue, indem er ihnen seinen Schutz entzog. Auch in Deutschland, wo sein Ansehen bereits erschüttert war, wurde man seiner Herrschaft bald überdrüssig. Er ver-

fiel nämlich, als Markgraf Heinrich gestorben und der Erzkanzler Liutward, der alle Ratschläge gegeben hatte, durch ihn selbst vom Hofe verdrängt war, völlig in Blödsinn, oder vielmehr sein Blödsinn wurde offenkundiger als vorher. Seiner Gemahlin warf er ehebrecherischen Umgang mit Liutward vor, diese ging nach Andlau, wo sie ein Kloster gestiftet hatte. Dies bewog endlich im Herbste 887 die deutschen Stände, welche Karl nach Tribur zu einem Reichstage entboten hatte, sich nicht dort, sondern zu Forchheim in der Nähe von Bamberg zu versammeln, wo sie den Kaiser für regierungsunfähig erklärten und die Krone seinem Neffen Arnulf anboten, der zugleich aus karolingischem Blute entsprossen und kräftig genug war, um die bereits zerfallende Einheit der Nation zu erhalten; man setzte sich über das Bedenken, daß er ein unehelicher Sohn Karlmanns war, um seiner Tüchtigkeit willen hinweg. Karl starb wenige Wochen nachher in einem kleinen Ort an der oberen Donau und wurde auf der Insel Reichenau im Bodensee begraben (Januar 888). Sagenhafte Berichte knüpfen sich an seinen Ausgang; man erzählt, er sei nach seiner Absetzung in die äußerste Dürftigkeit geraten und habe seinen Neffen und Nachfolger wie ein Bettler um den täglichen Lebensunterhalt anflehen müssen; dies scheint aber erdichtet zu sein, um den Ausgang seiner Geschichte dadurch tragischer zu machen, daß der Sprößling eines so glänzenden Geschlechts, der zugleich König dreier Reiche und Kaiser des Westens war, von aller Welt verlassen in Not und Elend gestorben sei. Wenigstens könnte seine Absetzung nicht als die Ursache seines Mangels angesehen werden, da er für seine Leute, die ihn alle verließen, nicht mehr zu sorgen hatte, im Besitze eines seiner Höfe blieb und etwa zwei Monate nach seinem Sturze starb.

Karls Ende schien eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen, indem das Reich damals in eine Reihe besonderer Staaten zerfiel. Arnulf wurde von den Deutschen und Lotharingern als König anerkannt, Odo von Paris (Eude) in Compiègne zum König von Frankreich erwählt und gesalbt. Berengar I. von Friaul ließ sich zum König von Italien krönen, und während Bosos Sohn, Ludwig der Blinde, unter der Vormundschaft seiner klugen Mutter, einer Tochter des Kaisers Ludwig II., in Niederburgund, d. h. vom Juragebirge bis an die Rhone herrschte, ließ sich Rudolf I. aus dem Hause der Welfen, Enkel eines Bruders der Kaiserin Judith, in dem zwischen dem Jura und Tyrol gelegenen Lande, das seitdem Hochburgund oder das transjuranische Burgund genannt wurde, und in welchem er schon seit zwölf Jahren Herzog oder Statthalter gewesen war, zum König ausrufen. Arnulf hätte zwar das ganze Reich in Anspruch nehmen können, er würde es aber schwerlich behauptet haben und gab daher

mit weiser Mäßigung einen Teil desselben auf. Er war zufrieden, als Odo und Ludwig ihm den Worten nach einen Vorrang einräumten, und erkannte sie an. In Italien und in dem transjuranischen Burgund dagegen mußte er seine Oberherrschaft mit den Waffen geltend machen. Gegen den Beherrscher des letzteren Landes richtete er wenig aus, da sich derselbe in die Berge zurückzog, wo er vor den Truppen des deutschen Königs sicher war; dieser konnte also nur in den ebeneren Teilen des Landes sein Ansehen aufrecht erhalten. Nach Italien unternahm Arnulf erst dann einen Zug, als er seine furchtbarsten Feinde auf eine Zeitlang zur Ruhe gebracht hatte. Diese Feinde waren die Normannen und die Mähren.

Die Normannen, an welche sich aus Armut, Raub- und Kampflust eine Menge Gesindel angeschlossen hatte, waren damals in ungeheurer Zahl über die Niederlande hergefallen und richteten nicht allein schreckliche Verheerungen an, sondern vernichteten auch ein deutsches Heer, welches sie unter dem Erzbischof von Mainz und anderen Anführern bei Maastricht angegriffen hatte, während Arnulf anderweitig beschäftigt war. Arnulf bot die Alemannen und die West- oder Rheinfranken gegen sie auf; die ersteren weigerten sich aber, ihm so weit über ihre Grenzen hinaus zu folgen, ja sie strebten ihre Selbständigkeit unter Karls des Dicken Sohn Bernhard an, und er mußte sich daher mit den letzteren und mit dem Gefolge seiner Freunde begnügen. Die Normannen hatten sich bei Löwen an der Dyle verschanzt und die sumpfige Umgebung ihres Lagers durch Gruben noch unsicherer gemacht. Hier spotteten sie des heranziehenden Königs, der mit seinem fast nur aus Reitern bestehenden Heere unter solchen Umständen nichts gegen sie ausrichten konnte; Arnulf bewog aber die Seinen, abzusitzen, erstürmte dann das feindliche Lager und richtete beinahe die ganze in demselben vereinigte Menge zu Grunde (891); die eroberten Feldzeichen sandte er nach Regensburg. Es geschah dies um die Zeit, als Alfred der Große seinen Angelsachsen eine mehrjährige Ruhe vor den Dänen geschafft hatte. Bald darauf wurde auch Bernhard unschädlich gemacht.

Unglücklicherweise rief Arnulf selbst, nachdem er die nordischen Barbaren aus Deutschland zurückgeschlagen hatte, einen anderen Feind der Civilisation, die Magyaren (Madscharen), ins Land. Er wandte sich nämlich nach der Besiegung der ersteren gegen die Slawen in Böhmen und Mähren und glaubte dieselben am besten mit Hilfe der wilden Magyaren zur Ruhe zwingen zu können. Er zog aber dadurch seinem Volke ein größeres Unglück zu, als die Normannen je bringen konnten, weil die Magyaren nachher Deutschland von seiner schwächsten Seite her angriffen, während die Normannen gerade auf die stärkste

trafen. Die **Magyaren** oder **Ungarn**, ein Zweig des finnischen Völkerstammes, waren rohe und wilde Nomaden, wie es deren noch jetzt an der Wolga giebt, und wie selbst die europäischen Kosaken durch ähnliche Sitten und Verfassung es zum Teil noch sind und vormals noch mehr waren. Sie kamen aus Asien und gelangten auf ihren Zügen erst spät an den Terek und von da in die Gegenden zwischen Don und Dnjepr, welche die Bulgaren, als sie im Süden der Donau bessere Wohnsitze suchten, verlassen hatten. Nach der Beschreibung, die uns ein Zeitgenosse Arnulfs von ihnen hinterlassen hat, zogen sie, wie die skythischen Nomadenstämme des Altertums, mit bedeckten Wagen umher, auf welchen sie ihre Weiber und Kinder von einem Orte zum andern schafften; diese Wagen gebrauchten sie zugleich als Wohnungen. Sie waren in Felle gekleidet, schoren sich das Haar, von welchem sie nur einige Zöpfe stehen ließen, und schnitten sich Narben ins Gesicht, lebten von Milch und von dem rohen Fleisch der Fische und Jagdtiere und zeichneten sich in ihren Kriegen durch Wildheit, aber auch durch ihre Gewandtheit im Rosselenken und Pfeilschießen aus; die Berichte, wie sie mit verstellter Flucht und plötzlichem Standhalten den Feind in Verwirrung brachten, erinnern an ähnliche Züge, die bei anderen asiatischen Reitervölkern vorkommen. Um das Jahr 834 wurden sie durch das türkische Volk der **Petschenegen** oder **Petschenären**, welche ebenfalls als rohe Nomaden umherschweiften, überwunden und zum Teil nach Bessarabien und in die Moldau und Walachei gedrängt. Hier kamen sie den Griechen und Deutschen näher, und der Kaiser Basilius I. bediente sich ihrer im Kampfe gegen die Bulgaren. Arnulf hatte eigentlich nicht die Magyaren, sondern den Bulgaren-Chan Simeon zum Kriege gegen die Mähren bewegen wollen; seine an diesen abgeschickten Gesandten fanden aber die Magyaren zu einem solchen Raubzuge bereitwilliger, als die Bulgaren. In zahlreichen Haufen brachen sie nach Mähren auf; Arnulf bekämpfte mit ihrer Hilfe den mächtigen Slawenfürsten Swatopluk oder Zwentibold und zwang denselben, sich gegen ihn zu einem Tribut zu verpflichten; doch erst Swatopluks Tod, der im Jahre 894 erfolgte, brach den Widerstand und sicherte die deutsche Ostgrenze nach dem Mährischen Reiche zu. Das letztere ging im nächsten Jahrzehnt seinem Verfall entgegen; die Tschechen löste sich ab, ebenso die gegenwärtig von den Slowaken bewohnten östlichen Landesteile. Die Kirche kam unter die Leitung von Bischöfen, die dem Deutsch-Römischen Reich und dem lateinischen Kultus angehörten; der Gottesdienst in einer dem Volk verständlichen Sprache, den Cyrillus und Methodius für die Slawen begründet und mit ausdauernder Treue gepflegt hatten, mußte vor der lateinischen Liturgie zurücktreten.

Die Magyaren wollten hierauf wieder in ihr Land zurückkehren, sie fanden dasselbe aber von Petschenegen und Bulgaren besetzt und wandten sich nach Galizien hin. Bald nachher, als Arnulf gestorben war, drangen sie unter ihrem Führer Arpad, Alnus' Sohn (nach welchem sie sich noch jetzt gern Arpadsöhne nennen) in Pannonien oder Ungarn ein, wo die fränkischen Grafen ihnen keinen Widerstand leisten konnten, weil man ihnen aus Deutschland keine Unterstützung schickte. Die Magyaren setzten sich daher an der Theiß fest, und als 894 das große Mährische Reich unter die Söhne Zwentibolds geteilt ward, dehnten sie ihre Herrschaft östlich über Siebenbürgen und westlich bis zur Gran und March aus. Seit dieser Zeit suchten sie nicht nur die deutschen Völker mit ihren Raubzügen heim und wüteten bis über die Elbe, den Rhein und die Maas, ja sogar bis über die Rhone und Loire hinaus wie reißende Tiere, sondern sie streiften auch in die von Slawen bewohnten Länder, welche zwischen Ungarn und Italien liegen, ja bis tief in dieses Land hinein. Wenn die Geistlichen sie mit den Völkern Gog und Magog verglichen, von welchen Jeremias weissagt, so brachten sie dem deutschen Volk die Hunnen wieder in Erinnerung, da sie gleich diesen aus Pannonien eindrangen, ihnen auch in der Kampfweise und in der wilden Zerstörungssucht ähnlich waren. Nicht mit Unrecht hat ein Geschichtschreiber des 10. Jahrhunderts den König Arnulf aufs heftigste getadelt, daß er, um sich durch völlige Besiegung der Mähren die Unterwerfung von Italien und die Erlangung der Kaiserwürde möglich zu machen, ein wildes Raubvolk zu Hilfe gerufen und dadurch ein neues Verderben über die Völker des Fränkischen Reiches gebracht habe.

Italien war, als sich Berengar I. von Friaul 888 zum König aufgeworfen hatte, eine Zeitlang ruhig geblieben, weil Guido von Spoleto sich damals nach Frankreich begab, wo er an Karls des Dicken Stelle König zu werden hoffte. Sobald jedoch Guido diese Hoffnung vereitelt sah, eilte er, durch seine französischen Anhänger verstärkt, (zu Ende des Jahres 888) nach Italien zurück und trat als Nebenbuhler Berengars auf. Der letztere ward von Guido mehrmals geschlagen und mußte Arnulf um Hilfe bitten. Dieser verfuhr sehr vorsichtig. Er schickte zwar seinem Verwandten Berengar seinen natürlichen Sohn, Swatopluk oder Zwentibold, den einst in Friedenstagen der gleichnamige Mährenfürst als Pate aus der Taufe gehoben hatte, mit einem Heere zu Hilfe; dagegen lehnte er alle weiteren Anträge der Italiener und des Papstes ab, weil er nicht mit beiden Prätendenten zugleich streiten wollte. Swatopluk war ein roher Barbar, er soll sich von Guido durch Geld haben gewinnen lassen; wenn dies aber vielleicht auch nicht wahr ist, so muß doch sein Betragen jedenfalls sehr zwei-

deutig gewesen sein, da Berengar noch einmal seine Zuflucht zu Arnulf nahm. Indessen ließ sich der letztere auch jetzt noch nicht bewegen, nach Italien zu ziehen. Guido setzte daher nicht allein durch, daß er 891 von dem ihm günstigen Papste Stephan V. zum römischen Kaiser gekrönt ward, sondern er zwang auch dieselben Bischöfe, welche drei Jahre früher seinen Gegner in Pavia feierlich als König von Italien anerkannt hatten, ihm zu huldigen. Stephans Nachfolger, Formosus, sah sich sogar, als Arnulf immer noch nicht in Italien erschien, zu dem bis dahin unerhörten Schritte genötigt, dem unmündigen Sohne Guidos, Lambert, als Mitregenten seines Vaters die Kaiserkrone zu erteilen (892). Nun behielt Guido zwei Jahre lang im oberen und mittleren Italien die Oberhand, und Berengar mußte sich in seinen Burgen halten. In Unteritalien hatten aber unterdessen nicht nur die Griechen, sondern auch die Araber ihre Besitzungen erweitert. Der Papst war also auch von dieser Seite her hart bedrängt, und seine Lage ward von Tag zu Tag schwieriger, zumal da auch der Streit mit der griechischen Kirche von neuem ausgebrochen war.

Endlich erschien Arnulf, nachdem er die Mähren gedemütigt hatte, in Oberitalien (894); er hatte aber damals wahrscheinlich keine andere Absicht, als seinen Hauptfeind, Rudolf von Hochburgund, den er von Norden her vergebens angegriffen hatte, vom Süden her am Ticino zu bekriegen. Dies gelang nicht ganz. Er mußte, als er bis Piacenza gekommen war und die wichtigsten Punkte Oberitaliens gewonnen hatte, wieder über die Alpen zurückkehren, weil das ungewohnte Klima, die Unmäßigkeit der deutschen Truppen und besonders die ungesunde Luft am Po einen großen Teil seines Heeres hinraffte und außerdem wiederum die Alemannen nicht weiter ziehen wollten; auch sein Sohn Swatopluk, den er ins Hochgebirge geschickt hatte, konnte nichts ausrichten, weil Rudolf sich hinter seine Gletscher barg. Der einzige Vorteil, welchen Arnulf von diesem Zuge hatte, bestand darin, daß er sich durch die Besetzung oder Schleifung einiger festen Städte einen neuen Zug nach Italien erleichterte. Bald nach dem Abzuge der Deutschen starb Guido; Lambert herrschte nun allein, aber Arnulf rückte darauf zum zweitenmale in Italien ein (895). Diesmal hatte er die entschiedene Absicht, sich des Landes zu bemächtigen, und er zeigte sie gleich anfangs so deutlich, daß selbst Berengar von ihm abfiel und mit Guidos Schwager, dem Markgrafen Adelbert von Tuscien, einen Bund gegen ihn schloß. Dadurch ward dann das Schicksal von Italien noch unglücklicher, als es an und für sich schon war; ja, dieses Land kam sogar in eine noch weit traurigere Lage, als Frankreich und die deutschen Grenzländer, deren Zustand doch gewiß nicht zu beneiden war. Im Norden der Alpen paßte die Gesetzlosigkeit doch

wenigstens zu dem rauhen Klima und zu der herrschenden Roheit; Italien dagegen, besonders die nördliche Hälfte desselben, hatte einer langen Ruhe genossen und sank unter seinem milden Himmel überhaupt nie so tief, als die übrigen Teile des ehemaligen Römischen Reichs. Als Arnulf zum zweitenmal in Italien erschien, hatten die Griechen, welche damals von allen Völkern der Erde allein eines sicheren Friedens und trotz ihrer schlechten Staatsverfassung einer leidlichen Regierung genossen, ihre Ansprüche im äußersten Süden der Halbinsel wieder geltend gemacht, gleichsam als wenn sie sich dort für den Verlust von Sizilien entschädigen wollten. Sie hatten kurz vorher unter ihren Feldherren Nikephoros Phokas und Symbatius den Arabern vielen Schaden gethan und nicht allein die Küsten von Kalabrien wieder besetzt, sondern auch Salerno, Amalfi und Capua zu einem Bündnis mit ihrem Kaiser gezwungen und im Jahre 891 auch Benevent erobert. Doch war ihnen das letztere bald nachher von Guido wieder entrissen worden. In Neapel hatte sich der Bischof der Stadt, Athanasius, zugleich zum Herzog aufgeworfen und mit den räuberischen Arabern eng verbündet. Mit diesen ging er gemeinschaftlich auf Raub aus und verwüstete die Gegenden um Rom. In Rom selbst stritt Formosus seit seiner Erwählung mit dem Gegenpapste Sergius. In Oberitalien endlich behauptete Guidos Witwe, Angeltrud, die Kaiserwürde für ihren noch sehr jungen Sohn Lambert mit den Waffen. Jetzt erschienen auch noch die derben Deutschen, durch welche Italien schon in der Hinsicht unsäglich leiden mußte, daß es diesen wilden Söhnen des Nordens die Fülle und Kraft der Nahrungsmittel, an die sie gewöhnt waren, nicht geben konnte und dagegen Genüsse darbot, die sie zu Hause nicht gekannt hatten. Noch weit mehr aber machte die herrschende Roheit der Zeit und der Mangel aller Aufsicht und Unterordnung Arnulfs Truppen zu einer Geißel des Landes. Wie schauderhaft der moralische Charakter und der Zustand jener Zeit war, davon können wir, erzogen und gebildet, wie wir sind, und an die behagliche Ruhe der Kultur sowie an die damit verbundene Schwäche gewöhnt, uns durchaus keine Vorstellung machen. Von Recht und Gerechtigkeit war mit wenigen Ausnahmen keine Rede, nur die Gewalt herrschte, und die rohen Begierden machten sich um so mehr geltend, je weniger die natürliche Kraft der Menschen geschwächt war. Sogar das geistliche Recht reichte nicht weit. Übrigens versteht es sich von selbst, daß in einer solchen Zeit, in der man ohne kräftige Individualität nicht bestehen konnte, sich einzelne in ebendem Grade außerordentlich edel und fromm, ja groß und erhaben zeigten, in welchem die Masse der Gemeinheit und Roheit hingegeben war.

In Oberitalien fand Arnulf nur wenigen Widerstand, desto mehr

aber in Rom, wo Angeltrud an der Spitze einer mächtigen Partei alles zur Verteidigung aufbot, und wo der Papst Formosus von seinen Gegnern hart bedrängt wurde. Der König mußte, um in Rom eindringen zu können, die Thore aufbrechen und einen Teil der Mauern niederreißen lassen; er konnte die Stadt erst dann besetzen, als Angeltrud nebst vielen Gegnern des Papstes abgezogen war. Er verfuhr nach seinem Einzuge aufs strengste: einige von seiner Gegenpartei wurden enthauptet und die beiden vornehmsten Senatoren gefangen nach Bayern geschickt. Dann ließ er sich von Formosus zum Kaiser krönen. Wie der Papst dies thun und die einige Jahre vorher von ihm selbst vollzogene Krönung Lamberts als nichtig ansehen konnte, ist nicht recht zu begreifen. Die Italiener sahen sich um so mehr berechtigt, die Krönung Arnulfs als eine leere Ceremonie anzusehen, als Arnulf bald nachher durch einen Krankheitsanfall genötigt ward, in die ihm zuträglichere Luft von Deutschland zurückzueilen (896), und Berengar mit Lambert in Verbindung trat, um mit dessen Hilfe sein Herzogtum Friaul, welches Arnulf besetzt hatte, wiederzuerobern. Durch diese Verbindung gelangte Lambert nach dem Abzuge der Deutschen in den ungestörten Besitz der von seinem Vater geschaffenen Macht; denn Berengar begnügte sich mit seinem Herzogtum und mit dem Königstitel.

Es war ein Glück für Deutschland, daß Arnulf nach seiner Heimkehr die Hoffnung, Italien zu besitzen, aufgab. Er schloß mit den Griechen und mit den slawischen Völkern Frieden und hielt in verschiedenen Städten des Reichs Versammlungen, um Gerechtigkeit zu üben und Gesetze zu geben, aber seine Gesundheit war und blieb gebrochen, und er war dadurch außer stand gesetzt, die nötige Ordnung zu erhalten. Seine Kränklichkeit und sein schon nach wenigen Jahren erfolgter Tod waren ein großes Unglück für das Reich, weil die inneren Verhältnisse desselben einen kräftigen und rastlos thätigen Regenten erforderten. In Deutschland war nämlich die seit Karl dem Großen verschwundene Einrichtung, daß große Distrikte oder auch ganze Volksstämme unter einem einzigen Grafen oder Herzog standen, mit wenigen Ausnahmen immer noch nicht wieder eingeführt, sondern die Verwaltung der königlichen Güter und Rechte sowie das Gerichtswesen und die Heerbannpflicht wurden durch Beamte geleitet, welche bloß für die einzelnen Gaue und für eine bestimmte Zeit ernannt und bevollmächtigt waren. Dies machte nicht nur ein rüstiges Reichsoberhaupt, sondern auch die persönliche Gegenwart desselben und seine stete Aufsicht oder doch seinen steten Verkehr mit jenen Beamten nötig; denn der Adelstolz war in Verbindung mit dem Familiengeist sehr mächtig, und den raubsüchtigen Großen lag das Beispiel Frankreichs, wo bie Grafen wirk-

liche Herren geworden waren, nahe vor Augen. Arnulf starb im Jahre 899. Obgleich bei seiner Korpulenz und langwierigen Kränklichkeit sein Tod natürlich schien, so redete man an seinem Hof doch von Vergiftung, weil die abscheuliche Kunst der Giftmischerei sich damals von Italien her auch im südlichen Deutschland verbreitete.

So sehr auch die Deutschen das Bedürfnis einer festen männlichen Regierung fühlten, so wählten sie doch den erst sechs Jahre alten rechtmäßigen Sohn Arnulfs, Ludwig das Kind, weil der Erzbischof Hatto von Mainz den Grundsatz, daß man bei der Wahl eines Königs dem Blute folgen müsse, als deutsche Sitte geltend machte und wohl befürchtete, daß ein Bruch derselben die schon an sich getrennten deutschen Stämme völlig einander entfremden würde. Zwar hinterließ Arnulf zwei erwachsene natürliche Söhne, von denen der eine, Zwentibold, einige Jahre früher zum König von Lothringen bestimmt worden war; doch hatte er hier das Regiment mit rücksichtsloser Energie gehandhabt, war auch wohl ab und zu heftiger eingeschritten, als klug war. Den Erzbischof von Trier soll er thätlich mißhandelt haben; mit den lothringischen Großen, namentlich den Grafen des Bliesgaues, lag er in beständiger Fehde und fand ein Jahr nach Arnulfs Tod in einer blutigen Schlacht an der Maas seinen Untergang. Es wäre jedoch falsch, wenn man diesen hochbegabten Mann als Tyrannen bezeichnen wollte: die Zeit war eisern, und es ist kein Zweifel, daß nicht grausame Willkür, sondern allein das Bestreben, eine feste Herrschaft wiederherzustellen, ihn zu schroffem Vorgehen antrieb. Statt des unmündigen Königs Ludwig leiteten der Erzbischof Hatto von Mainz und der alte Graf oder Herzog Otto der Erlauchte von Sachsen die Regierung; sie stießen aber auf großen Widerstand, nicht allein weil beide dabei für sich selbst sorgten, sondern auch weil von Arnulfs Zeit an sich in Deutschland eine Erscheinung erneuerte, die es doppelt schwierig machte, mit geteilter Gewalt und geteiltem Willen das Reich wohl zu verwalten. Es entstanden nämlich, hauptsächlich infolge der durch die Angriffe der Normannen und Slawen nötig gewordenen kräftigen Beschützung der Grenzländer, nach und nach mächtigere Grafen und Herzöge, welche ihr Amt in ein erbliches Besitztum zu verwandeln strebten, während zu gleicher Zeit auch die meisten Bischöfe, die mit jenen durch Verwandtschaft eng zusammenhingen, ihre weltliche Macht im Interesse ihrer Familie zu gebrauchen und auf jede Weise zu erweitern suchten. Solche größere Fürsten hatten sich namentlich im Lande der Friesen, in Sachsen und in Thüringen erhoben; in Bayern waltete zu Anfang des 10. Jahrhunderts Markgraf Liutpold, dem auch noch Kärnten übertragen wurde, nicht nur mit der Macht eines Herzogs, sondern er nahm auch den erloschenen Titel wieder an und vererbte ihn

auf seinen Sohn Arnulf. In Sachsen hatte sich durch eine Geschlechtsfolge von ausgezeichneten Männern das Haus der Liudolfinger zur ersten Stellung erhoben. Als Stifter derselben kann Ekbert betrachtet werden, einer der ersten sächsischen Edelinge, die mit Karl dem Großen ihren Frieden machten; er verteidigte die nördliche Reichsgrenze gegen die Dänen und wurde mit einer Verwandten des karolingischen Hauses, Ida, vermählt. Sein Sohn Liudolf, nach welchem dieser Fürstenstamm zuweilen benannt wird, hatte bereits in Sachsen solches Ansehen, daß man zweifeln konnte, ob er Graf oder Herzog zu nennen sei. Er machte mit seiner Gemahlin Oda eine Wallfahrt nach Rom und stiftete später, den mitgebrachten Reliquien zu Ehren, das berühmte Kloster Gandersheim im Braunschweigischen, dessen erste Äbtissin seine Tochter Hathumod war; Gandersheim gehörte über ein Jahrhundert lang zu den Lieblingsschöpfungen des Hauses. Liudolfs älterer Sohn war Bruno, dem eine Sage die Gründung von Bruns wic, d. i. Braunschweig (angeblich im Jahre 861), zuschreibt; der jüngere war Otto der Erlauchte, Ahnherr des sächsischen Kaiserhauses.

Für die Geschichte dieser Zeit waren zunächst zwei Fürstenhäuser wichtig. Das erste begründeten die vier Söhne des fränkischen Grafen Werner, von welchem der eine, Rudolf, als Bischof von Würzburg besonders angesehen und mächtig war, während man das Haus nach einem anderen Bruder, Konrad, als das Konradinische (später als das salische) zu bezeichnen pflegt. Neben ihnen war ebenfalls in Franken mächtig die nach ihrer Hauptburg benannte Familie der Babenberger oder die drei Söhne jenes fränkisch-thüringischen Markgrafen Heinrich, welcher unter Karl dem Dicken den größten Einfluß auf die Regierung gehabt hatte. Zwischen diesen beiden Familien war schon unter Arnulf über den Besitz der Macht in Hessen und Franken ein heftiger Streit ausgebrochen, welcher den an Ludwigs Statt herrschenden Männern die Regierung um so mehr erschwerte, da der eine von ihnen, Otto, mit den Babenbergern nahe verwandt war. Unter Arnulf waren die Söhne Werners im Nachteil geblieben. Drei Jahre nach Arnulfs Tode aber gewann Rudolf eine entscheidende Schlacht, in welcher zwar einer von seinen Brüdern, Eberhard, fiel, aber auch ein Babenberger getötet und ein zweiter gefangen genommen ward. Den letzteren ließen seine Gegner gleich nachher hinrichten. Der dritte Babenberger, Adalbert, setzte jedoch den Kampf fort, denn zu der alten Feindschaft trat jetzt noch der Schmerz über den Tod des Bruders und die Pflicht, ihn zu rächen; er verjagte Rudolf aus seinem Bistum, entriß den Söhnen Eberhards ihre königlichen Lehnsgüter, besiegte und tötete nachher den oben genannten Bruder Rudolfs, Konrad, dessen gleichnamiger Sohn später König von Deutschland ward, und übte in

Franken und Hessen die grausamsten Verheerungen. Jetzt erst, nachdem die Fehde bereits sieben Jahre gedauert hatte, suchte man das Ansehen des Reiches aufrecht zu erhalten. Adalbert ward auf eine Reichsversammlung nach Tribur geladen, und als er nicht erschien, zog der König in Begleitung Hattos gegen ihn zu Felde. Er warf sich in seine Burg Theres am Main, wurde aber zur Übergabe gezwungen und als Empörer enthauptet (906). Dieses Verfahren gegen einen Grafen war damals noch so auffallend und unerhört, daß man ein altes Geschichtchen auf Hatto übertrug, damit man, wie er im Leben seines Stolzes wegen von allen gehaßt wurde, auch noch sein Andenken durch den Schein hinterlistiger Treulosigkeit brandmarke. Hatto soll nämlich den Babenberger unter dem eidlichen Versprechen, ihn unbeschädigt in seine Burg zurückzuführen, dazu bewogen haben, daß er sich zu dem jungen König verfüge, um dessen Verzeihung zu gewinnen. Als nun Adalbert zu diesem Zwecke in Begleitung Hattos vom Hause wegritt, soll dieser ihn unter dem Vorwande, ein Frühstück einzunehmen, zur Umkehr beredet und dann, als sie wirklich im Lager des Königs ankamen, verhaftet haben; sein Schwur, habe er erklärt, sei gelöst, indem er den Gegner unbeschädigt, zum Frühstück nämlich, in seine Burg gebracht habe. Adalberts Güter und Lehen wurden eingezogen und an andere Große verteilt. Die Hauptmacht des rheinischen Frankens kam nach der Unterdrückung der Babenberger in die Hände der Konradinischen Grafen. Mit Hilfe der letzteren unterdrückte Hatto, welcher überhaupt allein einige Ordnung im Reiche hielt, gleich nachher auch mehrere lothringische Große, die schon unter Arnulf auf ähnliche Weise wie Adalbert gehaust, den Bischof von Toul zur Verzweiflung gebracht und ungeachtet der entehrenden Strafe, zu welcher sie von Arnulf verurteilt worden waren, ihre Räubereien und Verheerungen fortgesetzt hatten.

Diese Fehden und Räubereien einzelner Großen waren großenteils schuld an dem Elende des Reiches. Eine lebhafte Schilderung desselben findet sich in einem noch erhaltenen poetischen Sendschreiben in lateinischer Sprache, das der Bischof Salomo von Konstanz, einer der einflußreichsten und klügsten Staatsmänner der Zeit, an den Bischof Dado von Verdun richtete, und das mit den Worten schließt: „Sehr haben wir zu fürchten, daß die Worte Salomos an uns in Erfüllung gehen: Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!“ Aber zu der Zerrüttung und Auflösung im Innern kamen noch die Verheerungen fremder Raubscharen; denn die Magyaren brachen nicht nur mehrere Male nacheinander in Böhmen und Bayern ein, sondern sie drangen auch bis nach Thüringen, Sachsen und Schwaben vor, wüteten überall mit Mord, Brand und Raub und warfen in drei Schlachten drei

deutsche Heere nieder. Die furchtbarste derselben, in welcher Liutpold von Bayern, die Blüte des Adels und hohe geistliche Würdenträger, wie der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Freising, den Heldentod starben, fand im Jahre 907 am nördlichen Donauufer jenseit der March, nicht weit von Preßburg, statt; Ludwig, damals im 14. Jahre stehend, war entweder zugegen oder doch nahe anwesend. Die weite Ebene war der ungarischen Reiterei allzu günstig; die Niederlage wirkte wahrhaft betäubend auf die deutsche Christenheit. Unter solchen Leiden eines durch innere Zwietracht und durch äußere Feinde erschütterten Reiches starb König Ludwig, noch ehe er hatte zeigen können, ob er tüchtig sei, die Regierung zu führen (911). Mit ihm ging der Stamm der Karolinger in Deutschland unter; es fragte sich nun, ob der Einheitsgedanke im Deutschen Reiche stark genug sein würde, es vor Zersplitterung zu bewahren. Die Gefahr war groß, denn die trostlose Regierung Ludwigs war wenig dazu angethan gewesen, die einzelnen Stämme aneinander zu fesseln, und mit Recht konnte man befürchten, daß die an ihrer Spitze stehenden Herzöge ihre Gewalt nicht zu Gunsten eines der Mächtigen unter ihnen preisgeben würden.*)

6. Die letzten Karolinger in Italien und Frankreich.

In Italien behauptete sich der Kaiser Lambert bis zu seinem frühen Tode im Besitze der Lombardei und einiger angrenzenden Landstriche. Inzwischen entspannen sich am Hauptsitze der abendländischen Christenheit Parteikämpfe, von wahrhaft greuelhaften Vorgängen begleitet, welche die wilde Leidenschaftlichkeit italienischer Naturen enthüllen. Papst Formosus, der zuerst Lambert und sodann Arnulf gekrönt hatte, starb 896; acht Monate nach seinem Tode ließ sein zweiter Nachfolger, Stephan VII., die verweste Leiche ausgraben, vor eine Synode

*) Die Reihenfolge der Karolinger seit Karl dem Großen, insofern sie deutsche Herrscher waren, ist folgende: Ludwig der Fromme bis 840; Ludwig der Deutsche bis 876; Karl der Dicke (erst mit seinen Brüdern Ludwig dem Jüngeren und Karlmann, seit 882 allein) bis 887; Arnulf bis 899; Ludwig das Kind bis 911. Diese Reihe ist mit Recht für den Kaisersaal in Frankfurt angenommen worden. In Bezug auf das römische Kaisertum jedoch gestaltet sich die Folge also: Karl I. der Große 800 bis 814; Ludwig I. der Fromme bis 840; Lothar I. (Mitkaiser seit 823) bis 855; Ludwig II., Lothars Sohn, bis 875; Karl II. der Kahle bis 877. (Von da vier Jahre lang kein Kaiser.) Karl III. der Dicke 881 bis 887. (Wiederum vier Jahre lang kein Kaiser; hierauf 891 bis 894 Guido samt seinem Sohne Lambert.) Arnulf 895 bis 899. (In Italien behauptet sich Lambert bis zu seinem Tode, 898; sodann 901 Ludwig (III.) der Blinde, behält den Titel bis an seinen Tod, 924.) Ludwig III. das Kind (nimmt ohne Krönung durch den Papst den Kaisertitel an) 908 bis 911.

bringen, wie einen Angeklagten zum Tode verurteilen und in den Tiberstrom schleppen; aber bald nachdem Stephan selbst eingekerkert und ermordet worden war, fischte man die Leiche wieder auf und begrub sie zum zweitenmal. Oberitalien erfreute sich indes einer mehrjährigen ungewohnten Ruhe, bis der junge Kaiser auf einer Jagd in der Ebene von Marengo durch einen Sturz vom Pferde den Tod fand (898). Nun kam Berengar I. wieder aus seinem Erblande hervor, um sich des erledigten Königreichs zu bemächtigen. Ihm widersetzten sich aber viele Große, an deren Spitze sein eigener Schwiegersohn, der Markgraf Adalbert von Ivrea, stand. Diese riefen den König der Provence oder des sogenannten cisjuranischen Burgund, Ludwig, Sohn des Boso und der Irmengard, herbei. Berengar trieb denselben zwar zurück und nötigte ihn zu dem Versprechen, nicht wiederzukehren; er hatte darüber aber die östlichen Grenzen seines Reiches entblößt, so daß von dorther die Magyaren verheerend eindrangen. Von diesen erlitt Berengar eine schwere Niederlage, und da er sich gerade zur nämlichen Zeit mit dem mächtigen Markgrafen Adalbert von Tuscien entzweite, so büßte er bei dem wankelmütigen Sinne der Italiener auch den über Ludwig errungenen Vorteil wieder ein. Dieser kehrte 901 nach Italien zurück und ward vom Papste sogar zum römischen Kaiser gekrönt. Er erhielt aber durch den neuen Titel unter den Italienern nicht mehr Macht, als er in seinem väterlichen Reiche gehabt hatte, wo Lothars II. Enkel, Hugo, und der Erzbischof von Arles die eigentlichen Regenten waren. Während Ludwigs Abwesenheit vermehrten diese beiden Großen ihre Gewalt noch mehr. Nachdem sich Ludwig in Italien einige Jahre nur durch Erteilung von Diplomen bemerklich gemacht hatte, benutzte er endlich eine Krankheit Berengars, um die Stadt Verona zu besetzen. Er erreichte seinen Zweck, überließ sich aber einer thörichten Sicherheit, wurde infolgedessen durch Berengar überfallen, geblendet und nach der Provence zurückgeschickt (905). Hier ward ihm von Hugo, der sich zuerst Graf und Markgraf, dann Herzog nannte und, wie es scheint, mit Ludwigs Bewilligung das Reich verwaltete, nicht mehr als der Titel des Herrschers gelassen, und sein Sohn büßte, wie wir später sehen werden, auch diesen ein.

Berengar war nach Ludwigs Vertreibung zum zweitenmale alleiniger Beherrscher von Italien; doch führte er im Grunde nur den Namen eines Königs. Sein Ansehen war und blieb sehr gering, da Ober- und Mittelitalien in der Gewalt mehrerer kleinen räuberischen Tyrannen war, so daß selbst diejenigen Städte, welche bisher ihre alten Rechte behauptet hatten, sich nur mit Mühe gegen gänzliche Unterdrückung wehrten und deshalb unter ihre Bürger viele der ritterlichen Gutsbesitzer aufnahmen, die nachher ihre Peiniger wurden. Während sich

auf diese Weise jeder, der grausam, treulos, reich und tapfer war, in der nördlichen Hälfte von Italien zum Herrscher aufwarf, war das Schicksal von Rom, infolge einer verkehrten Einrichtung der Papstwahl, den schlechtesten Menschen preisgegeben; in Unteritalien aber hausten die Griechen und ihre aus Halbwilden zusammengesetzten Heere, und sowohl dort als im Norden wüteten die Mohammedaner gegen die unglücklichen Bewohner der Halbinsel. An der Erwählung des Papstes nahmen nicht nur die Geistlichen, sondern auch der Adel und das Volk von Rom teil; da aber die ersteren durch Verwandtschaft, das Volk und der niedere Adel durch Klientel und empfangene oder gehoffte Wohlthaten an einige vornehmere Familien geknüpft waren, so regierten eigentlich diese allein in Rom. Sie waren stets untereinander uneinig und erhielten dadurch die Stadt stets in einem Zustande fortwährender Spannung und Unruhe. Durch die Mohammedaner wurde damals nicht nur Rom, sondern auch ein großer Teil des übrigen Italiens sehr bedrängt. Sie hatten sich an drei Punkten der Halbinsel festgesetzt: in dem am Adriatischen Meere gelegenen Gebirge Gargano, an dem in den Golf von Gaeta mündenden Flusse Garigliano und in der Nähe der jetzt von französischem Gebiet umschlossenen Stadt Monaco. Von dem ersteren Punkte aus plünderten sie das Adriatische Meer und Italiens Ostseite, vom Garigliano her suchten sie die Umgegend von Rom mit ihren Raubzügen heim, von Monaco aber und von dem nahe bei Tropez gelegenen Fraxinetum (Garde Fraynet) aus machten sie das Genuesische, die westlichen Alpenpässe und die Provence unsicher und bedrohten die von Westen her nach Rom ziehenden Wallfahrer. Berengar konnte gegen diese Räuber, welche hauptsächlich zur See mächtig waren, keine Hilfe gewähren; es mochte daher wohl eine Wohlthat für die Römer sein, was für die Christenheit eine Schande war, daß im Jahre 914 der Erzbischof von Ravenna, Johann X., durch solche Künste auf den päpstlichen Stuhl gebracht wurde, welche bei der Erlangung einer geistlichen Würde ebenso schändlich sind, als sie im Verkehr der Menschen und in den Welthändeln ihren großen und wichtigen Gebrauch haben. Johann verdankte nämlich seine Erhebung einer der drei leichtfertigen Frauen, welche damals in Italien eine Rolle spielten, die dadurch bezeichnet wird, daß man ihrer Herrschaft in Rom den derben Namen der Metzenregierung gegeben hat. Diese Frauen waren Theodora und ihre beiden Töchter, Marozia und Theodora die Jüngere, welche die Mutter zu kühnen, schlauen und verständigen, aber auch herrschsüchtigen und sittenlosen Weibern erzogen hatte. Theodora war nach Angabe des Liudprand von Cremona, der freilich zu schlimmer Nachrede sehr geneigt ist, die Geliebte Johanns gewesen und hatte dann einen römischen Senator geheiratet.

Von ihren Töchtern war die eine, Marozia, mit dem Markgrafen Alberich von Camerino, die andere mit einem angesehenen Römer vermählt. Da Alberich nicht nur die größten Güter besaß, sondern auch zugleich römischer Patrizier und in Mittelitalien sehr mächtig war, so hatte er, nach den bei der Papstwahl obwaltenden Verhältnissen, einen überwiegenden Einfluß auf dieselbe und lenkte überhaupt ziemlich unabhängig die Dinge in Rom. Mit seiner Hilfe hielt es der älteren Theodora, welche kühner als irgend ein Mann war, nicht schwer, ihrem Freund zur päpstlichen Würde zu verhelfen. Sie schützte ihn nachher auch in dieser Stelle, die er, allen dabei vorgefallenen kanonischen Unregelmäßigkeiten zum Trotz, in Besitz genommen hatte. So schlecht übrigens auch Johann X. in moralischer Hinsicht gewesen sein mag, so machte er sich doch um sein Vaterland dadurch sehr verdient, daß er die am Garigliano angesiedelten Moslemin vertrieb. Er wußte zu diesem Zwecke die Kräfte Italiens zu vereinigen. Er zog Berengar an sich und erteilte ihm die Kaiserwürde (916), wogegen dieser ihm seine Truppen lieh; mit den langobardischen Herzögen in Benevent und anderen Städten stand Johann schon länger in naher Verbindung; über die Macht von Mittelitalien gebot seine Theodora; die Griechen aber gewann er leicht, da er als ein Mann, der von jeher die geistlichen Pflichten den weltlichen nachgesetzt hatte, die Zänkereien seiner Vorfahren mit den Kaisern von Konstantinopel ganz fallen ließ. Er selbst stellte sich mit Alberich an die Spitze der vereinigten Truppen und verjagte die Mohammedaner aus ihrem Raubnest am Garigliano (916). Man hat ihm später aus dem Umstande, daß er persönlich mit zu Felde gezogen war, ein Verbrechen gemacht, obgleich schon Johann VIII., der erste Papst, der dies that, hierin dem Beispiel der Bischöfe Deutschlands, Frankreichs und der Lombardei gefolgt war; es fehlte auch in der Folgezeit nicht an kriegerischen Päpsten.

Berengar gewann durch den erhaltenen Kaisertitel an wahrer Macht nichts. Er sah sich im Gegenteil genötigt, Magyaren in seine Dienste zu nehmen oder herbeizurufen, und war durch die Roheit und Grausamkeit derselben um das Wohlwollen seiner Unterthanen gebracht, das er wegen seiner vielen Schenkungen sowie wegen seines frommen Sinnes und anderer vortrefflichen Eigenschaften wohl verdient hätte. Außerdem zog er sich den Haß der Großen zu, gegen deren Übermacht er die kleinen Vasallen zu schützen suchte. Jene bildeten eine Verschwörung gegen ihn, und sein eigener Schwiegersohn, der Markgraf Adalbert von Ivrea sowie sein Enkel, Adalberts Sohn Berengar II., traten derselben bei. Die Verschworenen beschlossen, den verhaßten Oberherrn zu stürzen und an seine Stelle den König Rudolf II. von Hochburgund als König von Italien einzusetzen. Daß man einen

Fremden dazu ausersah, hatte seine guten Gründe. Man konnte nämlich unter einem solchen weit leichter im Trüben fischen und den Namen des Königs mißbrauchen, als unter einem im Lande geborenen und erzogenen Gebieter, und hätte überdies, was die kargen Italiener stets in Anschlag brachten, den letzteren ernähren müssen, weil er beständig im Lande geblieben wäre. Rudolf ward beim Kampf um die italienische Krone von seinem Schwiegervater Burkard unterstützt, welcher bei der Erneuerung des Herzogtums Alemannien oder Schwaben an die Spitze desselben gestellt worden war und sich dadurch gewissermaßen eine königliche Macht verschafft hatte. Sein erster Versuch, in Italien einzudringen, scheiterte an der Tapferkeit der ungarischen Truppen Berengars. Dieser suchte darauf seine treulosen Barone durch Großmut zu gewinnen, ward aber dafür von ihnen verlacht und verraten. Gleich nachher erschien Rudolf zum zweitenmale, besiegte seinen Gegner in einer entscheidenden Schlacht und ward durch den Erzbischof Lambert von Mailand, der die Verschwörung gegen Berengar hatte bilden helfen, zum König von Italien gekrönt (923). Berengar zog sich in seine Erbstaaten zurück, um zu warten, bis Rudolf, der nicht lange von Burgund abwesend sein durfte, dahin zurückgekehrt und die erste Hitze seiner Anhänger verraucht sei; er wurde aber schon im folgenden Jahre von einem seiner Vertrauten, den er erst kurz vorher reichlich beschenkt hatte, hinterlistigerweise ermordet. Es geschah dies um dieselbe Zeit, als die Ungarn Oberitalien auf entsetzliche Weise verheerten und namentlich die Königsstadt Pavia mit Feuer und Schwert fast vernichteten; es sollen über 40 Kirchen verbrannt und sämtliche Einwohner bis auf wenige Hundert getötet worden sein. Mit Berengar kann man den italienischen Stamm der Karolinger als erloschen ansehen; denn sein Enkel Berengar II., welcher später ebenfalls als König von Italien auftrat, gründete seine Ansprüche nicht auf Abstammung.

Während in Italien und Deutschland das Geschlecht der Karolinger unterging, schien es in Frankreich wieder neu aufzuleben; aber die Kraft des Stammes und der Wurzel war dahin, und die Säfte, welche diesen hätten nähren sollen, flossen anderen Stämmen zu. Als Karl dem Dicken die Zügel der Regierung entfielen, wählten die von den Normannen bedrängten Großen nicht den einzigen noch übrigen französischen Karolinger, Karl den Einfältigen, welcher damals erst acht Jahre alt war, sondern den Grafen Odo von Paris, der diese Stadt aufs tapferste verteidigt hatte, und der durch großen Landbesitz einflußreich war; unter den ihm zuerteilten Würden war die eines Laienabtes zum heiligen Martin von Tours besonders wertvoll, sowohl wegen des Reichtums dieser Pfründe, als wegen des hohen Ansehens, das die

Abtei genoß (888). Die Einrichtung der Laienäbte gehört wesentlich dem 9. Jahrhundert an; der abba comes oder abbas miles war meist ein weltlicher Großer, der die Einkünfte bezog und als Schirmherr auftrat, die geistlichen Verrichtungen jedoch durch andere besorgen ließ. Odo erfocht gleich nachher noch einen Sieg über die Normannen und brachte nach demselben einige Große, die ihn nicht anerkannt hatten, zum Gehorsam, herrschte aber doch nur über einen kleinen Teil von Frankreich und konnte besonders in der Bretagne das alte Recht der französischen Könige ebensowenig geltend machen, als seine Vorgänger. Seine Hauptsorge war, den deutschen König Arnulf zu gewinnen; auch gelang es ihm, ein freundliches Verhältnis mit demselben herzustellen, und dies hatte wenigstens den einen Vorteil, daß der Beherrscher eines großen Teils von Aquitanien, Graf Rainulf von Poitou, welcher für Karl den Einfältigen Partei genommen hatte, sich mit Odo aussöhnte. Odo kämpfte darauf mit abwechselndem Glücke gegen die Normannen. Bald aber schlossen mehrere der mächtigsten Großen unter der Leitung des Erzbischofs Fulko von Reims eine Verbindung gegen ihn; sie riefen den Markgrafen Guido von Spoleto aus Italien herbei, der wirklich zu Langres gesalbt wurde, aber bald einsah, daß er sich in einen ungleichen Kampf eingelassen habe. Er kehrte nach Italien zurück, wo er später die Kaiserkrone gewann. In der Folge erklärte sich eine mächtige Partei für Karl den Einfältigen, und derselbe Fulko von Reims salbte ihn in einer feierlichen Versammlung (893). In einem Schreiben, welches der Erzbischof damals an Arnulf schickte, wird derselbe Grundsatz, der die Deutschen bei der Wahl Ludwigs des Kindes leitete, als altes germanisches Recht aufgestellt und aus deutschen Jahrbüchern erwiesen. Beide Parteien suchten Arnulfs Beistand, dieser erklärte sich aber weder für die eine, noch für die andere. In dem mehrjährigen Kampfe, der sich hierauf zwischen ihnen entspann, trieb Odo seine Gegner zuletzt so sehr in die Enge, daß Karl der Einfältige sogar auf den unglücklichen Einfall kam, sich den Normannen in die Arme zu werfen. Daran hinderten ihn jedoch seine Freunde; sie vermochten ihn, sich lieber an seinen Gegner Odo selbst zu wenden. Dieser nahm ihn freundlich auf, gab ihm ein Stück Land und bewies sich auch gegen seine Anhänger großmütig. Überhaupt steht Odo in diesen rohen Zeiten als ein Beispiel von echter Religiosität und von Großmut gegen besiegte Feinde fast einzig da. Auch hätte er allein durch seine Tapferkeit und christliche Tugend dem zerrütteten Reiche Ruhe, gesetzliche Ordnung und Religionsübung wiedergeben können, wenn ihm ein längeres Leben zu teil geworden wäre; er starb aber schon im zehnten Jahre seiner Regierung (898).

Nach Odos Tode brachte es Fulko, der sich Karls des Einfältigen

wie ein Vater annahm, ohne große Mühe dahin, daß dieser von allen Herren des Reiches als König anerkannt wurde. Der junge Regent besaß aber weder Verstand, Erfahrung und kräftigen Willen, noch auch Schätze und Güter, mit denen er Freunde hätte gewinnen und ein zahlreiches Gefolge unterhalten können. Es war also natürlich, daß seit seiner Regierung die Grafen und Herzöge sich völlig als Eigentümer der Länder betrachteten, die ihren Vätern nur zur Verwaltung übergeben worden waren; sie traten um so selbständiger auf, als die meisten von ihnen auch mit der königlichen Familie nahe verwandt waren. So leitete z. B. Heribert I., Graf von Vermandois in der Champagne, sein Geschlecht von Karls des Großen Enkel Bernhard her; der Graf Robert von Paris, Odos Bruder, war der Sohn einer Tochter Ludwigs des Frommen, und Ludwig der Blinde von der Provence stammte durch seine Mutter, eine Tochter des Kaisers Ludwig II., von Ludwigs des Frommen Sohn Lothar ab. Auch wurden die französischen Großen im Streben nach Macht und Selbständigkeit durch die Umstände weit mehr begünstigt, als die deutschen, die doch sonst mit ihnen in gleichem Verhältnisse standen; denn in Deutschland setzte die bestimmte Scheidung der einzelnen Stämme gewisse Schranken, die in Frankreich nicht bestanden, und die alte Verfassung, nach welcher alle Begüterten eine Stimme hatten, konnte in dem ersteren Lande wegen der öfteren allgemeinen Reichstage und der Landtage der einzelnen Provinzen nicht so leicht untergraben und umgewandelt werden, als in Frankreich. Unter den Großen von Frankreich ragten zu Karls des Einfältigen Zeit besonders die Grafen Balduin von Flandern, Robert von Paris (auch wohl Herzog von Francien genannt) und Heribert von Vermandois durch Macht und Ansehen hervor. Sie waren weit mächtiger als der König, suchten die wenigen Güter, welche diesem zur Vergabung noch geblieben waren, an sich zu reißen und stritten um den Besitz der reichen Abteien, die man oft einem, dem sie nicht zukamen, wegnahm, um sie einem anderen zu erteilen, dem sie ebensowenig gebührten. Die einzige sichere Stütze, welche Karl hatte, war Fulko; dieser ward aber 900 auf Anstiften des beleidigten Grafen Balduin ermordet, und der König war und blieb seitdem der Willkür seiner Vasallen preisgegeben. Er wagte nicht einmal Fulkos Mörder zu bestrafen; denn diese lachten im Vertrauen auf Balduins Macht sowohl der Strafe des Königs, als des Bannfluches, den der Papst und die Bischöfe gegen sie schleuderten. Ja, der angesehenste unter ihnen wurde durch diesen Bannfluch nicht einmal dazu gebracht, daß er die That als eine Sünde anerkannte, und setzte den schrecklichen Worten desselben die kalte Erklärung entgegen, er habe durch das Geschehene nicht die mindeste Schuld auf sich geladen, weil er es aus treuer Ergeben-

heit gegen seinen Lehnsherrn Balduin gethan habe. So sehr ist es den Menschen eigen, sich alle Pflichten nicht in einer notwendigen, durch das Gewissen unmittelbar gegebenen, sondern in einer zufälligen, äußeren und aus Gewohnheit fließenden Ordnung zu denken! Übrigens kann dieser Bannfluch als ein Muster der Art und Weise dienen, wie damals die Kirche das von ihr verwaltete göttliche Recht zu handhaben und anzuwenden pflegte, zumal da gerade in jenen Tagen solche Bannsprüche sehr häufig waren. „Weil die Mörder" — so lautete der Fluch, den die Bischöfe in einer feierlichen Versammlung erließen — „eine Frevelthat begangen haben, welche früher in der Christenheit unerhört war, so stoßen wir sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und vermöge der Gewalt, welche Gott durch Petrus, den ersten der Apostel, den Bischöfen übertragen hat, aus dem Schoß der heiligen Kirche, unserer Mutter, aus und verdammen sie mit ewigem Bannfluche, daß sie nie Verkehr und Gemeinschaft mit Christen haben sollen. Verflucht seien sie in der Stadt und auf dem Felde! Verflucht seien ihre Scheunen und alle ihre übrige Habe! Verflucht die Frucht ihres Leibes wie die Frucht ihrer Felder, die Herden ihrer Kühe und die Scharen ihrer Lämmer! Verflucht sei ihr Ausgang und ihr Eingang! Verflucht seien sie in ihrem Hause und ohne Stätte auf dem Felde! Sie treffe der Fluch, den der Herr durch Mose über sein Volk aussprach, wenn es seine Gebote verletzte! Sie treffe der Fluch Maranatha, d. h. sie sollen bei der Wiederkunft des Herrn untergehen! Über sie sollen alle Verwünschungen kommen, welche die heiligen Gesetze der Kirche und die Beschlüsse der apostolischen Männer wider die Mörder und alle die, welche gegen die Kirche freveln, ausgesprochen haben! Denn Frevler gegen die Kirche sind diejenigen, die an einen Diener Gottes die Hand anzulegen gewagt haben. Sie treffe zu ihrem ewigen Untergang der gerechte Spruch göttlicher Strafe! Kein Christ gewähre ihnen daher das Wort des Grußes! Kein Geistlicher erkühne sich jemals, ihre Beichte anzuhören oder ihnen die heilige Kommunion zu geben! Nach ihrem Tode sollen sie wie der Esel bestattet und mit dem Gesicht zur Erde auf den Mist geworfen werden, damit sie den jetzigen und künftigen Geschlechtern ein Beispiel der Schande und Verfluchung seien! Und wie jetzt diese Fackeln, aus unseren Händen geschleudert, erlöschen, so werde ihre Leuchte auf ewige Zeit ausgelöscht!"

Die Lage des ohnmächtigen Königs Karl ward etwas besser, als beim Aussterben der deutschen Karolinger (911) die Lothringer, unter ihrem Herzog **Rainer** (Reginar), von Deutschland abfielen und sich dem Beherrscher von Frankreich als einem Sprößlinge des karolingischen Herrscherhauses unterwarfen. Der Name **Lothringen** umfaßte

damals nur noch einen kleinen Teil des früheren Lotharingischen Reiches. Er war schon 855, bei Lothars I. Tode, auf den dem Sohne desselben, Lothar II., zugefallenen Anteil, d. h. auf das zwischen der Maas, der Nordsee und dem Rhein gelegene Land außer Speier, Worms und Mainz, beschränkt worden. Bei den häufigen Veränderungen der folgenden Zeiten verengerte sich der Begriff des Wortes Lothringen nach und nach immer mehr, und beim Untergange der deutschen Karolinger hörte das Land auch auf, ein Königreich zu heißen, und erhielt den Namen eines Herzogtums. 30 Jahre später, zur Zeit des deutschen Königs Otto I., ward es in die beiden Herzogtümer Ober- und Nieder-Lothringen getrennt, von welchen das erstere die Gegenden um die Mosel, das andere aber die an der Maas und nach dem Meere hin gelegenen Striche umfaßte. Auf dem ersteren blieb später der Name Lothringen allein haften.

Karl der Einfältige gewann durch den Übertritt des Herzogs von Lothringen nicht an Macht, sondern nur an Ansehen; im Grunde blieb er nach wie vor der Sklave seiner Vasallen. Diese geboten über den größten Teil des Reiches. Die Provence und andere Gegenden des Südostens standen unter Ludwig dem Blinden. Von der Dordogne an bis zum Mittelmeer und zu den Pyrenäen herrschte dessen Schwiegersohn, Wilhelm der Fromme, als Markgraf von Gotien, Herzog von Aquitanien und Graf von Auvergne. Dieser Fürst war ein mächtiger Beschützer der ernsten und strengen kirchlichen Richtung, die sich damals gegen die Sittenverderbnis der Welt- und Klostergeistlichkeit zu erheben begann. Auf seine Veranlassung ließ sich der Abt Berno, aus vornehmem Geschlecht, zu Cluniacum (Clugny, im jetzigen Departement Saône und Loire) nieder und gründete dort (910) eine Abtei, in welcher die erneuerte Regel des heiligen Benedikt Geltung gewann. Das Ereignis gewann weltgeschichtliche Bedeutung; denn von Clugny ging die begeisterte Auffassung der Kirche aus, nach welcher diese, sittlich gereinigt und von der weltlichen Macht unabhängig, die leitende Seele der Christenheit werden sollte. Diese Auffassung, auf welcher der Idealismus des Mittelalters beruht, wurde, vorzugsweise von Clugny gepflegt, zuerst in Südfrankreich und Oberitalien volkstümlich und übte später ihren zwingenden Einfluß auch auf die Großen und Mächtigen. Von Aquitanien (welcher Name später in die Form Guyenne überging) war damals noch das Baskenland (Vasconia, Gascogne) getrennt. Herzog Wilhelm bewahrte einen Schein von Unterwürfigkeit und von Achtung für den Schatten der Königswürde; aber er that es nur, weil er so weit vom Sitze des Königs entfernt war. Dagegen wandten sich die in der Nähe des letzteren wohnenden Grafen und Herzöge von Paris, Poitiers, Anjou und Bretagne nur dann an

den König, wenn sie über Anmaßungen und über den Raub von Kirchengut Brief und Siegel erhalten wollten. Außer diesen Herren herrschte der mächtige Herzog des zu Frankreich gehörenden Landes Burgund, Richard, im Herzen des Reiches, der Graf von Flandern an der Nordgrenze, Heribert von Vermandois in der Champagne und der schlaue und tapfere Rainer von Lothringen im Osten. Dem Könige selbst war also nur sehr wenig übrig geblieben. Wenn man dabei bedenkt, daß jeder Herzog und Graf nur sein eigenes Land schützte, und daß der König nicht im stande war, die räuberischen Normannen abzuhalten, so wird man leicht sehen, daß es früher oder später durchaus notwendig wurde, einen der mächtigeren Vasallen zum Beherrscher des ganzen Reiches zu erheben, weil nur diese über eine gewisse Zahl von Streitern gebieten konnten, die Karolinger dagegen die nötige Hilfe stets erbetteln mußten.

Zu den vielen mächtigen Vasallentümern kam im Jahre 911 noch ein neues Herzogtum, dessen Fürsten dem Könige von Anfang an noch weniger unterwürfig waren, als die anderen Großen. Karl trat nämlich damals, wie oben erzählt worden, den unter Rolfs Führung eingebrochenen Normannen durch einen förmlichen Vertrag einen Strich Landes am Meere ab, damit diese künftig ihre Landsleute von der Küste abwehrten. Vielleicht leitete ihn dabei auch die Hoffnung, von Rolf und seinen Scharen Hilfstruppen gegen seine eigenen Großen zu erhalten. Auf diese Weise entstand 911 das Herzogtum der Normandie, durch dessen Gründung zwar den normännischen Verheerungen, die in England noch über ein Jahrhundert lang fortdauerten, in Frankreich gesteuert wurde, das aber andererseits auch dem Königtum eine neue große Gefahr brachte und schon bei seiner Entstehung die Schwäche der königlichen Macht aufs traurigste zu erkennen gab. Rolf hatte nämlich mit seinen Scharen lange Zeit in Frankreich geraubt, bis er endlich durch den Herzog Richard von Burgund und den Grafen Robert von Paris in zwei Schlachten mit großem Verluste geschlagen wurde. Als er sich hierauf in das königliche Gebiet an der unteren Seine warf und dort schreckliche Verwüstungen anrichtete, sah sich Karl außer stande, ihn zu vertreiben, und bot, durch die Klagen seiner Unterthanen genötigt, dem Barbaren die Hand seiner Tochter Gisela und ein Stück Land an der Küste an, doch unter der Bedingung, daß Rolf und seine Scharen sich taufen ließen. Rolf ging darauf ein, nahm aber Flandern, welches Karl ihm zuerst geben wollte, nicht an, weil es voller Sümpfe war und erst hätte erobert werden müssen. Es ward ihm daher das zwischen der Eure und dem Herzogtum Bretagne gelegene Land abgetreten, welches als Hauptlandungsplatz der Normannen schon seit hundert Jahren ganz wüst lag und für Rolf den Vorteil

hatte, daß er seine Herrschaft nach der angrenzenden Bretagne hin leicht erweitern konnte. Er trat mit den Seinen zum Christentum über, erhielt in der Taufe den Namen Robert, trennte sich von seiner heidnischen Gemahlin und heiratete Gisela (912). Wie wenig die Huldigung, die er seinem Schwiegervater leistete, von ihm und seinen Nachfolgern als Verpflichtung zum Gehorsam angesehen wurde, und wie verständig er seine neue Kolonie einrichtete, ist bereits früher auseinander gesetzt worden.

Karl der Einfältige geriet mit den Großen seines Reiches bald in einen offenen Krieg, wozu sein Vertrauter, Hagano, und Rainers von Lothringen Sohn, Giselbert, die Veranlassung gaben. Hagano, der seit Fulkos Tod beim Könige alles galt, gehörte weder dem Grafen- noch auch selbst dem Herrenstande an, besaß aber Karls Vertrauen gerade aus dem Grunde, weil er seine Stellung bloß der Gnade desselben verdankte und ihm die Anmaßungen der Großen im rechten Lichte zeigte. Diese waren über Haganos Einfluß sehr aufgebracht und beklagten sich vielleicht nicht mit Unrecht über den Stolz des Günstlings. Ihre Unzufriedenheit diente dem lothringischen Herzog Giselbert als ein Mittel zur Erreichung seiner selbstsüchtigen Absichten. Giselberts Vater war unter den französischen Großen der einzige gewesen, der seine herzogliche Gewalt nicht auf ein von seinen Ahnen ererbtes Recht gründen konnte; er verdankte daher seine Güter und sein Ansehen eigentlich nur dem Könige Karl. Diesen Umstand hatte Karl, als Rainer 916 gestorben war, auf Haganos Anraten benutzt, um sich, nachdem er alle anderen Besitzungen verloren, im Lande Lothringen, wo er sich überdies meistens aufhielt, eine neue Macht zu verschaffen. Er hatte nämlich dem jungen Giselbert zwar die Gewalt, die dessen Vater in Lothringen besessen hatte, übertragen, verlangte dagegen aber die Herausgabe der königlichen Lehnsgüter des Landes, weil er sich mit diesen andere Familien zu Freunden machen wollte. Giselbert weigerte sich dessen, ward darauf von Karl aus dem Lande gejagt und nahm seine Zuflucht zu dem mächtigen Herzog von Sachsen, welcher später (919) König von Deutschland wurde. Dieser brachte es durch seine Verwendung dahin, daß Giselbert wieder nach Lothringen zurückkehren durfte, auch viele seiner Besitzungen zurückerhielt; er ging jedoch auf Giselberts Ermunterung, Lothringen wieder zu Deutschland zu ziehen, nicht ein, unterstützte ihn auch nicht, als gleich nachher zwischen dem lothringischen Herzog und seinem Lehnsherrn ein neuer Streit ausbrach. Es kam zum Kampfe, Karl rückte mit seinen Truppen auch gegen die Deutschen vor und gelangte bis Worms, wo er aber geschlagen wurde. Darauf hielt Heinrich mit Karl dem Einfältigen in der Nähe von Bonn auf dem Rheine eine Zusammenkunft, bei welcher

er dem französischen König den Besitz von Lothringen zugestand und dafür die förmliche Anerkennung seiner ostfränkischen Königswürde erhielt. Die Zusammenkunft fand auf einem Schiffe statt, welches mitten im Rhein vor Anker lag, während auf beiden Ufern die Heere lagerten. Giselbert suchte nun dem französischen König unter seinen Großen offene Feindschaft zu erwecken und hatte dabei leichtes Spiel, da Robert von Paris nach der Königskrone strebte und alle anderen Vasallen gegen den stolzen Hagano heftig erbittert waren. Man kam überein, Karl den Einfältigen zu vertreiben, und zum Unglücke desselben starb gerade zu dieser Zeit der rechtlichste unter den Großen, Richard von Burgund, dessen Sohn Rudolf Roberts Tochter zur Gemahlin hatte. Karl wurde mit leichter Mühe vertrieben und Robert, 24 Jahre nach dem Tode seines Bruders Odo, zum König erwählt und in Reims gesalbt (922). Der gestürzte König fand bei den ihrer Treue wegen sonst nicht gerade berühmten Lothringern Hilfe, vielleicht weil es ihre Lehnsgüter galt. Von ihnen unterstützt, zog er rasch gegen Soissons, wo Robert und sein Sohn, Hugo der Große oder der Weiße, gelagert waren. Es kam zu einem hitzigen Treffen, Robert fiel, sein Sohn aber erfocht in Verbindung mit Graf Heribert von Vermandois den Sieg (923). Die Verbündeten wählten darauf Rudolf von Burgund zum König, während Karl den Herzog der Normandie vergebens um Hilfe bat und sich durch diesen Schritt noch mehr verhaßt machte.

Der neue König, Rudolf oder Raoul, der freilich anfangs weder von dem Herzog der Normandie, noch von den Lothringern und den Herren jenseit der Loire anerkannt wurde, suchte durch königliche Vergabungsbriefe seine Anhänger an sich zu fesseln, während Karl, sobald er nichts mehr zu geben hatte, von allen seinen Leuten verlassen wurde. Es erhoben und befestigten sich alsdann auf den Trümmern des sinkenden karolingischen Hauses neue Herren, deren Nachkommen jedoch die errungenen Güter fast auf die nämliche Weise, wie sie erworben worden waren, wieder verloren. Heribert, der Gierigste von allen, erhielt von Rudolf die Stadt Peronne und viele geistliche und weltliche Güter, weil er den unglücklichen Karl mit niederträchtigem Verrat nach Saint-Quentin lockte und in Haft nahm; Wilhelm von Aquitanien ließ sich die Anerkennung Rudolfs durch die Schenkung königlicher Güter abkaufen; Hugo der Große, des Königs Schwager, bekam die Grafschaft von le Mans; das Volk aber ward, wie immer, geäfft und — schwieg. Inzwischen erschien König Heinrich der Sachse, bald nachdem er mit den Ungarn einen Waffenstillstand abgeschlossen, mit Heeresmacht in Lothringen, wohin er von Giselbert gerufen war. Der erste Zug endigte mit einem Waffenstillstande mit

Rudolf; als Heinrich dann wieder in Lothringen einrückte, hatte Giselbert sich an Rudolf angeschlossen, aber er wurde zum Rücktritt auf Heinrichs Seite gezwungen; Lothringen fiel an das Ostfränkische Reich, und Heinrich vermählte seine Tochter Gerberga mit Giselbert und gewann somit diesen unruhigen und gefährlichen Fürsten; zugleich setzte er den Frankenherzog Eberhard, Bruder seines Vorgängers Konrad I., zum Pfalzgrafen von Lothringen ein. Karls Unglück war mit seinem Sturze nicht erschöpft; er mußte von seinem Leidensbecher auch noch die Hefe trinken. Vier Jahre lang hielt ihn der gottlose Heribert in einem Turme bei Chateau Thierry in harter Haft; im vierten mußte er der Rache seines Peinigers zum Werkzeuge dienen. Als sich nämlich Rudolf zuletzt weigerte, die unersättliche Habsucht Heriberts fortwährend zu befriedigen, ließ dieser den Gefangenen frei und rief die Normannen gegen jenen zu Hilfe. Hugo der Große aber, der nach dem Tode seines kinderlosen Schwagers Rudolf die Krone zu erben gedachte, brachte schnell eine Aussöhnung Heriberts mit Rudolf zu stande, und Karl ward von ersterem aufs neue eingesperrt. Der unglückliche Mann blieb bis zu seinem Tode gefangen. Er starb 929 und hinterließ einen Sohn, Ludwig, mit dem seine Mutter, eine Schwester des angelsächsischen Königs Athelstan, nach England geflohen war. Heribert zerfiel bald wieder mit Rudolf und Hugo und bekriegte sie mehrere Jahre lang. Er verband sich zuletzt mit Giselbert und erhielt von ihm die Zusage einer kräftigen Hilfe. Rudolf und Hugo schlossen zwar, noch ehe die Deutschen ins Land gekommen waren, einen Waffenstillstand mit ihm (934); dieser konnte aber nicht lange dauern, da Heribert, von dessen Töchtern die eine an den Herzog Wilhelm I. Langschwert von der Normandie, die andere an Arnulf von Flandern vermählt war, durch seine Verbindungen eine allzu große Macht erlangt hatte. Als sich Hugo der Hoffnung auf die Nachfolge beraubt sah, zog er, sobald Rudolf 936 gestorben war, Karls des Einfältigen Sohn aus England herbei und ließ ihn zum Könige ausrufen. Doch soll er dabei auch die Absicht gehabt haben, Rudolfs Bruder, Hugo den Schwarzen, welcher das Herzogtum Burgund geerbt hatte, um dasselbe zu bringen. Mit Hilfe des Normannenherzogs, den der englische König zu gewinnen gewußt hatte, ward der Karolinger Ludwig IV. von England nach Frankreich zurückgeführt und zum Könige gekrönt (936); man bezeichnet ihn meist mit dem Beinamen d'Outremer (Ultramarinus), d. h. der über das Meer herüber Gekommene.

Hugo der Große warf sich zum Vormund des jungen Königs auf. Er griff sogleich den Herzog Hugo von Burgund an, entriß ihm einen Teil seines Gebietes und ward bald nachher durch seine Vermählung

mit Hedwig, der Schwester des deutschen Königs Otto I., noch mächtiger; er nannte sich in Urkunden den „Nächsten nach dem König", auch „Herzog von Gottes Gnaden". Dessenungeachtet wußte sich Ludwig IV., ein von Natur kräftiger und thätiger Mann, bald von Hugos Vormundschaft frei zu machen. Er erklärte sich ein Jahr nach seiner Krönung für volljährig und gelangte in einem Reiche, wo seiner Familie kaum einige Fuß breit Land übrig geblieben waren, schon nach wenigen Jahren zu einem Ansehen, wie es sein Vater niemals gehabt hatte. Natürlich hatte er dabei mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Hugo und Heribert, seither durch ihr verschiedenes Interesse voneinander getrennt, vereinigten sich jetzt zu gemeinschaftlichem Kampfe. Zu ihren Bundesgenossen gehörte sonderbarerweise auch Wilhelm I. von der Normandie, während wir Arnulf von Flandern unter ihren Gegnern finden. Auch der unruhige Giselbert, welcher mit dem deutschen König Otto I. zerfiel, schloß sich an Ludwig an und machte ihm Hoffnung, daß Lothringen dem Französischen Reiche wieder zugewendet werden könnte; Ludwig erhielt aber dadurch an Otto I. einen neuen und recht furchtbaren Feind. Dagegen unterstützte ihn der König von England, wenngleich nicht nachdrücklich, mit einer Flotte. Von den französischen Großen nahmen Hugo der Schwarze von Burgund, Graf Raimund Pons von Toulouse, der sich Herzog von Aquitanien nannte, und Graf Wilhelm von Poitiers, welchem Ludwig dafür nach Raimunds Tode den herzoglichen Titel desselben erteilte, am entschiedensten Partei für den König, sowie denn überhaupt jenseit der Loire Recht und Rechtmäßigkeit, wenigstens der Form nach, gewahrt wurden, während sich Hugo, Heribert, Giselbert und die anderen Herren der diesseitigen Länder nicht im mindesten darum kümmerten. Doch war es nicht die Unterstützung jener Vasallen, was dem Könige Ludwig zum Sieg über seine Gegner verhalf und ihn unter den widrigsten Umständen zu großem Ansehen emporhob, sondern sein persönlicher Mut und die Fähigkeit, seine Sachen selbst zu leiten. Lothringen den Deutschen zu entreißen, war nicht möglich; Ludwig gab daher, als Giselbert gestorben war, diesen Gedanken auf, nahm Giselberts Witwe Gerberga, eine Schwester Königs Otto I., zur Gemahlin und wandelte auf diese Weise einen seiner gefährlichsten Gegner in einen Freund um. Dieser söhnte ihn bald mit seinem andern Schwager, Hugo dem Großen, aus, welcher sich damals nur mit Mühe der einbrechenden heidnischen Normannen erwehrte und darüber die Lust verlor, seinem Könige zu befehlen. Endlich starb auch Heribert (943), und sein Land ward unter seine vier Söhne verteilt. Ludwigs Macht wuchs durch diese Verhältnisse und durch seine persönliche Tüchtigkeit immer mehr, so daß er nicht nur von den aquitanischen Großen, sondern auch von den

Fürsten der Bretagne und von dem Herzog der Normandie als Oberherr angesehen, ja sogar in Vienne, der Residenz des Königs der Provence, welcher sein Lehen trug, mit hohen Ehren empfangen ward. Eine einzige widerrechtliche Handlung verwickelte ihn aber aufs neue in Händel, aus denen er sich ohne Beeinträchtigung seiner Ehre und seines königlichen Ansehens nicht ziehen konnte. Als nämlich der Herzog der Normandie, Wilhelm I., mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes Richard starb, suchte Ludwig die ihm zukommende vormundschaftliche Verwaltung des Herzogtums zu selbstsüchtigen Zwecken zu benutzen und dem Kinde sein Erbe zu entziehen. Er reizte dadurch die kriegerischen Normannen gegen sich und geriet, als auch Hugo sich mit Heriberts Söhnen wieder gegen ihn vereinigte und sogar König Otto I. in diesen Bund gezogen wurde, in große Gefahr. Er selbst ward, wie bereits früher dargestellt worden ist, von den Normannen hinterlistigerweise gefangen und nicht eher freigegeben, als bis er die Forderungen derselben befriedigt und ihnen einen seiner Söhne als Geisel überliefert hatte. Bei seiner Freilassung ward er in Hugos Hände übergeben, und dieser war treulos genug, die Gelegenheit zu benutzen, um durch List und Trug zu erhalten, was er vergebens mit den Waffen gesucht hatte. Er hielt den König ein Jahr lang in Haft, ungeachtet sowohl Otto, als der englische König Edmund sich desselben annahmen, und gab ihn erst dann wieder frei, als ihm die Stadt Laon, der wichtigste Ort, welchen Ludwig von seinen Familiengütern zurückerhalten hatte, überlassen worden war (946).

Dieser Verlust war zu bedeutend; Ludwigs Gemahlin bewog daher ihren Bruder Otto, dem einen Schwager gegen den andern beizustehen. So ungeheuer aber auch Ottos Heer, so groß die von ihm angerichteten Verwüstungen waren, der Hauptzweck des Zuges, die Wiedereroberung von Laon, ward bei der festen Lage dieser Stadt nicht erreicht; der deutsche König erlitt, als er vor Rouen zog, bedeutenden Verlust und wagte nachher nicht einmal einen Angriff. Nur den einen Vorteil hatte Ottos Hilfe, daß der Erzbischof Artold von Reims, welchen Hugo abgesetzt hatte, wieder in sein Bistum zurückgeführt wurde, wodurch Ludwig eine neue Stütze erhielt. Laon nahm später Ludwig selbst durch Überfall; doch blieb eine nahe dabei gelegene Burg in den Händen der Feinde, so daß man sich kaum vor den Mauern der Stadt zeigen durfte. Der französische König erschien im Jahre 948 vor einer fast nur aus Deutschen bestehenden Kirchenversammlung, welche Otto der Große nach Ingelheim geladen hatte, um bei derselben Schutz und Recht zu suchen; er erbot sich vor derselben, seine gute Sache durch Zweikampf oder Eidschwur zu bekräftigen. Dieser auffallende Schritt brachte ihm jedoch nur geringen Vorteil; Hugo, der mächtige Vasall,

verachtete den Kirchenbann, welchen diese Versammlung ihm androhte und eine spätere, zu Trier abgehaltene Synode wirklich verkündigte. Einige Jahre vor seinem Ende söhnte sich Ludwig aus Rücksicht auf seine eigene Familie mit dem gewaltthätigen Hugo aus und vertraute die Seinigen denselben Händen an, welche ihn selbst vorher gefesselt hatten. So weit war es mit dem Geschlechte Karls des Großen gekommen, daß selbst einer der erfahrensten, thätigsten und geschicktesten Sprößlinge desselben, der noch dazu mit dem mächtigen Stamme der sächsischen Kaiser, die den deutschen Namen bald bis zu dem fernsten Ende der bekannten Welt furchtbar machten, durch Bande des Bluts verbunden war, bei seinen Feinden Schutz für seine Familie suchen mußte! Ludwig selbst empfahl dem herrschsüchtigen Hugo seinen Sohn Lothar und seine Gemahlin Gerberga, und diese warfen sich gleich nach des Königs Tode (954) in die Arme des übermächtigen Vasallen, entweder um gegen die Gewaltthätigkeiten anderer geschützt zu sein, oder um den leeren und lästigen Königstitel zu retten.

Der kaum 14jährige König Lothar wurde so sehr als ein bloßes Werkzeug Hugos angesehen, daß aus Haß gegen den letzteren nicht einmal einer der getreuesten Anhänger Ludwigs, Wilhelm von Aquitanien, ihn anerkannte. Hugo suchte auch aus diesem Umstande Nutzen zu ziehen; er ließ sich von dem jungen Könige Wilhelms Herzogtum zusprechen und wollte dann gewaltsam von demselben Besitz nehmen, konnte aber ungeachtet eines gewonnenen Treffens seinen Zweck nicht erreichen. Ebensowenig war er seinen Landsleuten eine Schutzwehr gegen die damals in Frankreich einbrechenden Magyaren, obgleich er zwei bedeutende Herzogtümer, Francien oder Frankreich (d. i. Paris und die umliegenden Gegenden) und Burgund, besaß und ein drittes in Anspruch nahm. Diese Räuberhorden drangen über Lothringen mehrmals verheerend ein und streiften bis in das Innere von Burgund. Zu derselben Zeit wüteten die Franzosen selbst gegeneinander nicht weniger grausam, als die Magyaren. Die königliche Familie, welche außer der Stadt Laon kaum einen Fuß breit Land mehr besaß, wäre in die traurigste Lage gekommen, wenn nicht Gerberga durch ihren jüngeren Bruder, den klugen und gelehrten Erzbischof Bruno von Köln, welchem damals Otto I. die herzogliche Würde über ganz Lothringen gab, ihre von Giselbert erhaltenen Güter wiedererhalten hätte. Mit den Einkünften dieser Güter und mit Brunos Unterstützung konnte Lothar wenigstens selbständig in Laon residieren. Als Hugo 956 starb, erkannten dessen Söhne der Form nach den jungen König als ihren Oberherrn an, ließen sich mit dem Erbe ihres Vaters von ihm belehnen und leisteten ihm die Huldigung. Von diesen drei Söhnen Hugos erbte der älteste, Hugo, welcher den später berühmt ge-

worden Beinamen Capet*) führte, das Herzogtum Francien, der zweite, Odo, erhielt Burgund, in dessen Besitz ihm bei seinem Tode der jüngste, Heinrich, folgte. Das Volk gewöhnte sich nach und nach an die Herrschaft der Grafen und Herzöge, und man würde die Könige ganz vergessen haben, wenn nicht die öffentlichen Gerichte und ihre in den Sitten und Gebräuchen der Nation tief begründeten Formen Diplome nötig gemacht hätten, welche wenigstens noch an das Dasein eines Oberhauptes erinnerten. Doch ward das Ansuchen um Diplome bereits seltener. Sogar die geistlichen Pfründen wurden fast überall nur zur Belohnung von weltlichen, ja meist von kriegerischen Diensten erteilt, und während wir zu Karls des Kahlen Zeiten bei den Schenkungen und Vermächtnissen von wirklich frommen Zwecken und von verständigen Bedingungen hören, findet sich gegen das Ende der karolingischen Herrschaft keine Spur mehr davon.

Auch von der Verwandtschaft mit den mächtigen deutschen Königen, Otto dem Ersten und dem Zweiten, konnte Lothar nicht den gehofften Nutzen ziehen, weil des ersteren Bruder Bruno, der Lothars Hauptstütze hatte sein sollen, in den Söhnen Hugos des Großen ebenfalls Neffen erkannte. Diese vermählten die eine ihrer Schwestern mit dem Normannenherzog Richard I., die andere mit Friedrich von Bar, welchem Bruno Oberlothringen als eigenes Herzogtum verlieh. Dazu kam noch, daß in Niederlothringen Unruhen entstanden, die einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland herbeiführten. Bruno hatte nämlich zwei Grafen des Landes, Lambert und Rainer, vertrieben; diese waren nach Frankreich geflohen und hatten sich, der eine mit einer Nichte Lothars, der andere mit Hugo Capets Tochter vermählt. Als Bruno und Otto I. gestorben waren, eroberten sie mit französischer Hilfe ihr väterliches Erbe wieder, griffen die benachbarten Grafschaften an und suchten ganz Lothringen an Frankreich zu bringen. Nachdem sie das Land mehrere Jahre lang bekriegt hatten und wegen ihrer Verbindung mit Frankreich nicht zur Ruhe gebracht werden konnten, half sich Otto II. damit, daß er dem Schwiegervater des einen von

*) Der Name Capet wird am wahrscheinlichsten zurückgeführt auf cappatus, der mit der cappa Versehene, d. h. der Laienabt an der Kirche des heil. Martin zu Tours. Die cappa ist der kurze Überwurf des Heiligen, der in der Abtei aufbewahrt wurde, und an den sich die bekannte Legende knüpft, wie der fromme Kriegsmann Martinus seinen Mantel mit einem Bettler teilte. — Das Wort Kapelle ist ursprünglich Verkleinerungsform für dieselbe cappa; es bezeichnete sodann die Nebenkirche, in welcher jene kurze Mantel aufbewahrt wurde, weiterhin jede Nebenkirche; im Mittelalter wurde es gleichbedeutend mit der aus Geistlichen bestehenden fürstlichen Kanzlei, später mit dem zur Aufführung kirchlicher Tonwerke bestimmten Musikcorps. — Der Name Odo lautet im Französischen Eude, während Otto meist mit Othon wiedergegeben wird.

ihnen, Lothars Bruder Karl, der als Sohn der Gerberga ihm selbst nahe verwandt war, Niederlothringen als ein deutsches Lehen anbot. Da Karl in Frankreich nichts besaß und, wie alle Karolinger, von der Gnade der Großen abhing, so nahm er mit Freuden ein Anerbieten an, durch welches er nicht nur für sich selbst ein ganzes Land erhielt, sondern auch nach der damals schon herrschenden Sitte hoffen durfte, dasselbe auf seine Nachkommen vererben zu können. Zu seinem Unglück übersah er jedoch dabei, wie empfindlich er durch seinen dem deutschen König geleisteten Vasalleneid den Nationalstolz der Franzosen kränkte. Diese verziehen auch damals schon einen solchen Schritt nicht und schlossen nachher den Herzog Karl als einen Mann, der die Ehre und den Vorteil seiner Nation seinen eigenen Interessen aufgeopfert habe, von der Nachfolge im Reiche aus. Je mehr Karl sich gegen sein Vaterland vergangen zu haben schien, um so lebhafter erwachte, gleich nachdem er dem König Otto gehuldigt hatte, der Nationalsinn der Franzosen; sie schlossen sich mit Freuden an ihren König an, als dieser nicht nur Rache an seinem Bruder zu nehmen suchte, sondern auch ganz Lothringen für die französische Krone in Anspruch nahm. Lothar, dem keine Eigenschaft des Regenten und des Feldherrn fehlte, führte den Krieg mit Glück; er besetzte das ganze Land und nahm sogar im Juni 978 durch einen raschen Überfall die Residenz Aachen ein; Otto II. und seine Gemahlin entgingen der Gefangenschaft nur durch rasche Flucht. Lothar ließ den auf dem Schlosse in Aachen aufgestellten Adler nach Frankreich hin wenden, wodurch sinnbildlich angezeigt werden sollte, daß der alte Wohnsitz der Kaiser von dorther Befehle zu empfangen habe. Das königliche Ansehen war jedoch damals in Deutschland zu groß, als daß nicht auf die erste Aufforderung alle Vasallen und Herren herbeigeströmt wären, um die Schmach, die ihr Oberherr erlitten, zu rächen. Otto kehrte an der Spitze von 60 000 Mann nach Lothringen zurück, trieb den französischen König aus dem Lande und suchte ihn dann in seinem eigenen Reiche auf. Er nahm Laon, Soissons und andere Orte, wo jener sich aufzuhalten pflegte, mit leichter Mühe und erschien vor Paris; er konnte jedoch die Stadt nicht erobern und begnügte sich damit, auf dem Montmartre (mons martyrum) ein schallendes Hallelujah anstimmen zu lassen (978). Unglücklicherweise dachte er zu spät an die Rückkehr, weil er ganz übersah, daß, während ihn selbst ein Teil der Seinen ihrer Gewohnheit gemäß im Winter verließ, die Franzosen sich um Lothar und Hugo Capet sammelten, und daß Gegenden, in denen das Volk gereizt ist, schwer zu durchziehen sind. Hätte er dies bedacht, so würde er damals einen seiner rühmlichsten Züge vollendet haben. Er blieb aber bis zum Dezember in Frankreich und bereitete dann

seinen Feinden einen Triumph. Zum Rückzuge genötigt, verfehlte er gleich anfangs eine Furt in der Aisne und verlor beim Übersetzen über den Fluß viele Leute; dann ward er von den Franzosen an der Maas eingeholt und büßte in einem unglücklichen Treffen einen großen Teil seines Heeres ein, obwohl damals auch von den Feinden viele ums Leben kamen. Zwei Jahre später (980) hielten Lothar und Otto eine Zusammenkunft am Chiers und schlossen einen Frieden, dessen Errungenschaft für Deutschland der offizielle Verzicht Lothars auf Lothringen war. Die französischen Großen, namentlich Hugo von Francien und sein Anhang, waren mit diesem Frieden nicht einverstanden, teils weil Lothar nach ihrer Ansicht zu viel nachgegeben hatte, teils weil sie noch andere geheime Verabredungen zwischen ihm und dem deutschen König argwöhnten. Übrigens erneuerte Lothar zwar nach Ottos Tode seine Ansprüche auf Lothringen und besetzte Lüttich und Verdun; die Macht des deutschen Kaiserstammes blieb aber auch damals in Lothringen überwiegend, und Lothar mußte die eroberten Städte bald wieder zurückgeben.

Während Lothars Unternehmungen in Lothringen für seine Ehre wenigstens nicht nachteilig waren, hatte ihm dagegen ein anderer Krieg, durch welchen er seine Macht auf Kosten des Normannenherzogs Richard I. zu erweitern trachtete, nur Demütigungen zugezogen. Er suchte den Herzog zuerst hinterlistig gefangen zu nehmen, und als dies mißlungen war, bekriegte er ihn, unterstützt von Hugo Capet und anderen Großen (963). Richard rief in seiner Bedrängnis die heidnischen Dänen unter Harald Blauzahn zu Hilfe und plagte mit diesen die benachbarten Grafen und Herren so schrecklich, daß Lothar und seine Verbündeten um Frieden bitten und sich dabei, um die wilden Barbaren los zu werden, die lästigsten Bedingungen gefallen lassen mußten.

Lothar starb im Jahre 986, und sein Sohn, Ludwig der Faule, welcher ohne Widerspruch als König anerkannt wurde, folgte ihm schon 15 Monate später im Tode; er hatte fast nur über die Stadt Laon und über ihre nächste Umgebung wirklich zu gebieten. Nun war nur noch ein einziger Sprößling des karolingischen Stammes, Lothars Bruder Karl, nebst einem Sohne übrig; Karl hatte aber als Vasall des deutschen Königs schon längst den Unwillen der Nation gegen sich erweckt, und Hugo Capet benutzte dies, um die Krone an seine Familie zu bringen. Noch ehe Karl aus Lothringen eintreffen konnte, versammelte Hugo seine Vasallen und Anhänger; er brachte sie dazu, ihn zum Könige auszurufen, und ließ sich zu Reims krönen (987); doch galt er neben den anderen Großen zuerst als der Erste unter Gleichen

(primus inter pares, Pairs). Diesseit der Loire, wo in Burgund sein Bruder herrschte, in anderen Gegenden aber seine Verwandten oder solche, denen er furchtbar war, die Obergewalt hatten, unterwarf man sich ihm sogleich fast allgemein. Die im Westen herrschenden Herzöge und Grafen dagegen hatten von den letzten Karolingern, denen sie der äußeren Form nach die größte Ehre bezeigten, alle Rechte eigentlicher Landesherren erhalten: das Münzrecht, die Lehenerteilung und die höchste Gerichtsbarkeit; sie weigerten sich daher, eine neue Dynastie anzuerkennen, die von der Königswürde leicht mehr als den bloßen Namen in Anspruch nehmen konnte. Sie wurden erst nach einiger Zeit und zum Teil sogar nur mit den Waffen bezwungen. In Deutschland waltete damals für den unmündigen Otto III. die Kaiserin Theophano, die sich dem neuen Königtum gegenüber mit gemessener Würde benahm. Karl hatte unterdessen nicht gesäumt, mit seinen lothringischen Vasallen nach Frankreich zu kommen und das Erbe seiner Familie in Anspruch zu nehmen. Er wurde dabei von dem Herzog Arnulf von Flandern und einigen anderen Freunden seines Hauses unterstützt und war so glücklich, Laon, den letzten Rest seines Familienbesitztums, zu erobern. Zu seinem Unglück starb aber der tapfere Arnulf noch vor dem Beginn des Krieges, und Karl selbst schadete sich durch sein Verfahren gegen Lothars Witwe Emma, eine Tochter der Kaiserin Adelheid aus ihrer ersten Ehe mit dem König von Italien. Diese war ihm aus vielen Ursachen verhaßt und ward von ihm als Gefangene behandelt, weil man sie der Herrschsucht und eines unordentlichen Wandels beschuldigte und ihr sogar nachsagte, sie habe ihren Gemahl vergiftet. Durch ihre Verfolgung machte sich Karl viele Geistliche, besonders den Vertrauten und Geheimschreiber der Emma, den berühmten Abt Gerbert, mit seinen Gönnern zu Feinden. So kam es denn, daß der Erzbischof Adalbero von Reims, obgleich Karl diese Stadt besetzt hatte, ihm die Salbung verweigerte, welche ihn bei der mangelnden rechtmäßigen Wahl allein zum König hätte machen können. Zwar starb Adalbero, und Arnulf, welchem Hugo Capet, nachdem er Reims wieder erobert, das Erzbistum gegeben hatte, trat auf Karls Seite und spielte ihm durch einen unwürdigen Kunstgriff die Stadt aufs neue in die Hände; aber Karl ward gleich nachher in Laon belagert und durch den niederträchtigen Verrat eines anderen Adalbero, des Bischofs von Laon, am Palmsonntag 989 seinem Gegner überliefert. Er ward mit seiner Gemahlin in einen Turm gesperrt und bis zu seinem Tode (991) gefangen gehalten. Sein Sohn Otto, dem er vor seinem Abzuge nach Frankreich Niederlothringen übergeben hatte, starb im Jahre 1005; seine beiden anderen

Söhne aber, die ihm in der Gefangenschaft geboren worden waren, suchten in Deutschland eine Zuflucht und endeten dort in Dunkelheit.*)

7. Die ersten Capetinger.

An die Stelle des erloschenen Geschlechts der Karolinger trat mit Hugo Capet ein anderes Herrscherhaus, welches den Namen des capetingischen erhalten hat. Auch unter dieser neuen Dynastie blieb Frankreich noch längere Zeit in mehrere, bloß dem Namen nach abhängige und zusammengehörende Vasallentümer getrennt und griff mit seinen kleinen Fehden und seinen schwachen Königen nur wenig in den Gang der Weltbegebenheiten ein. Die Geschichte Frankreichs unter den ersten Capetingern bedarf deshalb auch keiner ausführlichen Behandlung, zumal da alles dasjenige, was in Hinsicht auf neu gesammelte Kraft von den Franzosen jener Zeit zu sagen ist, besser mit der Darstellung der folgenden Periode verbunden wird.

Hugo Capet war auf nichts so sehr bedacht, als auf Mittel, die Krone bei seinem Hause zu erhalten. Er ließ daher schon 988 seinen Sohn, Robert I., zu seinem Nachfolger ernennen, und obgleich er sich gegen Kirchen und Klöster, deren Besitzungen im Falle der Not dem Staate wieder zu Nutzen kamen, sehr großmütig erwies, so war er doch klug genug, sich nicht mit seinen Erbgütern Vasallen und Freunde zu machen. Übrigens ward seine Thätigkeit vorzugsweise durch die Angelegenheiten des Erzbistums Reims in Anspruch genommen. Er versammelte bald nach Karls Gefangennehmung eine kleine Zahl Bischöfe und Äbte zu einem Konzil, ließ durch sie den untreu gewordenen Arnulf absetzen und den berühmten Gerbert an dessen Stelle erwählen (991). Der Papst verwarf die Absetzung wie die Neuwahl, weil er, auf die untergeschobenen Vorschriften des pseudoisidorischen Kirchenrechts gestützt, in solchen Prozessen die Entscheidung für sich allein in Anspruch nahm; man setzte aber seiner Forderung die Beschlüsse solcher Konzile entgegen, deren Akten kein Betrüger verfälscht hatte, und Hugo ließ den Bischof Arnulf in engem Gewahrsam halten. Solange Hugo lebte, behielt Gerbert die erzbischöfliche Würde; der Papst und alle Strenggläubigen sahen diesen aber als unrechtmäßigen Besitzer derselben an, seine Geistlichen und Laien lebten deshalb in Zweifel und Besorgnis, und das Bistum ward, so oft Hugo anderwärts beschäftigt war, eine Beute räuberischer Nachbarn. Gerbert selbst stellte daher zuletzt,

*) Als im Jahre 1588 der Herzog von Guise die Absicht hatte, der Familie Bourbon gegenüber als thronberechtigt aufzutreten, berief er sich auf seine vorgebliche Abstammung von Karl von Lothringen, dem letzten Karolinger.

um die Gläubigen zu beruhigen, seine Amtsverrichtungen ein, und Hugos frommer Sohn und Nachfolger, Robert I., gab gleich nach seinem Regierungsantritt (997) den Forderungen des Papstes nach.

Robert war von Gerbert erzogen worden, und dieser hatte ihm nicht nur sein gutes Latein und seine Kenntnisse in der Mathematik und Mechanik, sondern auch seine politischen Grundsätze und eine große Frömmigkeit eingeprägt. Robert verließ gleichwohl in der Angelegenheit des Bistums Reims den von seinem Vater eingeschlagenen Weg und setzte Arnulf wieder als Erzbischof ein. Da die französischen Bischöfe sich in dieser Sache mit großer Festigkeit und vielem Verstande benommen hatten und ungeachtet ihrer Ehrerbietung für den römischen Stuhl auf keinem der Konzile erschienen waren, welche der Papst zur Beilegung dieses Streites auf deutschem Boden hatte halten lassen, so trug Roberts Nachgiebigkeit sehr viel zur Erhaltung und Befestigung des päpstlichen Ansehens bei. Auch in einem anderen Zwiste fügte sich der fromme König aus Achtung für den vornehmsten Apostel, dessen Stellvertreter nach seiner Meinung der Bischof von Rom war, zuletzt in den Willen des Papstes und vermehrte dadurch, ohne es zu wollen, die Ansprüche desselben. Er hatte sich nämlich mit Bertha, der Witwe des Grafen Odo von Champagne, vermählt, obgleich er mit ihr nicht nur dem Blute nach, sondern als Pate eines ihrer Söhne auch geistlich verwandt war. Der Papst Gregor V. erklärte diese Ehe für ungiltig und belegte Robert, als er sich dessenungeachtet nicht von Bertha trennte, mit dem Banne (998). Nichtsdestoweniger blieb der König seiner Gemahlin lange treu und verteidigte sie gegen den Papst und gegen die französische Geistlichkeit mit größerer Standhaftigkeit, als er früher die letztere gegen den ersteren verteidigt hatte. Er trotzte dem Bannfluche und der ihm auferlegten Kirchenstrafe, bis Bertha eine Mißgeburt zur Welt brachte. Dieses Unglück erfüllte sein frommes Gemüt so sehr mit Angst, daß er sich endlich von ihr trennte. Die Nachrichten über sein Verhalten während der Zeit des Bannes sind jedoch sehr abweichend und unsicher. Nicht einmal das Jahr, in welchem er Bertha entließ, kann mit Bestimmtheit angegeben werden. Der bußfertige Sinn des Zeitalters gab sich in diesen Tagen auf das lebhafteste kund, indem die Christenheit mit Beängstigung dem Jahr 1000 nach Christo entgegensah; nach einer abergläubischen Auffassung gewisser Bibelstellen sollte nämlich in dem genannten Jahre der Untergang der Welt bevorstehen, und König Robert beteiligte sich daher an frommen Übungen noch eifriger als die meisten seiner Unterthanen. Unglücklicherweise ging Robert nach seiner Scheidung eine neue Ehe ein, die ihm und seinen Söhnen viele Verlegenheiten bereitete. Er vermählte sich mit Constantia, der Tochter eines aquitanischen Grafen, welche

in demselben Grade stolz, herrschsüchtig und geizig war, als Robert sich durch Frömmigkeit, Herzensgüte und eine übergroße, beinahe tadelnswerte Freigebigkeit auszeichnete. Sie beherrschte den König nicht nur ganz und gar, sondern es bildete sich auch bei dem großen Gegensatze ihrer Naturen ein so übeles Verhältnis zwischen ihr und ihrem Gemahl, daß dieser, ungeachtet seines frommen Sinnes sogar eine Zeitlang offen in doppelter Ehe lebte und vom Papste die Erlaubnis zur Wiedervereinigung mit Bertha zu erhalten suchte. Auch seine Unterthanen waren mit dem Charakter der neuen Königin unzufrieden, da diese sowohl durch ihre Sitten, als durch die von ihr aus Aquitanien mitgebrachten Begleiter alles von sich abstieß.

Sein Ansehen im Reiche befestigte Robert durch enges Anschließen an die Normannen. Die richterliche Gewalt eines Königs aber, die ihn allein wieder von den Schwachen gesucht und dadurch von den Mächtigen gefürchtet machen konnte, übte er je nach den Umständen bald mit großer Strenge, bald nur als kluger Vermittler. Seine Gerechtigkeit und verständige Billigkeit machte seinen Schutz wünschenswert und ward infolgedessen ihm selbst wieder nützlich. Dadurch allein gelang es ihm z. B., das Herzogtum Burgund einem seiner Söhne zu verschaffen. Dieses fiel nämlich 1002 durch den Tod eines kinderlosen Herzogs der Krone anheim; die Burgunder wollten aber von einer Verschmelzung mit den Bewohnern von Francien nichts wissen. Vergebens suchte sie Robert mit Hilfe des Normannenherzogs Richard II. mehrere Jahre lang unter seinen Willen zu beugen; er gab daher zuletzt den Gedanken auf, Burgund den Besitzungen der Krone einzuverleiben, ließ es als besonderes Herzogtum fortbestehen und verlieh es seinem Sohne Heinrich. Als nachher Heinrich zum Mitregenten und Nachfolger des Königs ernannt wurde, mußte er Burgund seinem jüngeren Bruder Robert abtreten; dieser blieb im Besitze desselben und ward der Stammvater der älteren herzoglichen Linie von Burgund, welche bis 1361 bestand. In manchen Teilen des Reiches vermochte der König, ungeachtet seiner besonnenen Strenge, sein Ansehen nicht aufrecht zu erhalten. Dies war besonders in der Champagne, in Chartres und Tours der Fall, wo der Graf Odo der Jüngere, Berthas Sohn erster Ehe, sich durch keine Gewalt zum Gehorsam bringen ließ. Ebensowenig konnte Robert den tollen Grafen Fulko Nerra von Anjou bändigen, welcher bald gegen seine Verwandten und Freunde mit Raub und Mord wütete, bald wieder barfuß und in Ketten nach dem heiligen Grabe wallfahrtete und auf einer der drei Pilgerreisen, die er dahin unternahm, aus Andacht ein Stück von dem Steine des Grabes abgebissen haben soll.

Robert war ebenso sehr, wie sein Vater, bemüht, bei seinem Hause

die Krone eines Reiches zu erhalten, das ein Wahlreich geworden war, durch langen Gebrauch aber wieder ein Erbreich werden sollte. Er ließ, so ungern sich auch die Franzosen dazu verstanden, noch bei seinen Lebzeiten seinen ältesten Sohn, Hugo, einen sehr hoffnungsvollen Prinzen, zum Nachfolger erwählen (1017). Dies ward für Robert wie für Hugo eine Quelle des Unglücks, weil Constantia aus Geiz und aus thörichter Vorliebe für ihren jüngsten Sohn, Robert, verhinderte, daß dem jungen Thronfolger ein standesmäßiges Einkommen angewiesen wurde. Hugo fing daher in Verbindung mit anderen jungen Leuten ein Leben an, wie es damals viele Ritter führten, d. h. er zog unstät umher, setzte sich mit der ganzen Welt in Kriegszustand und raubte jedem, der sich nicht verteidigen konnte, das Seinige. Als er sich endlich wieder mit seinem Vater ausgesöhnt hatte, starb er bald nachher zur Betrübnis aller in der Blüte seiner Jahre (1025). Robert ernannte darauf mit Zustimmung der Großen seinen zweiten Sohn, Heinrich, zum Nachfolger und ließ ihn zu Reims krönen und salben; Constantia erregte aber aufs neue Hader und Zwietracht, so daß sich Heinrich bald in dem nämlichen Falle befand, wie vorher sein Bruder Hugo. Selbst der von der Mutter begünstigte jüngste Sohn, Robert, ward von ihr in die gleiche Lage gebracht und verband sich zuletzt mit Heinrich gegen seinen Vater. König Robert, der auch der Fromme genannt wird, starb 1031 nach einer Regierung von 44 Jahren. Die capetingischen Herrscher wurden überhaupt in ihrem Bestreben, dem Königshause festen Bestand zu verleihen, zum größeren Teil durch lange Regierungsdauer begünstigt, da ihre Söhne den gesicherten Thron in reifem Mannesalter bestiegen. In Deutschland war dies weit weniger der Fall; ja gerade einige der fähigsten Herrscher starben in jungen Jahren mit Hinterlassung unmündiger Nachfolger, wodurch das Reich allen Übeln vormundschaftlicher Kämpfe preisgegeben war.

Wie Constantia die letzten Jahre ihres Gemahls getrübt hatte, so bereitete sie nach seinem Tode auch ihrem Sohne, Heinrich I., die größten Gefahren. Sie suchte von den königlichen Gütern soviel als nur immer möglich an sich zu reißen, hetzte die Großen gegen Heinrich auf und trieb ihn so sehr in die Enge, daß er zum Normannenherzog Robert II. (dem Teufel) fliehen mußte und sich bloß durch die kräftige Unterstützung desselben auf dem Throne behaupten konnte. Zum Glück starb Constantia schon ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls. Heinrich vergalt seinem Erretter den geleisteten Dienst sehr schlecht und wurde dafür, wie bereits früher berichtet worden ist, vom Sohne desselben, Wilhelm dem Eroberer, hart gestraft. Dies war nicht der einzige Schlag, welchen Wilhelm dem undankbaren König versetzte. Er schadete ihm und zugleich seinen Nachfolgern unsäglich,

indem er England eroberte und mit der Normandie vereinigte. Dadurch wurden die normannischen Herzöge weit furchtbarer, als früher irgend ein Nachbar oder Vasall der französischen Könige gewesen war. Das Ansehen des Beherrschers von Frankreich ward bald nachher auf den Raum eines mäßigen Herzogtums und auf die Anerkennung einer bloß formellen Obergewalt beschränkt. Dies würde in noch größerem Umfange der Fall gewesen sein, ja, das Königtum wäre vielleicht sogar ganz untergegangen, wenn nicht alle capetingischen Könige Verstand, Thätigkeit und persönlichen Mut besessen und dadurch ihre oberherrliche Gewalt endlich wieder geltend gemacht hätten. Sie schlugen sich tapfer mit den kleinen Vasallen herum, handhabten die Gerechtigkeit auch gegen die Angehörigen ihrer eigenen Familie mit rücksichtsloser Strenge, wie denn auch Heinrich während eines Teils seiner Regierung mit seinen Brüdern im Kampfe lag, und entzweiten zu anderen Zeiten die unruhigen Köpfe untereinander, damit sie selbst als Vermittler geachtet und gesucht würden.

Heinrich vermählte sich mit Anna, der Tochter des russischen Großfürsten Jaroslau I. Diese Verbindung mit weit entfernten Barbaren würde bei dem Mangel an Verkehr noch auffallender sein, wenn wir nicht wüßten, daß Anna große Schätze mitbrachte, die der arme König sehr nötig hatte. Übrigens war die Heirat eines französischen Königs durchaus nicht bloße Privatsache, da wenigstens in den Angelegenheiten der königlichen Hausgüter die Königinnen ebenso wie die Prinzen, wenn auch nur der Form wegen, ihre Zustimmung geben mußten, um einen Beschluß rechtskräftig zu machen.

Heinrich ließ, wie sein Vater und Großvater, seinen ältesten Sohn schon bei seinen Lebzeiten zum König salben und krönen; doch that er dies wahrscheinlich erst, als er sein Ende nahe fühlte. Er starb ein Jahr nachher (1060). Sein Nachfolger, Philipp I., war damals noch ein Kind; es trat daher dem Gebrauche gemäß die Mutter desselben, Anna, an die Spitze der Regierung. Sie übergab diese dem Grafen Balduin V. von Flandern, der sie edel, tapfer und verständig führte. Erst nach Balduins Tode (1066) übernahm der König, nun 14jährig, selbst die Regierung. Sein jüngerer Bruder erhielt später durch Vermählung mit der Erbtochter der Grafen von Vermandois diese Herrschaft und zeichnete sich im ersten Kreuzzuge aus.

8. Italien von Berengars I. Tod bis auf Otto den Großen.

Rudolf II. von Hochburgund ward nach dem Tode Berengars I. (924) allgemein als König der Lombarden anerkannt, hatte aber bald das Schicksal seines Vorgängers. Derselbe Erzbischof Lambert von

Mailand, der ihn herbeigerufen und gekrönt hatte, bewog schon nach einem Jahre den Beherrscher des cisjuranischen Burgunds, Hugo, nach Italien zu kommen und die Krone an sich zu reißen. Der letztere wurde dabei wahrscheinlich auch von seinen beiden Stiefbrüdern, Guido und Lambert, den Söhnen des mächtigen tuscischen Fürsten, Adalbert, unterstützt. Kaum war er in Italien erschienen, als Rudolf, von allen verlassen, sich nach Hochburgund zurückziehen mußte. Zwar kehrte der letztere unmittelbar nachher in Begleitung seines Schwiegervaters, Burkard von Schwaben, wieder zurück; dieser ward aber in Oberitalien erschlagen, worauf dann Rudolf für immer aus dem Lande wich (926). Auch als ihn später die wankelmütigen Italiener aufs neue herbeiriefen, war er klug genug, sich nicht locken zu lassen, und überließ seinem Feinde den leeren Titel eines Königs gegen wirkliche Vorteile. Hugo erkannte nämlich, nachdem er die italienischen Großen mit Gewalt unter sein Scepter gebeugt hatte, in Rudolf seinen einzigen gefährlichen Gegner und suchte sich desselben auf Unkosten von Ludwigs des Blinden Sohn, Karl Konstantin, zu entledigen. Er schloß mit ihm einen Vertrag, durch welchen Rudolf allen Ansprüchen auf Italien entsagte und dagegen die Provence oder das cisjuranische Burgund erhielt. Auf diese Weise wurden 933 die beiden burgundischen Königreiche miteinander vereinigt; Karl Konstantin blieb auf den Besitz der Stadt Vienne beschränkt, mußte aber nicht bloß die capetingischen Könige, sondern auch Rudolf als Oberherrn anerkennen.

Wie klug der burgundische König gehandelt hatte, beweist das Schicksal Hugos und seines Nachfolgers. Hugo hatte sich kaum des Thrones versichert, als er sein Auge auf die Kaiserwürde warf und deshalb mit der berüchtigten Marozia in Verbindung trat. Diese Frau, welche im Besitze der Engelsburg zu Rom und dadurch Gebieterin der Stadt selbst war, mißbrauchte schon seit längerer Zeit ihre durch Frevel und Schlauheit erworbene Gewalt auf die schmählichste Weise und sprach, gleich jedem ihrer Angehörigen, allem Edlen und Besseren Hohn. Überhaupt hatten damals in Italien die Lehren und Gebote der Religion ihre Kraft, die Sitten ihre Reinheit, das Laster seine Schande verloren; ja, wenn Tugend und Religion nicht außer dem Kreise der Dinge lägen, welche die Menschen vernichten können, so müßten sie damals in Italien vernichtet worden sein. Man kann zwar nicht allen Erzählungen aus dieser traurigen Zeit Glauben schenken, weil sie zum Teil von Männern berichtet werden, deren verdorbene Phantasie nur am Abenteuerlichen und Schlechten Gefallen findet, und in deren Augen daher die Geschichte ein Roman, alle Fürsten Tyrannen, alle Weiber Buhlerinnen sind; aber gerade die Frechheit, mit welcher diese Dinge erzählt werden, kann mehr als alles andere

den entarteten Zustand der herrschenden Klasse in Italien beweisen. Nach einer Schilderung, die uns der Bischof Ratherius von Verona giebt, verbrachten die vornehmen Weltgeistlichen ihre Tage mit der Falkenjagd, mit üppigen Gelagen und galanten Abenteuern. Wie schauderhaft mitunter das Klosterleben entartete, erkennen wir aus den Berichten über das Treiben der Mönche zu Farfa im Sabinerlande; sie ermordeten ihren Abt, nahmen sich Frauen und bezogen Landhäuser in der Umgegend; ja einer der Brüder verheiratete seine Tochter an den Juden Azo und stattete denselben mit Besitztümern des Klosters aus. Marozia, welche in zweiter Ehe mit Hugos Stiefbruder, Guido, vermählt war, hatte den Papst Johann X., als dieser sich nicht in ihren Willen fügen wollte, ins Gefängnis geworfen und zu Tode geängstigt (928). Nachdem auch die beiden nächsten Nachfolger desselben kurz nacheinander, wie es scheint auf ähnliche Weise, aus der Welt gegangen waren, brachte Marozia ihren Sohn erster Ehe unter dem Namen Johann XI. auf den päpstlichen Stuhl (931), während der andere, Alberich der Jüngere, in Verbindung mit ihr die weltliche Regierung in Rom führte. Jetzt zog sie auch ihren Schwager Hugo an sich und nahm ihn, da Guido einige Jahre zuvor gestorben war, sogar zum Gemahl; sie mußte aber gleich nachher erleben, daß derselbe von ihrem Sohne Alberich, der sich um seine Mutter nicht im geringsten bekümmerte, wieder aus Rom vertrieben ward. Auch Hugo bewies sich durch Verbrechen der Familie, in die er gekommen war, würdig. Er ließ z. B. seinen Stiefbruder Lambert, der seit Adalberts Tode durch Hugos Verleihung über Tuscien herrschte, gefangen nehmen und blenden, setzte dann seinen rechten Bruder, Boso, an dessen Stelle und warf bald nachher auch diesen ins Gefängnis. Da Hugo die Könige von Burgund mit Recht am meisten fürchtete, so heiratete er nach Rudolfs Tode, mit dem er sich schon früher wegen der Besitzungen geeinigt hatte, dessen Witwe und gewann ihre Tochter, die schöne und hochgebildete Adelheid, zur Braut für seinen Sohn Lothar, den er schon früher zu seinem Mitregenten erklärt hatte. Daß vorher seine Verbindung mit Marozia, die vielleicht nie rechtsbeständig geschlossen war, aufgehoben worden sei, wird nirgends erwähnt. Marozia selbst wurde nebst ihrem Sohne, dem Papst Johann XI., von ihrem Sohne erster Ehe, Alberich, ins Gefängnis geworfen. Diesen hatte Hugo vergebens angegriffen und aus Rom zu vertreiben gesucht. Dagegen nötigte er den Enkel und Erben des ersten Berengar, Berengar II. von Ivrea, der mit einer Tochter des gestürzten Boso vermählt war, Italien zu verlassen und bei dem deutschen Könige Otto I. Zuflucht zu suchen.

An eine ordentliche und gesetzmäßige Regierung war in Italien,

wo man schon seit langer Zeit keinen Vereinigungspunkt mehr kannte, nicht zu denken, und ein König war dort gewissermaßen zur Tyrannei gezwungen. Hugo trieb diese aber doch zu weit und bereitete sich daher selbst seinen Untergang, zumal da er alle Bistümer ohne Rücksicht auf Würdigkeit mit seinen Verwandten besetzte und dadurch auch die Geistlichen erbitterte, welche allein noch öffentliche Versammlungen halten konnten und mochten. Dabei bewies er sich auch im Kriege untüchtig und versäumte namentlich eine Gelegenheit, die räuberischen Mohammedaner aus ihren Schlupfwinkeln an der ligurischen Küste zu vertreiben. Die Großen und insbesondere die Bischöfe lehnten sich zuletzt gegen ihn auf und traten mit Berengar, den damals auch Otto der Große unterstützte, in Verbindung. Hugo sah sich bald dahin gebracht, daß er, um der drohenden Gefahr auszuweichen, alle Forderungen der Geistlichen zugestehen und seinem Gegner Berengar die Rückkehr nach Italien gestatten mußte. Dadurch ward seine Macht für immer gebrochen; Berengar erhielt bald alle Gewalt, während Hugo und sein Sohn nur den königlichen Namen trugen, und es war endlich den Unzufriedenen nicht schwer, sich des lästigen Oberhauptes ganz zu entledigen. Sie zwangen Hugo im Jahre 946, mit seinen Schätzen nach der Provence zurückzukehren. Sein nicht unbeliebter Sohn Lothar blieb zwar in Italien zurück, ja er wurde von einer Versammlung, welche zu Mailand in der Ambrosiuskirche stattfand, feierlich als König bestätigt und vermählte sich bald nach Hugos Tode wirklich mit seiner Braut Adelheid von Burgund; er starb aber schon vier Jahre nachher (950) ganz plötzlich, und Berengar wurde entweder unmittelbar nachher oder vielleicht gar schon einige Tage vor Lothars Tode zum König erwählt. Dieser Umstand erregte den Verdacht, daß Berengar den Tod seines Vorgängers beschleunigt habe, und sein späteres Verfahren schien denselben nur zu bestätigen. Auch Lothars Witwe, Adelheid, hielt sich von der Wahrheit der Beschuldigung überzeugt. Berengar wünschte dieselbe wegen ihres bedeutenden und unabhängigen Wittums, zu welchem sogar die Hauptstadt Pavia gehörte, seinem Sohne Adalbert zu vermählen. Adelheid haßte aber den König und seine ganze Familie, und schlug diesen Antrag standhaft aus. Ja, sie trug ihren Haß gegen Berengar und seine Gemahlin Willa sogar offen zur Schau, und diese wurden dadurch wohl noch mehr, als durch die vereitelte Hoffnung, ein großes Besitztum an ihre Familie zu bringen, zu einer harten Verfolgung der jungen Königin bewogen. Sie bemächtigten sich derselben und suchten sie durch die unwürdigste Behandlung zur Vermählung mit Adalbert zu zwingen. Das Benehmen der Willa war dabei besonders gehässig, wie denn dieselbe von dem Geschichtschreiber Liudprand, welcher freilich ein überaus reizbarer Mann und ihr per-

sönlicher Feind war, als eine furchtbare Frau, eine „zweite Jesabel" geschildert wird. Adelheid blieb ihrem Vorsatze treu und wurde zuletzt in einem einsamen Turm am Gardasee eingeschlossen, entkam aber nachher durch Hilfe eines Geistlichen. Sie hielt sich auf ihrer Flucht einige Tage in einem Sumpfe versteckt, wo sie ein armer Fischer dürftig ernährte, bis es endlich gelang, sie zu einem zuverlässigen Freunde ihrer Familie, dem Grafen Azzo, zu bringen, der sie in seine ungemein feste Burg Canossa unweit Reggio führte. Da ihr dortiger Aufenthalt auf die Dauer nicht verborgen bleiben konnte und wirklich auch nicht verborgen blieb, so wandte sie sich durch einige Freunde an den deutschen König Otto den Großen, um, wie es heißt, durch das Anerbieten ihrer Hand und durch die damit verbundene Aussicht auf den Besitz der italienischen Krone dessen Hilfe zu erhalten (951). Sie erreichte ihren Zweck und gab dadurch die Veranlassung, daß die römische Kaiserwürde zum Unglück für Deutschland aufs neue von den deutschen Königen in Anspruch genommen wurde. Übrigens ist die Flucht der Adelheid und ihre Verbindung mit Otto in den Chroniken auf romanhafte Art ausgeschmückt worden; diese abenteuerlichen Darstellungen gehören aber höchst wahrscheinlich insgesamt zu den Erfindungen, durch welche die Chronikschreiber jener Zeiten ihren Berichten dasselbe Interesse zu geben suchten, das Herodot, obgleich er dabei wahr blieb, seiner Geschichtserzählung durch Märchen zu verleihen wußte.

9. Das Deutsche Reich vom Ende der karolingischen Zeit bis auf die Wiederherstellung der Verbindung mit Griechenland.

In Deutschland war zu der Zeit, als mit Ludwig dem Kinde der karolingische Stamm ausstarb, die Verwaltung von zwiefacher Art. Die meisten Gegenden standen unter sogenannten Kammerboten oder königlichen Bevollmächtigten, welche nur für eine gewisse Zeit und in einem kleineren Bezirke die Gerichte leiteten, das Heerwesen in Ordnung hielten und die Güter des Königs beaufsichtigten. In einigen Ländern dagegen war die Verwaltung mächtigen Männern, die man vorzugsweise Herzöge nannte, anvertraut, und diese hatten schon damals begonnen, die ihnen übertragene Macht in ihren Familien erblich zu machen. Übrigens beruhte die Einteilung nach Grafschaften und Herzogtümern zum Teil auf dem Unterschiede der Mundarten, durch welchen die Völker damals noch mehr als jetzt voneinander getrennt wurden. Die mächtigsten Herzogtümer waren Franken und Sachsen; denn jenes begriff auch Hessen und einen Teil der Rheingegenden in sich, dieses aber war vom Lande Meißen an über die ganze Nordgrenze des Reiches ausgedehnt worden, weil dort die Nach=

barschaft der Normannen und Slawen eine zusammenhängende und kräftige Schutzwehr nötig machte. Franken stand unter Konrad I., dem Sohne des in der Babenberger Fehde erschlagenen gleichnamigen Grafen; Herzog von Sachsen aber war jener Liudolfinger Otto der Erlauchte, der neben Hatto von Mainz unter Ludwig dem Kinde die Reichsregierung geführt hatte. Auch in Bayern herrschte ein Fürst, den man Herzog nannte; dieser aber, Arnulf der Böse, war vorerst von geringerem Einfluß, weil ihm die benachbarten Ungarn zu viel zu schaffen machten. Das Land der Alemannen oder Schwaben, in welchem es sehr bedeutende königliche Güter gab, zerfiel in mehrere Grafschaften, und von den Verwaltern derselben waren gerade die mächtigsten, die Brüder Berthold und Erchanger, nur Kammerboten. Es konnte also, nachdem Ludwig das Kind gestorben war (911), bei der Erwählung eines neuen Königs nur von dem Franken Konrad und von dem Sachsen Otto die Rede sein, zumal da beide auch mit dem ausgestorbenen Mannesstamm der Karolinger am nächsten verwandt waren. Von der Notwendigkeit aber, daß ein König eingesetzt werden müsse, war besonders die Geistlichkeit durchdrungen, welcher die Reichseinheit am Herzen lag. Auf einer Versammlung in Forchheim wurde Konrad gewählt, für welchen sich auch der bejahrte Otto erklärte.

Der neue König hatte eine schwierige Stellung. Er konnte die königliche Gewalt keineswegs im ganzen Reiche geltend machen und war überhaupt nur dann mächtig, wenn er, wie oft geschah, als Krieger an der Spitze seiner Franken das Schwert führte, oder wenn er den geistlichen Herren Diplome erteilte. Lothringen ward ihm gleich anfangs entzogen, da sich der sonst schwache Karolinger, welcher damals in Frankreich herrschte, dieses Landes bemächtigte und Konrad nicht imstande war, es zurückzuerobern. Er gab auch, verleitet durch die Zuflüsterungen seiner geistlichen Würdenträger, diese Pläne bald auf, deren Ausführung allein das gesunkene königliche Ansehen wieder hätte heben können, und wandte sich einer zunächst unlösbaren Aufgabe zu, der Unterdrückung der Herzöge. Mit dem alten Herzog Otto dem Erlauchten hatte er sich gut gestanden, die Erfahrung dieses herrlichen Mannes unterstützte ihn aber leider nur ein Jahr; nachdem er im Jahre 912 die Augen geschlossen hatte, verstanden es die schlauen geistlichen Fürsten, unter denen besonders Hatto von Mainz, Drakolf von Freising und Salomo von Konstanz zu nennen sind, das Herz des Königs für sich zu gewinnen, und führten ihn auf Bahnen, auf denen er fallen mußte. Zunächst glaubte Hatto, mit dem tüchtigen und allgemein beliebten Sohne Ottos, Heinrich, dasselbe verruchte Spiel treiben zu dürfen, wie einst mit den unglücklichen Babenbergern, Konrad ging auf die Pläne ein, aber er versuchte sich vergebens; die Sachsen hielten

fest an ihrem jungen Herzog, und Konrad mußte, nachdem er bei einem Angriff auf Heinrich zurückgeschlagen worden war, ihn nicht nur als Beherrscher des ganzen sächsischen Landes anerkennen, sondern ihm sogar auch den Besitz der eigentlichen Lehnsgüter in Sachsen und in Thüringen zugestehen. Das erhöhte natürlich den Ruhm des jungen Mannes, vielfache Lieder wurden laut, und die Stimme des Volkes sprach die Wahrheit, wenn sie als eigentlichen Feind Heinrichs den Mainzer Erzbischof nannte. Es ist eine bekannte Sage, daß Hatto bei einem Goldschmiede eine goldene Kette bestellte, mit der er den jungen Herzog erdrosseln wollte, wie ihn aber sein böses Gewissen verriet und Heinrich rechtzeitig Kunde erhielt und siegreich aus dem Kampfe hervorging, während Hatto durch einen Blitzstrahl getroffen dem göttlichen Strafgerichte erlag. Es ist dies in den kleineren Ausführungen eine Sage, aber freilich ist es verbürgt, daß Hatto schon 913 starb. Sein Nachfolger war Heriger, der das System seines Vorgängers mit gleichen Mitteln fortsetzte.

Auch gegenüber den Schwaben konnte Konrad sein königliches Ansehen auf die Dauer nicht geltend machen, obgleich er die gefährlichen Bewegungen, welche unter ihnen entstanden, unterdrückte. Diese Bewegungen wurden durch Hattos Gesinnungsgenossen, Salomo von Konstanz, hervorgerufen. Salomo war, wie oben bemerkt, ein sehr gewandter und gebildeter Mann, von dem wir noch Gedichte übrig haben; er befand sich beständig in der Umgebung des Königs, wußte diesen aufs beste zu unterhalten und durch seine Scherze zu belustigen und versah als Kanzler alle Geschäfte des Erzkaplans. Konrad ließ sich von diesem Manne so sehr einnehmen, daß er ihm, ohne mit den schwäbischen Grafen Rücksprache zu nehmen, Kammergüter und Rechte überwies, welche eigentlich diese hätten verwalten sollen, ja sogar eine Burg der beiden Brüder, Stammheim, an St. Gallen gab, und Salomo ward als Abt dieses wichtigen Klosters, als Bischof und als Minister bald außerordentlich mächtig. Dadurch sowie durch seinen Stolz und Aufwand erbitterte er die beiden angesehenen Grafen in Schwaben, Erchanger und Berthold, welche früher schon einmal einen heftigen Zwist mit ihm gehabt hatten. Diese nahmen den übermütigen Bischof unversehens gefangen, mißhandelten ihn auf eine unwürdige Weise und brachten ihn gefesselt auf eines ihrer Schlösser. Salomo war jedoch dem König eine unentbehrliche Person, und da überdies kurz vorher zwei andere Bischöfe auf ähnliche Weise überfallen und der eine geblendet, der andere ermordet worden waren, so machte die Sache das größte Aufsehen; Konrad konnte daher nicht ruhig zusehen, obgleich die beiden Grafen ihm verschwägert waren. Um nämlich auf friedlichem Wege sich zu versuchen, hatte Konrad sich die Witwe Arnulfs

von Bayern, Kunigunde, welche die Schwester Erchangers und Bertholds war, vermählt; so hoffte er in beiden Ländern, in Bayern und Schwaben, festen Fuß zu fassen. Er hielt zwei Synoden wegen dieser Angelegenheit, begnügte sich aber vorerst damit, den Grafen Erchanger, welchen einer von des Bischofs Vasallen gefangen hatte, mit der Verbannung zu bestrafen (914). Recht bezeichnend für den Charakter der Reichsregierung war die Synode zu Hohenaltheim bei Nördlingen. Man kam zusammen, um für das Wohl des Reiches zu sorgen und den argen Zwistigkeiten abzuhelfen. Die frommen Väter, die sich dort versammelt hatten, gelobten wohl in Zukunft ihren heiligen Beruf mit Würde und Pflichtbewußtsein zu erfüllen, aber bei den nun folgenden Verhandlungen waren doch wieder die weltlichen Einkünfte der Kirche das erste, über das man einig wurde; bezüglich der Hauptfragen wurde herzlich wenig getan. So kehrte denn auch Erchanger nicht lange nachher ohne Erlaubnis des Königs nach Schwaben zurück und nannte sich sogar einen Herzog von Alemannien. Jetzt sammelte Konrad seine Getreuen, führte sie nebst dem Anhange Salomos, welcher nicht gering war, gegen die beiden Brüder, nahm diese gefangen und ließ sie durch eine Versammlung der Großen und Geistlichen als Majestätsverbrecher verurteilen und dann hinrichten (917). Nichtsdestoweniger empörte sich kurz nachher einer ihrer Freunde und Genossen, Burkard I.; dieser wurde von den schwäbischen Großen sogar zu ihrem Herzoge ernannt, ohne daß man bestimmt weiß, ob Konrad damit zufrieden war oder nicht. Burkard hob den schwäbischen Volksstamm aufs neue empor, und zwar teils durch die Strenge, mit der er die herzoglichen Rechte wahrte, teils durch seine glücklichen Kriege mit Hochburgund, dessen Beherrscher, Rudolf II., sich zuletzt mit ihm aussöhnte und seine Tochter zur Gemahlin nahm. Burkard starb, wie bereits angegeben ist, auf einem der Kriegszüge, welche er in Verbindung mit Rudolf nach Italien unternahm. Auch Arnulf von Bayern, Konrads Stiefsohn, lehnte sich gegen diesen auf; auch er konnte nicht völlig überwältigt werden, sondern hielt sich in einem Teile seines Gebietes; noch immer stand seine siegreiche Verteidigung des Landes gegen die Ungarn vor Augen, die etwa um dieselbe Zeit von ihm und Erchanger geschlagen wurden, als Konrad Lothringen an das Reich der Westfranken überlassen mußte.

Konrad befand sich am Ende seines Lebens in einer so bedrängten Lage, daß er außer dem Lande seiner Franken überall im Grunde nur dem Namen nach als König angesehen wurde. Die Sachsen, gegen die er gleich anfangs in einem Kriege den kürzeren gezogen hatte, gehorchten ihm kaum der bloßen Form nach. Die Bayern glaubten sich wegen der Anfeindung ihres Herzogs von den Franken bedrückt. Die Alemannen waren offenbar ebenfalls gegen diese erbittert, da sie zu

ihrem Herzoge einen Mann erwählt hatten, der sich vorher als Genosse Erchangers und Bertholds recht thätig bewiesen hatte. Konrad konnte daher sterbend seinem Bruder Eberhard keinen weiseren Rat geben, als daß er die Königswürde, die er doch nicht hätte behaupten können, dem mächtigen Herzog der Sachsen von freien Stücken anbiete und sich dadurch bei ihm als dem künftigen Reichsoberhaupt ein Verdienst erwerbe. Durch diese That machte dieser bedauernswerte König alles wieder gut, was er, verführt durch eigennützige Ratgeber, während seiner Regierung versehen hatte. Eberhard folgte der Aufforderung seines Bruders, überbrachte gleich nach dem Tode desselben (918) dem Herzog Heinrich die Reichsinsignien und setzte sich mit ihm in ein freundliches Verhältnis.

Heinrich I. nahm ein halbes Jahr nachher (919) auf einer Versammlung seiner Sachsen den Königstitel an, nachdem Eberhard ihm auch die Zustimmung der Franken überbracht hatte. Es zeigte sich bei ihm bald, daß er nicht gesonnen war, in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten. Als bei der Erhebung auf den Thron Hattos würdiger Nachfolger, Erzbischof Heriger, herantrat, um dem neugewählten Herrscher Salbung und Krönung zu spenden, wies dieser es in schlichten Worten zurück. Er wollte eben nicht aus der Hand eines Priesters die Krone empfangen, die er durch freie Bestimmung der Sachsen und Franken erhalten hatte. Die geistlichen Würdenträger haben diese Abweisung natürlich nicht gern gesehen; sie spürten wohl, daß ihr Stern unter diesem kraftvollen Herrscher, der ja auch schon früher genug von ihnen zu leiden gehabt hatte, im Sinken begriffen sei. Übrigens hat man dem König Heinrich I. den Beinamen des Finklers oder Vogelstellers gegeben, weil er, als Eberhard mit den königlichen Abzeichen zu ihm kam, gerade mit Vogelfang beschäftigt gewesen sein soll; doch erwähnt keiner von den älteren Geschichtschreibern dieser Benennung. Der Ort aber, wo der „Finkelherd" gestanden, wird noch heute in Quedlinburg gezeigt, nicht weit von dem Geburtshause Klopstocks, der in seiner Jugend ein Epos auf Heinrich I. zu dichten gedachte.

Die wichtigste Seite von Heinrichs I. Erhebung ist der Umstand, daß damals die Königswürde von den Franken, welche sie bisher allein besessen hatten, auf die Sachsen übertragen wurde. Man wird diesen Übergang begreiflich finden, wenn man an die Vorzüge denkt, welche die letzteren vor den ersteren voraus hatten. Die sächsische Nation war über den weitesten Raum ausgebreitet; denn sie hatte den ganzen Landstrich von der Nordsee und der Eider an bis an das Fichtelgebirge und an die Wetterau sowie vom Rhein bis zur Elbe inne.*) Ferner be-

*) Es mag hier hervorgehoben werden, daß die Benennung Sachsen erst im

saßen zwar die Franken und die Alemannen mehr Kenntnisse und Bildung, bei den Sachsen dagegen war mehr Einheit und ungeschwächte Kraft zu finden. Auch die Verfassung stand bei den letzteren noch fest und ungekränkt da. Zu diesem allem kam endlich noch, daß in Sachsen allein eine einzige Familie seit sehr vielen Jahren an der Spitze der Verwaltung stand, und daß diese sich ebenso sehr durch ihre gewissermaßen erblich gewordene Tapferkeit, als durch die Ausdehnung ihrer Besitzungen auszeichnete. Da nun Heinrich der anerkannte Vertreter dieses Stammes war, der mit ihm zuerst eine Stellung in der Weltgeschichte einnimmt, so bleibt für ihn noch Lobes genug übrig. Klarheit in den gestellten Zwecken und gesunde Thatkraft in der Durchführung zeichnen ihn aus. Von dem Königtum in Deutschland hatte er denjenigen Begriff, der bis auf den heutigen Tag dem Wesen unseres Volkes zumeist entspricht; dasselbe sollte den Kreis ziehen, innerhalb dessen die Stämme sich frei bewegen. In die Regierung Karls des Großen mischte sich ein romanisches und ein reflektiert antikes Element ein; mit dem Walten Heinrichs des Sachsen gewinnt das deutsche Geschichtsleben auf längere Zeiten den Charakter der Frische und Volkstümlichkeit, ungetrübt von Zwang und Grübelei; einen Charakter, der alle Stände und namentlich auch auf erfreuliche Weise die Geistlichkeit durchdringt.

Übrigens waren, da man bei Heinrichs Erwählung bloß die Sachsen und Franken zugezogen hatte, die Schwaben und Bayern damit natürlich nicht zufrieden. Doch suchten beide vergebens ihren Willen gegen die anderen Stämme geltend zu machen. Der Herzog Burkard I. von Schwaben wurde, als er Widerspruch erhob, sogleich von Heinrich angegriffen und, wiewohl freilich erst nach einem Jahre, zur Anerkennung des neuen Oberherrn gezwungen. Arnulf von Bayern, der bei Konrads Tode aus Ungarn zurückgekehrt war, wurde eine Zeitlang bekriegt und dann durch einen Vergleich zur Unterwerfung gebracht; Heinrich gewährte ihm gute Bedingungen, weil er den Frieden im Inneren zu erhalten wünschte, um sowohl den Verheerungen der Ungarn zu steuern, als auch sein Sachsenland, das ihm vor allem am Herzen lag, nach der Grenze hin zu sichern und zu erweitern. Ehe er noch hoffen durfte, diese Absichten zu verwirklichen, gab ihm der unglückliche Zustand von

---

15. Jahrhundert (seit 1422) auf Meißen überging, und daß man sie in den früheren Zeiten vorzugsweise auf die Lande vom Harz bis an die Elbmündung und an die friesische Küste zu beziehen hat; den Kern bildet Westfalen und das Land der Cherusker, deren Volksname (Schwertmänner) wahrscheinlich mit dem der Sahsen oder Sachsen gleichbedeutend ist. Bei ihnen herrschte die niederdeutsche Mundart; die Sprachgrenze zog sich etwa vom Harz bis an die Mündung der Ruhr; Hessen und Thüringen vermittelten den Übergang zum Hochdeutschen.

Frankreich Gelegenheit, in Lothringen die Macht eines deutschen Königs zu zeigen, obgleich dies nicht ohne Kampf mit den Franzosen geschehen konnte. Er trat, wie bereits früher berichtet worden ist, mit dem Herzog Giselbert von Lothringen in Verbindung, erschien mit seinen Sachsen oft in diesem Lande, setzte sich aber auch hier bestimmte Schranken und hatte, obgleich er als Lehnsherr von Niederlothringen anerkannt wurde, von der gemachten Eroberung doch keinen Vorteil, außer daß die Verbindung Lothringens mit dem Deutschen Reich nun gesichert war.

Von glücklicheren Folgen, als die Unternehmungen in Lothringen, waren die Anstalten, welche Heinrich an der entgegengesetzten Grenze des Reiches gegen die Normannen, die Slawen und die Ungarn traf. Am wichtigsten sind seine Kriege mit den letzteren, weil sie auch auf den inneren Zustand der deutschen Nation einen bedeutenden Einfluß ausübten. Die Ungarn oder Magyaren, deren Oberanführer seit Arpads Tode (907) dessen Sohn Zultan war, suchten damals nicht mehr bloß Bayern, Schwaben, Italien und Burgund heim, sondern sie zogen auch in die nördlichen Länder des Reiches. Sie streiften bis nach Lothringen, und nachdem sie 908 in Verbindung mit einem slawischen Volk den damaligen Herzog von Thüringen geschlagen hatten, drangen sie sogar in das Land der Sachsen ein. Der Hauptgrund, warum sie diese verheerenden Raubzüge eine lange Reihe von Jahren ungestraft fortsetzen konnten, war die ihnen eigentümliche Bewaffnung und Kampfweise, durch welche sie den germanischen Völkern überlegen waren; selbst Heinrich, so tapfer und geschickt er auch war, erlitt infolgedessen einst eine Niederlage von ihnen und verdankte damals seine Rettung nur dem Umstande, daß er sich in eine nahe gelegene Feste zurückziehen konnte. Die Ungarn waren nämlich fast insgesamt beritten, während die Hauptmacht germanischer Heere im Fußvolk bestand. Außerdem hatten die Deutschen schwere Streitäxte oder Hämmer, die ersteren dagegen leichte Bogen und Pfeile als Hauptwaffen. Endlich waren die Ungarn als berittene Nomaden sehr rasch in ihren Bewegungen, durchstreiften und plünderten mit Leichtigkeit eine ganze Gegend und fanden das Land überall offen, da es, wenigstens im Osten und im Innern des Reiches, keine befestigte oder mit Mauern umgebene Städte, sondern nur hier und da eine Burg gab. Heinrich erwarb sich um seine Nation das Verdienst, daß er diese verschiedenen Umstände, auf denen die Überlegenheit der Ungarn beruhte, erkannte und zweckmäßige Maßregeln ergriff, um ihnen gehörig zu begegnen. Ein glücklicher Zufall verschaffte ihm die dazu nötige Ruhe und Zeit. Es geriet nämlich einer der ungarischen Anführer in sächsische Gefangenschaft, und Heinrich verstand sich zur Freigebung desselben nur unter der

Bedingung eines neunjährigen Waffenstillstandes, den er freilich seinerseits durch die Verpflichtung zu einem jährlichen Geschenke teuer genug erkaufen mußte (924).

Diese Zeit der Ruhe benutzte Heinrich, um sein Kriegsvolk durch Übungen und durch bessere Bewaffnung für den Kampf mit den Ungarn geschickter zu machen, und um hier und da einzelne Ortschaften zu befestigen, damit man, wenn die beweglichen ungarischen Räuber die Gegenden durchstreiften, Zufluchtsorte und Sammelplätze habe. Endlich suchte er noch durch Demütigung der slawischen Nachbarn die nordöstlichen Grenzen so zu sichern, daß er auch von dorther Truppen aufbieten und gegen den Hauptfeind führen konnte. Von diesen Maßregeln waren die beiden ersteren nicht nur durch ihren Einfluß auf den Kampf mit den Ungarn sehr wichtig, sondern sie hatten auch für das ganze Mittelalter sehr bedeutende Folgen; man macht sich aber gewöhnlich eine verkehrte Vorstellung davon. Namentlich wird das, was Heinrich in betreff der Anlegung von festen Plätzen that, in der Regel falsch angesehen; denn man denkt sich, er sei dabei etwa so zu Werke gegangen, wie Peter der Große, als er vor 150 Jahren in Rußland Städte schuf. Das wäre damals in Deutschland durchaus unmöglich gewesen, weil dort an eine Kraft und Einheit der Staatsgewalt, wie sie in despotischen Reichen besteht, nicht zu denken war, und weil ein systematisches Verfahren ganz und gar nicht im Charakter jener Zeiten lag. Heinrich selbst dachte nicht daran, Städte zu gründen, obgleich sein Verfahren allerdings die Entstehung mancher Stadt zur Folge hatte; er hielt vielmehr seine Sachsen im östlichen Teile des Landes bloß zur Anlage von Ortschaften an, welche mit Mauern umgeben wurden, während die Leute früher nur in offenen Orten oder in einzelnstehenden Häusern gewohnt hatten. Hervorzuheben ist die Befestigung von Merseburg, wo eine Schar von kühnen Wegelagerern angesiedelt wurde, so daß sie nunmehr eine nützliche Schutzwacht gegen die Slawen bildete. Keineswegs aber sind die Einrichtungen und Rechte, durch welche die Städte des Mittelalters eine so große Bedeutung erlangt haben, von Heinrichs Maßregeln gegen die Ungarn herzuleiten, sondern es verhält sich damit folgendermaßen. Die von ihm befestigten Plätze kamen später meistenteils unter den Schutz von Bischöfen oder Äbten, welche nicht nur Freistätten aus denselben machten, sondern auch durch die Könige verordnen ließen, daß daselbst nicht, wie in den Burgen der mächtigen Herren, Gefangene festgehalten werden durften, sondern daß innerhalb der Mauern der Städte jedermann Recht und Gerechtigkeit finden solle. Ebenso wußten die Geistlichen den unter ihrer Obhut stehenden

Städten nach und nach noch manche andere Vorteile zu verschaffen, und so entstanden ganz allmählich die Einrichtungen und Freiheiten der deutschen Städte des Mittelalters. Bedeutend in ihren Folgen waren auch die Veränderungen, welche Heinrich mit der Ausrüstung und Kriegsübung seiner Sachsen vornahm; denn sie stehen mit der Bewaffnung und Kampfweise aller christlichen Völker der folgenden Zeiten in einem wirklichen Zusammenhang. Er schuf eine neue Reiterei und suchte sein Kriegsvolk durch Übungen und durch veränderte Bewaffnung zum Gefechte mit leichten Truppen geschickter zu machen, weil in diesen die eigentliche Kraft der Ungarn sowie der Slawen bestand. Auch diese Maßregeln können im einzelnen nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; gewiß ist aber, daß zu Heinrichs Zeit die dem nachherigen Mittelalter eigentümliche Art der Bewaffnung und des Kampfes ihren Anfang nahm, und daß damals das Ritterwesen, zu welchem schon zu Karl Martells Zeit und noch mehr unter Karl dem Großen der erste Schritt gethan worden war, sich zu bilden begann. Seitdem trat der alte Heerbann, der auf dem Verbande der Gemeinfreien und auf dem Allodbesitze beruhte, vor dem Lehnsaufgebot und dem Reiterdienste zurück. Übrigens hat man auch in dieser Hinsicht zuviel von Heinrichs Maßregeln herzuleiten gesucht; besonders haben spätere Dichter und Chronikschreiber in den Übungen, durch die er seine Reiter an einen planmäßigen Kampf gewöhnte, fälschlich den Ursprung der Turniere zu finden geglaubt.

Seine während des Waffenstillstandes unternommenen Züge gegen die Slawen verschafften ihm nicht bloß den dabei zunächst beabsichtigten Vorteil, sondern sie gaben auch Gelegenheit, daß jenseit der Elbe von der Grenze der jetzigen Mark Brandenburg an bis nach Mähren hin deutsche Stämme und deutsche Sitten sich verbreiteten. Er unterwarf sich in den Jahren 927 bis 930 die Daleminzier, die Böhmen und andere slawische Völker, gründete auch in ihrem Lande feste Plätze, siedelte daselbst deutsche Kolonisten an und errichtete zur besseren Behauptung des Eroberten und zur Beschützung der benachbarten deutschen Länder die beiden Markgrafschaften Meißen und Nordsachsen oder die jetzige Altmark. Er eroberte im Winter 928 auf 29 Brennabor oder Brandenburg, die Hauptstadt der Heveller (Havel-Anwohner) und veranstaltete sodann einen Kriegszug gegen die aufständischen Redarier, welche in einem kühnen Überfalle Walsleben in der Altmark erobert und dort entsetzlich gehaust hatten. Sie hatten durch diesen Erfolg eine gemeinsame Erhebung der verwandten Völkerschaften veranlaßt, aber es half ihnen nichts. Die sächsischen Grafen Thietmar und Bernhard gewannen bei Lenzen am östlichen Ufer der Elbe am 4. September 929 einen entscheidenden Sieg. Dennoch wollte im

Brandenburgischen die Ausbreitung der deutschen Sitte und Herrschaft damals noch nicht gelingen; daran mochte die Art, wie man das Christentum dort pflanzen wollte, die Nachbarschaft der Räuberkolonie von Jomsburg und die Nähe des Hauptsitzes eines berühmten slawischen Götzen*), des Radigast bei Rethra im Lande der Liutizen, dem heutigen Mecklenburg-Strelitz, gleichen Anteil haben. Übrigens suchte Heinrich das Reich ebenso im Norden gegen die Dänen, wie im Osten gegen die Slawen zu schützen. Er stellte nach Vertreibung der Ungarn die dänische Mark (Schleswig) wieder her, und wenn das, was er in jenen Gegenden für das Christentum that, auch keine bedeutenden Folgen hatte, so schaffte er doch durch seinen Kriegszug den deutschen Ansiedlern in Holstein Ruhe und hinderte den Dänenkönig Gorm den Alten, sich in seine Streitigkeiten mit den mecklenburgischen Slawen zu mischen.

Als nach dem Ablauf des Waffenstillstandes (933) die Ungarn den jährlichen Tribut von neuem forderten, verweigerte ihn Heinrich. Sie brachen hierauf in großen Scharen ein; im Lande der Daleminzier soll man ihren Abgesandten statt der geforderten Geldsumme zum Hohne einen Hund vorgeworfen haben; ein sagenhafter Zug, an dem man so viel Gefallen fand, daß man ihn später dem König Heinrich selbst zuschrieb. Nun drangen sie verheerend durch Thüringen in das sächsische Grenzgebiet ein; Heinrich zog ihnen, nachdem sich ihre Scharen geteilt hatten, entgegen, brachte der Hauptmacht auf der goldenen Aue bei dem Dorfe **Riade** an der Unstrut eine blutige Niederlage bei und trieb sie mit solchem Verluste zurück, daß sie sich seitdem nicht mehr an die Sachsen wagten. Auch die andere Abteilung war besiegt worden, und die, welche nicht im Kampfe gefallen waren, gerieten entweder in Gefangenschaft oder starben den Hungertod. Dagegen blieben freilich Bayern und Schwaben ihren Anfällen immer noch preisgegeben, da jede Völkerschaft des Reiches ihr eigenes Land schützen mußte.

Heinrich hatte vier Söhne und zwei Töchter. Sein ältester Sohn, **Thankmar**, stammte aus seiner ersten Ehe mit Hathburg, der Tochter eines thüringischen Grafen; diese Jugendverbindung war auf Verlangen der Kirche gelöst worden. Die drei anderen Söhne aber, **Otto I.**,

---

*) Thietmar von Merseburg nennt die Stadt **Riedegost** und berichtet, daß sie die Form eines Dreiecks gehabt habe, und daß vor demjenigen Thore, welches nach dem Meere führte, ein Tempel mit Götzenbildern gestanden. Noch angesehener und ausgebreiteter war der Kultus des **Swantewit** zu Arkona auf der Insel Rügen; sein Bild war vierköpfig, mit einer Fahne und einem Trinkhorn versehen; seine zahlreiche Priesterschaft wurde besonders wegen ihrer Weissagekunst verehrt. Daneben wird noch der dreiköpfige Gott Trieglaff oder **Triglawa** viel genannt.

Heinrich und Bruno, und die beiden Töchter, Gerberga, die Gemahlin des Herzogs Giselbert von Lothringen, und Hedwig, die Gemahlin Hugos des Großen von Francien, waren Kinder der Mathilde, der Tochter eines westfälischen Grafen, dessen Geschlecht sich auf den berühmten Wittekind zurückführte; den sächsischen Chronisten gilt diese deutsche Königin in ihrem langen, schicksalreichen Leben als Musterbild einer frommen fürstlichen Frau. Obgleich Thankmar der älteste Sohn war, so hielt ihn Heinrich doch nicht zur Nachfolge im Reiche geeignet; er schloß ihn sogar von dem Anteile an den Erbgütern der Familie aus. Dagegen bestimmte er Otto I. zu seinem Nachfolger auf dem königlichen Throne, obgleich Mathilde aus Vorliebe für ihren zweiten Sohn diesem die Krone zuzuwenden suchte, ein Anspruch, der damit begründet wurde, daß Heinrich geboren war, als sein Vater schon die Königskrone trug. Der vierte Sohn, Bruno, war zum geistlichen Stande bestimmt worden und ward später Erzbischof von Köln. Heinrich versammelte kurz vor seinem Tode die Großen des Reiches in Erfurt, um sie zu bewegen, Otto zu ihrem König zu ernennen. Er starb 936 zu Memleben an der Unstrut und ward zum Begräbnisse nach Quedlinburg gebracht, wo er in der Schloßkirche beigesetzt wurde. Sein Sohn Otto ward wirklich gewählt; er stand im 24. Jahre und war vermählt mit Editha, einer Schwester des Königs Athelstan von England.

Otto der Erste oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Otto der Große überhob sich nicht, wie sein Vater, der Krönung und Salbung; er ließ dieselbe vielmehr auf eine außerordentlich feierliche Weise in Aachen vornehmen, um jeden Widerspruch zu beseitigen, welcher ihm gegenüber etwa zu Gunsten seines schon damals unzufriedenen Bruders Heinrich erhoben werden könnte. Der Erzbischof von Mainz verrichtete diese Ceremonie, und diejenigen vier Herzöge des Reiches, welche nächst dem Oberhaupte der Sachsen die angesehensten Fürsten von Deutschland waren, Eberhard von Franken, Hermann von Schwaben, Burkards I. Nachfolger, Arnulf von Bayern und Giselbert von Lothringen, verwalteten die bei Ottos Krönung zum erstenmale vorkommenden Hofämter der Bewirtung und Bedienung des Königs, welche von der Zeit an im Gebrauche geblieben sind; der Herzog von Lothringen, zu dessen Gebiet Aachen gehörte, war Kämmerer; Schwaben hatte das Amt des Schenken, Franken des Truchsessen; Bayern, das nachher jahrhundertlang kein Erzamt innehatte, übte die Marschallswürde aus. Heinrich war eher ein mächtiger Oberherzog, als ein thatsächlich waltender König der deutschen Völker gewesen; Otto dagegen strebte das letztere zu sein. Er suchte den Glanz des Reiches wieder zu heben, trug selbst, gleich den Königen der älteren Zeit, Gericht und Hof, die Zeichen der

Oberherrschaft, in alle Teile des Reichs und machte sich dadurch ein unruhiges Leben. Er behielt aus diesem Grunde auch sein Herzogtum Sachsen nicht, sondern stellte zuerst für die Dauer seiner Abwesenheit einen angesehenen und tapferen Sachsen, Hermann, den Sohn Billungs, der den Liudolfingern verwandt, an die Spitze des sächsischen Kriegswesens und übergab ihm später das Herzogtum selbst, das nachher lange in Hermanns Familie erblich blieb.

Ottos Regierung war nicht nur nach außen hin eine kriegerische, sondern er hatte auch im Inneren des Reiches ernste Kämpfe zu bestehen. Der erste derselben war ein Krieg mit seinem Bruder Thankmar. Dieser konnte nämlich zwar, obgleich er der ältere Bruder war, auf den Thron keinen gesetzlichen Anspruch machen, schon weil das Deutsche Reich ein Wahlreich geworden war; allein Otto gab, als 937 ein mütterlicher Anverwandter Thankmars starb, aus unbekannten Gründen die von diesem verwaltete Grafschaft nicht ihm, sondern einem andern, freilich sehr thatkräftigen und schlauen Manne, dem Grafen Gero. War dies vielleicht auch bloß eine Unfreundlichkeit gegen einen Bruder zu nennen, so mußte dagegen das von ihm bald nachher in Bayern und Franken befolgte Verfahren bei den Großen, welche die Reichsgüter innehatten, Mißtrauen gegen seine Absichten erwecken. Als nämlich Herzog Arnulf von Bayern (937) gestorben war, riß dessen Sohn Eberhard die Gewalt des Vaters an sich und weigerte sich in irgend einer Weise, Otto als Herrn anzuerkennen. Dieser mußte mit einer ansehnlichen Truppenmacht in Bayern erscheinen, er bezwang den Aufstand und gab die herzogliche Würde an Arnulfs Bruder Berthold. Aber er bewies sofort, daß er die herzogliche Gewalt schwächen wollte: er behielt sich die Besetzung der bayrischen Bistümer vor und setzte neben dem Herzoge Berthold dessen Neffen Arnulf als Pfalzgrafen ein mit der Bestimmung, die Rechte der Krone im Lande wahrzunehmen. Von Eberhard, dem Urheber des Aufstandes, erfahren wir nichts mehr. In Franken kränkte er den Herzog Eberhard, als derselbe einige Sachsen hart bestrafte, weil sie die Pflichten, die sie für erhaltene Güter gegen ihn übernommen, versäumt und sich in des Königs Dienst begeben hatten. Otto legte dafür dem Herzog Eberhard eine Geldbuße auf und verurteilte die Anhänger desselben zu der zwar hergebrachten, aber immer doch schimpflichen Strafe, einen Hund nach dem königlichen Hoflager in Magdeburg zu tragen. Entrüstet darüber schloß sich Eberhard an den unzufriedenen Thankmar an, verabredete mit ihm einen gleichzeitigen Aufstand in Sachsen und Franken und bemächtigte sich sogleich der Person Heinrichs. Das ganze Unternehmen ward aber durch einen Zwist unter den Verbündeten gleich anfangs vereitelt und Thankmar selbst in der Eresburg hart bedrängt; er flüchtete in die

Kirche, wurde aber am Altar mit einem Speerwurf, der ihn durch das offene Fenster traf, getötet. Eberhard gab hierauf den gefangenen Heinrich frei und söhnte sich durch Vermittelung des Erzbischofs von Mainz scheinbar mit dem Könige aus, erregte aber bald einen neuen und noch gefährlicheren Aufstand. Er hatte nämlich, wie es scheint, den zweiten Bruder Heinrich während seiner Gefangenschaft dadurch von Otto abzuziehen gewußt, daß er ihn in der Meinung bestärkte, er habe ein besseres Anrecht an die Krone, weil ihn die Mutter nicht als Herzogin, sondern als Königin geboren habe. Heinrich verschwor sich insgeheim mit Eberhard und zog kurze Zeit nach seiner Freilassung gegen seinen Bruder ins Feld. Obgleich er einen großen Teil der Sachsen für sich hatte, so half ihm dies doch nichts; denn die Sachsen konnten ihn nicht kräftig genug unterstützen, weil sie genau beobachtet und durch unruhige Nachbarn stets in Bewegung gehalten wurden. Er warf sich deshalb in die Arme seines Schwagers, des lothringischen Herzogs Giselbert, welcher in die angetragene Verbindung mit Heinrich und Eberhard gern eingegangen war, weil er lieber den schwachen König Ludwig d'Outremer von Frankreich, als den kräftigen Otto von Deutschland zum Lehnsherrn haben wollte. Auch der französische König brach, von Giselbert aufgefordert, gegen Otto in das Elsaß ein. Das Deutsche Reich war also zugleich von innen und außen bedroht, zumal da einerseits auch die Slawen an der Ostgrenze sich erhoben hatten und andererseits die Bischöfe Friedrich von Mainz und Rothard von Straßburg bald zu den Empörern übertraten. Nur ein fester und, wo es galt, durchgreifend strenger Mann, wie Otto, konnte unter solchen Umständen die Zügel der Regierung festhalten. Doch standen ihm dabei nicht unbedeutende Kräfte zu Gebote. Außer den rheinischen Truppen, von welchen ihn ein Teil unter jenen Bischöfen verließ, waren Berthold von Bayern, Hermann von Schwaben, dessen Bruder **Udo** und der Burggraf **Konrad Kurzbold** von Worms dem Könige zu Hilfe gezogen, und Hermann Billung von Sachsen hielt die Slawen zurück. Indessen trug Otto, ungeachtet dieser Unterstützungen, zuletzt mehr durch eine glückliche Fügung der Umstände, als durch die Entscheidung der Waffen den Sieg davon. König Ludwig von Frankreich ward durch die Nachricht, daß der Bischof von Laon diese Stadt dem Erbfeinde seines Hauses, Heribert von Vermandois, übergeben wolle, zur Heimkehr bewogen, und die beiden Herzöge Giselbert und Eberhard, die mit ihren Truppen am Niederrhein standen, erlagen ihrer eigenen Unvorsichtigkeit und der Schnelligkeit der Gegner. Sie wurden nämlich durch Udo und Konrad Kurzbold (beide waren mit Eberhard verwandt) in demselben Augenblicke überrascht, als sie bei Andernach den einen Teil ihrer Truppen über den Rhein gesetzt hatten und mit dem andern noch

auf dem rechten Ufer standen. Eberhard ward von den Feinden getötet, und Giselbert ertrank auf der Flucht im Rhein (939). Dieser Schlag entmutigte alle noch übrigen Gegner des Königs, so daß sich dieselben aus freien Stücken unterwarfen und seine Gnade suchten. Die beiden abtrünnigen Bischöfe wurden in klösterliche Haft gebracht; Heinrich erhielt Verzeihung; auch den jungen Sohn Giselberts ließ Otto die Schuld des Vaters nicht büßen, er erteilte ihm vielmehr das Herzogtum Lothringen, nachdem er ihm einen Vormund gesetzt hatte; in Franken dagegen wies er dem Grafen Konrad Kurzbold und seinen anderen Bundesgenossen die meisten Güter Eberhards zu; noch mehr begünstigte er einen anderen fränkischen Grafen, den tapferen und beliebten Konrad den Roten, dem er bald nachher seine Tochter Liutgard zur Gemahlin gab. Er selbst drang 940 in Frankreich ein, um König Ludwig zu bestrafen, war aber dabei nicht gerade sehr glücklich. Übrigens kam er gleich nachher mit Ludwig, welcher seine Schwester Gerberga, die Witwe Giselberts, heiratete, in ein freundliches Verhältnis und nahm sogar später, wie bereits angegeben ist, an dessen Streitigkeiten mit den Großen des Französischen Reiches thätigen Anteil.

Ottos Bruder Heinrich fiel im Jahre 941 noch einmal von ihm ab und ließ sich mit dem Erzbischof von Mainz und sächsischen Großen, welche über den Einfluß der Schwaben und Franken am Hofe, zum Teil auch mit dem Markgrafen Gero unzufrieden waren, in eine Verschwörung ein, die zum Ziele hatte, Otto bei dem Osterfeste 941 zu ermorden. Die Sache wurde jedoch entdeckt: Heinrich ergriff die Flucht, die übrigen Teilnehmer wurden mit Tod oder Verbannung bestraft, nur der fromme und schlaue Erzbischof von Mainz fand es für gut, straflos auszugehen, indem er durch Genuß des Abendmahles den unzweifelhaft berechtigten Verdacht von sich abwälzte. Heinrich war auf einige Zeit verschollen, endlich stellte er sich seinem Bruder, welcher ihn auf die Pfalz von Ingelheim in Gewahrsam bringen ließ. Doch beim Weihnachtsfeste 941 warf er sich in der Domkirche zu Frankfurt am Main dem königlichen Bruder zu Füßen, im Bußgewande, dieser aber hob ihn auf und gewährte ihm völlige Verzeihung. Ja, er gab ihm sogar, als 947 Berthold von Bayern starb, das Herzogtum desselben, sowohl weil ihre Mutter Mathilde ihn sehr angelegen darum gebeten hatte, als auch weil er dadurch den Besitz dieses Landes an seine Familie bringen konnte; Berthold hatte keine Kinder hinterlassen, und Heinrich war mit einer Tochter des früheren Herzogs, Arnulfs des Bösen, vermählt. Heinrich blieb seit dieser Zeit seines Bruders treuer Genosse. Dagegen zerfiel er mit seiner Mutter, deren Lieblingssohn er war, und vergalt der guten Frau, der er doch das Herzogtum Bayern zum Teil verdankte, ihre Bemühungen wenig. Mathilde ver-

wandte nämlich die reichen Einkünfte ihres Wittums größtenteils für Klöster und Arme und trieb dabei vielleicht ihre Freigebigkeit zu weit. Deswegen suchte nicht nur Otto ihren Schenkungen Einhalt zu thun, sondern auch Heinrich setzte ihr Schranken und verfuhr dabei rücksichtslos, rauh und hart. Übrigens brachte Otto bald nachher auch das Herzogtum Schwaben an sein Haus; denn er vermählte seinen ältesten Sohn Ludolf mit der Tochter des schwäbischen Herzogs Hermann, welcher keine Söhne hatte, und machte ihn, als dieser 948 starb, zu dessen Nachfolger. Lothringen hatte er schon einige Jahre vorher, beim Tode des jungen Sohnes Giselberts, seinem Schwiegersohne Konrad dem Roten übergeben, welcher bisher, — doch ohne die Herzogswürde zu tragen — unter des Königs Oberhoheit in Franken gewaltet hatte. Auf diese Weise verschaffte Otto seiner Familie eine außerordentliche Macht; denn von den fünf Herzogtümern des Reichs waren vier in den Händen derselben, und das fünfte, Sachsen, hatte ein Mann erhalten, der ohne Familienanhang war und ganz von Otto abhing. Sogar auf das Königreich Burgund erstreckte sich sein Einfluß, da die Großen dieses Landes beim Tode Rudolfs II. sich nur durch Überlieferung von dessen Sohne Konrad an Otto vor den Gewaltthätigkeiten Königs Hugo von Italien zu schützen wußten.

Diese letzteren Beziehungen mochten vielleicht dazu beitragen, daß die burgundische Partei in Italien sich an Otto wandte, um ihm zugleich die Hand der Adelheid und das unselige Lombardische Reich anzubieten; denn Adelheid war eine Schwester Konrads. Otto ging auf den gemachten Antrag ein und zog 951, ohne die Verhältnisse seines Reiches zu berücksichtigen, nach Italien. Wir können diesen Schritt nur dann begreiflich finden, wenn die Schilderung wahr ist, die uns ein zuverlässiger Mann von Otto macht. Der sächsische Chronist Widukind von Korvei, der um das Jahr 970 schrieb, sagt von Otto: „Er war sehr fromm, freigebig und, wenn er nicht die Strenge eines Königs zeigen mußte, immer heiter. Er schlief sehr wenig, im Schlafe aber redete er beständig, so daß man ihn für wachend hätte halten sollen. Er besaß eine bewundernswürdige Fassungskraft des Verstandes; denn obgleich er bis zum Tode seiner ersten Gemahlin (947) keine Schulbildung erhalten hatte, so lernte er doch nachher soviel, daß er jedes Buch nicht allein lesen, sondern auch vollkommen verstehen konnte. Er sprach sowohl Lateinisch als Slawisch; doch verschmähte er es, seltene Fälle ausgenommen, sich dieser Sprachen zu bedienen. Dem Vergnügen der Jagd ergab er sich häufig, auch die Freuden der Tafel liebte er, und die Reitkunst übte er zuweilen, jedoch mit königlichem Ernste. Sein äußeres Aussehen war der Würde eines Königs angemessen: er hatte graues Haar, glanzvolle, blitzende Augen und ein

rötliches Angesicht; den Bart trug er länger, als von alters her bei den Deutschen Brauch war. Sein Gang war bald rasch, bald langsam, seine Kleidung aber die vaterländische; denn niemals bediente er sich einer fremden". Auf einen Mann von solcher Beschaffenheit des Körpers und der Seele mußten wohl Ruhmbegierde und augenblickliche Entschlüsse mächtiger wirken, als die kalte Überlegung; wäre dies nicht gewesen, er hätte schwerlich sein von Franzosen, Lothringern, Dänen, Slawen und Ungarn bedrohtes Reich verlassen, um einem Schatten von Herrschaft in einem Lande nachzujagen, welches durch unwegsame Gebirge von seiner Heimat geschieden war. Ehe er selbst aufbrach, rückte sein Sohn Ludolf ohne den Willen des Vaters aus; er errang freilich, was bei der Planlosigkeit des Unternehmens natürlich war, keine Erfolge. Ohne bedeutenden Widerstand zu finden, drang Otto dann selbst in Italien ein. In Pavia vermählte er sich mit Adelheid. Von hier schickte er den Erzbischof Friedrich von Mainz, der wieder mit ihm ausgesöhnt war, nach Rom, um mit dem Papste zu unterhandeln. Dieser war jedoch zu wenig Herr seiner selbst, als daß er den deutschen König in Rom hätte sehen dürfen; so reiste der letztere nicht dahin, sondern kehrte schon im Februar 952 nach Deutschland zurück.

Die Vermählung mit Adelheid hatte für Otto selbst unglückliche Folgen; er geriet dadurch mit seinem Sohne Ludolf und seinem Schwiegersohne Konrad in einen Zwist, der bald in Empörung und offenen Kampf ausartete. Der erstere, welchem Otto früher unvorsichtigerweise die Nachfolge im Reiche zugesichert hatte, sah seinen Vater nicht ohne Eifersucht eine neue Gemahlin, ein neues Land und voraussichtlich auch eine neue Würde gewinnen, welches alles einzeln nach den sonderbaren Vorurteilen jener Zeit die Rechte des jungen Mannes schmälern konnte. Konrad ward infolge der Vermählung Ottos mit Adelheid zwiefach gekränkt. Der König hatte ihn in Italien zurückgelassen, um Berengar zur Herausgabe von Adelheidens Gütern zu zwingen, und Konrad brachte diesen durch Überredung bald dahin, daß er sich entschloß, sein Reich von Otto zu Lehen zu nehmen. Als jedoch Berengar in Begleitung seines Sohnes nach Deutschland kam, konnte Adelheid nicht umhin, eine kleinliche Rache an ihm zu nehmen, und Otto war schwach genug, sich von ihr mißbrauchen zu lassen. Die beiden stolzen Italiener mußten drei Tage warten, bis sie vor den König gelassen wurden, obgleich Konrad ihnen eine anständige Behandlung versprochen hatte. Dadurch beleidigte Otto natürlich den letzteren, dem er bis dahin so sehr gewogen gewesen war. Zu gleicher Zeit kränkte er ihn noch auf eine andere Weise. Er riß nämlich, als ihm Berengar und sein Sohn huldigten, die Marken Verona und Aquileja von dem Lombardischen Reiche los, um die dortigen Pässe frei zu

haben, und fügte sie zum bayrischen Herzogtum seines Bruders Heinrich, weil dieser sich bei Adelheid eingeschmeichelt hatte. Konrad mußte darüber entrüstet sein, da Heinrich mit ihm entzweit war und ihm das östliche Franken zu entziehen suchte. Er verbündete sich daher mit Ludolf, der sich ebenfalls beeinträchtigt glaubte, und beide bildeten dann (953) mit anderen Unzufriedenen eine furchtbare Verschwörung gegen Otto. Es gab deren eine bedeutende Anzahl, da Otto und seine beiden Brüder fast alle Würden und Länder an sich gebracht hatten. Von den letzteren hatte der eine, Heinrich, Bayern, Österreich und zwei italienische Grenzprovinzen inne; der andere aber, Bruno, war Abt des reichen Klosters Lorch und Erzkanzler des Reiches, und Otto machte ihn gerade um die Zeit, als Ludolf und Konrad sich empörten, zum Erzbischof von Köln. Otto selbst war nicht nur König von Deutschland, sondern seine Gemahlin Adelheid weckte auch den Gedanken an die Kaiserwürde in ihm und suchte ihn zugleich zu bewegen, sich die Herrschaft des reichen lombardischen Landes und vielleicht sogar den Besitz des Burgundischen Königreiches anzueignen. Dagegen waren auch die Verschworenen sehr mächtig. Ludolf war Herzog von Schwaben, Konrad war mächtig in Franken und hatte das Herzogtum Lothringen inne; beide waren also im Westen des Reiches ebenso mächtig, als Heinrich im Süden und Osten. Ihr Anhang mehrte sich von Tag zu Tag. Auch der treulose Erzbischof Friedrich von Mainz, der angesehenste Geistliche des Reiches, trat ihrem Bunde bei. Ja, sogar die Sachsen, die dem König allein helfen konnten, wurden wankend gemacht; denn als Otto nach dem Ausbruch der Empörung sächsische Truppen zu sich beschied, ließen sich dieselben unterwegs verführen. Alles dies diente jedoch nur dazu, um Ottos Tüchtigkeit als Herrscher in ihrem vollen Glanze zu zeigen. Er traf die besten Maßregeln. Er selbst begab sich, nachdem er die Stadt Mainz vergebens drei Monate lang belagert hatte, nach Sachsen, um dort Truppen zu sammeln; seinen ebenso tapferen und klugen als gelehrten Bruder Bruno ließ er mit mehr als königlicher Macht zur Bewachung des ganzen Landstrichs von der Mosel und dem Niederrhein an bis zum Meere zurück, damit Konrad keine Hilfe aus Lothringen ziehen könne. Als Otto vor Regensburg gezogen war, wo die Anhänger des früheren Herrscherhauses sich behaupteten, griffen seine Gegner zu Mitteln, die uns recht deutlich zeigen, wie sehr in diesen rohen Zeiten die Völker dadurch zu leiden hatten, daß ihre Führer noch nicht gewöhnt waren, die wilde Leidenschaft jener feineren Einsicht in ihren Vorteil, die man Staatsklugheit nennt, unterzuordnen, sondern gleich dem großen Haufen bloß den augenblicklichen Gefühlen folgten. Ludolf und Konrad hatten nämlich nicht nur ohne Bedenken die Waffen gegen ihren Vater und

Schwiegervater erhoben, sondern sie riefen auch die räuberischen Magyaren ins Reich und führten sie bis in das Innere von Lothringen. Ludolf hatte den Sohn des früheren bayrischen Herzogs Arnulf, der von Heinrich als sein Stellvertreter in Bayern zurückgelassen worden war, zur Empörung bewogen und opferte also seinen Oheim dem Sohne des ärgsten Feindes seiner Familie auf. Man wird den Charakter der damaligen Zeit noch klarer erkennen, wenn man erfährt, daß der Erzbischof von Salzburg sich an die Spitze der furchtbaren magyarischen Räuber stellte, und daß Heinrich dafür nachher nicht nur diesem die Augen ausstechen, sondern zugleich auch den Patriarchen von Aquileja, welcher ganz unschuldig war, verstümmeln ließ. Dazwischen fehlt es nicht an milderen Zügen. Ludolf, dem während des Krieges ein Sohn geboren wurde, gab demselben den Namen seines Vaters Otto. Liutgard, die Tochter des Königs und Gemahlin Konrads des Roten, starb kummervoll; sie wurde in Mainz begraben und eine silberne Spindel über ihrer Ruhestatt angebracht. Übrigens scheiterten alle Anstrengungen der Verschworenen an den Maßregeln, welche Otto getroffen hatte. Konrad und Ludolf unterwarfen sich daher mit ihren Anhängern freiwillig dem König (954); nur Arnulfs Sohn hatte sich nicht ergeben, sondern war mit den Waffen in der Hand gefallen. Otto verzieh zwar den Empörern, nahm ihnen aber ihre Herzogtümer, weil er im Süden und Westen Ruhe haben wollte, um große Unternehmungen an der Nord- und Ostgrenze des Reiches vorbereiten zu können. Schwaben erhielt Burkard II., ein Sohn des ersten Burkard und vermählt mit der Tochter Heinrichs von Bayern, der begabten und hochsinnigen Hadwig, welche später als Freundin der gelehrten Mönche von St. Gallen eine Art von litterarischem Ruhm gewann und besonders durch Scheffels „Ekkehard" allgemein bekannt geworden ist. Lothringen wurde in zwei Teile, Ober- und Niederlothringen, getrennt und das erstere später dem Grafen Friedrich von Bar gegeben, welcher Ottos und Brunos Nichte, die Tochter Hugos des Großen, geheiratet hatte, während das letztere noch eine Zeitlang von Bruno verwaltet und dann einem anderen Schwestersohne Ottos, dem letzten französischen Karolinger, Karl, erteilt ward.

Kaum war der gefährliche innere Krieg beendigt, als die Magyaren von neuem in die südlichen Teile des Reiches einbrachen, während zu gleicher Zeit das Land Sachsen von den erbitterten Stämmen der Slawen angegriffen wurde. Dürften wir der in solchen Dingen sehr unsicheren Sage Glauben schenken, so würde die Zahl der Ungarn, welche damals in Bayern und Schwaben erschienen, nicht weniger als hunderttausend betragen haben. Diese bildeten drei Scharen, deren jede einen besonderen Anführer hatte; sie bedrängten Augsburg, wo

jedoch der treffliche Bischof Ulrich sie durch mannhaften Widerstand so lange beschäftigte, bis Otto von der sächsischen Grenze herangerückt war. Heftige Kämpfe wurden vor den Mauern Augsburgs geliefert, aber es stärkte den Mut der Belagerten, daß der Bischof selbst im Schlachtgewühle sich tummelte, nach allen Seiten hin anfeuernd und durch Worte der Schrift die Verzagten stärkend. Bei einem Ausfalle zogen die Ungarn sich zurück, da einer ihrer tapfersten Führer fiel; als bei dem zweiten der Kampf am heftigsten tobte, traf die Nachricht von dem Heranrücken Ottos ein und verfehlte ihre Wirkung auf die Feinde nicht. Nach einigen Tagen lieferte ihnen der König denn auch auf dem Lechfeld bei Augsburg eine große Schlacht; es war am Laurentiustag 955 (10. August). Er war so glücklich gewesen, die endlich einmal unter sich einträchtigen Deutschen zu einem gemeinschaftlichen Zuge und zu einem Hauptschlage vereinigen zu können. Die Bayern, deren Land von den Barbaren überschwemmt war, bildeten, wie es sich gebührte, die vordersten und dichtesten Reihen, obgleich ihr Herzog, Heinrich, todkrank war und bald nachher starb. Konrad der Rote und Otto selbst hielten an der Spitze der Franken und Sachsen die Mitte; dem königlichen Gefolge wurde die Reichsfahne mit dem Bilde des Erzengels Michael vorangetragen. Burkard von Schwaben deckte mit seinem Volke und mit 1000 Böhmen das Gepäck. Der Sieg wurde dadurch erleichtert, daß die Ungarn, anstatt die Deutschen mit gesamter Macht anzugreifen, den einen ihrer Haufen hatten abziehen lassen, um bis nach Fulda hin zu plündern. Doch auch so blieben die leichten ungarischen Reiter den schwerfälligen Deutschen überlegen, und wären sie mehr als bloße Räuber gewesen, so würden sie gewiß den Sieg davongetragen haben. Sie hüteten sich übrigens, die Deutschen von vorn anzugreifen; sie umritten dieselben vielmehr, zerstreuten die Böhmen, plünderten das Gepäck und warfen die hintersten Reihen. Zweimal wankte, wie es in solchen Schlachten bei der aus unerwartetem Angriff entstehenden Verwirrung zu geschehen pflegt, das Schicksal des Kampfes; aber das eine Mal rettete Konrad, das andere Mal Otto die Ehre der Deutschen. Endlich wurden die Ungarn zur Flucht gezwungen. Sie erlitten eine schreckliche Niederlage; denn die Deutschen metzelten alles nieder und schonten sogar ihre eigenen Städte, in welche jene sich flüchteten, nicht, sondern verbrannten sie mit den darin befindlichen Barbaren. Die beiden Anführer der Ungarn wurden, als sie in die Hände ihrer Feinde fielen, mit vielen ihrer Leute aufgeknüpft; der dritte ließ dafür aus Rachgier seine Gefangenen niedersäbeln. Nach allem, was wir von der Wut der Deutschen erfahren, dürften wir dem eigenen Geschichtschreiber der Ungarn, Keza, welcher einige Jahrhunderte später lebte, vielleicht Glauben schenken, wenn er versichert, es seien

von den 60000 Männern jener beiden Heerhaufen nur sieben, und zwar mit abgeschnittenen Ohren nach ihrer Heimat entkommen: ein wirklicher Vertilgungskampf, der aber gegen Menschen, die zu Raubtieren geworden waren, notwendig erscheinen mochte. Auch der dritte Heerführer der Barbaren, welcher mit einiger Beute nach Ungarn zurückkam, würde gewiß das gleiche Los gehabt haben, wenn Otto nicht schnell gegen die Slawen hätte aufbrechen müssen. Auf Seite der Deutschen waren ebenfalls viele geblieben; unter diesen befand sich auch Konrad, der durch seinen Heldentod die frühere Schuld büßte. So teuer aber auch der Sieg auf dem Lechfeld erkauft wurde, so verschaffte er den deutschen Völkern doch für immer Ruhe vor den Magyaren; diese richteten seit der Zeit, durch die erlittene Niederlage erschreckt, ihre Waffen ostwärts gegen die Griechen.

Ebenso rühmlich, wie der siegreiche Kampf mit den Magyaren, waren Ottos Feldzüge gegen die Slawen und Dänen. Von den verschiedenen Völkern, aus denen die ersteren bestanden, machten damals besonders die Böhmen große Anstrengungen, um die deutsche Oberherrschaft von sich abzuwenden, und da sie zu Ottos Zeit nicht nur bleibend zum Christentum übergeführt, sondern auch für immer an Deutschland geknüpft wurden, so ist es passend, hier die frühere Geschichte dieses Volkes mit wenigen Worten anzudeuten. Die Sage der Böhmen hat aus dem slawischen Namen des Volkes, Tschechen, einen gemeinschaftlichen Stammvater, Tschech, gebildet, der die Seinigen in das von den Germanen verlassene Land Böhmen geführt habe. Nachher soll sich das Volk durch innere Zwietracht aufgelöst haben, bis Krok, ein Wahrsager, der sich zum Herrscher aufwarf, die Einheit und Ordnung wiederherstellte. Ihm folgte seine Tochter, Libussa, welche ebenfalls die Wahrsagekunst verstand, in der Regierung nach. Als diese von den Ältesten des Volkes gedrängt wurde, sich zu verheiraten, erklärte sie, den Mann zum Gemahle nehmen zu wollen, welchen die von ihr ausgeschickten Boten hinter dem Pfluge gehend finden würden. Auf diese Weise ward ein Bauer, Premysl oder Primislaw, Libussas Gemahl, König der Böhmen und Ordner ihres Staates; Libussa gründete nun auf dem Hradschin ein Schloß, welchem sie den Namen Prag (Schwelle) gab, der sodann auf die Stadt überging. Nach dem Tode der Libussa widersetzten sich die Weiber der Herrschaft Primislaws, und es brach der (durchweg fabelhafte) sogenannte böhmische Mägdekrieg aus, welcher sieben Jahre lang zwischen beiden Geschlechtern aufs grausamste geführt wurde und mit der Besiegung der Weiber endigte. Die Herrschaft aber erbte auf Primislaws Nachkommen fort, die bis auf die Zeit Kaiser Albrechts I. regierten. Die ersten nicht mythischen, sondern einigermaßen geschichtlichen Nachrichten bestehen in

den Mitteilungen, welche deutsche Chronikschreiber in ihren Berichten über die slawischen Kriege der Karolinger sowie byzantinische Schriftsteller bei Gelegenheit der ersten Berührungen ihres Volkes mit slawischen Grenzvölkern gegeben haben. Danach wäre die erste Spur des Christentums unter den Slawen in der Zeit der letzten deutschen Karolinger zu finden. Es heißt nämlich, der Böhmenfürst Borziwoy habe, als er einst Zwentibold, den Beherrscher des großen Mährischen Reiches, um Hilfe bat, bei diesem den griechischen Mönch Methodius angetroffen und sich nebst seiner Gattin, Ludmilla, von demselben taufen lassen (um 870). Die neue Lehre breitete sich unter Borziwoy und seinem Sohne Spithignew nur wenig aus, und auch die Abhängigkeit, in welche die böhmischen Herzöge von den letzten Karolingern gebracht worden waren, mußte oft durch Kriegszüge wiederhergestellt werden. Spithignews Neffe Wenzel ist wie seine Großmutter Ludmilla von der Sage verherrlicht und von der Kirche unter die Heiligen aufgenommen worden; die böhmische Krone wird nach ihm benannt. Die Reliquien des Sankt Veit (Vitus) ließ er in der Domkirche zu Prag beisetzen. Im Jahre 935 ward Wenzel, welchen Heinrich I. kurz vor seinem letzten Ungarnkriege von neuem zur Tributleistung gezwungen hatte, durch seinen Bruder, Boleslaw I., gestürzt und ermordet; dieser fiel hierauf vom deutschen Könige ab, brach in das benachbarte Sachsen ein und bedrängte dasselbe so lange, bis Otto den wackeren Hermann Billung an die Spitze der Sachsen stellte. Hermann trieb endlich die Böhmen völlig zurück, und Boleslaw wurde gefangen genommen, sein Land aber eine Zeitlang seinem Sohne, Boleslaw II. oder dem Frommen, überlassen, welcher ebenso berühmt durch seinen Eifer für das Christentum war, als jener durch seine Wut gegen dasselbe. Unter ihm wurde (973) das Bistum Prag gegründet, wodurch Böhmen kirchlich von Deutschland ziemlich unabhängig wurde, wenn auch der neue Sitz unter dem Erzbistum Mainz stehen sollte.

Auch die übrigen slawischen Völker an der Ostgrenze benutzten unter Ottos Regierung jede Gelegenheit zu Raubzügen und Eroberungen, welche die Verhältnisse des Deutschen Reiches ihnen darboten. Otto selbst zog mehrmals gegen sie. Am meisten aber zeichnete sich in diesen langwierigen und blutigen Kämpfen der Sachse Gero aus, einer der tapfersten und erfahrensten Krieger seines Stammes. Ihm verdankt man namentlich die bleibende Eroberung des Landes Ostsachsen oder der heutigen Lausitz, in welcher er dann von Otto als Markgraf eingesetzt wurde. Gero zeigte sich übrigens bei seinen Unternehmungen nicht bloß tapfer und kriegserfahren, sondern er nahm auch, gleich dem Spartaner Lysander, wenn die Löwenhaut nicht ausreichte, den Fuchspelz zu Hilfe und verband kalte Grausamkeit mit arger Hinterlist. Er

soll z. B. einmal gegen 30 vornehme Slawen, die ihm gefährlich schienen, zu einem Gastmahl geladen haben, wobei er sie betrunken machte und ermorden ließ. Es gelang ihm zuletzt noch, den Polenherzog, als dieser mit den Wenden im Kampfe lag, zur Anerkennung der deutschen Lehnshoheit, ja sogar zur Zahlung eines Tributes zu bringen. Aber der frühe Tod seiner Söhne, vielleicht auch die Erinnerung an grausame Thaten erregte in ihm eine ernste, bußfertige Stimmung; er legte seine Würde nieder, gründete das Frauenstift Gernrode (Geronisroth) am Fuße des Harzes, dessen erste Äbtissin seine früh verwitwete Schwiegertochter Hedwig, eine Nichte der Königin Mathilde, wurde, und pilgerte nach Rom, wo er einzig frommen Übungen lebte und für seine Stiftung den besonderen Schutz des Papstes erlangte. Nach seinem 965 erfolgten Tode wurde er in Gernrode beigesetzt; das Andenken an seine mächtige Erscheinung lebte in Lied und Sage fort. Das Gebiet, wo er gewaltet hatte, zerfiel in drei Marken: die Nordmark oder Altmark, deren Graf den Vorrang hatte, die Ostsächsische und die Thüringische Mark. Übrigens hatten Ottos und seiner Großen Unternehmungen zuletzt den Erfolg, daß die Slawen der Ostgrenze, trotz ihrer langen und hartnäckigen Gegenwehr, zur Unterwerfung und zu einer Art von Christentum gebracht wurden. Freilich konnte der ihnen aufgedrungene Glaube keine Wurzeln fassen, solange sie mit ihren heidnischen Brüdern auf der anderen Seite des Landes eng zusammenhingen; doch teilte Otto das eroberte Land in Bistümer und machte die Hauptsitze derselben zu Festungen, deren Verteidigung den neuen und alten Christen als Religionspflicht anempfohlen wurde. Diese neuen slawischen Bistümer waren Merseburg, Zeitz, Meißen, Brandenburg und Havelberg. Otto stellte dieselben unter das Erzbistum, welches er nach langen vergeblichen Versuchen doch endlich zu Magdeburg stiftete, damit die neuen Pflanzungen des Christentums, welche einerseits bis über die Lausitz hinaus und andererseits an der Elbe, Havel und Spree her bis tief nach Mecklenburg hinein angelegt waren, besser beobachtet und geleitet werden könnten. Außer den slawischen Völkern bekriegte Otto im Norden seines Reiches auch die Dänen, deren Beherrscher, Harald Blauzahn, weder die Tributpflichtigkeit gegen den deutschen König anerkennen, noch das Christentum in seinem Lande dulden wollte. Otto zwang ihn zu beidem; ja, Harald mußte sich sogar selbst taufen lassen, und wenn wir den Berichten der Sage Gehör schenken wollten, so wäre der deutsche König damals siegend und verheerend bis in das Innere von Jütland vorgedrungen*). Diese

*) Wie die Sage sich immer gern an sinnbildliche Handlungen anschließt, so heißt es auch hier, Otto habe von einer Landspitze aus seinen Speer in die See

großen und glücklichen Unternehmungen gegen Dänen und Slawen machten Ottos Namen im Norden und Osten so berühmt, daß die damalige Beherrscherin der Russen, Olga, sich an ihn gewendet und ihn um Zusendung von Lehrern des Christentums gebeten haben soll. Doch verhielt es sich mit dieser Botschaft wahrscheinlich ebenso, wie mit den vorgeblichen Gesandtschaften aus Japan und ähnlichen Ländern, welche in neuerer Zeit manchmal in Europa gesehen worden sind; jedenfalls ward, wie sich von selbst versteht, nichts aus der Sache.

Mitten in den rühmlichen Kämpfen, welche Otto gegen Slawen und Dänen unternahm, ließ er sich unglücklicherweise bewegen, das seit Arnulfs Zeit vergessene römisch-deutsche Kaisertum wiederherzustellen. Die Vernichtung des Lombardischen Reiches durch Karl den Großen hatte den Papst auf den Gedanken gebracht, das römische Kaisertum zu erneuern und dem mächtigen Könige der Franken mit dem kaiserlichen Titel die Herrschaft von Italien zu übertragen. Arnulf, der letzte Karolinger, welcher diese Würde bekleidete, hatte die Italiener wohlweislich ihrem Schicksal überlassen; von seiner Zeit an waren daher verschiedene italienische und burgundische Fürsten auf kurze Zeit in den Besitz des Kaisertitels und der Oberherrschaft gelangt. Otto selbst hatte auf seinem ersten Zuge nach Italien nicht einmal den Namen eines Königs von Italien angenommen, sondern sich mit der Besetzung der sehr bedeutenden Privatgüter seiner Gemahlin Adelheid und mit der Huldigung des Königs Berengar II. und seines Sohnes Adalbert begnügt. Berengar demütigte aber gleich nachher die Großen des Landes und legte Festungen an, um sie besser im Zaume halten zu können. Dies bewog die ohnehin stets nach Veränderung begierigen Großen, den Gemahl der Adelheid nach Italien einzuladen, weil sie durch ihn und seine Deutschen von Berengars Herrschaft frei zu werden hofften. Besonders waren es die Bischöfe und der Papst, welche dem König Otto diesen Wunsch durch Abgeordnete zu erkennen gaben. Otto folgte ihrer Aufforderung und schickte zuerst seinen Sohn Ludolf nach Italien (956); der hochbegabte Jüngling drang siegreich vor, schlug Berengar und dessen Sohn Adalbert in zwei Schlachten, aber mitten auf seiner Siegesbahn erkrankte er am Fieber und starb (957). Die Verwirrung Italiens war damals um so größer, weil seit dem Beginne des Jahres 956 die einzige Gewalt, welche der Tyrannei eine feste Schranke setzen konnte, die geistliche, sich in den Händen eines

---

geschleudert und die nächste Wasserstrecke heiße seitdem Ottensund oder Ottensand. Das Jahr, in welchem dies geschehen sein soll, ist schwer festzustellen; der Ort aber ist nicht an der Nordspitze von Jütland, sondern auf einem Vorsprunge der Südküste des Lymfjord zu suchen, welcher Fjord damals noch gegen die Nordsee hin offen war.

Jünglings befand, der nichts weniger als den Namen eines Geistlichen verdiente. Dies war der Papst Johann XII., ein Sohn des jüngeren Alberich und Enkel der berüchtigten Marozia. Er stand bei seiner Erhebung erst im 18. Lebensjahre und gehörte zu jenen Päpsten, welche unter dem schmählichen Einfluß verworfener Weiber die ihnen anvertraute geistliche Gewalt so sehr herabwürdigten, daß man die Herrschaft der römischen Bischöfe jener Zeiten mit dem Namen des Metzenregiments belegt und sogar die Fabel von einer Päpstin Johanna erfunden hat, die im Jahre 955 als Mann verkleidet auf den päpstlichen Stuhl gelangt sei. Die Rücksicht auf Anstand und Schicklichkeit verbietet, die einzelnen Züge aus Johanns Leben mitzuteilen, die uns von den Chronikschreibern überliefert worden sind; wir müssen uns mit der allgemeinen Bemerkung begnügen, daß dieser Papst, der bei Tische den alten Göttern Spenden brachte und dem Teufel zutrank, sich auch sonst mit schamloser Frechheit alles erlaubte, und daß er ein noch ärgerer Tyrann war, als Berengar, der sich doch wenigstens nicht durch schändliche Lüste und unerhörte Frevel entehrte.

Otto übertrug, als er den Zug nach Italien antrat, die Leitung der Reichsgeschäfte dem Namen nach seiner Mutter Mathilde und übergab ihr auch seinen erst sechs Jahre alten Sohn Otto II., den er noch vor seiner Abreise zu seinem Nachfolger ausrufen und in Aachen krönen ließ (961); mit der eigentlichen Verwaltung hatte er seinen edlen Bruder, den Erzbischof Bruno von Köln, und seinen Nebensohn, den Erzbischof Wilhelm von Mainz, beauftragt. Da Otto die Alpenpässe in seiner Gewalt hatte und an der Spitze eines tüchtigen Heeres in Italien erschien, so konnte Berengar keinen Kampf mit ihm wagen. Er zog sich daher in seine Festen zurück; der deutsche König zog ohne Widerstand in die Städte ein, empfing die lombardische Krone und feierte dann in Pavia, der eigentlichen Hauptstadt des Königreichs Italien, welches Ludolf noch gewonnen hatte, das Weihnachtsfest. Zu Anfang des folgenden Jahres (962) zog er nach Rom und ließ sich daselbst von dem Papste Johann XII. zum römischen Kaiser salben, ohne sich um das weltkundige Ärgernis, das derselbe den Christen gab, zu bekümmern. Man sagt uns nirgends, daß der neue Kaiser vom Papste einen besseren Wandel gefordert habe; wohl aber ließ er sich von ihm das Versprechen geben, keine Gemeinschaft mit Berengar zu haben. Dieser saß unthätig in seiner Feste und wartete ruhig, bis Ottos Vasallen nach Ablauf ihrer Dienstzeit oder nach der Erschöpfung ihres Geldvorrats gewohnterweise in die Heimat zurückgekehrt sein würden, um dann das einstweilen aufgegebene Land wieder in Besitz zu nehmen. Die Deutschen lernten damals an seinem Beispiel, wie man hinter dicken Mauern der Gerechtigkeit Trotz bieten könne, und

viele von ihren Vasallenfürsten zeigten nachher zu bald, wie gut sie aus der gewonnenen Erfahrung Nutzen zu ziehen wußten.

Während Otto von einem Orte zum andern zog, um die einzelnen Festungen Berengars zu bezwingen, boten einige italienische Große, der Fremden überdrüssig, dem flüchtigen Sohne des letzteren, Adalbert, die Krone unter der Bedingung an, daß sich sein Vater zur Niederlegung derselben verstehe. Auch der Papst schloß sich an Adalbert an und nahm ihn in Rom auf. Sobald Otto dies erfuhr, eilte er nach Rom, um den Papst für seine Treulosigkeit zu bestrafen; jetzt trat er daher auch als Verteidiger der kirchlichen Zucht und Ordnung gegen denselben Mann auf, dessen Wandel er noch kurz vorher, als er die Kaiserkrone von ihm annahm, mit der päpstlichen Würde vereinbar gefunden hatte. Er hörte die Klagen über das sittenlose Leben des Papstes an und hielt eine Synode, durch welche er denselben absetzen und einen rechtschaffenen Mann unter dem Namen Leo VIII. an seine Stelle wählen ließ (963). Unglücklicherweise fehlten dem letzteren einige Eigenschaften, die das geistliche Recht verlangte, und dies war um so schlimmer, da viele bei Johanns ausschweifendem Leben besser ihre Rechnung fanden, als bei Leos strenger Aufsicht. Johanns Partei war daher stark genug, um noch während der Anwesenheit Ottos in Rom einen Aufstand des Volkes zu erregen; doch unterdrückte der Kaiser die Bewegung durch die Schwerter seiner Deutschen, welche ohne Unterschied sowohl Aufrührer als ruhige Bürger niederhieben. Obgleich dieses Mittel nichts weniger als festes Vertrauen begründen konnte, so ließ Otto doch, als er gleich nachher von neuem gegen Berengar zog, auf Bitten Leos den Römern die Geiseln, welche er ausgehoben hatte, zurückgeben. Johann konnte daher, als er nach Rom zurückkehrte, den Gegenpapst leicht vertreiben und fand ungeachtet seiner Lasterhaftigkeit Geistliche genug, die ihm behilflich waren, in einer Synode und also auf eine scheinbar rechtmäßige Weise alles das für nichtig zu erklären, was vorher gegen ihn beschlossen worden war. Er nahm hierauf grausame Rache an seinen Gegnern, ja er ließ sogar zwei der angesehensten Römer, die an der früheren Synode teilgenommen hatten, zu Tode quälen, und wenn er den in Rom zurückgebliebenen Bischof Otger von Speier bloß geißeln und nicht ebenfalls töten ließ, so geschah dies nur deshalb, weil er glaubte, daß sich Otto um seinen deutschen Bischof mehr bekümmern würde, als um jene beiden Römer. Otto war aber zu eifersüchtig auf sein Ansehen, um dies alles ruhig hinzunehmen, zumal da er kurz vorher Berengar gefangen genommen hatte. Er setzte sich sogleich gegen Rom in Marsch. Noch ehe er dort ankam, war Johann eines plötzlichen Todes gestorben (964); die Römer erkannten gleichwohl den vertriebenen Papst Leo,

der zu Otto geflohen war, nicht an, sondern wählten einen neuen, Benedikt V. Der erbitterte Kaiser schloß daher Rom so eng ein, daß die Not in der Stadt bald aufs höchste stieg. Die Römer mußten sich ihm ergeben, und Leo ward wieder eingesetzt, Benedikt aber, nachdem er zu des Kaisers Füßen seine Reue bekannt hatte, nach Hamburg verbannt, wo er bald nachher starb. Auch Berengar wurde mit seiner Gemahlin Willa nach Deutschland geführt und endete sein Leben zwei Jahre später in Bamberg. Sein Sohn Adalbert hatte sich nach Corsica geflüchtet. Nachdem Otto auf diese Weise in Italien alles rühmlich beendigt hatte, kehrte er (964) nach Deutschland zurück.

Von dem Wunsche beseelt, seine alte Mutter Mathilde noch einmal zu sehen, begab sich der Kaiser zuerst nach Köln. Hier versammelte er seine ganze Familie, die jetzt in vollkommener Eintracht lebte, um sich und sah seinen Bruder Bruno zum letztenmale, da derselbe bald nachher starb. Von dieser glänzenden Versammlung in Köln reiste er nach Nordhausen, wo seine Mutter ein Kloster gestiftet hatte, um mit ihr allein acht Tage ungestört zuzubringen. Bei Gelegenheit dieser letzten Zusammenkunft mit seiner Mutter zeigt sich Ottos edle Natur und sein echt deutscher Charakter auf recht sichtbare Weise, sowie er überhaupt in seinem ganzen Verhältnisse zu dieser Frau beides nie verleugnete. Er hatte sie z. B. nach dem Tode seines Vaters ungestört im Besitze der ihr angewiesenen Güter gelassen, bis sie einen Mißbrauch davon zu machen schien; kaum hatte er sie aber im Genusse derselben eingeschränkt, als er sich ein Gewissen daraus machte und ihr alles wieder zurückgab. Über seine letzte Zusammenkunft mit Mathilde hat sich ein ausführlicher Bericht erhalten. Wenn man in demselben liest, welch ein herrliches Gefühl Otto beim Scheiden zeigte, so muß man wohl glauben, daß er ein edles Herz gehabt habe, und daß die Härte und Grausamkeit, die er oft bewies, aus der Überzeugung geflossen sei, eiserne Naturen könnten nur mit eisernem Stabe geleitet werden. Man wird daher auch bei diesem Augenblicke seines Lebens lieber verweilen, als bei seinen Heldenthaten und weitaussehenden Eroberungsplänen. Als am letzten Tage Mutter und Sohn zusammen die Messe gehört hatten, redete Mathilde den Kaiser also an: „Verliere doch ja keines der Worte aus dem Gedächtnisse, mit denen ich diese Stätte deiner Liebe und Treue empfohlen habe. Hier habe ich glücklich gelebt und mit Gottes Schutz zweimal die Gefahren der Niederkunft überstanden. Hier habe ich deinen Bruder Heinrich geboren, den ich wegen des väterlichen Namens so sehr liebte, hier deine Schwester Gerberga. Was soll ich viele Worte reden? Dieser letzte Anblick deiner Mutter sei stets eine Schutzrede für mein Kloster!“ Mit bewegtem Herzen versprach der Kaiser seiner Mutter, alle ihre

Bitten zu erfüllen. Hierauf verließen sie zusammen die Kirche; vor der Thür blieben sie stehen und umarmten sich unter Küssen und Thränen. Auch alle Anwesenden weinten bei diesem Anblick. Als sich Otto endlich von seiner Mutter losgerissen hatte, begleitete diese ihn mit den Augen, bis er zu Pferde gestiegen war. Dann kehrte sie in die Kirche zurück, begab sich zu der Stelle, wo der Kaiser während der Messe gestanden hatte, fiel auf die Kniee nieder und küßte weinend die Fußstapfen des hinwegziehenden Sohnes. Als dies einige vom Gefolge desselben, welche noch zurückgeblieben waren, sahen, gingen sie tiefbewegt hinaus und sagten es dem Kaiser. Dieser aber sprang sogleich vom Pferde und eilte schluchzend in die Kirche zurück, wo er die Mutter noch an derselben Stelle fand und unter Thränen laut beten hörte. Da warf er sich ihr zu Füßen und rief: „O ehrwürdige Gebieterin, durch welchen Dienst kann ich dir diese Thränen vergelten?" Dann sprachen sie weinend noch einige wenige Worte. Endlich sagte die ehrwürdige Königin: „Was nützt es uns, länger zu zögern? Wir müssen, wenn auch ungern, uns trennen, und durch deinen Anblick wird mein Schmerz nicht vermindert, sondern vermehrt. Ziehe jetzt hin im Frieden Christi! Du wirst wohl mein Antlitz in diesem sterblichen Leibe nicht mehr sehen. Ich habe alles, was mir am Herzen lag, deiner Liebe empfohlen. Lasse mir nur den Trost zurück, daß du diese Stätte beständig im Andenken behältst." Hierauf reiste der Kaiser ab.

Otto hatte Italien wohl nur, um seine Mutter zu sehen und neue Truppen zu holen, verlassen; neue Verwirrungen, durch welche dieses unglückliche Land heimgesucht ward, nötigten ihn, bald wieder dahin zurückzukehren. Die unruhigen Lombarden hatten Adalbert in ihr Land gerufen, der mit seinen Brüdern Kuno und Wido (Guido) erschien, um dem Kaiser die Päſſe, welche Deutschland mit Italien verbanden, zu verlegen, und Johann XIII., welcher nach Leos Tode unter dem Einfluß deutschgesinnter Bischöfe (965) zum Papste gewählt worden war, hatte vor den römischen Großen aus Rom fliehen müssen. Die Lombarden waren zwar gleich anfangs durch Burkard von Schwaben, welcher den einen von Berengars Söhnen in der Schlacht tötete und den andern zur Flucht nach Konstantinopel nötigte, wieder unterworfen worden; dagegen waren aber die Römer noch nicht bestraft und zum Gehorsam zurückgeführt, und da Otto besonders die Herrschaft über Rom und über das untere Italien ins Auge gefaßt hatte, so mußte er durchaus dahin eilen (966). Er zog geradeswegs auf Rom los und suchte gleich nach seiner Ankunft in dieser Stadt den unruhigen Sinn ihrer Einwohner durch Grausamkeit zu ersticken. Er war überhaupt gewohnt, bei Empörungen die Strenge der Gelindigkeit

vorzuziehen, und wenn irgendwo, so war in Italien durchgreifender Ernst nötig; denn hier waren Zucht und Sittlichkeit tief gesunken und selbst die Geistlichkeit in so hohem Grade entartet, daß z. B. sogar ganze Klöster sich gegen ihre Feinde des Dolches bedienten und eines lästigen Abtes durch Gift entledigten. Otto ließ daher in Rom ein strenges Gericht über die Schuldigen ergehen und bestrafte unter andern nicht weniger als dreizehn römische Große mit dem Strange. Doch bewies er sich zugleich großmütig gegen den Papst; denn er setzte ihn nicht bloß wieder auf den päpstlichen Stuhl ein, sondern suchte auch diesem das verlorene Ansehen außerhalb Roms dadurch wiederzuverschaffen, daß er ihm einige früher entrissene Besitzungen zurückgab.

Von dieser Zeit an verfolgte Otto weitaussehende, glänzende Pläne. Er wollte nicht nur ganz Italien unterwerfen, die Ruhe daselbst fest begründen und die eingedrungenen Mohammedaner beschränken, sondern er faßte auch den Entschluß, vermittelst des Papstes und der Griechen den eiteln Glanz des Kaisertums in möglichst hohem Grade um sein Haus zu verbreiten. Aus diesem Grunde knüpfte er mit dem Beherrscher des Byzantinischen Reiches eine Verbindung an und warb für seinen jungen Sohn, Otto II., den er mit großem Gepränge nach Italien führen und vom Papste zum Kaiser krönen ließ (967), um eine griechische Prinzessin. Doch leitete ihn dabei außer der Eitelkeit, von einem Kaiser als Kaiser anerkannt zu werden, wohl auch der Wunsch, das damals für den Handel so sehr wichtige Unteritalien ganz zu besitzen. Auf diese Weise ward durch Otto den Großen zwischen der deutschen Nation und den unzuverlässigen Griechen ein Verkehr hergestellt, der seit Basilius dem Makedonier ganz aufgehört hatte. Das wackere Sachsenvolk, welchem Otto seine Pläne und den Glanz, der nun aus Süden und Osten über sie strömen sollte, in einem besonderen Schreiben kundthat, vernahm die Botschaft mit lautem Jubel; denn es ahnte nicht, daß aus Italien und Griechenland, wie aus der Büchse der Pandora, unsägliche Übel über die deutschen Völker kommen würden. Die neue Verbindung hatte nämlich zwar den äußeren Nutzen, daß sie einen Handelsverkehr zwischen Deutschland und Griechenland hervorrief; sie wirkte aber dagegen um so verderblicher auf den Geist und die Sitten der Deutschen. Sie gab die Veranlassung, daß die Deutschen zu der Umständlichkeit und Weitläufigkeit im Verhandeln, die in ihrem Charakter und in ihren Verwaltungsformen gegründet waren, späterhin auch noch armseligen Prunk und ängstliche Hofsitten annahmen, obgleich beides ihrem Wesen ganz fremd war. Auch auf die deutsche Geistesbildung übten die glänzenden Pläne, die Otto seit seinem dritten Zuge nach Italien verfolgte, einen bedeutenden Einfluß

aus; denn infolge des Verhältnisses, in welches Otto und seine Nachfolger zu diesem Lande und zum Byzantinischen Reiche kamen, drang seit der Zeit Römisches und Griechisches umfassender als zuvor in unsere Litteratur und Kunstübung ein. Endlich trug Otto durch den nämlichen Schritt nicht wenig zur Befestigung jenes weiblichen Einflusses im Staate bei, der in der Natur der Deutschen gegründet war und schon von Tacitus als ein Hauptcharakterzug unserer Nation angegeben wird. Unter ihm, wie unter seinem Sohne und Enkel, spielten die Frauen der königlichen Familie, seine Mutter Mathilde, seine Gemahlin Adelheid, die Gemahlin seines Sohnes, Theophano oder Theophania, seine Tochter Mathilde und seine Nichte Gerberga eine sehr bedeutende Rolle; und da von diesen Frauen eine (Adelheid) eine Italienerin, eine andere (Theophania) eine Griechin war, so konnten die fremden Sitten und Gewohnheiten, welche damals dem echt deutschen Wesen Eintrag thaten, um so leichter in den königlichen Hof und von diesem aus in die Nation eindringen.

10. Das Byzantinische Reich von Basilius dem Makedonier bis zur Zeit Ottos des Großen.

Um Ottos und seiner Nachkommen Pläne und die Verhältnisse der Deutschen zu Italien richtig zu verstehen, ist es nötig, hier die Geschichte der in Konstantinopel regierenden Kaiser einzuschieben, weil diese seit Ottos I. Zeit mit den deutschen Königen in eine sehr nahe Berührung kamen. Dies ist um so mehr nötig, als die Schicksale und Verhältnisse des Griechischen Reiches und seiner Bewohner auch in anderer Hinsicht einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Dinge überhaupt ausübten. Die Griechen wurden nämlich damals den Bewohnern des Abendlandes immer mehr entfremdet; das Ansehen, welches den römischen Päpsten und dem von ihnen begünstigten lateinischen Kultus eingeräumt ward, erbitterte den griechischen Patriarchen und das Volk, und die seit dem 10. Jahrhundert in zwei Teile getrennte Christenheit betrachtete sich nicht mehr als eine und dieselbe Gemeinde. Dies bahnte nicht nur den Mohammedanern den Weg bis zu den Hauptsitzen des Christentums, sondern es trug auch nicht wenig zur Vermehrung des Ansehens der Päpste bei. Die letzteren würden, wenn die Verbindung zwischen dem Westen und Osten fortgedauert hätte, gewiß nicht ihre später so groß gewordene Macht erlangt oder behauptet haben, weil dann die gebildete und schlaue griechische Geistlichkeit und ihr Kaiser, der sich vor dem römischen Bannstrahl nicht zu fürchten brauchte, die Wagschalen mehr gleich gehalten haben würden. Die Päpste erkannten dies vielleicht selbst und waren daher nicht gerade eifrig um

die Herstellung und Erhaltung der Einigkeit bemüht, so gern sie auch griechische Flotten gehabt hätten, um die arabischen Seeräuber von Italien abzuwehren.

Basilius der Makedonier ward, obgleich er auf eine nicht eben rühmliche Weise zum Besitze des byzantinischen Thrones gelangt war, ein Wohlthäter seines Volkes. Er vernichtete den Staat der Paulicianischen Ketzersekte, welche freilich noch längere Zeit in den Balkanthälern und an der unteren Donau seßhaft blieb; ihre Ansichten, soweit sie auf sittliche Auffassung des Christentums gingen und gegen den äußerlichen Kirchendienst gerichtet waren, verbreiteten sich zu den slawischen Stämmen, ja auf Handelswegen bis nach Südfrankreich und waren auf die Reformbewegungen des Mittelalters nicht ohne Einfluß. Weiter machte er seinen Namen bei den Arabern, wie bei den barbarischen Völkern im Norden gefürchtet, entriß den ersteren die dalmatische Küste wieder und behauptete die griechische Schutzherrschaft über Venedig und Ragusa. Weniger glücklich war er in Sizilien; den lang anhaltenden Angriffen der Araber erlag endlich Syrakus. Mehr als alles dies aber gereicht ihm sein Verfahren im Inneren des Reiches zur Ehre. Er wußte durch große Sparsamkeit dem Bedürfnisse des Staates zu genügen, ohne die Unterthanen zu bedrücken, und sorgte doch zugleich dadurch, daß er mehr als irgend ein anderer Kaiser baute, für die arbeitende Klasse und für die Künste. Auch sein Versuch, die überlieferte und mit sich selbst wie mit den Verhältnissen in Widerspruch geratene römische Rechtsgelehrsamkeit neu zu begründen, zeigt einen denkenden, der Krone würdigen Regenten, obgleich die Sache nur als eine schöne Idee anzusehen ist, die im Griechischen Reiche schwerlich mehr ausführbar war. Übrigens erkennt man die unglückliche Lage eines griechischen Kaisers recht deutlich daran, daß selbst ein so milder und gerechter Fürst zweimal von sehr gefährlichen Verschwörungen bedroht wurde. Merkwürdig aber ist dabei die offene und durchaus rechtliche Art, wie Basilius bei der Untersuchung und Bestrafung derselben verfuhr, da man im Griechischen Reiche bei solchen Verbrechen sonst über alle Formen hinwegging.

Basilius starb im Jahre 886. Sein Sohn, Leo VI. mit dem Beinamen des Weisen, hatte kaum den Thron bestiegen, als der Streit mit dem Oberhaupte der griechischen Kirche von neuem begann. Leo ließ nämlich sogleich den Geistlichen Santabarenus, der unter Basils Regierung eine Kabale gegen ihn angesponnen hatte, zur Rechenschaft ziehen und verwickelte auch den Patriarchen Photius in diesen Prozeß. Die Untersuchung gegen beide Geistliche endete jedoch zum Nachteil des Kaisers; denn diese abgefeimt schlauen Männer wußten sich, auf ihr geistliches Recht gestützt, so gut aus der Sache zu ziehen, daß der

Kaiser als Verfolger, sie selbst aber als Verfolgte erschienen. Leo ließ, als er auf gesetzliche Weise seinen Zweck nicht erreichen konnte, Santabarenus blenden und in die Verbannung abführen; gegen den Patriarchen aber bewog er die Geistlichkeit zu einem abscheulichen Spruche. Obgleich nämlich Photius des Vergehens, wegen dessen er damals vor Gericht stand, keineswegs schuldig war, so verurteilten ihn doch die Geistlichen zur Absetzung; ja, sie tauchten sogar die Feder, mit welcher sie die gegen ihn ausgesprochene Verdammungsakte unterzeichnet hatten, in denselben Abendmahlskelch, der nach ihrer Lehre ein Kelch der Sühne, kein Werkzeug der Verdammnis sein sollte. Wer schaudert nicht über den Zustand eines Landes, in welchem Religion und Moral durch die Diener der Kirche selbst öffentlich mit Füßen getreten wurden und die Absetzung eines Geistlichen die größte Reichsangelegenheit war? Übrigens starb Photius wenige Jahre nachher in einem Kloster.

Der Kaiser Leo geriet später seiner Ausschweifungen in der Liebe wegen in einen gefährlichen Zwist mit den Häuptern der Geistlichkeit; doch lag der eigentliche Grund davon nicht sowohl in seinen moralischen Vergehen, als vielmehr in seiner fortgesetzten Verletzung der Menschensatzungen, welche bei den Griechen den Namen der Religion trugen. Überhaupt war die Schwäche, mit der er den Reizen der Sinnlichkeit Gehör schenkte und ohne Rücksicht auf öffentliches Ärgernis seinen vielen Liebschaften nachhing, der Hauptfehler dieses Kaisers. Außerdem fehlte es ihm nicht nur an den einem byzantinischen Kaiser nötigen kriegerischen Talenten, sondern er gab sich auch zu viel mit Bücherschreiben ab, so daß er darüber manche wichtige Dinge jahrelang vernachlässigte. Ungeachtet aller dieser Fehler stand es indessen unter ihm nicht durchaus schlecht mit dem Reiche, weil er sparsam und friedfertig war und dadurch, sowie durch sein sorgsames und emsiges Studium, manches Gute hervorrief. Seine Schriften, unter denen ein Werk über die Taktik am berühmtesten geworden ist, waren freilich unnütz und zum Teil sogar dem Gegenstande wie der Behandlungsweise nach für einen Kaiser lächerlich; allein man erkennt doch aus dem Zustande der Wissenschaft und aus der Sprache der nächsten Zeit, daß Leo durch seine Aufmerksamkeit auf geistige Dinge manche gute Anregung gab. Ebenso verhält es sich mit dem, was er für die Gesetzgebung und für die Rechtswissenschaft that. Er vollendete die von seinem Vater begonnene Sammlung der alten römischen Gesetze und ließ einen Auszug derselben, soweit sie zu seiner Zeit bei den Gerichten des Reiches noch gültig waren, in griechischer Sprache abfassen. Dies war, obgleich es keinen großen praktischen Nutzen hatte, nicht nur an und für sich selbst rühmlich, sondern der Kaiser wirkte dadurch auch

sehr wohlthätig auf den Geist seiner Unterthanen ein, welche damals schon durch viele Slawen und andere Stämme, die sich hie und da im Lande angesiedelt hatten, ungriechisch geworden waren. Die neu veranstaltete Bearbeitung der Gesetze oder, wie sie von den Juristen genannt wird, seine Basiliken in 60 Büchern, galten nämlich zwar, gleich seinen neuen Verordnungen, nur bis zu seinem Tode und sind auch vom Standpunkte der Gesetzgebung aus betrachtet ohne besonderen Wert; ja, sie gewähren sogar für die Erklärung der römischen Gesetze keinen Nutzen, weil Leo bei dem Aufsuchen der Gründe weder den Einfluß der historischen Entwickelung, noch auch den Geist der großen Männer, von welchen die Gesetze ausgegangen sind, ahnte. Nichtsdestoweniger hatten aber seine Bemühungen den Erfolg, daß dadurch das Rechtsstudium, das vor Basilius ganz darniedergelegen hatte, von neuem geweckt wurde; und wenn er auch das Alte, das er verbessern wollte, durch seine Änderungen eher verschlimmerte, so schadete er doch dadurch nicht dem Reiche, sondern vielmehr nur sich selbst.

Überhaupt waren seine Absichten und Pläne nie durchaus schlecht; seine unordentliche Leidenschaft aber und seine zu weit gehende Liebhaberei an gelehrten Beschäftigungen hinderten ihn, über die Ausführung zu wachen. Aus diesem Grunde hatten auch fast alle seine auswärtigen Unternehmungen einen schimpflichen Ausgang. Nur in Italien wurden die Waffen der Griechen vom Schicksal begünstigt: die Herzöge von Benevent mußten auf einige Jahre griechische Besatzung in ihre Stadt aufnehmen, und auch Venedig erkannte aufs neue das Schutzrecht des byzantinischen Kaisers an. Einen Beweis seiner Einsicht in die wahre Staatsklugheit gab Leo dadurch, daß er eine Kolonie nach Unteritalien führen ließ, um die durch ewige Kriege verwüsteten Länder wieder nutzbar zu machen. In Sizilien dagegen machten die Aglabiten auch zu Leos Zeit reißende Fortschritte. Ebenso unglücklich waren Leos Truppen und Flotten im Kampfe mit den Bulgaren, mit den Russen und mit den arabischen Seeräubern, welche in allen Teilen des Mittelmeers umherschwärmten. Die Bulgaren waren damals nicht mehr von dem wilden, kriegerischen Geiste ihrer Vorfahren beseelt, sondern sie hatten sich dem Handel ergeben und waren durch diesen milder und weichlicher geworden. Sie betrieben nämlich den Verkehr des Südens und Ostens mit dem fernen Norden, der durch ihr Land ging. Auch war dieser Handel die Ursache ihrer Streitigkeiten mit Leo; denn der Kaiser verlegte, um eine neu gestiftete griechische Handelsgesellschaft zu unterstützen, ohne Rücksicht auf die geschlossenen Verträge den Markt der Bulgaren von Konstantinopel, dem Hauptsitze des Welthandels jener Zeit, nach Thessalonich, wo die Einkäufe schwieriger und die Zollbedrückungen größer waren. Der bulgarische König Simeon

machte hierauf wiederholt verheerende Einfälle in das griechische Gebiet (888). Leo rief zwar die raubgierigen Magyaren gegen die Bulgaren herbei, er sah sich aber dessenungeachtet bald genötigt, einen Frieden zu schließen, dessen Bedingungen die Feinde vorschrieben.

Auch der Beherrscher des Russischen Reiches, zu dessen Sitz nicht lange vorher Kiew gemacht worden war, Oleg, soll einen Kriegszug gegen Leo unternommen und sogar auf Konstantinopel selbst einen Angriff gemacht haben, den der griechische Kaiser mit großen Summen abkaufte; man kann jedoch den russischen Annalen, die sich darüber sehr ausführlich verbreiten, nicht ganz trauen. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, so geht doch soviel aus jenen Angaben hervor, daß eine sehr lebhafte Handelsverbindung zwischen den Russen und Griechen bestand, und daß die letzteren schwach genug waren, sich von einem Feinde, den sie hätten vernichten sollen, schimpfliche Verpflichtungen auflegen zu lassen. Was übrigens dieses neu auftretende Volk der Russen betrifft, so ist die besondere Geschichte desselben im Mittelalter für die allgemeine Geschichte von keiner großen Bedeutung, weil es anfangs nur sehr wenig Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte hatte. Gewiß scheint zu sein, daß den slawischen Elementen des im neunten Jahrhundert zum erstenmal erwähnten Volks der Russen skandinavische beigemischt waren; wenigstens hängt die Entstehung des Russischen Reichs mit den bekannten Raubfahrten jener skandinavischen Abenteurer zusammen, welche ebenso in das östliche, wie in das westliche Europa eindrangen und dort den Namen Waräger führten. Diese kühnen Kriegsmänner eroberten um das Jahr 860 das zwischen der Düna, der Oka und dem Weißen Meer gelegene Land und vereinigten sich mit den slawischen Bewohnern desselben zu einem mächtigen Volke, das sich den Namen Russen gab. Sie breiteten sich dann an dem Dnjepr herab auch nach Süden hin aus, von wo sie das Griechische Reich und dessen Hauptstadt bedrohten. Auf diese Weise waren anfangs zwei russische Staaten entstanden, von welchen der eine in Nowgorod, der andere in Kiew seinen Mittelpunkt hatte. Der erste Großfürst oder Beherrscher von Nowgorod war Rurik, einer der Hauptanführer der eingedrungenen Waräger, dessen Regierungszeit man in die Jahre 862 bis 879 zu verlegen pflegt.*) Rurik hinterließ einen

*) Nach dem Berichte Nestors, des ältesten russischen Chronisten, hatten die slawischen Völker um den Peipus- und Ilmensee vorher die skandinavischen Waräger zurückgetrieben; als aber nun bei ihnen Anarchie entstand, luden sie freiwillig einen warägischen Stamm ein, ihre Führung zu übernehmen; so kam Rurik mit zwei Brüdern um 862 in das Land. Von ihm wird das russische Herrscherhaus abgeleitet, das bis 1598 regierte. Im Jahre 1862 beging man in Rußland die tausendjährige Feier des Reichsbestandes. Nowgorod Wjeliki (Groß-Nowgorod), nahe der

minderjährigen Sohn, Igor, an dessen Stelle Oleg als vormundschaftlicher Regent die Leitung des Volkes übernahm und bis zu seinem Tode (912) behielt. Oleg unterwarf auch den zweiten russischen Staat, verlegte den Sitz der Regierung nach Kiew (892), soll 907 den erwähnten Zug gegen Konstantinopel unternommen haben und schloß, was weniger zweifelhaft ist, als dieser Zug, kurz vor Leos Tode einen Handelsvertrag mit den Griechen. Sein Mündel und Nachfolger, Igor, herrschte bis 945 und hinterließ einen minderjährigen Sohn, Swätoslau, an dessen Stelle bis zum Jahre 964 Igors Gemahlin, Olga, regierte, deren bereits in der Geschichte des deutschen Königs Otto I. gedacht worden ist. Der Kaiser Konstantin VII. Porphyrogennetos, der ein sehr fleißiger Schriftsteller war, berichtet genau, wie diese Großfürstin von Kiew in Konstantinopel erschien und nebst ihren Begleitern und einer Anzahl von russischen Kaufherren feierlich die Taufe empfing (955); doch vermochte sie nach ihrer Heimkehr ihren Sohn nicht zur Annahme des Christentums zu bewegen.

Wichtiger, als die Berührungen Leos mit den Russen, waren seine Händel mit den arabischen Seeräubern, weil diese auf alle Verhältnisse des Reiches Einfluß hatten. Leo vernachlässigte auf eine unbegreifliche Weise das Seewesen, das er bei der Lage seines Reiches, bei der großen Zahl von Inseln und holzreichen Gegenden desselben und bei seiner Verbindung mit Dalmatien und Venedig doch so leicht hätte aufrecht erhalten können. Die Seeräuber wurden daher im östlichen Teile des Mittelmeeres immer mächtiger, und obgleich der Kaiser einige Male Flotten gegen sie ausschickte, so richteten diese doch nichts aus. Die Feinde besetzten Lemnos und mehrere andere Inseln, von welchen aus sie dann ihre Räubereien noch besser betreiben konnten; sie drangen bis vor Konstantinopel, plünderten den Hellespont und das Marmarameer und bemächtigten sich endlich sogar der Stadt Thessalonich, die an Reichtum und Glanz im europäischen Teile des Reiches nur der Hauptstadt selbst nachstand (904). Die Barbaren hausten in der eroberten Stadt aufs grausamste, metzelten alle Einwohner, welche nicht als Sklaven zu gebrauchen waren, nieder und würden Thessalonich dem Erdboden gleichgemacht haben, wenn nicht ein griechischer Feldherr durch eine Summe von 150 Pfund Gold die Stadt losgekauft hätte.

Während die auswärtigen Angelegenheiten des Reiches im schlimmsten Zustande waren, mehrten sich an Leos Hofe die Kabalen so sehr, daß man darüber ganze Bücher schreiben könnte; denn die Gunst des

---

Mündung des Wolchow in den Ilmensee, heißt in alten Sagen Holmgard, bei den Deutschen des späteren Mittelalters Groß-Naugard.

Kaisers ward ebenso leicht verscherzt, als er sie leicht gewährte. Besonders zeichnete sich einer seiner Günstlinge, Samonas, durch Verschmitztheit und Ränkesucht aus; diese Kabalen scheinen uns aber hier keiner Erwähnung wert. Wir übergehen auch die öfteren Verschwörungen gegen den Kaiser, nicht bloß weil sie geringe historische Wichtigkeit haben, sondern auch weil sie in der byzantinischen Geschichte etwas Alltägliches waren. Auch der Liebschaften und Ehegeschichten Leos würden wir nicht gedenken, wenn er nicht durch dieselben mit seinen Geistlichen in Streit geraten wäre und infolgedessen versucht hätte, die Verbindung der griechischen Kirche mit der römischen wiederherzustellen. Die älteren griechischen Gesetze erlaubten zwar, nach dem Tode der ersten Frau eine zweite und sogar eine dritte Ehe einzugehen, allein der herrschenden Ansicht nach war dies eine Sünde, die Kirche bestrafte es mit einer langen Ausschließung vom Abendmahl, und Leo selbst hatte zuerst auch durch ein bürgerliches Gesetz die dritte Heirat verboten. Nichtsdestoweniger heiratete er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin eine Geliebte, mit welcher er schon bei Lebzeiten seiner Gemahlin öffentlich Umgang gepflogen hatte; ja, er schloß später nacheinander noch mit einer dritten und vierten eine förmliche Ehe. Schon bei seiner zweiten Heirat hatte er sich gefallen lassen müssen, daß der Geistliche, der die Trauung vollzogen hatte, abgesetzt wurde. Als er aber eine vierte Ehe schließen wollte, suchte dies der Patriarch Nikolaus mit allen geistlichen Waffen zu verhindern. Der Kaiser konnte nicht allein die kirchliche Einsegnung dieser Ehe auf keine Weise erlangen, sondern er mußte sich auch entehrenden Kirchenstrafen unterwerfen. Nichtsdestoweniger lebte er mit seiner Geliebten, Zoë, wie mit einer rechtmäßigen Gemahlin, und Samonas, der in allen Ränken eines orientalischen Hofes erfahren war und damals in Leos Gunst kam, wußte ihm aus der Verlegenheit zu helfen, indem er die Sache zugleich sehr geschickt benutzte, um sich selbst immer mehr emporzuarbeiten. Auf seinen Rat knüpfte Leo Unterhandlungen mit dem römischen Papste an, der nach den Grundsätzen seiner Kirche eine solche Ehe nicht unerlaubt fand, sondern vielmehr förmlich anerkannte. Mit Hilfe desselben Samonas setzte Leo endlich den Patriarchen ab und erhob einen anderen Geistlichen an seine Stelle. Der neue Patriarch nahm den Kaiser wieder in die Kirchengemeinschaft auf und krönte sogar den Sohn, welchen Zoë ihm geboren hatte, Konstantin VII., als Mitregenten (911). Die Sache schien für das Reich die wichtige Folge zu haben, daß die Verbindung der abendländischen und morgenländischen Kirche wiederhergestellt werden und das Oberhaupt der ersteren aufs neue einen Einfluß in Konstantinopel erhalten würde; allein es ging gerade umgekehrt. Nikolaus war ein eifriger Anhänger der Grund-

sätze des Photius; sein Sturz war also auch ein Angriff auf diese und mußte die griechische Welt nur noch mehr gegen den römischen Papst aufreizen. Überdies fühlte der schwache und grübelnde Kaiser auf dem Sterbebette Gewissensangst, setzte den vertriebenen Patriarchen wieder ein und rief dadurch aufs neue Zwietracht zwischen den beiden Kirchen hervor. Nikolaus verdammte und verfluchte nämlich gleich nach Leos Tode das Verfahren seines Vorgängers und forderte den Papst Johann X. auf, dasselbe zu thun; so schlecht aber dieser auch als Mensch sein mochte, so viel er sich auch in der Eigenschaft eines Herrn von Rom hätte erlauben dürfen, so konnte er doch als Papst, umgeben von dem Rate der ersten Geistlichen und von den größten Gelehrten seiner Zeit, sich zu einem solchen Schritt unmöglich entschließen. Er widerstand daher dem dringenden Verlangen des Patriarchen, und die Verbindung zwischen den beiden Hauptkirchen des Christentums wurde von neuem zerrissen.

Leo starb im Jahre 912. Er hatte zwar seinen Sohn Konstantin zum Mitregenten ernannt, konnte aber unmöglich seinen Bruder Alexander, der von seinem Vater ihm selbst zur Seite gesetzt worden war, von der Nachfolge ausschließen, da Konstantin erst sieben Jahre alt war. Alexander bestieg daher bei Leos Tode den Thron. Er hatte sich von jeher durch nichts als durch gemeine Ausschweifungen und durch freche Verhöhnung des Volksglaubens ausgezeichnet und gab als Kaiser bald aller Welt zu erkennen, daß ein ruhiger und pedantischer Mann, wie Leo, mit allen Fehlern weichlicher Seelen für den griechischen Staat ein weit besserer Herrscher sei, als ein Religionsspötter und Freund roher Lustbarkeiten. Er überließ die Regierung seinen elenden Lieblingen, die sie schlecht genug führten, so daß Bulgaren und Araber ungestraft im Lande raubten. Zum Glück starb er schon nach einem Jahre (913). Ihm folgte ohne Widerspruch der junge Konstantin VII., welcher, gleich anderen während der Herrschaft ihrer Väter geborenen griechischen Kaisern, in der Geschichte den Beinamen Porphyrogennetos (d. i. der in Purpur Geborene) führte. Man setzte ihm eine vormundschaftliche Regentschaft zur Seite, unter deren Mitgliedern der Patriarch Nikolaus und ein Rechtsgelehrter die vornehmsten waren, und traf sogleich die nötigen Maßregeln, um seine Mutter Zoë von ihm entfernt zu halten. Der junge Kaiser bestand bald nachher auf der Rückkehr seiner Mutter, und Nikolaus, der ihr Feind gewesen war und blieb, mußte ihr seinen Platz einräumen. Zoë brachte ihre Brüder und andere Leute ohne Fähigkeit und Verdienst mit sich, und die Generale, die schon seit langer Zeit die Hauptrolle im Reiche gespielt hatten, sahen mit Unwillen Weiber, Höflinge und Rechtsgelehrte an der Spitze der Regierung. Der Patriarch Nikolaus

schürte das Feuer tüchtig, und zwei der vornehmsten von jenen Kriegsbefehlshabern, Konstantin Dukas und Romanus Lekapenus, versuchten nacheinander, der schimpflichen Herrschaft ein Ende zu machen. Der erstere nahm seine Maßregeln zu schlecht, scheiterte daher in seinem Unternehmen und stürzte alle seine Anhänger mit sich in das Verderben. Der andere dagegen erreichte durch geschickte Benutzung der Umstände seinen Zweck. Doch ist der Hergang der Sache nicht ganz klar, weil uns der Faden der Ariadne fehlt, um durch das Labyrinth der byzantinischen Hofränke, welche ebenso versteckt, boshaft und verworren waren, als die eines asiatischen Serails, hindurchdringen zu können. Genug, Romanus, welcher die Flotte des Schwarzen Meeres befehligte, ward 919 infolge einer Hofkabale als Oberbefehlshaber nach Konstantinopel berufen, trat hier als Schützer des Kaisers auf, vermählte seine Tochter Helena mit demselben und riß unter dem schon von Leo erfundenen Titel Kaiservater die Regierung an sich. Seine Gegner wurden überwältigt und grausam bestraft, des Kaisers Mutter aber samt ihren Anhängern verbannt. Dann ließ Romanus zuerst sich selbst und hierauf auch seine drei älteren Söhne, Christophorus, Stephan und Konstantin zu Kaisern ausrufen, bewachte seinen Schwiegersohn wie einen Gefangenen im Palaste, nahm die erste Stelle in der Gesamtregierung ein und verdrängte den Kaiser, dem er die zweite überließ, nur deshalb nicht ganz, weil häufige, immer grausam bestrafte Verschwörungen ihm zeigten, wie sehr die Nation sich schon wieder an die Erbfolge gewöhnt hatte.

Während das Reich durch Hofränke und innere Zwiste in Verwirrung geraten war und die Beherrscher desselben mit den Kalifen durch läppischen Prunk wetteiferten, zog der Bulgarenkönig Simeon den größten Vorteil aus dieser Lage der Dinge. Er brach den Frieden, den er nach Zurücktreibung der Ungarn geschlossen hatte, und beraubte nicht nur die Gegenden von Konstantinopel und Adrianopel, sondern drang auch unter entsetzlichen Verheerungen in die entfernteren Teile des eigentlichen Griechenlands, die doch so leicht zu decken gewesen wären. Vergebens verband man sich mit den Petschenegen (Pazinaken oder Petschenären), welche damals ihren Wohnsitz bis in die Moldau vorgeschoben hatten, und bewog sie, sich über die Donau in die Bulgarei übersetzen zu lassen; Eifersucht und Zwietracht der griechischen Generale verhinderten die Ausführung des Beschlossenen, die Petschenegen kehrten wieder um, ja die Bulgaren rieben gleich nachher ein griechisches Heer fast völlig auf und streiften von neuem bis an die Thore von Konstantinopel. Auch nachdem Romanus Kaiser geworden war, behielten die Bulgaren einen großen Teil des Landes im Besitz und erschienen oft in der Nähe der Hauptstadt; denn Romanus

hatte von seiner niederen Geburt und Erziehung her nicht, wie Leo der Isaurier, Kraft und Thätigkeit mitgebracht, sondern einen schimpflichen Aberglauben, der, mit den verdorbensten Sitten vereinbart, ebenso sehr dem kräftigen Handeln, als der wahren Religiosität Eintrag thut. Er beschäftigte sich mit dem Bau von Kirchen und Hospitälern, ging fast bloß mit Welt- und Klostergeistlichen um, spendete ihnen sowie Züchtlingen und anderem Gesindel, reichliche Almosen und ließ sich von groben Mönchen demütig die ärgsten Grobheiten sagen, erschien aber als Kaiser nicht mehr an der Spitze des Heeres, in welchem er doch von Jugend auf gedient hatte, und gebrauchte mit einer einzigen Ausnahme seine geschicktesten Generale aus Argwohn entweder gar nicht oder entfernte sie unter dem Vorwande von Verschwörungen. Es kann uns daher auch nicht wundern, daß die Bulgaren ihre Verwüstungen ungestört fortsetzten, während doch gleich nachher das kleine Volk der Kroaten sie ohne viele Mühe und Kunst besiegte. Die Niederträchtigkeit der Regenten machte, wie dies zu gehen pflegt, auch das Volk niederträchtiger und feiger. Generale und Admirale flohen wie um die Wette, gaben die Verteidiger bedeutender Städte der Wut der Räuber preis und ließen die Werften und Gebäude rund um Konstantinopel gleichgültig niederbrennen; dabei erzählen die Schriftsteller alles dies mit einer Ruhe und Kälte, als wenn ihre Nation dadurch nicht den mindesten Schimpf auf sich geladen habe. Endlich ward sogar ein Palast von Konstantinopel und bald darauf noch ein anderer verbrannt, eines der Hauptthore eng umlagert und die Stadt mit der Erstürmung bedroht. Dies hätte doch endlich den Kaiser Romanus an die Spitze der Seinen bringen sollen; — aber nein. Er thut nichts zu ihrer Rettung, sondern geht, mit dem Gewande der heiligen Jungfrau wie mit einem schützenden Panzer bekleidet, zum Bulgarenkönig hinaus und erbettelt einen Frieden. Damit man aber sehe, daß alle diese Schmach an den leitenden Personen, nicht an der Schwäche der Heere lag, so werfe man einen Blick auf die Unternehmungen gegen die Araber. In dem nämlichen Jahre, in welchem Konstantinopel von den Bulgaren am ärgsten bedrängt ward, erlitten die Feinde vor Thessalonich eine schwere Niederlage von den Griechen; schon vorher waren die Truppen des Kaisers siegreich bis nach Mesopotamien vorgedrungen; Johann Kurkuas endlich, der einzige tüchtige Feldherr, welchen der argwöhnische Kaiser an der Spitze eines Heeres ließ, war mehr als zwei Jahrzehnte hindurch der Schrecken der Araber und entriß ihnen große Landstriche am Euphrat und Tigris. Doch gab der überfromme Romanus diese Eroberungen wieder heraus und nahm als Entschädigung einige Reliquien an, die allerdings unter ihresgleichen vom höchsten Wert waren, nämlich einen Brief des Königs Abgarus von Edessa an

den Heiland nebst Christi Antwort, dazu ein Bildnis Christi, das in ein Tuch abgedrückt war.

Im Jahre 927 starb der furchtbare Bulgarenkönig Simeon, kurz nachdem sein Heer eine schwere Niederlage erlitten hatte, und da damals auch die Herrschaft des Romanus durch Unterdrückung vieler Empörungen fest gegründet worden war, so trat von dieser Zeit an eine bessere Ordnung der Dinge ein. Die Bulgaren baten, von ihren Nachbarn mit Krieg bedroht, um Frieden und erhielten ihn. Die Ungarn, welche 934 in das Reich einbrachen, wurden zwar durch Geld zur Rückkehr bewogen, sie waren aber doch wenigstens vorher durch die Waffen geschreckt worden. Auch ein neuer Angriff der Russen unter Igor ward auf so rühmliche Art zurückgeschlagen, daß wir schon aus diesem einzigen Ereignisse lernen könnten, wieviel innere Kraft ein gebildetes Volk sogar bei einer schlechten Regierung stets behält. Igor erschien 941 mit unzähligen kleinen Fahrzeugen am Eingange des Bosporus, und seine Scharen hausten überall, wo sie landeten, mit kannibalischer Wut gegen die Einwohner; die griechischen Generale Kurkuas, Theophanes und Bardas Phokas vernichteten aber, namentlich mit Hilfe des griechischen Feuers, fast alle russischen Schiffe samt ihrer Bemannung. Dies machte die Barbaren vorsichtiger, es ward später ein Friedens- und Handelsvertrag mit ihnen geschlossen, sie räumten das für die Griechen und ihre Hauptstadt so wichtige Taurien ganz und huldigten sogar der christlichen Religion, welche seit der Zeit bedeutende Fortschritte unter den Russen machte. In Italien traten einesteils die langobardischen Fürsten, welche im jetzigen Neapolitanischen herrschten, in nähere Verbindung mit dem griechischen Reiche, weil sie sich gern mit der eiteln Ehre des Patriziats bekleiden ließen, ohne zu bedenken, daß schon dies eine Abhängigkeit begründe; anderenteils schloß sich König Hugo an die byzantinische Regierung enger an, verlobte 944 seine Tochter Bertha mit dem erst fünjährigen Sohne Konstantins, einem Enkel des Romanus, und schickte sie nach Konstantinopel, wo sie jedoch schon nach wenigen Jahren starb. Die fränkischen Begleiter Berthas bildeten dort bei der Mutter ihres Bräutigams, Helena, einen Teil des Gefolges und waren derselben sehr nützlich, da der älteste von ihren drei Brüdern, Christophorus, welcher schon vor vielen Jahren der Schwiegervater des Serbenfürsten Petrus geworden war, eine Schar Bulgaren um sich gesammelt und dadurch sich und seinen Brüdern ein größeres Gewicht verschafft hatte; Konstantin ward von diesen sogar auf die letzte Stelle unter den fünf Kaisern herabgedrängt. Ihm selbst war das gleichgültig; er war zufrieden, wenn er ungestört Buchstaben malen, Bücher sammeln, Auszüge aus denselben machen und ähnliche Beschäftigungen treiben konnte;

seine ehrgeizige Gemahlin aber ärgerte sich nicht wenig, daß sie bei allen öffentlichen Aufzügen demütig zuletzt gehen mußte, und arbeitete ihren Brüdern bei dem Vater entgegen. Dieser ließ sich durch die Gewandtheit der Helena und durch die ruhige Natur ihres Gemahls bewegen, ihrem Sohne den ersten Rang zu erteilen. Dadurch wurden die herrschsüchtigen Söhne des Romanus beleidigt, vielleicht lebte ihnen aber auch der alte Mann zu lange; genug, sie ließen ihn (944) plötzlich aufheben und nach einer kleinen Insel bringen, wo er einige Jahre später starb. Konstantin würde das Schicksal seines Schwiegervaters geteilt haben, wenn ihn nicht die Zuneigung des Volkes und die fränkischen Begleiter der Bertha geschützt hätten. Er ward gleich nachher, hauptsächlich wohl durch das Zureden seiner Gemahlin, dreister und führte absichtlich einen Rangstreit mit seinen Schwägern herbei, bei welchem er dieselben übermannen und gefangen nehmen ließ. Sie wurden auf zwei verschiedene Inseln gebracht, von wo sie nicht wieder zurückkehrten, und Konstantin regierte jetzt endlich allein (945).

Er hat nicht bloß eine große Zahl von gelehrten, meist aus älteren Schriften zusammengetragenen Werken geschrieben, sondern er war auch ein Mann, der, durch Unglück und Studium gebildet, das Beste wollte und oft auch erreichte. Er sorgte unabläßig für Wissenschaft, Kunst und Betriebsamkeit und hat das Verdienst, daß ein großer Teil des Lichtes, das seit Ottos des Großen Zeit im Abendlande zu leuchten begann, von ihm angezündet war, da er manche der Gelehrten bildete, welche entweder mit seiner Enkelin, der Gemahlin Ottos II., nach Deutschland kamen oder später dahin berufen wurden. Dies ist die glänzende Außenseite von Konstantins Wesen und Regierung; sie bedeckte aber ein mangelhaftes Innere. Unter dem Schimmer der Gelehrsamkeit verbarg sich ein kleinlicher Geist und eine große Charakterschwäche. Konstantin liebte die Freuden der Tafel und des Weines, ließ sich leicht zum Jähzorn und zur Härte hinreißen, war zu nichts weniger als zum Herrscher erzogen und übersah als bloßer Pedant oft das Große, um das Kleine nicht zu versäumen. Doch trat er in freundliche Verbindung mit entfernten Völkern und Fürsten, die ihm gegen seine nahen Feinde Nutzen gewähren konnten. Wenn auch sein Verkehr mit dem mächtigen Beherrscher von Spanien, Abd er Rahman III., weniger den Vorteil, als den Glanz beider Fürsten zum Zweck hatte, so gewährte dagegen seine Verbindung mit den Russen dem Reiche einen wirklichen Nutzen, und bei seinem Verhältnisse zu Otto dem Großen und zu Berengar II. war wenigstens die größere Ehre auf seiten des griechischen Kaisers. Die Großfürstin Olga von Rußland suchte, um ein benachbartes Volk züchtigen zu können, Frieden mit den Griechen und ließ sich 957 in Konstantinopel taufen; mag

dies nun vielleicht auch nicht aufrichtig gemeint gewesen sein, so entsprang doch daraus eine freundliche Verbindung ihres Volkes mit den Griechen, welche wenigstens für den Handel von Konstantinopel sehr vorteilhaft war. Freilich folgte Olgas Sohn und das Volk nicht dem Beispiel der Fürstin. Im südlichen Italien wie in Asien waren damals die Verhältnisse den Griechen sehr günstig, weil hier wie dort die Herrschaft schwankte und steter Streit um dieselbe war; Konstantins Truppen errangen daher nach beiden Seiten hin bedeutende Vorteile. Dies war für Otto den Großen ein Grund mehr, seinen Sohn mit einer griechischen Prinzessin zu vermählen, da er hoffen konnte, mit derselben auch die Abtretung der griechischen Rechte auf Italien zu erlangen. Konstantin hätte vielleicht auch kein Bedenken getragen, dem mächtigen deutschen Fürsten die Hand seiner Enkelin zu geben; aber er war längst nicht mehr, als diese Werbung erging.

Sein junger Sohn, Romanus II., der das Reich erbte (959), dachte nur an Zerstreuungen. Die Regierungsgeschäfte leiteten seine Gemahlin Theophano, eine Frau von niedriger Herkunft, aber von kräftiger Natur, und der ränkevolle Höfling Josephus. Unter ihm erhoben sich die beiden Söhne des Bardas Phokas, der unter Konstantin General des Ostens gewesen war, Nikephoros Phokas und Leo Phokas, durch ihre glücklichen Kriege mit den Mohammedanern zu großem Ansehen und verschafften den griechischen Waffen einen solchen Ruhm, daß man in Rücksicht auf ihre Thaten die Regierung des jüngeren Romanus die rühmlichste seit Leo dem Isaurier nennen könnte. Sie eroberten 961 dem Reiche die wichtige Insel Kreta wieder, zerstörten den dort angelegten Seeräuberstaat und erfochten eine Reihe von Siegen über die Hamadaniden in Mesopotamien und Syrien. Aleppo und 60 andere Städte wurden durch Nikephoros und Leo Phokas eingenommen und die Schatzkammer des Reichs mit den ungeheuren Schätzen gefüllt, welche die beiden Brüder in Syrien und auf Kreta erbeutet hatten.

Als Romanus im März des Jahres 963 starb, übernahm Theophano die vormundschaftliche Regierung im Namen ihrer beiden Söhne, Basilius II. und Konstantin VIII.; außer diesen hatte sie zwei Töchter, Theophano und Anna (Heliodora), welche beide später durch Vermählung mit mächtigen Fürsten auch auf die Geschichte der Völker und auf die Ausbreitung der griechischen Kultur großen Einfluß gewannen. Ihre Mutter, die Kaiserin Theophano, erhielt zunächst den Einfluß nicht, den sie sich wünschte, da Josephus und die wieder zu Ansehen gelangte Aristokratie des Senats ihr entgegenarbeiteten. Sie suchte daher ihren Zweck durch den General Nikephoros zu erreichen, mit dem sie sogar schon vor ihres Gemahls Tod in Verbindung

getreten sein soll. Vergebens widersetzte sich Josephus der noch von Romanus gegebenen Bestimmung, daß Nikephoros die Würde eines Generals des Ostens, die bedeutendste Stelle des Reichs, behalten solle; der Patriarch Polyeuktes, ein Feind des regierenden Kaiserhauses, unterstützte den Nikephoros, der nun fortwährend durch Josephus Eifersucht sich bedroht glaubte. Er eilte in die Hauptstadt, feierte daselbst einen Triumph, kehrte aber sogleich wieder in den Osten zurück, um sich mit Hilfe seiner Soldaten den Thron selbst zu erobern. Er gewann Tzimiskes, den größten General seiner Zeit, und ward von dem Heere schon im Juli 963 zum Kaiser ausgerufen. Man konnte ihm daher in Konstantinopel, wo er im August ankam, die Krönung nicht versagen. Er vermählte sich mit der verwitweten Kaiserin, erhob seinen alten Vater zum Cäsar und umgab sich überhaupt mit seinen Verwandten. Auch als Kaiser wußte er den kriegerischen Ruhm zu behaupten, den er und sein Bruder schon seit längerer Zeit errungen hatten. Mit fast ununterbrochenem Glück fochten seine Truppen gegen die Mohammedaner in Asien. Seinem Admiral Niketas mißglückte zwar ein Unternehmen gegen Sizilien, allein Nikephoros stand bei den Fatimiden, zu deren Reich die Insel damals gehörte, und gegen welche seine Vorgänger sich zur Tributzahlung herabgelassen hatten, in solcher Achtung, daß diese stolzen Fürsten ihm die gemachten Gefangenen ohne Lösegeld zurückschickten. Die Bulgaren endlich, welche das herkömmliche Ehrengeschenk von ihm verlangten, wies er mit harten Worten zurück und erkaufte dann, um Barbaren durch Barbaren zu bekämpfen, den russischen Fürsten Swätoslau, den Sohn der Olga, durch Geld, daß er gegen sie ins Feld zog. Von einem Kaiser, der so unternehmend und kräftig war, wird es uns nicht wundern, daß er auch dem deutschen Könige Otto einen würdigen Ernst entgegensetzte.

11. Geschichte des Deutschen und Griechischen Reiches zur Zeit der Ottonen.

Während Otto der Große auf seinem dritten italienischen Zuge in Ravenna verweilte, ward er von einer Ehrengesandtschaft des Kaisers Nikephoros begrüßt, die ihn in dem Gedanken bestärkte, durch Verheiratung seines Sohnes mit einer griechischen Prinzessin seinem Hause sowohl die Anerkennung des Kaisertitels durch den byzantinischen Hof, als auch einen Rechtsanspruch auf das untere Italien zu erwerben. Er beleidigte aber die Griechen zu derselben Zeit, wo er ihre Freundschaft suchte, da er den Fürsten Pandulf den Eisenkopf von Capua und Benevent, der in Unteritalien auf Kosten der Griechen eine furchtbare Macht gründete, unterstützte und sogar, während er über Frieden und

Freundschaft unterhandelte, seine Truppen gegen die Griechen fechten ließ, weil er die Realisierung des Heiratsprojektes nicht mehr annehmen zu dürfen glaubte. Wie wäre unter diesen Umständen bei einem Fürsten von Nikephoros' Charakter eine freundliche Aufnahme der angetragenen Verbindung zu erwarten gewesen! Otto scheint aber auch für die zwei Gesandtschaften, die er an Nikephoros schickte, nicht die passendsten Männer gewählt zu haben. Dies geht daraus hervor, daß er den sehr eitlen und empfindlichen Geschichtschreiber Liudprand, Bischof von Cremona, an die Spitze der zweiten Gesandtschaft stellte. Liudprand hatte zwar den Vorzug, mit der griechischen Sprache und Hofsitte vertraut zu sein, war aber zu aufgeblasen und reizbar, um ein solches Geschäft auf würdige Weise führen zu können. Dies zeigt der Gesandtschaftsbericht, den er an Otto schickte, am deutlichsten. Seine possenhafte Beschreibung von des Nikephoros Person, die doch durchaus nichts zur Sache that, von dessen Vernachlässigung des Äußeren, die einem tapfern, im Lager aufgewachsenen Manne wohl ziemte, und von der ihn sogar ehrenden Entfernung alles leeren Gepränges ist ebenso verächtlich, als seine Lobpreisung des deutschen Kaisers auf Unkosten des griechischen eine plumpe Schmeichelei ist, welche einem Leser von Geschmack und gründlicher Bildung nur Widerwillen gegen den elenden Speichellecker hätte erregen müssen.*) Überdies mußte Liudprand dem Kaiser Nikephoros verdächtig sein, da er ehemals für Berengar II. eine Gesandtschaft an den griechischen Hof übernommen hatte und sich jetzt von dessen Feind gebrauchen ließ. Es ist daher kein Wunder, daß der Kaiser noch während der Anwesenheit Liudprands den Abgeordneten Adalberts, des Sohnes von Berengar II., ein freundliches Gehör gab und dagegen den Gesandten des westlichen Kaisers solche Bedingungen stellte, daß dieser sie für eine spöttische Ablehnung seines ganzen Antrags nehmen mußte. Als die Unterhandlungen abgebrochen waren (968), mußte die Entscheidung über den Besitz von Italien natürlich durch das Schwert gesucht werden, und mit diesem würde Otto den Knoten zerhauen haben, wenn er mehr

---

*) Liudprand (Gesandtschaftsbericht 3) nennt den Nikephoros „einen Menschen von ganz abenteuerlichem Aussehen, pygmäenhaft, mit dickem Kopf und kleinen Augen wie ein Maulwurf, entstellt durch einen kurzen, breiten, dichten, halbgrauen Bart, garstig durch einen zolllangen Hals; sein langes, dichtes Haar giebt ihm das Ansehen eines Schweines, an Gesichtsfarbe gleicht er den Äthiopiern: Einer, dem man sich scheut in der Mitte der Nacht zu begegnen (Est cui per mediam nolis occurrere noctem)". Seit er diesen Kaiser gesehen, kommen ihm seine Herren, Otto I. und II., noch viel schöner, prächtiger, gewaltiger, gütiger vor als bisher. Liudprands schriftstellerisches Talent zeigt sich gleichwohl darin, daß man aus seiner Karikatur die Züge wieder erkennt, die dem Nikephoros von seinen byzantinischen Lobrednern beigelegt werden.

deutsche Vasallen bei seinem Heer gehabt hätte, da Nikephoros nur sehr wenige und schlechte Leute nach Italien schickte, während er selbst mit den besten Truppen nach Syrien gezogen war. Allein die Italiener, welche den größten Teil des deutschen Heeres ausmachten, konnten und wollten die Sache nicht zu Ende führen. Der einzige, der, freilich aus eigenem Interesse, Energie entwickelte, war Pandulf, er errang in Apulien nennenswerte Erfolge, geriet aber vor Bovino in die Hände der Griechen, und seine Truppen zerstreuten sich. Otto hatte außerdem keine Flotte und mußte also Seestädte von der Landseite her angreifen; seine Truppen erfochten daher nur unbedeutende Vorteile.

Zum Glück für Ottos Plan änderte sich im folgenden Jahre mit dem gewaltsamen Tode des Nikephoros die Politik des byzantinischen Hofes völlig um. Nikephoros hatte den trefflichen General Tzimiskes, dem er eigentlich allein die Krone verdankte, auf Antrieb seines Bruders Leo Phokas vom Oberbefehl des Heeres entfernt und dadurch einen großen Teil der Soldaten beleidigt. Seine Strenge und Einfachheit hatte die Hofleute gegen ihn aufgebracht. Das Volk fühlte sich durch seine steten Kriege gedrückt. Die Geistlichkeit war gereizt, weil er sich nicht nur die Besetzung der Bistümer angemaßt hatte, sondern auch zu verhindern suchte, daß künftig noch mehr Güter durch Vermächtnisse an die Kirche in die Tote Hand kämen. Endlich war auch seine eigene Gemahlin, Theophano, seiner überdrüssig geworden und zog ihm den Tzimiskes vor, wiewohl andere sagen, sie sei nur deshalb in Einverständnis mit diesem getreten, weil sie ihren Söhnen von Romanus II., welche Nikephoros um seines Bruders willen zurücksetzen wollte, Reich und Leben zu erhalten gesucht habe. Alles dies rief eine Verschwörung gegen den Kaiser hervor, an deren Spitze Tzimiskes und Theophano standen, und Nikephoros ward mit Hilfe der letzteren von Tzimiskes und seinen Freunden in der Nacht überfallen und ermordet (969); seine Leiche warf man über die Mauer des Palasthofes, und Tzimiskes ward schon am nächsten Tage allgemein als Kaiser anerkannt.

Wenn man bei einem Christen den Grundsatz Cäsars, daß das Recht nur um der Herrschaft willen verletzt werden dürfe, als Entschuldigung anwenden könnte, so würde Tzimiskes unbedingt zu loben sein, da er als Kaiser in jeder Rücksicht seiner Abkunft, einer der edelsten im Reiche, angemessen handelte. Wiewohl klein von Wuchs, war er doch von einnehmendem Äußeren, tapfer, mild und freigebig. Seinen Regierungsantritt bezeichnete keine Grausamkeit; er nahm ferner die Söhne des jungen Romanus, Basilius II. und Konstantin VIII, ausdrücklich zu Mitregenten an und entfernte, vielleicht nicht ungern, auf Veranlassung des Patriarchen von Konstantinopel, Theophano, mit

welcher er sich hatte vermählen wollen, auf ein Inselkloster, weil man sie des Mordes ihrer beiden früheren Gemahle beschuldigte, und weil der Patriarch eine dritte Ehe derselben nicht gestatten wollte. Tzimiskes bemühte sich außerdem auch, durch glückliche Kriege seine unrechtmäßige Erlangung des Thrones vergessen zu machen. Er besiegte die Bulgaren und nahm ihren König Boris mit seiner ganzen Familie gefangen; er widerstand aufs kräftigste dem Großfürsten von Kiew, Swätoslau. Da außer diesen Feinden auch die Araber ihm Gelegenheit genug zu Kriegsthaten boten, so wollte er nicht auch noch mit Otto dem Großen einen Streit haben. Er knüpfte deshalb selbst die früheren Unterhandlungen wieder an, schickte den bis dahin zu Konstantinopel gefangen gehaltenen Pandulf als Gesandten an Otto, und dieser, der mittlerweile in Apulien große Erfolge errungen hatte, erhielt endlich für seinen Sohn Otto II. Theophania oder Theophano, welche freilich nicht die Schwester der Mitregenten des Tzimiskes, Basilius und Konstantin, sondern eine Nichte des Tzimiskes war. Zum Empfange der Braut ward nicht der eitle Liudprand auserseheh, so sehr dieser auch bei Otto in Gnaden stand, sondern einige deutsche Große, besonders der Bischof Theodorich von Metz, ein naher Anverwandter des Kaisers und einer der würdigsten Geistlichen des Reiches, der in Brunos trefflicher Lehranstalt zu Köln seine Bildung empfangen hatte. Otto aber gab nunmehr die Herrschaft über Apulien auf.

Sobald Otto die Vermählung seines Sohnes mit Theophano, welche zuvor vom Papste in der Peterskirche gekrönt worden war, gefeiert hatte (Ostern 972), kehrte er nach Deutschland zurück und stellte das junge Königspaar zu Ingelheim einer glänzenden Versammlung von Bischöfen und Edlen vor. Unterdessen hatte er von Italien aus das Bistum Meißen und das Erzstift Magdeburg gegründet. Ein Zwist zwischen dem Herzog Mieczislaw oder Misiko I. von Polen und dem Markgrafen Udo von der Lausitz rief ihn sogleich in die nordöstlichen Gegenden des Reiches. Mieczislaw war von Udo, obgleich jener dem Christentume sehr gewogen war, eine Tochter des christlichen Herzogs von Böhmen geheiratet und in Posen ein Bistum begründet hatte, durch große Gewaltthätigkeiten gekränkt worden. Der Kaiser versöhnte den ersteren durch freundliche Aufnahme seiner Gesandten und durch billige Entscheidung gegen den Markgrafen und ward dann von ihm als Schutzherr anerkannt. Otto starb wenige Wochen nachher (im Mai 973) zu Memleben, wo auch sein Vater gestorben war, noch in den letzten Tagen mit der weiteren Einrichtung seiner slawischen Eroberungen beschäftigt; im Dom zu Magdeburg liegt er neben seiner ersten Gemahlin Editha begraben.

Sein Sohn, Otto II.,*) der schon sechs Jahre früher als römischer Kaiser gekrönt worden war, folgte ihm als Herrscher. Dieser mochte dem Vater wohl an Kenntnissen überlegen sein, an Geistesstärke kam er ihm nicht gleich. Er war von seiner Großmutter Mathilde und von den Erzbischöfen Bruno und Wilhelm, also von einem Weibe und von Geistlichen erzogen worden. So edel auch Bruno war, so trefflich er auch in seiner eigenen Person wahre und innige Liebe zu den Wissenschaften mit Regentenfähigkeiten und kriegerischen Talenten verband, so hatte er doch während der kurzen Zeit, in welcher der junge Otto seiner Mitaufsicht anvertraut war, mehr auf die wissenschaftliche Bildung desselben, als auf seine Befähigung zur Leitung eines Reiches gesehen, welches nur ein durchaus ritterlicher Mann verwalten konnte. Unglücklicherweise kam zu diesen Mängeln noch eine starke Eifersucht, welche zwischen Ottos italienischer Mutter und seiner griechischen Gemahlin bestand und bald die Entfernung der ersteren zur Folge hatte. Dies schadete dem jungen Kaiser besonders in Italien sehr, weil seine Mutter dort bekannt und beliebt war und ihm viel hätte nützen können. Sie begab sich bald auf das Wittum, welches Otto I. ihr an den Grenzen Burgunds noch zu ihren großen Erbgütern in Italien angewiesen hatte.

Wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt wurde Otto durch seinen Vetter, Herzog Heinrich II. den Zänker von Bayern, in einen unrühmlichen Krieg mit den Böhmen verwickelt. Ob, wie man vermutet, Ottos Mutter bei dieser Sache beteiligt war, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln; doch könnte es sehr wohl der Fall gewesen sein, daß sie mit Heinrich, einem der unterrichtetsten Fürsten seiner Zeit, eine Partei gegen die Griechin, ihren Stolz, ihre Pracht und ihre Sitten gebildet hätte und aus diesem Grunde verdrängt worden wäre. Auch auf Heinrichs Seite waren mächtige Frauen thätig, seine Mutter Judith und seine Schwester, die hochsinnige Hadwig (Hedwig), Witwe des Herzogs Burkard von Schwaben. Heinrich hatte von Anfang der Regierung Ottos an gegen diesen gewühlt, und er war dem jungen Herrscher um so gefährlicher, als er in Bayern über eine starke Macht gebot. Um ihr zu steuern, verlieh Otto nach dem Tode Burkards von Schwaben dies Herzogtum an Otto, Ludolfs Sohn, während Hedwig sich im erblichen Besitze desselben geglaubt und auch ihr Bruder darin eine besondere Stütze seiner Herrschaft gesehen hatte. Nicht minder störte es die Pläne Heinrichs, daß die Ostmark, das spätere Österreich, an Liutpold übertragen wurde, der dort ziemlich

*) Er wird auch der Rote (Rufus) genannt, wie es heißt von der frischen roten Farbe seines Antlitzes und seiner Brust.

selbständig regierte, und dessen Nachkommen, darunter berühmte Fürsten, bis in das 13. Jahrhundert dort herrschten. Alles dies kränkte Heinrich, denn er wurde auf diese Weise in seinen Grenzen gehalten, er zettelte, unterstützt vom Bischofe von Freising, eine Verschwörung an. Noch ehe die Sache im Gange war, wurden aber Heinrich und der Bischof ihres Vergehens überführt und festgesetzt. Aber Heinrich hatte auch den böhmischen Fürsten, Boleslaw II., zum Kriege gegen den Kaiser gereizt. Dieser geriet dadurch in nicht geringe Verlegenheit, weil zu gleicher Zeit einerseits in Italien bedenkliche Bewegungen ausgebrochen waren und andererseits die nördlichen Grenzen von den Dänen angegriffen wurden. Gegen diese wandte er sich zunächst, und es gelang ihm, sie zurückzuwerfen, trotzdem sie durch Zuzug aus Norwegen erheblich verstärkt waren. Weniger glücklich war der Zug nach Böhmen; ohne einen erheblichen Erfolg errungen zu haben, mußte Otto das Land verlassen. Um dieselbe Zeit waren auch in Lothringen wieder durch Reginar und Lambert Unruhen hervorgerufen, die freilich bald beschwichtigt wurden, aber als man mit ihnen fertig war, kam die Nachricht, daß Heinrich entkommen und in Bayern thätig sei. Er wurde indeß bald von seinen Anhängern verlassen und flüchtete sich nach Böhmen. Das Herzogtum wurde nunmehr ebenfalls an Otto von Schwaben gegeben, aber wenn auch Heinrichs Vetter, Heinrich der Jüngere, durch das neu gegründete Herzogtum Kärnten entschädigt wurde, so brach dieser doch zu einer neuen Empörung los, als Otto sich gegen Böhmen gewandt hatte. Hier ging alles glücklich ab, und auch Heinrich der Jüngere war bald gedemütigt. Bei dem darauf stattfindenden Gerichte wurde Heinrich dem Zänker nochmals Bayern entzogen, er selbst des Landes verwiesen und dem Bischof von Utrecht in Verwahrsam gegeben; dasselbe Geschick traf Heinrich den Jüngeren: Kärnten ging auf Ottos Vetter, den fränkischen Grafen Otto über. Bemerkenswert ist hierbei der treue Anhänger der Ottonen, Bischof Pilgrim von Passau, der nach dem Ruhme eines Apostels der Ungarn strebte.*) Hierauf zog Otto gegen Frankreich, um König Lothar, der unverhofft in Lothringen eingefallen und dann bis Aachen vorgerückt war, zu antworten. Er drang bis Paris vor, ließ auf dem Montmartre ein Tedeum singen, und nach mannigfachen Wechselfällen wurde der Frieden wiederhergestellt. Wie hier im Westen wurden auch im Osten mit Polen friedliche Beziehungen gewonnen.

Nachdem Otto in Deutschland nach allen Seiten hin die Ruhe

---

*) Das Nibelungenlied bringt ihn mit dem durch Attila vernichteten Burgundenhaus in Verbindung und läßt ihn seine Nichte Kriemhild ermahnen, für die Bekehrung des Hunnenkönigs zu wirken.

hergestellt hatte, eilte er nach Italien, wo gleich nach seines Vaters Tode die deutschen Geistlichen, welche dieser mit Abteien und Bistümern begabt hatte, verjagt worden waren und überhaupt das Ansehen des Kaisers ganz und gar verachtet zu werden schien. Besonders waren in Rom sehr arge Dinge vorgefallen. Crescentius, ein Sohn der jüngeren Theodora, der in Charakter und Sitten seiner Familie würdig war, hatte sich dort der Herrschaft bemächtigt, den Papst Benedikt VI. nicht nur in Haft nehmen, sondern auch in der Engelsburg erwürgen lassen und einen seiner Anhänger unter dem Namen Bonifatius VII. an dessen Stelle erhoben (974). Wenige Monate nachher war der letztere von seinen Gegnern wieder vertrieben und kurz nacheinander zwei andere Päpste eingesetzt worden. Der zweite von diesen, Benedikt VII., war noch im Besitze des päpstlichen Stuhles, als Otto in Italien erschien (980). Der Kaiser söhnte sich zu Pavia aus politischen Ursachen, um der Lombarden willen, mit seiner Mutter aus und begab sich dann nach Rom, wo er mit großer Pracht das Osterfest feierte (981). Doch war diese Stadt keineswegs sein eigentliches Ziel, und ebensowenig kam es ihm vorerst in den Sinn, die daselbst vorgefallenen Greuel zu bestrafen, zumal da Crescentius aus freien Stücken in ein Kloster ging. Er wollte in Italien vor allen Dingen ein vorgebliches Recht seiner Gemahlin an Unteritalien geltend machen. Deshalb verließ er Rom bald wieder und eilte nach Kampanien.

Die Verhältnisse des Griechischen Reiches schienen einen solchen Eroberungszug sehr zu begünstigen, weil Tzimiskes, einer der tüchtigsten byzantinischen Kaiser, schon 976 aus dem Leben geschieden und sein Nachfolger in große Bedrängnis geraten war. Tzimiskes war frei von Eitelkeit, Prachtliebe und Grausamkeit, den gewöhnlichen Fehlern orientalischer Herrscher, und kannte den Schaden sehr wohl, welcher allen Despotieen beiwohnt, und welcher besonders dem Griechischen Reiche einen langsamen Untergang drohte. Er zog bald nach seinem Regierungsantritt den größten Teil der Truppen in Italien an sich, um den Bulgaren, Ungarn und Russen, welche zusammen in das Reich eingefallen und bis Adrianopel vorgedrungen waren, entgegenzugehen, und zeigte sich dann als einen zugleich kampfgeübten und klugen General. Er schlug die Russen und die Bulgaren, wußte darauf beide voneinander zu trennen, unterwarf nachher die letzteren völlig und erlaubte wohlweislich den ersteren, mit aller gemachten Beute nach Hause abzuziehen. Die Beute ward den Russen verderblich; denn sie wurden um ihretwillen unterwegs von den raubsüchtigen Petschenegen überfallen und erlitten eine schreckliche Niederlage, bei welcher auch ihr Großfürst Swätoslau umkam (972). Tzimiskes machte, wie bereits

erwähnt, die Bulgarei zu einer Provinz und teilte sie in Distrikte, denen Woiwoden oder eingeborene Große vorgesetzt wurden. Dann eilte er zu neuen Siegen in den Orient. Hier entriß er den Fatimiden und Hamadaniden den größten Teil von Syrien, entwarf darauf den Plan zu einem Zuge nach Armenien und würde dem ganzen Orient eine andere Gestalt gegeben haben, wenn ihn nicht eine Krankheit mitten im Laufe seiner Siege überrascht hätte; er zog nach Konstantinopel zurück, wo er kurz nachher verschied. Die Regierung blieb seinen beiden Mitregenten, Basilius II. und Konstantin VIII.; doch ward der erstere eigentlich allein Herrscher. Er führte die Regierung mit fester Hand, wurde aber eine Zeitlang durch die Umstände verhindert, an Italien zu denken. Er mußte nämlich nicht nur mit zwei Generalen, die sich gegen ihn empört hatten, einen verderblichen Krieg führen, sondern auch die bulgarischen Woiwoden erhoben sich, um die verlorene Unabhängigkeit ihrer Nation wiederzuerkämpfen. Die ersteren nahmen ganz Asien in Besitz; die Bulgaren aber stellten ihr Reich für eine Zeitlang wieder her und streiften verheerend bis in den Peloponnes. Im Laufe seiner sehr langen Regierung gelangte jedoch Basilius nach erbitterten Kämpfen soweit zum Ziele, daß er in die Hauptstadt der Bulgaren, Achrida, im Triumph einzog, die noch lebenden Mitglieder der Königsfamilie gefangen nahm und das Land unterwarf. Welche Barbareien man damals zu begehen sich nicht scheute, erhellt aus dem Bericht, wie Basilius II. dereinst (1014) mit einer großen Schar gefangener Bulgaren verfahren sei; er ließ sie sämtlich blenden, so daß von 100 Bulgaren je einer ein Auge behielt, um den übrigen als Führer zu dienen. Als sie heimgekehrt waren, wurde beim Anblick des Jammers ihr König Samuel vor Schrecken krank und starb nach zwei Tagen.

Basilius hatte fünf Jahre regiert, als Otto II. ihn wider alles Recht um die Besitzungen in Italien zu bringen suchte. Dieser drang 981 erobernd in Apulien und Kalabrien ein und schlug in der Nähe von Cotrone, obgleich er nur noch wenige Deutsche bei sich hatte, die Griechen und die von ihnen zu Hilfe gerufenen Araber aus Sizilien. Letztere verloren in der Schlacht ihren Führer, den tapferen Abulkasem, der von dem ägyptischen Kalifen Moëz als Statthalter in Sizilien eingesetzt worden war. In einer zweiten Schlacht aber ließ sich Otto von den Sarazenen in einen Hinterhalt locken und verlor sein ganzes Gefolge; eine große Zahl deutscher Krieger geriet in harte Sklaverei. Otto selbst entging nur wie durch ein Wunder der Gefangenschaft. Er rettete sich nämlich auf ein griechisches Seeschiff, welches zufälligerweise in der Nähe des Kampfplatzes lag und den jährlichen Tribut von Kalabrien abholen sollte, der an einen Juden ver-

pachtet war. Der letztere befand sich selbst auf dem Schiffe. Otto wußte durch glückliche Besonnenheit ihm und der Mannschaft Achtung einzuflößen, indem er die Leute an seine nahe Verwandtschaft mit dem griechischen Kaiser erinnerte und sie bat, ihn zu demselben nach Konstantinopel zu führen. Dann benutzte er den Eigennutz des Juden, um nicht zu den Griechen, sondern zu seiner Gemahlin, die sich in Rossano befand, gebracht zu werden. Als er unter dem Vorwande, Geld und Kostbarkeiten einzunehmen, in die Nähe dieser Stadt gekommen war, stürzte er sich plötzlich ins Meer und gelangte als guter Schwimmer glücklich ans Ufer. Die furchtbare Niederlage machte tiefen Eindruck; „es sank", wie der Geschichtschreiber Thietmar von Merseburg sich ausdrückt, „die Zier des blonden Germaniens". Eigentümlich ist es, daß man den Ort einer so denkwürdigen Schlacht nicht genau bestimmen kann; jedenfalls hat sie südlich von Cotrone in Kalabrien stattgefunden (982).

Otto machte sogleich neue und bedeutendere Rüstungen; doch war es ihm dabei nicht bloß um Rache zu thun, sondern er dehnte offenbar seinen ganzen Plan weiter aus. Er hielt 983 zu Verona einen Reichstag, ließ durch denselben einen neuen Zug gegen die Sarazenen und Griechen beschließen und erwartete dann die Truppen, die ihm aus Deutschland zu Hilfe eilten. Auf diesem Reichstage wurde ferner der dreijährige Otto, Sohn des Kaisers, von den deutschen und italienischen Großen gemeinsam als König anerkannt, eine Wahlhandlung, wie sie weder vor- noch nachher in dieser Weise vorkam. Die Statthalterwürde für Italien übertrug Otto II. seiner Mutter Adelheid; den jungen König geleiteten deutsche Fürsten von Verona nach Aachen, um ihn dort krönen zu lassen. Außerdem hatte diese Versammlung auch Wichtigkeit für die innere Geschichte des Deutschen Reiches; Otto von Schwaben und Bayern war gestorben: jenes erhielt ein Graf Konrad, dieses Heinrich der Jüngere, der früher bei seiner unbedachten Empörung Kärnten hatte aufgeben müssen.

Da die Schwaben und Bayern im vorhergehenden Jahre besonders gelitten hatten, so waren diesmal die Sachsen die Hauptstütze Ottos. Auch brach Herzog Bernhard von Sachsen mit den Seinigen wirklich nach Italien auf, er mußte aber wieder umkehren, um sein eigenes Land zu beschützen; denn die nördlichen Wenden und die Dänen unter Swen Gabelbart hatten sich erhoben und tilgten mit furchtbarer Grausamkeit nicht nur das unter ihnen gegründete Christentum aus, sondern sie brannten auch Hamburg nieder und richteten an der ganzen unteren Elbe schreckliche Verheerungen an. Zu gleicher Zeit empörten sich auch die in der Mark Brandenburg wohnenden Wenden, verjagten alle Christen aus ihrem Lande und zerstörten die Stadt Havelberg so-

wie das schon 30 Jahre vor Magdeburg gestiftete Bistum Brandenburg. Die Gefahr wäre noch größer gewesen, wenn sich die Wenden der Mark Brandenburg mit ihren Stammverwandten im Norden zu einem gemeinschaftlichen Plan ihrer Unternehmungen vereinigt hätten. Obgleich der Kampf mit diesen erbitterten Völkern die ganze Kraft der Sachsen in Anspruch nehmen konnte, zog doch Otto viele von ihnen nach Italien. Auch die Schwaben, deren Herzog im Jahre vorher ein Opfer des italienischen Klimas geworden war, mußten sich einfinden, so daß die Zahl der Truppen, die der Kaiser um sich versammelte, sehr groß war. Überhaupt machte er so ungeheure Zurüstungen, daß er es unmöglich bloß auf die kleinen Staaten in Unteritalien und auf die unbedeutenden Heere der Griechen abgesehen haben konnte. Offenbar wollte er sich für die erlittene Niederlage durch nichts Geringeres, als durch die Vertreibung der Ungläubigen aus Sizilien rächen. Das beweist auch ein Streit, in welchen Otto damals mit den Venezianern geriet; denn dieser Zwist wurde wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß die Venezianer als ein handelnder Staat, der durch seine Lage gesichert war, dem Kaiser ihre Schiffe aus dem Grunde versagten, weil sie auf die Griechen weit mehr Rücksicht nehmen mußten, als auf die Deutschen, welche keine Flotten hatten und die Waren des Orients nur über Venedig beziehen konnten. Da der Krieg in Gegenden hätte geführt werden müssen, in welchen die Feinde sowohl der Zahl, als auch manchen anderen Verhältnissen nach weit überlegen waren, so würde er gewiß keinen günstigen Ausgang gehabt haben; Otto starb daher, als er noch vor der Eröffnung des Feldzuges zu Rom einem hitzigen Fieber erlag, in dieser Rücksicht zur gelegenen Zeit (Ende 983). Er hatte ein Alter von kaum 29 Jahren erreicht und war der einzige deutsche Kaiser, der in Rom verschied; der Marmorsarkophag, in welchem jetzt seine Leiche ruht, steht in den Grüften des Vatikans.

Die Urteile seiner Zeitgenossen über Otto II. sind mit wenigen Ausnahmen ungünstig. Man warf ihm besonders zu große Raschheit des Handelns und Mangel an Überlegung vor. Doch möchte wohl der größte Tadel, den er verdiente, der sein, daß er die Einführung fremder Sitten begünstigte. In Deutschland schrieb man alles Gehässige seiner Gemahlin zu; sie war allen verhaßt und soll die Deutschen besonders dadurch erbittert haben, daß sie bei Ottos Niederlage durch die Araber ihre Freude über den gescheiterten Plan des Kaisers gegen die Griechen offen äußerte. Es war daher nicht unbedenklich, daß Otto ihr die Vormundschaft über seinen noch nicht vier Jahre alten Sohn, Otto III., erteilt hatte. Er selbst sah die Unruhen, welche nachher erfolgten, voraus und ließ nicht nur seinen jungen Sohn schon bei Lebzeiten zum König wählen und krönen, sondern bestellte auch den Erzbischof

Warin von Köln zum Beistande der Theophania. Er beseitigte jedoch dadurch nicht, was er hatte verhindern wollen. Eine große und mächtige Partei, namentlich die lothringischen Bischöfe und unter ihnen Männer wie Dietrich von Metz, erhob sich gleich anfangs gegen den unmündigen König und gegen die Ausländerin, unter deren Einfluß er stand. Heinrich der Zänker von Bayern wurde vom Bischof von Utrecht, da er als nächster männlicher Verwandter des jungen Herrschers die Vormundschaft über ihn beanspruchte, seiner Haft entlassen; er bemächtigte sich des jungen Königs und nahm zuerst die Regentschaft und dann die Herrschaft selbst in Anspruch. Der letztere Schritt schien jedoch vielen Großen zu kühn; diese riefen daher des jungen Königs Großmutter, Adelheid, welche bisher die Angelegenheiten Italiens geleitet hatte, nach Deutschland. Es wurden hierauf mehrere Versammlungen wegen der Verwaltung des Reiches gehalten und auf einer derselben erkannten Heinrichs Anhänger diesen sogar förmlich als König an, wie ihm auch die Könige von Böhmen und Polen huldigten. Derselbe verließ sich zum Teil auf sein Einverständnis mit König Lothar von Frankreich, dem er Lothringen zu überlassen bereit war, sowie mit den Fürsten von Böhmen und Polen; aber gerade diese Verbindungen schadeten ihm in den Augen des Volkes. Bald sah er sich teils durch Güte, teils durch die energischen Maßregeln seiner Gegner veranlaßt, dem Kinde zu huldigen; im Jahre 985 erschien er zu Frankfurt als Vasall vor demselben, und ein Jahr später stand er zu Quedlinburg unter den Fürsten, die den sechsjährigen König bei Tafel bedienten. Es war ihm wieder die Belehnung mit dem Herzogtum Bayern zu teil geworden; Heinrich der Jüngere hatte sich mit Kärnten und der Mark Verona zufrieden gegeben.

Dieser glückliche Erfolg war hauptsächlich dem Erzbischof Willigis von Mainz*) zu verdanken, der nun an Warins Stelle die Mitaufsicht über die Erziehung des Kindes und über das Reich erhielt, an welcher noch Ottos Mutter Theophania, seine Großmutter Adelheid und seine Vaterschwester Mathilde, Äbtissin von Quedlinburg, teilnahmen. Daß Frauen in jenen Zeiten einen so bedeutenden Einfluß haben konnten, muß aus den bekannten Stammsitten der Deutschen erklärt werden. Dem Staate war dies schwerlich vorteilhaft, weil Zwistigkeiten unter Weibern auch Zwistigkeiten im Reiche hervor-

*) Dieser ausgezeichnete Staatsmann war ein geborener Sachse von bäuerlicher Herkunft; die Sage, daß er ein Wagnerssohn gewesen, beruht, wie viele volkstümliche Erzählungen, auf mißverständlicher Auffassung einer bildlichen Darstellung; hier des Mainzer Wappens, das ursprünglich wohl ein altes, vielleicht selbst heidnisches und später christianisiertes Sinnbild war.

brachten; für die Erziehung und Bildung des jungen Königs aber war es gewiß nützlich. Die Bildung Ottos leiteten besonders drei der größten Gelehrten ihrer Zeit, der Bischof **Bernward** von Hildesheim, der Hofkaplan und nachherige Bischof von Paderborn **Meinwerk**, und, wiewohl erst später, der berühmte **Gerbert**. Diese drei Männer sind übrigens nicht nur durch ihren Einfluß auf Ottos Bildung, sondern auch in anderer Hinsicht höchst bedeutend. Die beiden ersteren gehörten nämlich auch zu den geschicktesten mechanischen Künstlern dieser Zeit und wirkten sehr fördernd auf die Entwickelung der Künste ein. Von Bernward wird z. B. berichtet, daß er die Malerei, die Juwelier-, Bildhauer- und Baukunst teils durch das Studium ausländischer Werke, teils durch eigene Erfindung vervollkommnet und junge Leute von Talent in den Künsten und Gewerben unterrichtet habe. Gerbert aber war unstreitig der gelehrteste Mann seiner Zeit und als feiner Kopf berühmt. In der Auvergne geboren und erzogen, war er zuerst in Aurillac Mönch geworden, wo man zeitig die ungewöhnliche Begabung des Knaben erkannte. Als dorthin einst ein Graf aus Barcelona kam, nahm er auf Bitten der Mönche Gerbert mit nach seiner Heimat, und dieser erwarb sich dort eine genaue Kenntnis der mathematischen Wissenschaften, die bei den spanischen Mohammedanern so sehr blühten.*) Er kam nachher mit ebendem Grafen und dem Bischofe Hatto nach Rom und ward daselbst mit Otto dem Großen bekannt, der sich auf Menschen verstand und ihn daher viel gebrauchte, besonders in solchen Geschäften, welche die feinste Behandlung erforderten. Otto II. machte ihn dann zum Abt in Bobbio. Gerbert war aber gerade aus dem Grunde, daß ein deutscher König ihn eingesetzt hatte, den Italienern verhaßt und wurde nach Ottos II. Niederlage und Tode vertrieben. Er begab sich zuerst nach Rom und dann nach Frankreich und ward der Geheimschreiber und Vertraute der Emma, einer Tochter der Adelheid aus ihrer ersten Ehe, welche mit dem französischen König Lothar aus dem Hause der Karolinger vermählt war. Mit Adelheid, welche in Italien lebte und dort das Regiment führte, war er ebenfalls sehr befreundet. Er stand eine Zeitlang der Schule zu Reims vor, leitete die Erziehung des nachherigen capetingischen Königs Robert I., erhielt, wie bereits angegeben wurde, die erzbischöfliche Würde von Reims und machte damals großes Aufsehen, weil seinetwegen ein Streit zwischen dem Papste und der französischen Kirche ausbrach, in welchem seine Talente sich in hohem Glanze zeigten. Nach Hugo Capets Tode (996)

*) Man schreibt ihm das Verdienst zu, das indische (sogenannte arabische) Zahlensystem mit dem Stellenwerte der Ziffern von Spanien aus zuerst in das christliche Europa eingeführt zu haben.

dankte er als Bischof freiwillig ab und begab sich an den deutschen Hof, wo Otto III. ihn schon lange dauernd zu sehen gewünscht hatte. Er nahm nun an Ottos III. Bildung und Erziehung großen Anteil, übte aber auch einen sehr nachteiligen Einfluß auf den Charakter desselben aus, weil er selbst in Hinsicht auf Gesinnung und Richtung ebenso zweideutig war, als er sich durch Geistesgaben und Kenntnisse auszeichnete. Er hing den Mantel mitunter nach dem Winde, wußte auf die feinste Weise zu schmeicheln und übertraf alle anderen an Klugheit und Gewandtheit.

Die Männer und Frauen, welche Ottos Erziehung leiteten und in seinem Namen das Reich verwalteten, handelten in beidem nicht ganz den herrschenden Ansichten und Gewohnheiten gemäß. Jene schlauen Geistlichen suchten allen alles zu sein, die Überredungskunst statt der Gewalt zu gebrauchen und mitunter auch die Despotie aus dem Alten Testament zu begründen; dies war den rohen, aber biederen Deutschen oft zuwider. Die beiden Ausländerinnen, Adelheid und Theophania, wollten gern die rauhe Schale der deutschen Biederkeit, an welche sie sich nicht gewöhnen konnten, abgefeilt haben, und zwar selbst auf Kosten des gesunden Kernes, der unter ihr lag; durch ihren Einfluß fand daher Otto schon früh Wohlgefallen an fremder Sitte und Anschauungsweise. Der Knabe wurde sehr gelehrt gebildet und lernte ohne Mühe die drei ganz verschiedenen Sprachen seiner Großmutter, seiner Mutter und seiner väterlichen Verwandten verstehen und gebrauchen, so daß die Schmeichler ihn bald ein Weltwunder nannten. Doch darf man bei alle diesem nicht übersehen, daß sowohl seine Lehrer, als auch die Frauen, in deren Händen seine Erziehung lag, die Ausbildung des Verstandes nicht als das einzige Erfordernis ansahen, sondern daß sie Otto sogar schon als zartes Kind auf die Feldzüge mitnehmen ließen, welche gegen die Wenden unternommen wurden. Während diese Kriege teils durch den Nachdruck der sächsischen Waffen, teils durch kluge Verbindung mit einem der mächtigsten slawischen Fürsten, Miecziślaw von Polen, einen glücklichen Fortgang nahmen, maßten sich im Süden von Deutschland die Völkerschaften an, ihre Herzöge selbst zu wählen, und die Söhne der mit kaiserlichen Gütern begabten Grafen nahmen dieselben nach dem Tode ihrer Väter in Besitz, ohne die Regierung zu fragen; ja, sie schlossen sogar, was bis dahin unerhört gewesen war, große Bündnisse und führten blutige Kriege miteinander, wie wenn keine Obergerichtsbarkeit im Reiche wäre. Dies war besonders in Bayern der Fall, wo nach dem Tode Heinrichs des Zänkers, — den man übrigens seit seiner Unterwerfung den Friedfertigen nannte, — dessen Sohn sich als Heinrich III. vom Volke zum Herzog ernennen ließ und, fast wie ein König waltend, die

Zwistigkeiten mit seinen Nachbarn durch das Schwert entschied. Zu gleicher Zeit schlug auch der Adelstolz im Reiche immer stärkere Wurzeln und vernichtete den alten Grundsatz der Gleichheit in den Versammlungen. Ein Bischof von Metz z. B. glaubte sich wegen seiner Verwandtschaft mit dem königlichen Hause über die anderen Geistlichen erhaben und nahm bald nachher, unter Ottos Nachfolger, auf einer Versammlung, welcher sogar Erzbischöfe beiwohnten, einen erhöhten Sitz für sich in Anspruch. Die Vorstellung vom Vorzuge einer edlen Abkunft war zwar allen Germanen von Anfang an eigen, aber der Mißbrauch derselben, den man immer besonders Deutschen und Franzosen zur Last gelegt hat, trat erst seit Otto II. offen und bestimmt hervor. Unter diesem murrten nämlich die Edlen laut darüber, daß kirchliche Ämter und Würden, die sie bereits als Eigentum und Erbgut der großen Familien ansahen, anderen als ihnen erteilt würden. Die weltlichen Stellen waren fast alle schon erblich geworden; die geistlichen dagegen hatte Otto der Große stets, ohne irgend jemanden zu fragen, vergeben; er hatte aber die neuen Stifter im Norden außerordentlich reich mit Gütern und Rechten ausgestattet, und dies machte die großen Familien nur um so mehr lüstern. Otto II. hatte sich durch die Anmaßung nicht irre machen lassen und unter andern dem wackeren Willigis das erste Erzbistum des Reiches übertragen.

Während blutige Kriege teils an der Nordostgrenze von Deutschland geführt wurden, teils im Innern des Reiches Schwaben und Bayern zerrissen, stieg in Italien die Verwirrung so hoch, daß ohne fremde Hilfe keine Ruhe mehr zu hoffen war. Nicht allein hatten die Griechen seit dem Abzuge der Deutschen ihre Macht wieder ungemein ausgebreitet und gewissermaßen neu gegründet, sondern es wurden auch in Rom und am Haupte der Christenheit die schändlichsten Greuel geübt. Die Güterbesitzer um Rom, auf ihre Burgen trotzend, drückten das Volk und bekämpften sich gegenseitig. Ein jüngerer Crescentius war als Besitzer der Engelsburg, der festesten Burg von Rom, der mächtigste unter ihnen und hatte die größte Zahl Leute in Dienst. Dies gab auch den Papst in seine Hände, weil derselbe keine Bewaffnete in seinem Solde hielt oder halten konnte. Crescentius herrschte unter dem Titel eines Patricius völlig unumschränkt in der Stadt, hielt den Papst J o h a n n XIV. lange Zeit gefangen und ließ ihn, als 984 der zehn Jahre früher vertriebene Bonifatius VII. zurückkehrte, zu Tode quälen. Der letztere bedrückte darauf in Verbindung mit Crescentius sieben (nach anderen elf) Monate lange das Volk, das erst an seinem Leichnam eine späte und unnütze Rache nehmen konnte; der erbitterte Pöbel zerriß den Körper des verhaßten Papstes und schleifte ihn durch die Straßen der Stadt. Auch der Nachfolger des

Bonifatius, Johann XV., dessen einzige Empfehlung es sein mochte, daß er der Sohn eines Priesters war, stand ganz unter der Botmäßigkeit des Tyrannen von Rom und sah sich zuletzt genötigt, aus der Stadt zu entfliehen (987). Beide waren noch im heftigsten Zwiste, als die unerwartete Ankunft der Theophano in Italien sie veranlaßte, sich zu versöhnen. Der Grund, warum die Mutter des jungen Königs damals in Italien erschien, war nicht einzig der Wunsch, das Ansehen desselben dort geltend zu machen, sondern sie wollte wahrscheinlich auch ihre Schwiegermutter Adelheid, welche in Italien alles lenkte und ihr mehr als billig entgegen war, um einen Teil ihres Einflusses bringen. Daher zog sie in Rom weder den Papst, noch Crescentius zur Rechenschaft, wohl aber verschaffte sie den Griechen, die sich bei ihr aufhielten oder an sie anschlossen, durch den ersteren ansehnliche Stellen, was dann neuen Anlaß zum Zwiste mit Adelheid gab. Als sie, ein Jahr nach ihrer Rückkehr, zu Nimwegen gestorben war (991), eilte Adelheid nach Deutschland; sie vermochte aber, ungeachtet ihr getreuer Gerbert damals seine ganze Gewandtheit für sie aufbot, sich nicht am Hofe zu behaupten; in dem Reichsrat, welchen sie zu berücksichtigen hatte, befanden sich tüchtige Männer, wie Erzbischof Willigis, Heinrich von Bayern und der tapfere sächsische Markgraf Eckard, der Meißen wieder an das Reich gebracht hatte und gewöhnlich nach dieser Feste benannt wird. Sie mußte bald wieder abziehen, um so mehr als man ihrem Enkel zu verstehen gab, daß sie ihn in steter Vormundschaft halten wollte.

Auch Gerbert hatte sich anfangs wieder vom Hofe entfernt und kehrte erst, als Adelheid vertrieben war, zurück. Daß der königliche Knabe, welcher stets von Weibern, Gelehrten, Hofleuten und Bischöfen sowie von Griechen und Italienern umgeben und nur zu sehr an Schmeichelei gewöhnt war, den schlauen und gewandten Gerbert gnädig aufnahm, kann man sich denken, und ebenso ließe sich schon aus Gerberts Charakter schließen, daß dieser Mann sich bald einen bedeutenden Einfluß zu verschaffen wußte, obwohl seine Verbindung mit Otto damals nur vorübergehend war. Die Mittel, deren sich Gerbert dazu bediente, waren für einen Geistlichen, der noch dazu eine so große Bildung besaß und in einem vorgerückten Alter stand, zum Teil sehr entehrend. So schämte er sich z. B. nicht, einem Knaben, dessen Großvater sich schon seines Rates bedient hatte, in der Zueignung einer Schrift zu sagen: „Dein göttlicher Geist hat die Empfindungen und Gedanken, die er bei sich in der Stille entwickelte, in göttliche Worte aufgelöst und Ideen ausgesprochen, wie sie ein Aristoteles und andere große Männer in den schwierigsten Sätzen niedergelegt haben, so daß es wunderbar ist, wie ein Sterblicher mitten unter den Zurüstungen

zu den slawischen Kriegen die nötige Sammlung zu solchen philosophischen Betrachtungen finden konnte.“ Der klügste Rat, welchen Gerbert dem jungen, ehrgeizigen König hätte geben können, wäre unstreitig gewesen, sich der im Norden durch glückliche Kriege neu gegründeten Macht zu bedienen, um die Unruhen im Osten ganz zu unterdrücken und den nordischen Räubern einen festen Damm entgegenzusetzen. Das letztere wäre besonders nötig gewesen, da die Dänen, wahrscheinlich weil sie gerade damals in England so glücklich waren, ihre Einfälle erneuert hatten und die Gegenden um die Elbe, Weser, Aller und Leine verheerten, so daß man die Hauptorte von Niedersachsen mit Mauern umgeben oder neue Befestigungen anlegen mußte, aus denen dann gerade die Städte entstanden, welche nachher am ersten selbständig geworden sind. Allein auf alles dies nahm Gerbert keine Rücksicht; er nährte vielmehr die Eitelkeit eines Knaben, den man von Kindesbeinen an nur zu sehr erhoben hatte, richtete den Sinn desselben ganz nach Italien hin und steigerte die Begeisterung für Rom und alte römische Größe, die ihm früh eingeflößt worden war. Was Wunder, wenn Ottos erste That darin bestand, daß er ganz Deutschland aufbot, um nach Italien zu ziehen! Gerbert war es endlich wahrscheinlich auch, der in dem 15jährigen König den Gedanken erweckte, daß eine griechische Prinzessin die würdigste Braut für ihn sei; wenigstens bediente sich Otto bei der Wahl der Männer, die er zur Bewerbung nach Konstantinopel sandte, seines Rates.

Das kaiserliche Ansehen war, als Otto von Regensburg aus nach Italien aufbrach (996), wieder so groß, daß sich niemand im Reiche seinem Zuge wiedersetzte, und daß auch die Sachsen, obgleich der König den Frieden mit den Wenden auf ihre Unkosten hergestellt hatte, ihn in großer Zahl über die Alpen geleiteten. Unterwegs erhielt Otto die Nachricht vom Tode des Papstes Johann XV. Von Deutschland her gewohnt, die Bistümer nach eigenem Ermessen zu vergeben, und von einem Teil des römischen Adels durch Gesandte aufgefordert, ernannte er, ohne die Geistlichkeit zu fragen, seinen Vetter Bruno, welcher ein Enkel des fränkischen Herzogs Konrad des Roten und einer Tochter Ottos des Großen und bei seiner Jugend — er zählte nicht zehn Jahre mehr als der König — ein sehr würdiger Mann war, zum Nachfolger Johanns. Die Römer nahmen den neuen Papst, der sich den Namen Gregor V. gab, ohne Widerstreben an, weil Otto mit seinem Heere ihm nachfolgte; er war der erste Deutsche, der auf den Stuhl Petri gelangte. Bruno krönte und salbte den Jüngling zum Kaiser und suchte die Zuneigung der Römer dadurch zu gewinnen, daß er denselben bewog, den gefährlichen Crescentius nicht allein unbestraft, sondern auch im Besitze der Engelsburg zu lassen. Bruno

hatte sich mit dieser Großmut sehr verrechnet; denn kaum war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, als der schlaue Römer aus seiner Burg hervorkam, den deutschen Papst aus der Stadt jagte, einen anderen an seine Stelle setzte und überhaupt noch ungerechter und gewaltthätiger verfuhr als zuvor. Otto war übrigens auf diesem Zuge nicht über Rom hinausgegangen, wahrscheinlich weil er nicht, wie einst sein Großvater, die Bemühungen seiner Gesandten am byzantinischen Hofe durch Argwohn erregende Handlungen stören wollte.

Der junge Kaiser hatte um jene Zeit das Unglück, zwei seiner treuesten Freunde, den Bischof Bernward von Würzburg und den Erzbischof Adalbert von Prag, in einem und demselben Jahre zu verlieren. Der erstere, welcher von Otto an die Spitze seiner ersten Gesandtschaft nach Konstantinopel gestellt worden war, erlag unterwegs einer ansteckenden Krankheit, der letztere ward von den heidnischen Preußen erschlagen. Adalberts Tod war nicht bloß schmerzlich für Otto, an dessen Bildung dieser Mann Anteil gehabt hatte, sondern er übte auch auf die Ruhe der Ostgrenze des Reiches einen sehr nachteiligen Einfluß aus. Adalbert war nämlich aus einer sehr angesehenen böhmischen Familie entsprossen und folglich mit der Sprache und den Sitten der slawischen Völker ganz vertraut. Da er nun nicht nur Erzbischof von Prag und Missionär unter seinen slawischen Stammgenossen geworden war, sondern auch wirkliche Frömmigkeit, aufrichtige Demut und wahren Eifer für die christliche Lehre besaß, so leistete er dem Christentum bei den unterworfenen Slawenvölkern die bedeutendsten Dienste. Besonders that er ungemein viel zur Befestigung desselben in Polen. Er würde sich um die Menschheit noch weit mehr verdient gemacht haben, wenn er nicht sein Leben unbedachtsamerweise der Gefahr unter Barbaren ausgesetzt hätte. Er suchte den Märtyrertod und fand ihn bei den Preußen, einem noch ganz wilden Volke des litauischen Zweiges der slawischen Völkergruppe, das er zu bekehren suchte. Da er nämlich dem Verlangen der Preußen, ihre ererbten Meinungen durch seine neue Lehre nicht zu stören, hartnäckig widerstrebte, so ward er von ihnen 997 erschlagen. Der polnische Herzog Boleslaw I., Sohn des Mieczislaw, kaufte die Leiche den Preußen mit vielem Gelde ab und ließ sie in der Stadt Gnesen beisetzen; er selbst aber wurde von der römischen Kirche unter die Heiligen aufgenommen und als Apostel der Polen verehrt, wie auch die Kathedrale von Gnesen, in der seine Leiche ruht, Sitz eines Erzbischofs wurde, der später als Primas des Polnischen Reiches galt. Um diese Zeit lud Otto seinen Gerbert auf die Dauer zu seinem Hoflager; der Brief, in welchem dies geschah, macht bei aller aufrichtigen Wißbegierde einen unangenehmen Eindruck, indem der junge Kaiser darin den fran-

zösischen Erzbischof ersucht, Nachsicht mit seiner „sächsischen Roheit" zu haben; ein Ausdruck, der dem Urenkel Heinrichs übel ansteht. Gerbert mußte übrigens um diese Zeit von seinem Stuhle in Reims weichen.

Otto sah sich schon im Jahre 997 genötigt, aufs neue nach Italien zu ziehen, weil sein Ansehen dort ganz vernichtet zu werden drohte. Der vertriebene Papst Gregor V., welcher von Pavia aus die Römer und ihren Beherrscher mit dem Banne belegt hatte, ließ den Kaiser dringend um Hilfe ersuchen; Crescentius aber hatte nicht nur den Bischof Philagathus von Piacenza, einen geborenen Griechen, der Ottos erste Erziehung geleitet hatte, auch von Theophano sehr begünstigt und von Otto selbst seiner Gesandtschaft nach Konstantinopel beigegeben worden war, unter dem Namen Johann XVI. zum Papst weihen lassen, sondern man beschuldigte auch beide, daß sie die Herrschaft über Italien den Griechen in die Hände spielen wollten. Otto brach noch spät im Jahre 997 aus Deutschland auf und zog über Pavia geradeswegs auf Rom los. Hier mußte er seinem Papste mit Gewalt Recht verschaffen; er that dies aber mit einer Grausamkeit, die der Rücksicht auf Klugheit und Recht um so weniger entsprach, als sich Gregor selbst durch seine jugendliche Heftigkeit und durch eine Strenge, die man in Italien nicht gewohnt war, den Römern verhaßt gemacht hatte. Ottos Verfahren würde selbst dann nicht zu entschuldigen sein, wenn man auf den soeben erwähnten verräterischen Plan seiner Hauptgegner, der ihnen vielleicht nicht einmal mit Recht zugeschrieben wird, mehr Gewicht legen wollte, als derselbe verdient. Ungeachtet der dringenden Bitten des ehrwürdigen 90jährigen Abtes Nilus, welcher früher Johannes gewarnt hatte, sich mit der Tiara zu schmücken und nunmehr ausdrücklich nach Rom kam, um Otto und Gregor von Grausamkeiten gegen Johann abzumahnen, und ungeachtet der Versprechungen, die Otto dem Nilus gemacht hatte, wurde Johannes, dem vorher deutsche Kriegsleute unter Führung eines alemannischen Grafen die Augen ausgestochen und Nase und Zunge abgeschnitten hatten, nunmehr auf Veranlassung Gregors auf schimpfliche Weise in der Stadt umhergeführt und dem Spotte des Pöbels preisgegeben. Auch an Crescentius, den der Markgraf Eckard von Meißen in der Engelsburg belagerte, und der erst nach hartnäckiger Gegenwehr in die Hände seiner Gegner fiel, ward eine tumultuarische Justiz geübt. Otto ließ ihn ohne weiteres enthaupten, von dem Dache der Burg auf die Straße schleudern und dann bei den Füßen an einen Galgen hängen. Das ganze Verfahren des Kaisers und die geringe Sorge, die er diesmal trug, sich die Zuneigung der Stadt Rom zu gewinnen, ist in hohem Grade befremdend, weil er nicht nur schon seit seiner frühesten Jugend an römische Schmeichelei, an Pracht und Zierlichkeit gewöhnt war, sondern auch

infolge des Einflusses seiner Mutter und Großmutter Deutschland als ein Barbarenland betrachtete und die Italiener, Burgunder, Aquitanier, besonders aber die Römer sichtbar vorzog. Seine Härte und Grausamkeit würde deshalb unerklärlich sein, wenn man nicht annähme, es sei selbst in Rom Grundsatz gewesen, daß die Römer nur mit Strenge zu regieren wären. Übrigens war es eine ganz natürliche Folge seines Verfahrens, daß Gregor auch nachher heftige Anfeindungen zu erdulden hatte. Er starb schon 999, und der Kaiser ließ sich, ungeachtet der Mißgeschicke Gregors, nicht abhalten, den Römern einen neuen Papst aufzudringen. Dies war der berühmte Gerbert, der vom Kaiser im vorhergehenden Jahre zum Erzbischof von Ravenna ernannt worden war und jetzt unter dem Namen Silvester II. den päpstlichen Stuhl bestieg, ohne daß man die üblichen Formalitäten eingehalten hatte. Otto kehrte im Anfang des Jahres 1000 nach Deutschland zurück. Hier trat er sogleich eine Pilgerfahrt zum Grabe des heiligen Adalbert an, wie er auch in Italien sich strengen Bußübungen unterzogen hatte. So andächtig auch sein ganzer Aufzug bei dieser Wallfahrt war, so waren derselben doch wohl politische Ursachen nicht fremd. Wahrscheinlich wünschte er den Herzog von Polen fester an sich zu knüpfen; wenigstens vermehrte er durch die seitdem fortdauernde Verbindung mit den Polen den Glanz seines Hofes. Auch stiftete er auf diesem Zuge jenes neue Erzbistum zu Gnesen, in welches alsbald Adalberts Bruder Gaudentius eingesetzt wurde.

Ottos politisches Ideal war ein römisches Kaisertum, in welchem das christliche Abendland seine höchste Autorität fände; der Herrscher sollte mit dem Ansehen eines Augustus oder Hadrian walten, das Gesetzbuch Justinians allgemeine Gültigkeit haben, die höchste Aufgabe des Kaisers aber in der Beschirmung der Kirche bestehen, die er sich in der ernsten Reinheit und Heiligkeit dachte, wie sie von Clugny aus anempfohlen wurde. Insofern hatte er die Geistlichen der strengeren Richtung für sich, denen sich seit seiner Einsetzung in Ravenna auch Gerbert anschloß; nur hegten dieselben den weiteren Gedanken, daß die Kirche infolge dieser Läuterung auch an die Spitze des Staats- und Völkerlebens treten sollte. In Südfrankreich, Burgund und Oberitalien hatten sie die allgemeine Stimmung namentlich auch der unteren Stände für sich; wie denn überhaupt diese Länder mehrere Jahrhunderte hindurch in vielen Bestrebungen, die damals zeitgemäß und daher fruchtbar waren, den Vorgang hatten. Mit ebenso tiefer, lebhafter Glut, wie in unserem Jahrhundert die Revolution, begrüßte man damals jene aufdämmernden Ideen eines neuen Weltalters. Ottos Stimmung war zwischen seinen Kaiserträumen und einem asketischen Hang zum Aufenthalt in Einsiedeleien und zu frommen Übungen ge-

teilt. Dieser Hang war beim Herannahen und Eintreten des Jahres 1000 mächtiger als je vorher. Die Erwartung des Weltuntergangs hielt die ganze abendländische Christenheit in stets gesteigerter Spannung. Manche mochten sich wegen der bevorstehenden Vernichtung des Daseins einem wilderen Lebensgenuß hingeben; viel ausgebreiteter aber war die entgegengesetzte Richtung, sich des Irdischen zu entäußern und die kommenden Strafgerichte zu sühnen. Die letztere wurde noch erhöht durch manches Unglück der Zeit; auch gereichte sie der Kirche zum höchsten Vorteil. Eifriger als je bemühte sie sich um die Bekehrung der heidnischen Stämme Europas, wie denn gerade kurz vor dem verhängnisvollen Jahr ganze Völker, Ungarn, Polen, Russen, Skandinavier, dem Christentum zugeführt wurden. Laien entschlossen sich leicht dazu, durch Überlassung von Häusern und Grundstücken an Kirchen und Klöster den Himmel gnädig zu stimmen; wurde doch längere Zeit hindurch, um des nahenden jüngsten Tages willen, kaum noch ein neues Gebäude errichtet, ja kaum eine Reparatur vorgenommen. Da nun das gefürchtete Jahr unter erhöhten Besorgnissen endlich verstrichen war, äußerte sich der menschlichen Natur entsprechend die erneute Lebenshoffnung. Auf die Baukunst hatte der wieder erwachte Unternehmungsgeist einen sehr bedeutenden Einfluß; die Kirche brachte ihre neugewonnenen Mittel zur Anwendung, und „die Erde“, wie ein Chronist sagt, „bedeckte sich mit einem weißen Mantel von Gotteshäusern.“ Bei den Abteien und Kirchen, die nun so zahlreich errichtet wurden, gaben sich auch die neuen Anschauungen kund, die man unter den Ottonen durch die Verbindung mit dem Süden gewonnen hatte; der alte Basilikenbaustil wurde mit dem durchgebildeten Rundbogenstil und seinen zierlichen Säulen- und Fensterreihen in Verbindung gebracht, wobei das niedrige, von Sparren durchzogene Dreieck des Daches der gewölbten Halle weichen mußte. Dieses neue Prinzip, das byzantinische oder romanische, zeigte sich in hoher Schönheit an der unter dem folgenden Kaiser gegründeten Kathedrale zu Bamberg in ihrer ersten Gestalt.

Fast zu gleicher Zeit starben Ottos Großmutter Adelheid, welche ungeachtet ihrer Entfernung vom Hofe stets Einfluß auf die Reichsangelegenheiten behielt, seine Tante Mathilde, der er vor seinem letzten Zuge nach Italien die Leitung der Regierung in Deutschland übertragen hatte, und der Markgraf Hugo von Tuscien, welcher schon seit langer Zeit am deutschen Hofe gewesen war und den jungen Kaiser so sehr von sich abhängig gemacht hatte, daß dieser bei der Nachricht von seinem Tode frohlockend ausrief: „Nun ist mein Zügel zerrissen, und ich bin frei!“ Bisher hatte sich Otto noch immer Zwang anthun müssen; sobald aber Hugo und jene beiden Frauen gestorben waren,

zeigte er in seinem Betragen und Aufzug immer deutlicher den Übermut eines jungen, stolzen Fürsten. Seine deutschen Landsleute kränkte er durch seine Vorliebe für die Italiener und durch seine, aus lauter Römern bestehende Umgebung. Auch brachte er manche Gemüter dadurch gegen sich auf, daß er damals nach Aachen zog und sich Karls des Großen Grab öffnen ließ, was man als eine Verletzung der Ruhe dieses Kaisers ansah, wenn auch im übrigen diese Wallfahrt gleich jener nach Gnesen mit dem bußfertigen Hange der Zeit in Verbindung stand.*) Gleich nachher (im Sommer des Jahres 1000) ging er nach Italien zurück, um für immer dort zu bleiben und dieses Land wieder, wie zur Zeit der alten Römer, zum Mittelpunkt eines Weltreiches zu machen. Er schlug seinen Sitz in Rom auf und entfremdete sich dadurch seine Deutschen völlig, ohne die Römer sehr zu gewinnen. Fast alle Deutschen seines Gefolges verließen ihn, und es ist nicht unglaublich, daß man in Deutschland daran gedacht habe, einen anderen König einzusetzen, damit das Reich nicht eine Provinz von Rom werde. Otto selbst fühlte bald, wie unbesonnen er um der Italiener willen seine treuen Deutschen aufgegeben habe, von denen er in der Entfernung eine bessere Meinung gewann. Dies zeigte sich besonders deutlich schon bei der Aufnahme seines würdigen Lehrers, des Bischofs Bernward von Hildesheim, welcher wegen eines Streites mit einem anderen Bischof in Begleitung eines zahlreichen Gefolges nach Rom kam. Otto empfing ihn mit inniger Freude und auf eine zuvorkommende Weise, die ihm selbst die größte Ehre machte. Die Lage der Dinge in Rom gab dem wackeren Bischof bald Gelegenheit, dem Kaiser nicht bloß durch seinen Rat, sondern auch durch seine Tapferkeit nützlich zu werden. Die Einwohner der benachbarten Stadt Tivoli versagten dem Kaiser trotzig den Gehorsam, aufgemuntert durch das Beispiel, welches ihnen Süditalien gegeben hatte, und wurden erst nach einem hartnäckigen Widerstand bezwungen; auf Fürbitten Bernwards, der sie zur Unterwerfung hatte bringen helfen, verzieh ihnen Otto. Dies erbitterte die mit den Bewohnern von Tivoli entzweiten Römer. Sie verschlossen den Truppen Ottos die Thore ihrer Stadt, umzingelten seinen Palast und bedrohten sogar sein Leben. Bernward ermunterte aber das Gefolge des Kaisers durch sein Gebet und durch sein eigenes Beispiel zu einem entschlossenen Auftreten, und das treulose Volk mußte die Waffen strecken; ja nach dem Einzuge der Deutschen erschien das Volk vor des

*) Nach dem Berichte des Grafen von Lumello, der den Kaiser in die Gruft begleitete, saß der tote Herrscher aufrecht, mit einer Krone geschmückt; Otto nahm einen Zahn aus Karls Munde mit sich. Die Angabe, daß die Nägel der Leiche durch die Handschuhe gewachsen seien, erinnert an Ähnliches in der Kyffhäusersage.

Kaisers Residenz, hörte seine strafenden Worte demütig an und lieferte zwei Rädelsführer in seine Hand. Als aber neue Unruhen eintraten, verließ Otto die Stadt und entbot die Deutschen zu sich. Während diese sich langsam einfanden, verweilte er bald in Ravenna, wo er sich mit dem Abt Odilo von Clugny und mit dem Einsiedler Romuald in frommen Betrachtungen erging, bald wieder vor Rom. Endlich erkrankte und starb er auf dem Schlosse Paterno in der Romagna im 22. Jahre seines Lebens (1002), gerade als in Deutschland sich ein Gewitter gegen ihn zusammenzog. Die Italiener suchten sogar noch nach seinem Tode Feindseligkeit an ihm zu üben: sie griffen die Deutschen, welche seine Leiche über Verona nach Deutschland brachten, dreimal an, so daß diese im Gebirge mit großen Gefahren zu kämpfen hatten. Otto wurde in der Marienkirche zu Aachen, die er zwei Jahre vorher besucht hatte, beigesetzt. Die noch von ihm nach Konstantinopel abgeschickte zweite Gesandtschaft, welche den gewünschten Erfolg gehabt haben soll, kam erst nach seinem Tode zurück.

Da Otto weder Erben, noch auch eine Verordnung wegen der Nachfolge hinterließ, so war einer anderen Dynastie die Aussicht auf den Thron eröffnet; doch hatten die Deutschen eine so große Vorliebe für eine Erbfolge aus dem Blute derer, welche einst Könige gewesen waren, daß man auch damals die kräftigsten Fürsten, die sich um die Krone bewarben, hintansetzte und dagegen einen anscheinend minder bedeutenden Mann wählte, weil dieser der nächste Anverwandte des sächsischen Hauses war. Blicken wir, ehe wir zur Regierung von Ottos Nachfolger übergehen, auf den Zustand der Nation unter den sächsischen Kaisern zurück, so zeigen sich einige sehr wichtige Veränderungen. Die Zeit der Ottonen ist eine der glänzendsten in der deutschen Geschichte; denn in Deutschland allein galt damals das königliche Ansehen etwas, während es in den anderen Ländern gesunken war, und da außerdem die ersten sächsischen Könige die Herzöge und Grafen um sich zu vereinigen gewußt hatten, so waren diese ein Schutz der Nation gegen den König und der König wieder ein Schutz gegen sie. Ein anderer großer Zug der sächsischen Zeit ist das überall sichtbar hervortretende Fortschreiten in der Entwickelung und Bildung der deutschen Nation, wobei nicht zu verkennen ist, daß von den Ottonen selbst ein Hintreiben auf Kultur ausging. Diese wichtige Veränderung zeigt sich, ihrer Entstehung und ihrem äußeren Erscheinen nach, in folgenden einzelnen Umständen. Zuerst wirkte die Entdeckung der Silberbergwerke des Harzes, zunächst am Rammelsberge, und die dadurch vermehrte Masse des Geldes in Deutschland bedeutend auf den Handel und die Kultur ein. Um dies recht deutlich zu erkennen, muß man bedenken, daß damals den christlichen Völkern kein anderes Gebirge mit edlen Me-

tallen bekannt und zugänglich war; denn die ergiebigen Bergwerke Spaniens befanden sich in den Händen der Ungläubigen. Mit dieser Vermehrung des Geldes hängt die Erweiterung des Handels, besonders der Geldgeschäfte, sowie die Verbreitung der Juden und Lombarden über ganz Deutschland zusammen. Der Handel war in den Augen des deutschen Volkes als einer kriegerischen Nation von alters her verachtet. Allein zwei Umstände bewirkten damals, daß diese Ansicht eine Änderung erlitt: das Kriegerische ward immer mehr die Sache einer besonderen Klasse, und die häufigere Berührung mit Italien verschaffte dem Handel eine größere Bedeutung; denn in jenem Lande ward derselbe nicht allein schon lange eifrig getrieben, sondern die Lombarden hatten auch die Geldgeschäfte auf einen hohen Punkt gebracht. Die Lombarden verbreiteten sich jetzt nach Deutschland und suchten hier wie überall das Geld in ihre Hände zu bringen. Zugleich mit ihnen kamen auch die Juden zahlreicher nach Deutschland. Sie wurden von den Kaisern als ihr Eigentum in Schutz genommen, weil man ihnen als Unchristen keine Privilegien gab und sie doch auch nicht gut mit den freien Bürgern und den Kriegern in eine Klasse setzen konnte. Sie beschäftigten sich mit dem Handel und zogen gewöhnlich der Richtung des Luxus, also dem Hofe, nach. Übrigens kam es schon unter den beiden ersten Ottonen vor, daß Juden einzelnen Großen des Reiches geschenkt wurden.

Drei andere wichtige Umstände waren: die Stiftung von größeren Lehranstalten, die beginnende Entwickelung der mechanischen Künste in Deutschland und das Entstehen und Aufblühen vieler Städte im Norden des Reiches. Für das Gedeihen der Lehranstalten, welche schon unter Otto I. an einigen Bischofssitzen des westlichen Deutschlands blühten, war besonders der Bruder dieses Kaisers, Bruno von Köln, sowohl durch sein Beispiel, als durch seinen Einfluß auf die Bildung mehrerer angesehenen Geistlichen sehr bedeutend. Die von ihm in Köln gestiftete Schule war die vorzüglichste jener Zeit und blieb sogar noch jahrhundertelang von großer Wichtigkeit. Ebenderselbe Bruno wirkte auch auf die Entwickelung der mechanischen Künste mit ein, für die jedoch, wie bereits früher angegeben wurde, Meinwerk von Paderborn und Bernward von Hildesheim die größte Bedeutung hatten. Übrigens stand diese Entwickelung mit den Schulen der Geistlichen in einem engen Zusammenhang, da die Mönche als Lehrer der verschiedenen Künste dienten. Das Entstehen und Aufblühen der Städte im Norden des Reiches endlich entsprang zum Teil aus der Notwendigkeit, feste Zufluchtsorte zum Schutz gegen die räuberischen Dänen zu haben, zum Teil aber auch aus dem großen Einflusse, welchen die Entdeckung der Harzbergwerke, die Belebung des Handels und die Herrschaft einer

sächsischen Familie auf die Kultur des nördlichen Deutschlands üben mußten. Von diesen Städten waren Magdeburg, Bardewiek im Lüneburgischen, Halle und Bremen vorzugsweise bedeutend, am meisten aber die beiden ersteren, weil Magdeburg unter den Ottonen der Hauptsitz des königlichen Hofes war und Bardewiek den Hauptstapelplatz für den ungemein regen Handel mit den Slawen bildete.

Endlich zeigt sich unter den Ottonen noch eine Erscheinung, die mit dem Gange der Begebenheiten in der folgenden Zeit bis auf Heinrich IV. in genauem Zusammenhange steht. Dies ist der anfangs sehr wohlthätige, nachher aber höchst verderbliche Einfluß der Geistlichkeit auf das weltliche Regiment. Man fing schon unter den ersten Ottonen an, die höheren geistlichen Ämter als ein Recht gewisser Familien zu betrachten, und obgleich Otto II., wie die Verleihung des Erzbistums Mainz an Willigis zeigt, sich um diesen Anspruch nicht im mindesten bekümmerte, Otto III. aber selbst bei der Besetzung des päpstlichen Stuhles die Geistlichen nicht zu Rate zog, so drang doch jene Ansicht immer mehr durch und ward später sogar zum Gesetz. Auch wurde, wie man aus Brunos Beispiel sieht, schon unter Otto I. zuweilen bedeutende weltliche Macht mit der geistlichen Würde verbunden. Der Einfluß der höheren Geistlichkeit auf die Reichsregierung leuchtet am deutlichsten unter Otto III. hervor, wo der Erzbischof Willigis eine Zeitlang das Regiment führte, und zwar mehr mit geistlichen als mit weltlichen Waffen. Dies mußte sehr viel dazu beitragen, daß der Klerus an Würde und Ansehen zunahm, zumal, da sich unter den Damen, welche einen Teil der Reichsangelegenheiten lenkten, auch zwei geistliche Frauen befanden, von welchen die eine, Ottos Tante Mathilde, Äbtissin zu Quedlinburg, die andere, eine entfernte Verwandte des Kaisers, Gerberga, Äbtissin zu Gandersheim war.

12. Das Deutsche Reich unter Heinrich II.

Ottos III. Nachfolger im Reiche war Herzog Heinrich II. von Bayern, welcher 120 Jahre nach seinem Tode heilig gesprochen worden ist und deshalb in der Geschichte gewöhnlich den Beinamen des Heiligen führt. Er verdankte die Krone wesentlich dem Umstande, daß er den Vorzug hatte, der nächste Anverwandte des gestorbenen Königs zu sein. Er war nämlich ein Sohn Heinrichs des Zänkischen, dessen Vater, Heinrich, Ottos des Großen Bruder gewesen war. Indessen gelangte Heinrich II. nicht ohne großen Widerstand in den Besitz der deutschen Krone, weil zwei bedeutende Fürsten ihm denselben streitig machten. Es hatte bei Ottos III. Tode sogar fast den Anschein, als wenn die deutschen Stämme einzeln die Königswürde hätten

in Anspruch nehmen wollen; denn es fand keine allgemeine Wahlversammlung statt, und Heinrich mußte mit den einzelnen Herzögen über die Anerkennung seines Titels besonders unterhandeln. Jedoch traten nur zwei von diesen als Mitbewerber um die Krone auf, der tapfere Hüter des Reiches gegen die Polen, Eckard, Herzog von Thüringen und Markgraf von Meißen, und Hermann II., Herzog der Alemannen oder Schwaben, deren Gebiet damals sehr weit ausgedehnt war. Heinrich hatte nach den Begriffen der Zeit zwei große Vorteile über beide Nebenbuhler voraus; er war der nächste Anverwandte des ausgestorbenen Stammes der Ottonen und hatte sich nicht nur die Reichskleinodien, gegen welche man eine Art von Verehrung hegte, zu verschaffen gewußt, sondern auch den Erzbischof von Köln gleich anfangs dahin gebracht, daß er ihm die heilige Lanze überließ, die durch uralten deutschen Gebrauch eine besondere Wichtigkeit erhalten hatte. Diese Lanze nämlich, mit welcher der Erlöser am Kreuze durchstochen worden sein sollte, diente schon seit der Zeit der Merowinger als Zeichen der Herrschaft. Freilich wurde der Erzbischof dafür festgesetzt und nicht eher freigelassen, als bis er seinen Bruder als Geisel für die Rückgabe der Lanze gestellt hatte. Zum Glück für Heinrich ward Eckard schon vier Monate nach Ottos III. Tode von zwei persönlichen Feinden ermordet; kurz nachher vollzog Willigis in Mainz an dem neuen König die Salbung und Krönung. Mit Hermann von Schwaben, der gelegentlich der Beisetzung von Ottos Leiche, die er nach Aachen geführt, sich einen bedeutenden Anhang gewonnen hatte, kämpfte der letztere noch einige Zeit vergebens; als aber Bernhard von Sachsen dem Könige gehuldigt hatte und einige andere Fürsten ihm ihre Macht liehen, ward Hermann zur Unterwerfung genötigt. Dessenungeachtet mußte es Heinrich als ein Glück ansehen, daß auch dieser mächtige Fürst schon im folgenden Jahre starb.

Kaum war Heinrich zum ruhigen Besitze der Krone gelangt, als dieselben Fürsten, die ihn im Kampfe mit Hermann unterstützt hatten, sich gegen ihn erhoben, weil er ihren Forderungen nicht Genüge leistete. Er hatte dem mächtigen Markgrafen Heinrich von Schweinfurt das Herzogtum Bayern versprochen, welches damals fast bis an den Spessart reichte, beschloß aber nachher, es seinem Schwager, dem Grafen Heinrich von Luxemburg, zu geben, indem er sich dabei des scheinbaren Vorwandes bediente, daß er über die Bayern nicht nach eigenem Willen verfügen könne, weil sie das Recht hatten, sich ihren Herzog selbst zu wählen. Der erbitterte Markgraf griff zum Schwert und fand gleich nachher unter den Großen des Reiches zwei Bundesgenossen, den ebenfalls unzufriedenen Markgrafen Ernst von Österreich und den eigenen Bruder des Königs, Bruno, der aus Habsucht allzugroße Ansprüche

an Heinrich gemacht zu haben scheint. Außerdem verband er sich auch mit dem mächtigen Herzog Boleslaw I. von Polen und Böhmen. In dem letzteren Lande hatte Boleslaw III. nach seines Vaters Tode (999) seine Mutter und seine beiden Brüder, Jaromir und Ulrich, mißhandelt und vertrieben und durch Grausamkeiten die Böhmen so sehr erbittert, daß sie ihn 1002 aus dem Lande jagten und einen polnischen Prinzen zu ihrem Herzoge ernannten. Als dieser schon ein halbes Jahr nachher starb, eilten Jaromir und Ulrich nach Böhmen zurück, aber ihr Bruder vertrieb sie wieder mit Hilfe der Polenherzogs Boleslaw I. Dieser tapfere, gewandte und unternehmende Fürst, dem man den Beinamen des Kühnen (Chrobry) gegeben hat, ließ gleich nachher seinen Schützling blenden und warf sich selbst zum Beherrscher der Böhmen auf. Da er den deutschen König mit Recht als seinen Feind betrachtete, so fiel er verheerend in Meißen ein, drang bis Merseburg vor und verbündete sich mit Heinrichs Gegnern im Reiche. Dieser befand sich in einer schwierigen Lage, weil zu gleicher Zeit Thüringen und Sachsen von Boleslaw, Franken von dem Markgrafen Heinrich, Bayern von Ernst und Bruno angegriffen wurde. Er trieb den ersteren nach Böhmen zurück und richtete dann seine Macht gegen die empörten Reichsfürsten. Es gelang ihm erst im Jahre 1004, diese zu unterwerfen. Sie erhielten Verzeihung, und Bruno ward einige Jahre später zum Bischof von Augsburg ernannt. Heinrich zog zuletzt noch gegen die Böhmen; er trug kein Bedenken, sich hierbei mit dem heidnischen Volke der Liutizen zu verbinden, was nicht geringen Anstoß erregte; der geistliche Chronist Thietmar von Merseburg „empfindet Abscheu, dieser Heiden zu gedenken" und ermahnt den Leser, den Verkehr mit ihnen zu meiden. Heinrich unternahm den Feldzug in einer ungünstigen Jahreszeit und fand die Feinde an ihren Grenzen so wohl gerüstet, daß er sein Unternehmen bald wieder aufgab und sich begnügte, Grenzhüter gegen die Böhmen und gegen die anderen slawischen Völker zu bestellen.

Vom Zuge nach Böhmen eilte er sogleich nach Italien, wohin seine dortigen Freunde und Anhänger ihn dringend zu Hilfe riefen. Gleich nach Ottos III. Tode hatte sich in Italien alles gegen die deutsche Herrschaft empört, und wenn nicht, wie immer, Zwietracht unter den italienischen Großen ausgebrochen wäre, so würde es dem König Heinrich sehr schwer, wo nicht unmöglich geworden sein, sein Ansehen daselbst geltend zu machen. Die Bischöfe der Lombardei hatten schnell eine neue Königswahl veranstaltet, um die Krone einem einheimischen Fürsten zu übertragen, und schon vier Wochen nach Ottos Tode war ein roher, junger Mann, welcher unter Otto Pfalzgraf gewesen, nachher aber als Mörder eines Bischofes in die Acht gefallen

war, der Markgraf Arduin von Ivrea, zum König ernannt worden. Arduin hatte aber lauter junge Leute, die ihm ähnlich waren, zu Ratgebern, mißbrauchte seine Gewalt auf barbarische Weise und beleidigte dadurch die Großen, von denen ohnedies manche gleich anfangs mit seiner Erhebung unzufrieden gewesen waren. Diese erklärten seine Erwählung für ungültig, riefen den deutschen König Heinrich herbei und ließen die Pässe durch Otto von Kärnten und Ernst von Österreich besetzen. Diese waren aber unvorsichtig genug, dem Markgrafen von Ivrea mit zu geringer Macht ein Treffen zu liefern; sie wurden von ihm geschlagen und mußten die Pässe wieder räumen (Dezember 1002). Da Heinrich gerade damals in die Streitigkeiten mit Heinrich von Schweinfurt verwickelt wurde, so war er erst um Ostern 1004 im stande, nach Italien zu ziehen. Er drang, ohne Widerstand zu finden, in die Lombardei ein. Arduins Anhänger zogen sich nach der westlichen Lombardei zurück, um zu warten, bis Heinrichs deutsche Truppen, wie dies bei jedem großen Heerzuge zu geschehen pflegte, im Beginne des Winters heimkehren würden. Heinrich drohte deshalb jedem, der ihn verlassen würde, mit schwerer Strafe; doch wissen wir nicht, ob sein Verbot eine Wirkung hatte. Dagegen wird uns gemeldet, daß seine Truppen sich in der Lombardei habgierig und roh betrugen. Es zeugte daher auch von besonderem Wohlwollen, daß Heinrich in Pavia, wo er eine Zeitlang verweilen wollte, nur soviel Leute von seinem Heere einließ, als nötig waren, um seinen Palast zu bewachen; die übrigen blieben in einem Lager, welches vor den Mauern der Stadt aufgeschlagen war. Aber man wollte doch nichts von dem deutschen Herrscher in Italien wissen. Als Heinrich in Pavia zum Könige Italiens gewählt und vom Erzbischofe von Mailand gekrönt worden war, entstand des Abends zwischen einigen Pavesanen und Deutschen zufällig ein Tumult, der größere Dimensionen annahm. Die Pavesanen griffen den königlichen Palast an, der gleich allen großen Häusern jener Zeit wie eine Feste gebaut war, aber nur wenige Verteidiger hatte. Heinrich kam anfangs auf den Gedanken, sich durch die empörte Menge durchzuschlagen; glücklicherweise aber hielt ihn der vorsichtige Erzbischof von Köln davon ab und bewahrte ihn dadurch vor größerer Gefahr. Der Palast wurde die ganze Nacht hindurch bestürmt. Während die kleine Schar, welche beim Könige war, ihn aufs tapferste verteidigte, erhoben sich auch die im Lager befindlichen Truppen und griffen die Mauern der Stadt an. Die Wut der Deutschen war so groß, daß die Pavesanen nur, wenn sie die Person des Königs in ihrer Gewalt hatten, Schonung hoffen konnten. Sie schritten daher zum Äußersten und steckten den Palast in Brand, um sich des Königs zu bemächti-

gen.*) Als dies geschehen war, bahnten sich endlich die vor den Mauern befindlichen Deutschen einen Weg in die Stadt. Nun wütete die Mordlust und Raubgier der rohesten Menschen in Pavia, der alten Residenz der lombardischen Könige; das Blut floß in Strömen, der königliche Palast und ein großer Teil der Stadt wurden ein Opfer der Flammen, und es dauerte lange, bis es dem König gelang, der Wut seiner Deutschen Einhalt zu thun. Jedenfalls hatte er aber in Italien einen heilsamen Schrecken hervorgerufen. Sobald die Ruhe wiederhergestellt war, verließ er die Stadt und kehrte nach Deutschland zurück, hauptsächlich wohl, weil das Schicksal von Pavia doch überall in Italien einen sehr schlimmen Eindruck machte. Übrigens wurden die Pavesanen gezwungen, einen neuen Palast statt des alten zu erbauen.

Herzog Boleslaw von Polen und Böhmen hatte unterdessen die Lausitz besetzt und bedrohte die diesseit der Elbe gelegenen Länder mit einem Einfalle. Heinrich zog schnell den Rhein hinunter nach Mainz, wandte sich von da nach Merseburg und suchte den schlauen und gewandten Polenfürsten, der sogar am Hofe des deutschen Königs sehr angesehene Leute in seinem Solde hatte, durch List zu besiegen. Er machte an der Spitze der Sachsen eine Bewegung, als wenn er in Polen einfallen wollte, und drang darauf plötzlich mit den Bayern in Böhmen ein. Da die Böhmen mit der polnischen Herrschaft unzufrieden waren, so war es dem deutschen König nicht schwer, die Polen aus dem Lande zu treiben und Jaromir als Beherrscher desselben einzusetzen.**) Dies war aber auch alles; denn obgleich Jaromir den König mit seinen Böhmen unterstützte, so ward doch nichts gegen Boleslaw ausgerichtet, ja, man konnte die Polen nicht einmal von Einfällen ins Reich abhalten. Sie setzten diese selbst dann noch fort, als sie sich infolge einer in der Lausitz erlittenen Niederlage zum Frieden hatten bequemen müssen, streiften sogar bis nach Magdeburg und an die Niederelbe und führten die tapfersten Leute in eine schmähliche Gefangenschaft. Heinrich verband sich zuletzt mit den Russen, um den verschlagenen Boleslaw von zwei Seiten her anzugreifen; aber dies half ebensowenig als alles andere.

In Rußland waren kurz vorher wichtige Veränderungen eingetreten. Swätoslaus Sohn, Wladimir der Große, welcher nach der

*) Nach einem Berichte soll sich Heinrich durch einen Sprung aus dem Fenster gerettet, dabei aber am Beine verletzt haben, daher ihm auch der Beiname „der Lahme" gegeben wird.

**) Durch diesen Zug erhielt Böhmen statt des polnischen Herrschers einen einheimischen aus Premysls Stamm; auf Jaromir folgte sein Bruder Ulrich (Othelrich [s. unten]). Die tschechischen Gelehrten lassen es aber nicht gelten, daß dieser Erfolg der deutschen Hilfe zu verdanken sei.

Verdrängung seiner beiden Brüder das ganze Reich unter seinem Scepter vereinigt hatte (980), breitete nicht allein durch glückliche Kriege die Grenzen desselben weiter aus, sondern er gab auch seinem Volk eine neue Religion. Von Juden, Mohammedanern und Christen zur Annahme ihres Glaubens aufgefordert, entschied er sich für das Christentum nach griechischem Ritus. Er hatte um die byzantinische Prinzessin Anna, die Schwester der römischen Kaiserin Theophano, geworben; sie wurde ihm unter der Bedingung zugesagt, daß er sich taufen lasse. Beide Feierlichkeiten, die Taufe und die Vermählung, fanden an einem Tage zu Cherson statt (988). Die Art, wie er nunmehr bei seiner Rückkehr nach Kiew das Christentum einführte, ist bezeichnend für den russischen Massengehorsam; das hochverehrte Götzenbild des Gottes Perun mit silbernem Haupt wurde an den Schweif eines Pferdes gebunden und in den Dnjepr geschleift; alsdann erging der Befehl zu allgemeiner Taufe, dem sich denn auch das Volk umher, obschon mit Bestürzung, alsbald fügte. Wladimir gründete Kirchen und Schulen und zeigte Achtung für griechische Bildung; dabei übte die altslawische Bibel auch in Rußland ihren Einfluß. Bei so großen Verdiensten sorgte er doch nicht für dauernde Reichseinheit; noch bei seinen Lebzeiten wies er jedem seiner zwölf Söhne eine besondere Stadt zum Wohnsitz an, und als er 1015 starb, behielten diese ihre Besitzungen, jedoch so, daß derjenige von ihnen, welcher in Kiew residierte, den ersten Rang und eine Art Oberherrschaft haben sollte. Einer von ihnen, Jaroslau I., welcher Fürst von Nowgorod war, hatte sich schon zu Lebzeiten des Vaters empört und setzte nach dessen Tode den Kampf gegen den Großfürsten von Kiew, Swätopolk I., fort. Der letztere war des polnischen Herzogs Boleslaw Schwiegersohn, erhielt Hilfe von demselben und war, als er vertrieben worden war, durch ihn wieder nach Kiew zurückgeführt. Doch konnte Boleslaw nicht hindern, daß Swätopolk 1019 Kiew und die Oberherrschaft dem herrschsüchtigen Jaroslau überlassen und aus Rußland entfliehen mußte.

Unterdessen war in Böhmen Jaromir von seinem Bruder Ulrich gestürzt worden (1012). Auch hierbei hatte der mächtige und gewandte Herzog von Polen die Hände mit im Spiel; denn er stand ebenso mit der unzufriedenen Partei in Böhmen in geheimem Einverständnis, wie er am Hofe des deutschen Königs Spione unterhielt. Selbst mit den Bayern war er in Unterhandlungen getreten, als der König sich genötigt gesehen hatte, den Herzog dieses Landes, einen Bruder seiner Gemahlin, abzusetzen. Der letztere hatte sich nämlich 1008 insgeheim mit zwei Brüdern verbunden, um einem dritten Bruder gegen des Königs Willen zum Besitze des erledigten Erzbistums Trier zu verhelfen. Darüber war eine mehrjährige Fehde entstanden, und Heinrich

hatte seinen Schwager der herzoglichen Würde beraubt. Übrigens nahm er ihn später (1018) wieder zu Gnaden an und gab ihm das Herzogtum zurück. Jaromirs Sturz würde den Deutschen sehr große Gefahren bereitet haben, wenn nicht der neue Beherrscher der Böhmen mehr seinen eigenen Vorteil, als den seiner Stammverwandten berücksichtigt hätte. Boleslaw von Polen entwarf nämlich den Plan, den unter sich uneinigen germanischen Stämmen einen großen Bund der slawischen Völker entgegenzusetzen, und schickte seinen Sohn, den nachherigen polnischen König Mieczislaw II., an Ulrich, um diesen dafür zu gewinnen; Ulrich war aber vom deutschen König, der ihm sogar den vertriebenen Jaromir ausgeliefert hatte, gewonnen worden und lehnte nicht allein die angetragene Verbindung ab, sondern ließ auch den polnischen Prinzen treuloserweise verhaften. Zwischen Boleslaw und dem König Heinrich ward endlich 1018 zu Bautzen ein Frieden und zwar nicht zum Vorteil des letzteren geschlossen; doch erregte der erstere auch nachher noch manche Händel an der Ostgrenze des Deutschen Reiches. Übrigens ist die Geschichte des polnischen Volkes, welches unter Boleslaw zum erstenmale in den Gang der Weltbegebenheiten eingriff, bis kurz vor der Zeit dieses Fürsten in Dunkel eingehüllt. Die einheimische Volkssage läßt die polnische Nation, die Lechiten oder Lachen, auf ebendieselbe Weise entstehen, wie die Böhmen, und führt dann als Stammvater des älteren polnischen Herrscherhauses einen Bauer, Piast, auf, nach welchem man in neuerer Zeit, als der Staat in ein Wahlreich umgewandelt worden war, auch allen anderen eingeborenen Königen von Polen den Namen Piasten gegeben hat. Die ersten Spuren einer sicheren Geschichte finden sich zur Zeit Ottos des Großen, wo der Vater Boleslaws I., Mieczislaw oder Misiko I., der bis 992 herrschte, um 973 zur Anerkennung der deutschen Oberherrschaft gezwungen wurde und das Christentum einzuführen begann. Sein Sohn, der kühne Eroberer Boleslaw I. (992—1025), verschaffte den Polen zuerst eine Bedeutung.

Die dargestellten Verhälnisse der Deutschen zu den Polen und Böhmen zeigen deutlich, wie schlimm es um die Ostgrenze des Reiches stand. Zu gleicher Zeit machten im Süden desselben die Italiener die Anwesenheit des Königs von Deutschland immer dringender nötig, wenn dessen Ansehen unter ihnen aufrecht erhalten werden sollte. An der Westgrenze aber erregten die Lothringer mancherlei Unruhen und Händel. Sie ließen nicht allein den von Heinrich eingesetzten Bischof von Trier nicht zu, sondern sie schlugen auch des Königs Truppen zurück und wurden erst im Jahre 1017 zum Gehorsam zurückgeführt. Schon vorher (1006) hatte in Niederlothringen der Graf Balduin von Flandern eigenmächtig die Stadt Valenciennes besetzt; und der König

war, nachdem er ihn vergebens bekriegt hatte, genötigt worden, den Räuber mit dem gemachten Raube zu belehnen. Wenn man alle diese Verhältnisse bedenkt und dabei noch die unruhige, hitzige Gemütsart der Vasallen des Reiches und ihre Geneigtheit, alle Streitigkeiten mit dem Schwerte auszumachen, in Erwägung zieht, so muß man sich doppelt wundern, daß Heinrich eine ganze Reihe von Jahren hindurch mit unablässigem Eifer einem sonderbaren Lieblingsgedanken nachhängen konnte. Dies war sein Plan, in der fränkischen Stadt Bamberg, welche zu seinem Privatbesitze gehörte, ein neues Bistum zu stiften. Er führte ihn endlich im Jahre 1007 nicht ohne große Schwierigkeiten aus, schadete aber durch die Art, wie er es that, der deutschen Nation in mehr als einer Beziehung, obwohl man nicht leugnen kann, daß durch die Errichtung des Bistums Bamberg eine bis dahin mit Wäldern bedeckte Gegend in ein Land umgewandelt ward, das seitdem seines Obstes und seiner Gartenfrüchte wegen weit und breit berühmt geworden ist. Heinrich fand nämlich bei dem Bischof von Würzburg, zu dessen Sprengel Bamberg gehörte, Widerspruch, weil dieser seine Diöcese nicht geschmälert haben wollte. Er erlangte die Einwilligung desselben zuletzt nur gegen das Versprechen, Würzburg zu einem Erzbistum zu erheben. Allein dies ließ sich nachher nicht ausführen. Heinrich mußte sich zuletzt, um den Widerstand des Bischofs zu besiegen, an eine Synode in Frankfurt wenden und beging dabei den großen Fehler, daß er die versammelten Geistlichen fußfällig bat, gegen den Willen des Bischofs von Würzburg zu entscheiden, und sich erst von Erzbischof Willigis von Mainz erheben ließ. Dadurch würdigte er nicht allein sich selbst herab, sondern er machte auch die ohnehin schon weltlich stolzen Bischöfe noch stolzer, zumal er den schmählichen Vorgang wiederholte, so oft er bemerkte, daß die Worte des Bevollmächtigten des Bischofs von Würzburg Eindruck auf die Versammlung machten. Das letztere würde ihm auch noch in anderer Hinsicht vorzuwerfen sein, wenn er, was jedoch wahrscheinlich nicht der Fall war, wirklich die Eitelkeit gehabt hätte, dem neuen Bistum einen besonders großen Glanz dadurch zu verleihen, daß er die Reichsfürsten von Böhmen, Bayern, Sachsen und Brandenburg durch bedeutende Lehen bewegen wollte, Vasallen des Bistums Bamberg zu werden und die Erzämter des Mundschenken, Truchsessen, Marschalls und Kämmerers am bischöflichen Hofe zu übernehmen. Im Jahre 1012 hatte Heinrich die Freude, den stattlichen Dom zu Bamberg einweihen zu können; er beging jedoch später eine Unvorsichtigkeit, daß er den Papst Benedikt VIII. nach Deutschland einlud, um diese bischöfliche Kirche feierlich einzusegnen, und daß er bei dieser Gelegenheit (1020) das Oberhaupt der Kirche mit Ceremonieen einer fast abgöttischen Verehrung empfing. Ein

solches Benehmen mußte in den Augen des großen Haufens, der ohnehin durch das Fremde und durch den Pomp geblendet wird, das Ansehen des römischen Bischofs ungemein erhöhen und, da ja hierbei alles auf die Meinung ankam, den geistlichen Waffen desselben eine weit größere Wirkung verleihen, als alle isidorischen Dekretalen. Übrigens trat Bamberg unter den besonderen Schutz Roms.

Dies fällt um so mehr auf, da gerade Heinrich II., ungeachtet seiner Vorliebe für Reliquien und für fromme Übungen, in der Besetzung geistlicher Stellen sehr eigenmächtig verfuhr, sowie er auch mitten in seinem polnischen Kriege und unter den inneren Unruhen Deutschlands sein Richteramt über die Päpste mit der eigenen Übereinstimmung derselben geltend gemacht hatte. Zu Ende des Jahres 1012 kam nämlich ein von den Römern vertriebener Gegenpapst Benedikts VIII. nach Deutschland, um sich von Heinrich bestätigen zu lassen und ihn zu einem Römerzuge zu bewegen. Heinrich wies ihn jedoch zurück, sprach sich aber vorderhand ebensowenig zu Gunsten Benedikts aus. Gleich darauf (1013) zog er nach Italien, nachdem er vorher durch bedeutende Abtretungen eine kurze Waffenruhe von Boleslaw erhalten und einige unruhige Köpfe in Deutschland durch herzogliche und gräfliche Güter beschwichtigt hatte. Er fand die Alpenpässe offen und drang ohne den mindesten Widerstand durch die Lombardei, wo Arduin es nie zu bedeutendem Ansehen hatte bringen können. Dies erscheint nicht wunderbar, wenn man der schmählichen Anerbietungen gedenkt, die er jetzt Heinrich machte, und die dieser keiner Antwort würdigte: er bettelte bei Heinrich um die Belehnung mit einer Grafschaft, dann wolle er sich zufrieden geben, ja, er wollte sogar seine Söhne als Geiseln geben. Der deutsche König konnte in Pavia, welches einige Jahre früher so schwer mitgenommen war, 1013 das Weihnachtsfest feiern. Dann ließ er, nach Abhaltung einer Synode in Ravenna, sich und seiner Gemahlin K u n i g u n d e in Rom (14. Febr. 1014) durch Benedikt die Kaiserkrone aufsetzen. Der Papst ließ ihn unmittelbar vor der Krönung nicht allein geloben, ein Beschützer und Verteidiger der römischen Kirche zu sein, sondern er soll ihn auch gefragt haben, ob er ihm und seinen Nachfolgern in allen Dingen treu bleiben wolle. Schwerlich hat der Kaiser dies in einer Weise zugesagt, die seine eigenen Rechte und die des Deutschen Reiches benachteiligte; wie man denn in der Beurteilung dieses überaus thätigen und staatsmännisch klugen Herrschers oft vergessen hat, daß seine Frömmigkeit nicht aus Charakterschwäche hervorging, sondern im Geiste des beginnenden Jahrhunderts lag. Unter ihm begann das deutsche Vasallentum fast unaufhaltsam sich zu erblicher Macht zu entwickeln; er setzte diesem Streben einen kräftigen Widerstand entgegen und wirkte für

Ordnung und Erhaltung des Reiches, soviel er unter so schwierigen und verwirrten Umständen vermochte. Von seiten der kriegerischen Verrichtungen war Heinrichs zweiter Zug nach Italien nicht ohne Folgen, zwar wurde ein Aufstand gegen ihn, etwa eine Woche nach der Krönung, schnell unterdrückt, aber kaum war der Kaiser abgezogen, so ergriffen die Lombarden für Arduin die Waffen und jagten den Bischof Leo von Vercelli aus seinem Bistum. Bald nachher befreite jedoch das Glück den Kaiser von seinem Gegner. Arduin ward während einer Krankheit seines unruhigen Lebens überdrüssig, ging in ein Kloster und starb wenige Monate darauf (1015). Nach ihm wagte es kein anderer mehr, dem deutschen Könige die lombardische Krone zu bestreiten. Dieser zeigte den italienischen Großen gegenüber Kraft und Würde; auch nahm er keinen Anstand, in die Bistümer des Landes deutsche Geistliche einzusetzen. Dabei fühlten auch alle kleineren Staaten Italiens sowie der Papst das Bedürfnis eines schützenden Armes und der Hilfe gegen die immer mehr wachsende Macht der afrikanischen Mohammedaner; sie schlossen sich allmählich wieder enger an die deutschen Kaiser an. Doch ward noch zu Heinrichs Zeit die Gründung einer normännischen Macht in Unteritalien begonnen, welche später die Lage der Dinge in Italien ganz umänderte. Die Päpste warfen sich nämlich, als die deutschen Kaiser ihnen nicht helfen konnten, notgedrungen diesen neuen Ankömmlingen in die Arme, erhielten, als sie bald nachher mit dem weltlichen Oberhaupte der römischen Christenheit einen langen und schweren Streit um ihre äußere Gewalt in Kirchensachen begannen, an den italienischen Normannen eine kräftige Stütze in ihrer Nähe und brachten auf diese Weise sowohl die deutschen Kaiser, als auch den ganzen Westen in neue Verhältnisse. Heinrich selbst wurde durch das Erscheinen der Normannen in Italien veranlaßt, drei Jahre vor seinem Tode zum drittenmal über die Alpen zu ziehen. Ehe wir ihn jedoch auf diesem Zuge begleiten, ist es nötig, die Gründung der Normannenherrschaft in Unteritalien zu betrachten

13. Geistesbildung und Litteratur des Zeitraums von Karl dem Großen bis auf die Zeit der fränkischen Kaiser.

Die Fortschritte der Araber, Skandinavier, Angelsachsen auf dem Wege der Civilisation und die erste Verbindung der altrömischen und christlichen Litteratur mit der nordischen und angelsächsischen sind in den vorhergehenden Abschnitten soweit angedeutet worden, als es sich mit dem Zweck eines dem ganzen Volke, nicht den Gelehrten bestimmten Werkes verträgt. Die folgende Periode wird daher von der eigentlichen Volksbildung und besonders von der Poesie im romanischen

Lande und in allen zahlreichen Dialekten der romanischen Sprachen, von Katalonien an bis nach Apulien und von Apulien bis an die äußersten westlichen und nördlichen Grenzen Frankreichs handeln und von dieser zur deutschen Volksbildung der hohenstaufischen Zeit übergehen. Diese Ordnung scheint uns darum die passendste, weil die Verbindung des Deutschen Reichs mit dem Burgundischen und Italienischen der deutschen Ritterpoesie einen ganz neuen Charakter auch in deutschen Landen gab, so daß die mittelhochdeutschen Dichter sich der von romanischen Dichtern längst behandelten Gegenstände bemächtigten, oder doch die bekannten Sagenkreise derselben vom heiligen Gral, von Arthur, von Troja, von Alexander dem Großen, von Karl dem Großen zu den ihrigen machten. Die großartige romanische Dichtung idealer Liebe und idealen Glaubens an ideales Heldentum geknüpft entstand erst nach den Kreuzzügen, als die Mystik, Symbolik und Schwärmerei der katalonischen, provençalischen, limousinischen Dichter eine neue Art Liebe und eine neue Begeisterung bis nach Italien verbreitete. Dies führte dann eine neue Zeit herbei, die in Italien begann, wo ein Guido Guinicelli, Guido Cavalcanti, Petrarca, Dante den Grund der neuen Litteratur auf dem Boden der Provençalen legten. Das sagt Dante in einem eigenen Werk (de vulgari eloquentia) und besonders in der Stelle des Purgatoriums, wo er Arnault und Girault de Berneil in sein Gedicht bringt. Der Aufschwung der romanischen und auch der alemannischen Ritterpoesie beginnt erst seit dem christlichen Ritterzuge gegen Toledo um 1085 und seit dem zehn Jahre nachher unternommenen ersten Kreuzzuge nach Palästina. Vorher war alles Volkspoesie und Volkssage, von der wir aber nicht reden, weil die Geschichte, die hier behandelt wird, es nur mit den Zeiten zu thun hat, wo Wechsel und Fortschritt bald wohlthätige, bald schädliche Erscheinungen herbeiführen. Um die Bildung der Zeiten nach Karl dem Großen richtig zu würdigen, nehmen wir daher an, daß, seitdem Karl der Große, König Alfred, der Papst und die gesamte Geistlichkeit, welche damals unbeschränkt über die Gemüter herrschte, die römische Litteratur als einziges Mittel, die Civilisation der roh gewordenen germanischen Völker herbeizuführen und das Christentum zu befestigen, geltend gemacht hatten, die alte Volksbildung zurückgedrängt ward. An ihrer Stelle ward eine mönchische Schulbildung gefördert. Die alte Bildung, welche sich immer mehr verlor, weil die höheren Klassen der Gesellschaft entweder aus Geistlichen bestanden, oder von Geistlichen gebildet wurden, war traditionell in Sage, in Sprache, in Poesie, ganz besonders im Rechte und in den Formen der Gerichte und der Verwaltung erhalten; die neue ward in Schulen gelehrt und mußte aus Büchern geschöpft werden. Nur von dieser allein werden wir an dieser

Stelle handeln und noch einen übersichtlichen Blick auf die litterarische Thätigkeit bei den deutschen Stämmen in der karolingischen und ottonischen Zeit werfen; eine Thätigkeit, die zwar fast ausschließlich unter der Leitung der Kirche und der Klöster geübt wurde, jedoch mitunter auch volkstümliche Begriffe und Elemente in sich aufnahm. Daß im 7. Jahrhundert Bücherweisheit, später römische Zierlichkeit der Rede, römische Spitzfindigkeit im bürgerlichen und peinlichen Recht und überhaupt das Fremde endlich allenthalben, außer in Südfrankreich und Spanien, über das Einheimische siegten, ist ebensowenig zu verwundern, als daß im 17. und 18. Jahrhundert das Deutsche überall und in allem dem Französischen nachstehen mußte. Es schien nämlich viel leichter, eine fremde Civilisation und Litteratur fertig zu sich herüberzunehmen, als aus den Elementen, die sich im Volke vorfanden, eine eigentümliche herauszuformen. Außerdem erinnerten Volkspoesie, Rechtsüberlieferung, historische Sage, Gerichts- und Regierungsform an die alte Freiheit, welche nach und nach vom Ritterstande, von den Geistlichen und von den Fürsten unterdrückt ward. Die Bildung der Zeiten der christlichen römischen Kaiser, welche zunächst von den Geistlichen empfohlen ward, war daher den Königen, Fürsten, Grafen und Herren sehr willkommen; denn die Schriften, aus denen sie geschöpft wurde, lehrten Servilität, Gehorsam gegen Geistliche und Fürsten, als gegen die Gesalbten des Herrn, und enthielten ein Recht, welches ohne Beamte und Gelehrte nicht geübt werden konnte. Die Revolution der Litteratur, welche im 13. Jahrhundert begann und im 14. vollendet wurde, war daher zugleich eine politische Umwälzung. Alle Städte und Staaten Italiens kämpften um bürgerliche Freiheit, gleichwie man endlich von der kaiserlich-römischen Litteratur zur republikanischen, von der durchaus egoistischen und aristokratischen römischen zur idealen und demokratischen griechischen zurückkehrte.

§ 1.

Wenn wir die Bildung, welche aus den Schulen und Büchern des untergegangenen Römischen Reiches unter den von Norden und Osten nach Süden und Westen gewanderten Völkerstämmen verbreitet ward, im einzelnen und mit Anführung alles einzelnen verfolgen wollten, so müßten wir für den Zeitraum, den wir behandeln, drei Abteilungen machen. Von diesen müßte die erste alles das in sich begreifen, was vor der Bekanntschaft mit der arabischen Litteratur geschah, um den zum Christentum bekehrten Germanen die Litteratur der späteren römischen Kaiserzeit durch Blut und Adern zu treiben. Die zweite Abteilung würde die Schriftsteller aufzählen, welche die ganze Schulbildung auf Spitzfindigkeit oder, wie man das nennt, auf

Dialektik hinleiteten, wobei sie sich auf den von den Arabern mißbrauchten Aristoteles stützten, dessen Schriften sie nur aus elenden Übersetzungen kannten. In der dritten Abteilung, die aber hierher nicht gehört, würden wir von dem Siege der Dialektik oder von der in der Theologie und in allen anderen Fächern herrschenden sogenannten scholastischen Philosophie handeln müssen. Wir werden zwar dieser Ordnung folgen, dürfen aber die einzelnen Punkte nur leise berühren, um den Leser nicht zu ermüden, und versparen den letzten Punkt ganz auf eine andere Zeit.

Was den ersten Anfang der eingeführten römischen Bildung betrifft, so muß man bedenken, daß der Unterricht an Kirchen und Klöster geknüpft war, und daß man Bücher nur in diesen fand. Dies paßte für das ganze Mittelalter, weil Geistliche nicht nur die kirchlichen Angelegenheiten, sondern auch jedes Geschäft besorgten, welches schriftliche Aufsätze oder reelle Kenntnisse erforderte. Daraus muß man auch erklären, daß später in Paris, Bologna, Prag viele Tausende von Studierenden waren, so daß man bedeutende Heere aus ihnen hätte bilden können. Die Bücher, welche man gebrauchte, um die Kenntnisse des Altertums den christlichen germanischen Stämmen zu empfehlen, waren mehrenteils die von uns an einem anderen Orte näher bezeichneten halb platonischen, halb aristotelischen Arbeiten der späteren Zeit, besonders des Boetius und des Martianus Capella oder einige Schriften des heiligen Augustinus. Hier und da wurden allerdings Virgil und Ovid gelesen, wie man besonders aus Gregorius von Tours sehen kann. Freilich hegte man gegen diese letzteren gerade ein gewisses Mißtrauen, wofür mancherlei Anekdoten Zeugnis ablegen. Die Gespräche des Papstes Gregorius des Großen gehören in eine ganz andere Klasse, sie sind mehr praktischer, als wissenschaftlicher Art. Sie enthalten, neben einer für gutmütige, aber ganz verwilderte Menschen passenden handgreiflichen Religion und Moral, Teufels- und Spukgeschichten und schaudererregende Erzählungen von gräßlicher Bestrafung der Ungläubigen oder der gegen die Geistlichen Ungehorsamen durch wunderbare Erscheinungen oder durch das vom Teufel vollzogene Urteil Gottes. Unter den latinisierenden Germanen wollen wir, da wir das einzelne nicht aufzählen dürfen, nur einige Männer nennen, die in den verschiedenen Gegenden für Civilisation wirkten, die aber, weil sie in lateinischer Sprache, also in der Sprache aller Gebildeten schrieben, den ganzen Occident erleuchteten.

Der erste, den wir nennen müssen, ist Isidorus von Sevilla, der etwa 80 Jahre vor dem Einfall der Araber in Spanien dort unter den Westgoten schrieb, bei denen die römische Bildung noch fortdauerte. Er suchte durch Auszüge die Kenntnis der Kirchenväter zu verbreiten,

deren Werke gar zu korpulent sind. So dürftig diese Auszüge uns auch scheinen mögen, so konnten sie doch, beim Mangel an Büchern und an Eifer zu studieren, einen Begriff von ihrem Inhalte geben. Er schrieb ferner in den letzten Zeiten der römischen Schulen unter den Westgoten ähnliche Encyklopädieen des Wissens seiner Zeit, wie Boetius unter den Ostgoten gethan hatte. Seine 20 Bücher gemischten Wissens, sonderbarerweise Ursprünge oder Etymologieen genannt, haben sich bis ins 16. Jahrhundert in vielen Schulen erhalten. Seine gotische Chronik ist historisch bedeutend, und die Sprachforscher der neueren Zeit haben von seinen acht besonderen Abhandlungen über Sprache wieder Gebrauch gemacht.

Wir haben schon im vorigen Bande bemerkt, daß, als die westgotischen Schulen für das Studium der alten Civilisation untergingen, neue in England gegründet wurden. Wir übergehen, was vorher schon ausführlich erzählt ist, und fügen hier nur noch einige Notizen hinzu, aus welchen die Bedeutung der englischen Anstalten für den ganzen Occident hervorgeht. Zuerst müssen wir in dieser Beziehung bemerken, daß England außer römischen Gelehrten auch griechische zu Lehrern erhielt, und daß wir den Einfluß des afrikanischen Schwulstes der Rede, der im 7. Jahrhundert von dem Abt Hadrian und von dem gelehrten Erzbischof Theodorus zu den Angelsachsen, welche Pomp der Rede liebten, gebracht wurde, in dem vornehmsten Geschichtschreiber der ersten normannischen Zeit, in Wilhelm von Malmesbury, deutlich erkennen. Dieser sagt sogar ausdrücklich, seine Landsleute liebten Pomp und Glanz der Rede. Der Papst hatte gegen 668 den Afrikaner Hadrian, der in der Nähe von Neapel Abt war, zum Erzbischof von Canterbury bestimmt; dieser lehnte aber die Würde ab und ein aus Tarsus in Kleinasien gebürtiger Grieche, Theodorus, ward an seiner Stelle ernannt; doch gingen nachher beide zusammen nach England. Theodorus brachte außer anderen griechischen und lateinischen Büchern die Werke des jüdischen Geschichtschreibers Josephus nach Cambridge sowie einen auf Papier geschriebenen Homer und die Homilieen (Predigten, zum Teil Schrifterklärungen) des Kirchenvaters Chrysostomos auf Pergament geschrieben nach Canterbury. Wir erkennen aus einer Handschrift, in der das griechische Vaterunser mit lateinischen Buchstaben nach der Aussprache geschrieben ist, zugleich, welche Aussprache man nach England brachte, und wie gute Lehrer die Männer waren, die die ersten gelehrten Schulen im Westen und Norden gründeten. Wir wissen außerdem, gestützt auf Bücher, die sich in der sogenannten Bodleyanischen Sammlung des Britischen Museums finden, daß zwischen dem 8. und 11. Jahrhundert Klassiker der guten Zeit abgeschrieben, gesammelt und also auch gelesen und gebraucht wurden.

Man hat aus jener Zeit zwei Exemplare der Komödien des Terenz, mehrere Schriften Ciceros, ein Stück der Äneide, einen Livius, Florus, Quintilian, Horaz ohne die Oden, die man, wie uns aus einer Andeutung in Dantes Hölle, wo Horaz bloß als Satiriker aufgeführt wird, hervorzugehen scheint, auch in Italien für gefährlicher hielt, als die Satiren. Gleichzeitig mit den erwähnten Bemühungen, welche die Stiftung einer glänzenden Schule und einer kleinen Bibliothek in York hervorriefen, versuchte Beda Venerabilis, (673—735), eine christliche Litteratur nicht etwa hervorzurufen, sondern selbst zu erschaffen. Die Zahl seiner im Mittelalter bewunderten und in ganz Europa gelesenen Schriften erstreckt sich auf 78, die man noch im Jahre 1688 in acht Foliobänden herauszugeben passend fand. Diese Schriften anzuführen, ist hier der Ort nicht; wir wollen nur bemerken, daß der erste und zweite Band der erwähnten Ausgabe alles enthalten, was bis auf Alfreds Zeit über Zeitrechnung, Astronomie, Naturkunde und Grammatik in den Schulen gelehrt ward, und daß der dritte Band, der die fünf Bücher der Kirchengeschichte des Volks der Angeln enthält, das merkwürdigste historische Werk der ganzen früheren Zeit des Mittelalters ist. Es umfaßt die Geschichte Englands, besonders in Beziehung auf die christliche Religion, von Julius Cäsars Zeit an bis ins 8. Jahrhundert und zeichnet sich nicht bloß vor den Chroniken des Gregorius von Tours und Fredegars, sondern auch vor den Chroniken der Zeiten der Karolinger vorteilhaft aus. Es sind nicht bloße Annalen, es ist eine planmäßig angelegte Geschichte, nicht in dem ungleichen Stil und dem bald aus der Vulgata oder der lateinischen Kirchenübersetzung der Bibel, bald aus den Dichtern zusammengestoppelten Latein der Chroniken, sondern in einer dem Verfasser eigentümlichen, wenigstens nicht inkorrekten Latinität geschrieben. Wundergeschichten hat er freilich, um die römische Weise des Gottesdienstes vor der britischen zu empfehlen; er ist aber weniger politisch und religiöser, als Gregor von Tours. Er giebt uns in der Geschichte der Einführung des Christentums die Geschichte der Civilisation seiner Landsleute. Sehr anziehend ist Bedas Auszug aus der Reisebeschreibung eines fränkischen Bischofs Arkulf durch Sizilien nach Konstantinopel, Alexandria und Damaskus, ob man gleich unter dem Titel (libellus de locis sanctis) nur eine Beschreibung von Palästina suchen würde. Beda sagt, er habe aus den zwei Büchern, die der auf seiner Rückreise nach England verschlagene Arkulf dem Presbyter Ademarus diktiert und dieser in sehr zerlumpter (lacinioso) Form niedergeschrieben habe, einen besser stilisierten Auszug gemacht. Die Fortschritte der Bildung unter den Angelsachsen sind bereits Seite 289 bis 300 dieses Bandes aufgezählt und dabei zugleich Alfreds Verdienste

um die Verpflanzung der Civilisation der Griechen und Römer zu den germanischen Stämmen hervorgehoben worden; wir müssen daher jetzt erwähnen, was unter Karl dem Großen und seinem Sohne für die römisch-fränkische Bildung geschah.

Die neue Schulbildung kam den Franken, welche Karl bei seinem Regierungsantritt ganz roh und verwildert fand, teils aus Britannien, teils aus Italien, und die Lehranstalt zu York verschaffte dem Kaiser des Neurömischen Reiches diesseit der Alpen Lehrer und Bücher. Vier Männer, ein Engländer, Alkuin, und drei Italiener, Peter von Pisa, der Philolog oder Grammatiker Paulinus und der Langobarde Paul Warnefried, der unter dem Namen Paulus Diaconus bekannter ist, belebten den Eifer für lateinische Sprache und Wissenschaft nicht bloß am Hofe, wo eine Art adeliger Hochschule bestand, sondern auch im Reiche. Unter diesen hat Paul Warnefried, Paulus Diaconus genannt, die aus den langobardischen Sagen und Liedern zusammengesetzte Geschichte seines Volks in lateinischer poetischer Prosa so geschrieben, daß sich seine Geschichte der Langobarden leicht wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt herstellen ließ. Peter von Pisa lehrte, ehe ihn Karl zu sich rief, in Pavia, der damaligen Hauptstadt der lombardischen Könige. Alkuin ward nur mit vieler Mühe von Karl dem Großen bewogen, York zu verlassen und an seinen Hof zu kommen. Die Schriften aller dieser Männer, auch sogar Alkuins, haben für unsere Zeit zu wenig Interesse mehr, als daß wir versuchen dürften, ausführlich von ihnen zu reden; was aber die genannten Männer als Lehrer leisteten, davon zeugt der blühende Zustand der Schulen zu Fulda, zu Korbie und in dem von Korbie aus gestifteten Kloster Korvei, ferner der Schule in Aniane, durch Benedikt von Aniane, den Reformator des Benediktinerordens zu Ludwigs des Frommen Zeit, berühmt, und der Hochschule in Tours, solange sie bestand. Schriftsteller, welche das Mittelalter gleich den Kirchenvätern ehrte, und welche für die katholische Dogmatik, Kirchengeschichte und Kirchendisciplin noch gegenwärtig sehr bedeutend sind, ein Hrabanus Maurus, Walafried Strabo, Ansegis, Adelhard, Fredegis, Hinkmar von Reims, Lupus Servatus, Herricus, Angilbert, Agobard, Regino, Grimbald, Ruthard und viele andere, deren Schriften man in der großen, von den Benediktinern begonnenen Litteraturgeschichte von Frankreich aufgezeichnet findet, gingen aus jenen Schulen hervor. In dieser Zeit bildete sich die sogenannte Scholastik, d. h. die spitzfindige Begriffslehre, vermöge deren die positiven Glaubenspunkte aus der Forschung über das Wesen der Vernunft hergeleitet werden sollten. Schon Alkuin versuchte solches in seiner Lehre von der Dreieinigkeit; Agobard und Fredegis, obgleich sie in den Prin-

zipien gar nicht einig sind, sondern Streitschriften wechseln, sind doch gleich stark im Spalten der Begriffe, im Bilden und Verbinden der Schlüsse oder in dem, was man Kunst der Dialektik nennt; Hrabanus Maurus versteht sogar in den 86 Kapiteln gegen die Juden Ethik, Physik und Logik aus der christlichen Offenbarung herzuleiten. In dem Streit, den im neunten Jahrhundert Paschasius Radbertus und Ratramus über die Verwandlung des Brotes und Weins im Abendmahl miteinander führten, entstand diejenige Art philosophischer Theologie, welche jetzt unter uns hier und da wieder als tiefsinnige Weisheit gelehrt wird, und vermöge deren man alles aus allem machen kann. Wir glauben das, was wir meinen, nicht besser deutlich machen zu können als durch eine Stelle aus Radberts Büchlein vom Glauben. Radbert beweist seine Kunst, alles philosophisch zu demonstrieren, was die Kirche fordert, daß man glauben soll, durch spitzfindige Unterscheidung der zu glaubenden und der zu erkennenden Dinge. Er sagt: glauben müsse man Berichte von geschehenen Dingen und alles, was in der Welt vorgehe, weil dabei von Erkennen nicht die Rede sein könne; es gäbe jedoch auch Dinge, welche, sobald man sie glaube, zur Erkenntnis würden; andere wären an und für sich zugleich Gegenstand des Glaubens und der Erkenntnis, doch müsse der Glaube vorausgehen. Auf diese Weise ward Radbertus eine mächtige Stütze des Kirchenglaubens, führte heftigen Krieg mit Ratram und nötigte den Johann Erigena Scotus, aus dem Lande zu fliehen. Dieser fand Schutz bei König Alfred, der ihn in Oxford anstellte. Johann Erigena ward der Gründer der philosophisch-mystischen Schule der Scholastik, aus der später Bonaventura hervorging, welcher letztere von den Idealisten des Mittelalters und von den echten Mystikern aller Jahrhunderte bewundert und von Dante, von Petrarca und anderen philosophischen Dichtern der Italiener dichterisch benutzt ward. Man muß übrigens diesen ersten schottischen Grübler von einem zweiten, weit späteren Johann, den man von seinem Geburtsorte (Dunstan) Duns und von seinem Vaterlande Scotus nannte, wohl unterscheiden, indem Johann Erigena Scotus ein begeisterter Denker, Johann Duns Scotus dagegen, der im 13. Jahrhundert lebte, ein pedantischer, barbarischer, trockener, logischer Klopffechter war. Dieser Duns war Franziskaner und gründete die Lehre, welche in den Schulen seines Ordens gelehrt wurde; Thomas von Aquino gründete eine andere für die Dominikaner, und das spätere Mittelalter hindurch beschäftigte der Streit der Thomisten und Scotisten alle Schulen der Gelehrten und erzeugte in Paris und Bologna, im 15. Jahrhundert auch in Prag blutige Händel.*)

*) Die hier genannten Männer, Thomas von Aquino, Duns Scotus und

Johann Erigena Scotus dagegen erfand die mystisch-philosophische Lehre von einer unendlichen Steigerung der menschlichen inneren Betrachtung und von einer Auflösung des endlichen betrachtenden Denkens in das unendliche Licht der göttlichen Natur. Wie spitzfindig oder, wie man bei uns jetzt sagt, wie wissenschaftlich dabei verfahren ward, wird man schon allein aus den Überschriften der Bücher sehen, in welche Johann Erigena sein Werk von der Wesenheit (de divisione naturae) geteilt hat. Er handelt im ersten Buche von dem Einen, welches erschafft und nicht erschaffen wird, im zweiten von dem Einen, welches zugleich erschafft und erschaffen wird, im dritten von dem Einen, welches erschaffen wird und nicht erschafft, endlich im vierten von dem Einen, welches weder erschafft, noch erschaffen wird, und somit von der Rückkehr alles Erschaffenen in das Unerschaffene. Von dieser Zeit an entstand ein Wettstreit des Scharfsinnes und des tiefen Denkens in den Schulen, welche, wie die athenischen zu Platos Zeit, ihre Gorgias, Protagoras u. s w. in einem Roscelin und Anselm, im Thomas von Aquino und Duns Scotus erhielten. Der menschliche Geist ward im Denken geübt, und neue Wege wurden gebahnt, obgleich wir gegenwärtig die Leute, welche Plato bekämpfte, spöttisch Sophisten und die theologischen Philosophen des Mittelalters verächtlich Scholastiker nennen. Daß treffliche Köpfe und geistreiche Männer aus dieser Schule hervorgingen, kann der deutsche Leser von Lessing lernen, der gewiß ein heller Kopf war, der aber, gerade weil er es war, eine in der Wolfenbütteler Bibliothek begrabene Schrift des Scholastikers Berengar von Tours, der dieser Zeit angehörte, hervorsuchte, sie drucken ließ und diesem kühnen Denker in seinen „vermischten Schriften" ein würdiges Denkmal setzte.

Mit dem 11. Jahrhundert begann eine neue Periode der Philosophie des Mittelalters, welche auf die Theologie und auf die Bildung des Lebens zu einer Zeit, wo es keine andere Bildung gab, als die, welche in den von Geistlichen geleiteten Schulen gegeben ward, einen ganz andern Einfluß hatte, als in unseren Zeiten, wo die Schulgelehrten oft weit hinter den auf andere Weise gebildeten Klassen zurückstehen. Wir werden daher in einem folgenden Bande den Fortgang der philosophischen Bildung ganz kurz andeuten und wollen hier noch des Einflusses der spanisch-maurischen Schulen seit den Zeiten der sächsischen Kaiser sowie des Fortschrittes der Künste und der Geschichtschreibung bis auf die Zeit der fränkischen Kaiser kurz gedenken, weil

---

Bonaventura gehören dem 13. und 14. Jahrhundert an; der Name des Duns, welcher bei den Zeitgenossen Doctor subtilis hieß, wurde später Gattungsbegriff für einen aufgeblasenen Grübler.

schon unter Otto II. und Otto III. fremde Kunst und Wissenschaft mächtige Fortschritte machten. Freilich klagen die Schriftsteller der Zeit, daß mit maurischen Künsten und Gewerben, mit italienischer Bildung und byzantinischer Wissenschaft auch die Verdorbenheit des Südens den Norden vergiftete; allein das war die natürliche Folge der Civilisation und des Fortschreitens, über die sich ein denkender Mann ebensowenig beschweren wird, als über die Freiheit des Willens, welche Verbrechen möglich macht, oder über die Existenz des Bösen neben dem Guten, die eine Bedingung des Daseins vernünftig-sinnlicher Wesen ist.

§ 2.

Unter den Männern, welche im 10. Jahrhundert in den Schulen der Klöster und Kirchen außer der spekulativen Philosophie die realen Wissenschaften, besonders Mathematik und Physik und auch praktische Mechanik lehrten und Lehrer durch Ermunterung weckten oder sie belohnten, verdient unstreitig der begünstigte Lehrer Ottos III., Gerbert, der nachher unter dem Namen Silvester II. Papst ward, am ersten erwähnt zu werden. Man glaubte früher allgemein, daß dieser berühmte Zögling einer zu Aurillac in der Auvergne blühenden gelehrten Schule in Spanien Arabisch gelernt und aus arabisch geschriebenen Büchern und durch maurische Lehrer die Kenntnisse erworben habe, die ihn zum Wunder seiner Zeit machten; dies ist aber gewiß ein Irrtum. Ein gelehrter Franzose, der über das Studium und die Übersetzungen des Aristoteles im Mittelalter eine gekrönte Preisschrift geschrieben hat, Jourdain, beweist, daß sich keine Spur finde, daß Gerbert Arabisch verstanden habe; auch sehen wir aus Gerberts Briefen, daß er nur mit dem Grafen Borel von Barcelona nach Spanien ging und von einem Bischofe Haiton unterrichtet ward. Er durchreiste nachher Spanien und lernte zwar nicht gerade die arabische Sprache, aber doch die Wissenschaften und Künste, welche in den maurischen Städten und auf den zahlreichen maurischen Schulen und Universitäten besser, als irgendwo in der Welt, gelehrt wurden. Philosophie, Geometrie, Astronomie werden vorzugsweise genannt. Gerbert fügte nachher zu den in Spanien gesammelten Kenntnissen noch dasjenige hinzu, was auf den Schulen Italiens und in Rom selbst noch von der alten Wissenschaft zu erlernen war. Haiton und Borel nahmen ihn nämlich mit, als sie nach Rom reisten. Er hielt sich damals ziemlich lange in Italien auf, weil ihn Otto I. zum Abt in Bobbio machte; man machte ihm aber bald in Bobbio das Leben so sauer, daß er fliehen mußte und sich nach Reims begab. In dieser Stadt bestand eine Lehranstalt, wo außer der Philosophie, welche als Magd der Theologie überall

gehegt und gepflegt ward, besonders die realen Wissenschaften und ihre Anwendung auf die Künste des Lebens gelehrt wurden. Als Lehrer dieser Anstalt, als Männer, welche weniger die Scholastik als die unmittelbar nützlichen Künste trieben, waren im 10. Jahrhundert der Mönch Berner und Abbo von St. Fleury berühmt, und in dieser Schule zu Reims hatte Adalbero, den Gerbert bei seiner Ankunft als Erzbischof antraf, seine Kenntnisse und, was mehr war, seinen Eifer für Fortschreiten in den Künsten des Lebens und in der Erkenntnis geschöpft. Adalbero war nicht bloß Erzbischof, sondern auch Kanzler des Königs von Frankreich und setzte Gerbert an die Spitze der in Reims blühenden Anstalt, wo dieser dann, wie er selbst in seinen Briefen sagt, mit großer Anstrengung die schönen Wissenschaften, Mathematik, alles andere, was er in Spanien und Italien gelernt hatte, und auch sogar Arzneikunst lehrte. Er sorgte, gleich einem verständigen Schuldirektor, sehr gut für die Elemente akademischer Bildung, er lehrte selbst die höhere Grammatik, Arithmetik und Geometrie, er schrieb ein faßliches Lehrbuch der Rhetorik, sammelte gute Abschriften alter Autoren und ließ sie vervielfältigen. Er selbst sagt, er habe Ciceros Werke, den Julius Cäsar, den Eugraphius (einen wenig bekannten Erklärer des Terenz), den Plinius, Suetonius, Statius, Manilius, Aurelius, den Rhetor Victorin, Claudian und die Dialektik und Astrologie des Boetius der Bibliothek seiner Lehranstalt einverleibt, habe sich aber nicht damit begnügt, sondern auch neuere Bücher herbeigeschafft, deren Wert er in Spanien schätzen gelernt habe. Unter diesen nennt er besonders die Arithmetik des Spaniers Josephus und die Astrologie eines Lupicius von Barcelona. König Robert von Frankreich und Fulbert von Chartres, der gelehrteste Mann des elften Jahrhunderts, wurden von Gerbert gebildet, und durch seine in der politischen Geschichte erwähnten Schicksale ward er Freund und Lehrer unserer Ottonen, erster Erzbischof des sächsischen Stammes, bei welchem damals das Kaisertum war, nachher erster Erzbischof Italiens (von Ravenna), endlich Papst. Es würde daher überflüssig sein, hier nachzuweisen, daß Gerbert für die Bildung des ganzen Mittelalters bedeutender war, als alle Kaiser und Könige seiner Zeit. Gerbert beschäftigte sich praktisch und theoretisch mit Astronomie, berechnete den Umlauf der Erde und der anderen Planeten nach der Araber Regeln, verfertigte Erd- und Himmelskugeln und Sonnenuhren, ließ Instrumente machen und setzte seinen Schüler Otto III. durch Experimente, die er ihm in Magdeburg, der Hauptstadt seines Erzbistums, vormachte, so sehr in Erstaunen, daß ihn die deutschen Fürsten und Ritter, die sich besser aufs Schwert und auf den Wein (freilich nur auf sauern) verstanden, als auf Physik, für einen Hexenmeister hielten;

ja sein Tod, der in das Jahr 1003 fällt, wird in einer volkstümlichen Legende dem Betrug des mit ihm verbündeten Satans zugeschrieben.*) Es wird daher niemand wundern, daß man ihn auch zum Erfinder der Wanduhren gemacht hat; mehrfach ist aber bewiesen, daß dies ein Irrtum ist. Zuverlässiger scheint zu sein, daß Gerbert, sowie sein Freund, der Mönch Konstantin von St. Fleury und Aurillac, und dessen Abt, Abbo, viel dazu beitrugen, die indischen (arabischen) Ziffern statt der römischen einzuführen, wodurch der mechanische Teil des Rechnens sehr erleichtert ward; andere leiten freilich die Einführung der Zifferrechnung mit mehr Wahrscheinlichkeit von dem Handel mit Italien und Afrika ab.

Eine genaue Aufzählung der einzelnen Lebensumstände einiger Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte der rohen Zeit, wo die Stärke der Faust alles entschied, würde beweisen, wie wohlthätig es in diesen Jahrhunderten war, daß es so viele Fürstentümer und hohe Ämter gab, zu denen nicht bloß die Geburt oder die Kraft der Faust ein Recht gab, sondern welche dem Gesetze nach den gebildetsten und unterrichtetsten Männern hätten zu teil werden sollen. Letzteres geschah freilich oft ganze Jahrhunderte lang nicht, dann war alles finster, und darum verschwand auch nach dem Falle der Hohenstaufen alle Bildung aus Deutschland; solange aber unter den Ottonen das Verdienst entschied, blühte das ganze Leben geistig empor. Die Nützlichkeit des geistlichen Standes für das Mittelalter ableugnen zu wollen, wäre Frevel und Thorheit; man braucht aber darum keineswegs zuzugeben, daß die Einrichtungen des Mittelalters auch für die neueren Zeiten passend oder daß die Herrschaft von Pfaffen und Mönchen überhaupt wohlthätig sei. Neben Gerbert erwarben sich zur Zeit der Ottonen durch Eifer für Kunst und Wissenschaft auch zwei deutsche Bischöfe großes Verdienst. Diese waren nicht, wie Gerbert, auf französischen Schulen gebildet worden, sie begeiferten nicht, wie er, das edle Haus des ersten Otto mit dem Gifte niedriger und serviler Schmeichelei; gleichwohl erwarben sich Meinwerk, Bischof von Paderborn, und Bernward, Bischof von Hildesheim, unsterbliche Verdienste um die Bildung ihrer Zeit. Was sie als Staatsmänner und Krieger leisteten, ist in der politischen Geschichte erwähnt worden; hier sollten wir aus ihren Lebensbeschreibungen, die sich erhalten haben, ihre Verdienste um die Bildung von Künstlern, Architekten, Lehrern und Schriftstellern erwähnen, die Kürze

*) Auch mit einem weiblichen Zauberwesen, einer Meerminne, wird er in Verbindung gebracht; somit wäre er der älteste beglaubigte faustische Charakter, wenn wir von dem Manichäer Faust, dem bombastischen Lehrer und Verführer des heiligen Augustinus, und von dem noch früheren Gegenapostel Simon Magus absehen.

erlaubt uns aber bloß, wenige Winke zu geben. Wir wollen nur andeuten, daß es im 10. Jahrhundert in Deutschland doch dahin gekommen war, daß die höchsten Behörden allgemeine Bildung achteten und ehrten. Der Biograph Meinwerks sagt uns, derselbe sei ein Verwandter der königlichen Familie gewesen, sei seiner feineren Ausbildung (morum elegantia) wegen an den Hof berufen und, wie man ihn in unseren Tagen zum Kammerherrn würde gemacht haben, zum Hofkaplan gemacht worden, damit er, der zu den höchsten geistlichen Würden bestimmt sei, der geistlichen und weltlichen Aristokratie bekannt werde. Als er nachher Bischof in Paderborn war, machte er sich um Baukunst und um andere Künste und Gewerbe verdient, da sich bei den Bauten und bei der Verschönerung der Kirchen und ihres Gerätes deutsche Künstler und Handwerker unter der Anweisung der Fremden bildeten, welche Meinwerk nach Paderborn und Gerbert, der bekanntlich, auf die Anweisung bei Vitruvius gestützt, auch hydraulische Orgeln in Gebrauch brachte, nach Magdeburg kommen ließen. Meinwerk stand besonders mit Kaiser Heinrich II. auf einem vertraulichen Fuße, der manchen derben Scherz gestattete; überhaupt tritt in der sehr lebendigen Schilderung seines Lebens weit weniger die feine Ausbildung, als vielmehr eine tüchtige, originell sächsische Natur hervor. Er schätzt und lohnt die Kunst und das Wissen, versteht aber weniger von Büchern als von Hühnerzucht und Gemüsebau; seine Persönlichkeit war durchaus zu volkstümlichem Andenken geeignet, und an wenig Geistliche des Mittelalters knüpfen sich so viele Anekdoten. Bernward von Hildesheim (gest. 1022) wird von seinem trefflichen Biographen Thankmar, der älter als er und früher sein Lehrer war, nicht bloß als Sammler von Büchern, sondern besonders auch als Beschützer der Künste und als Kenner derselben gepriesen, als ein Mann, der sich ein Geschäft daraus machte, seinem Vaterlande Künstler zu bilden und ihnen Gelegenheit zu verschaffen, sich nach fremden Mustern zu bilden. Er begünstigte, heißt es, nicht nur Maler, Ebenisten, Kunstschreiner, Goldarbeiter und Juweliere, sondern er verschaffte sich auch jede künstliche Arbeit und jedes Gerät, welches irgend etwas Besonderes an sich hatte, um es seinen deutschen Künstlern als Muster in die Hand zu geben. Wenn also irgend ein Stück von fremder Arbeit dem kaiserlichen Hofe zum Geschenk gemacht wurde, so setzte er sogleich die einheimischen Künstler in Thätigkeit. Er ließ sich daher auf seinen weiteren Reisen stets von einer Anzahl geschickter und geübter junger Arbeiter begleiten, die alles, was er an den Höfen, wohin er kam, antraf, nachahmen mußten. Sein Biograph rühmt besonders, daß er unter seiner Leitung Mosaikfußböden habe legen lassen, und daß er eine eigene Masse zum Gebrauch für Decken (Plafonds) erfunden habe. Auch die Musik muß

in diesen Zeiten bedeutende Fortschritte gemacht haben, da sich Gerbert und alle Schriftsteller und Lehrer dieser Zeit so angelegentlich mit derselben beschäftigen; wir wagen aber nicht, über die Art ihrer Fortschritte zu reden. Nur ist es auffallend, daß Gerbert nicht diejenige Erfindung nach Deutschland brachte, welche gegen 1030 durch zwei Mönche in Italien eingeführt wurde. Diese beiden Mönche, dem Kloster Pomposa (bei Ferrara) angehörig, waren Michael und Guido von Arezzo, von welchen besonders der letztere sehr bekannt ist, obgleich sein Hauptwerk, der sogenannte Mikrologus, erst 1784 gedruckt wurde und bis dahin als Handschrift in den Bibliotheken begraben gelegen hatte. Wir müßten dasjenige Buch des Mikrologus, welches von der Musik handelt, genau durchgehen, wenn wir angeben wollten, welche Fortschritte die Musik durch den weitgereisten und sehr unterrichteten Mönch gemacht habe; wir wollen aber nur eins erwähnen. Guido führte das sogenannte Solfeggieren (ut, re, mi, fa, sol) ein und lehrte die Noten durch unter und über die Linien gesetzte Punkte bezeichnen, statt daß dieses vorher durch Buchstaben oder auf andere unvollkommene Weise geschehen war. Er starb um die Mitte des 11. Jahrhunderts.

§ 3.

Die Bekanntschaft mit den Griechen, die Vorliebe der Ottonen und ihres berühmten Lehrers für die altrömische Litteratur und für Italien, wo diese immer noch fortdauerte und geliebt ward, mehr als alles dieses aber der Glanz der Thaten der Ottonen gab auch der Geschichte einen Teil ihrer Würde wieder. Leider suchte man in Italien und in Deutschland Stil, Manier und Sprache des Altertums bei Erzählung der Ereignisse der Gegenwart anzuwenden. Dies geschah oft sehr ungeschickt; denn es ist schwer, lateinische Redensarten auf deutsche Verhältnisse anzuwenden. Indessen wird ein Blick auf den Anfang und Fortgang des Chroniken-Schreibens (denn Geschichte möchten wir alles das nicht nennen, was bis auf Otto von Freising im Abendlande geschrieben ward) zeigen, daß die Bemühungen der von uns angeführten Männer und ihrer Schulen auch in Beziehung auf Geschichte nicht vergeblich waren.

Die Chroniken der früheren Zeit des Mittelalters können auf ein Lob hinsichts der Form keinen Anspruch machen; sie müssen bloß als Sammlungen von Notizen und Zeitangaben betrachtet werden, welche der Historiker der späteren Zeit mit mehr oder weniger Zuversicht benutzen kann. Unter diesen verdient vielleicht gerade diejenige, deren Sprache fast ganz unverständlich und deren Bericht ganz formlos ist, vor anderen genannt zu werden; dies ist die Chronik des Isidorus

Pacensis (d. h. des Isidorus aus Beja, nicht, wie man oft sagt, aus Badajoz). Sie umfaßt die spanische Geschichte vom Jahre 610 bis 754, und Isidor war, soviel wir wissen, der einzige christliche Augenzeuge des Einbruches und der Siege der Mauren. Diese erst um 1631 gedruckte, aber so selten gewordene Chronik, daß diesseit der Pyrenäen nur hier und da ein Exemplar anzutreffen war, ist ihrem Inhalte nach so wichtig, daß Pagi in seiner Kritik der Annalen des Baronius die wichtigsten Stellen daraus hat abdrucken lassen, und daß zwei spätere Schriftsteller des Mittelalters sie umgearbeitet haben. Lucas von Tuy, der es zuerst versuchte, diese Chronik aus dem unverständlichen und gebrochenen Latein in ein verständliches zu übertragen, hat sein Original oft mißverstanden, weshalb Roderich von Toledo im 13. Jahrhundert das Buch noch einmal überarbeitet hat. Dieser hat freilich die in der Chronik einfach und dürr berichteten Thatsachen durch seine auf gut Glück angebrachten grammatischen und rhetorischen Figuren oft ganz unkenntlich gemacht; doch bleibt der von Roderich umgearbeitete Isidor immer noch die beste Quelle der spanischen Geschichte in der letzten Zeit der Westgoten.

In Italien war der Römer Kassiodor (gest. etwa um 570, über hundert Jahre alt) Geschichtschreiber der Ostgoten und ihres Unterganges. Dieser Minister Theoderichs des Großen war, wie man aus dem schwülstigen, Dunkelheit affektierenden Stil seiner Briefe und Geschäftsaufsätze auf den ersten Blick erkennen wird, zum Geschichtschreiber am wenigsten geeignet, weil der Kenner nicht Redensarten, sondern Thatsachen in der Geschichte sucht. Kassiodors Geschichte der Ostgoten ist freilich nicht auf uns gekommen; allein wir können über Form und Inhalt des Werkes einigermaßen aus dem Auszuge urteilen, den der Gote Jordanis aus dem Werke gemacht hat; denn der Charakter des Originalwerkes ist auf den Auszug übergegangen, wie der des Justinus auf Trogus Pompejus. Der Titel lautet: „Von der Goten Ursprung und Thaten", und die Geschichte soll, obwohl Jordanis es am Schluß in Abrede stellt, zur Verherrlichung des gotischen Namens dienen, wie die ersten Bücher des Livius zur Verherrlichung der ersten Zeiten der Römer; auch liegen beiden Schriften offenbar historische Lieder zu Grunde, oder es wurden alte Sagen darin rhetorisch verschönert. Jordanis leistete also für die Ostgoten, was später Paulus Diaconus für die Langobarden leistete.

In Britannien und im fränkischen Lande bildete sich zuerst diejenige Geschichtschreibung aus, welche in einer toten Sprache allein möglich ist. In allen lateinischen Geschichten fesselt nämlich der fremde Sprachgebrauch Zunge und Seele, und der Mund oder die Feder darf das nicht sagen oder schreiben, dessen das Herz voll ist. Wir zählen

hier die trockenen Chroniken nicht auf, wie wir thun würden, wenn wir den Gelehrten den Übergang von bloßer Aufzeichnung einzelner Ereignisse, von Genealogieen und Zeitangaben zur eigentlichen Geschichte deutlich machen wollten; wir beginnen deshalb mit Gregorius Florentius, der unter dem Namen Gregor von Tours berühmt ist. Dieser spricht seinen Zweck bei der Abfassung der Geschichte der Franken nicht bloß durch den Stil seines Buches, sondern auch mit ausdrücklichen Worten aus, und zwar einen Zweck, den sich eher ein epischer Dichter als ein Historiker vorsetzen wird; „er wolle erzählen", sagt er, „von den Kriegen der Könige, vom Kampfe der Märtyrer mit den Heiden und mit dem Heidentum, vom Streite der Rechtgläubigen mit den Ketzern und vom Leben der Heiligen". Diesen Stoff hat er in zwei Werke verteilt. Das erste handelt von der Glorie der Märtyrer und ist daher, wie das zweite, eine Quelle für die frühere Geschichte der Franken. Diese zweite Schrift oder sein Hauptwerk hat Gregor Kirchengeschichte betitelt; er hätte es aber eigentlich fränkische Jahrbücher nennen sollen. Das Buch fängt, wie die meisten Annalen des Mittelalters, mit der Schöpfung an und umfaßt also die ganze Weltgeschichte; doch ist der allgemeinen Geschichte nur ein einziges Buch gewidmet, die andern führen die fränkische Geschichte bis auf 591 hinab. Obwohl römischer Abstammung, befindet er sich doch nirgendwo in einem Gegensatze zu fränkischem Wesen und fränkischer Herrschaft. Den geistlichen Zweck seines Werkes verliert er nie aus den Augen, er arbeitet überall auf Erbauung und auf Einschärfung christlicher Grundsätze durch alle möglichen Mittel hin, und sein Ideal ist der hl. Martin von Tours. Um die alten heidnischen Sagen, die mit der alten Naturreligion der Germanen verwandt waren, in Vergessenheit zu bringen, weiß er eine ganze Menge wunderbarer und oft abenteuerlicher christlicher Erzählungen in einen unterhaltenden Vortrag zu verweben. Den christlichen äußeren Gottesdienst sowie Ehrfurcht und Gehorsam gegen die Geistlichkeit schärft er dadurch ein, daß er die christlichen Geistlichen mit den aus der Vulgata wörtlich entlehnten Worten und Redensarten als jüdische Priester darstellt; das ganze Werk leitet er mit einem sehr ausführlich abgefaßten Glaubensbekenntnis ein. Naiv, wie Homer und Herodot, erzählt er von der empörenden Roheit und Grausamkeit der verwilderten Franken und von ihren Greueln ebenso aufrichtig und unbefangen, als von den alles Maß übersteigenden Andachts- und Bußübungen der Räuber und Mörder, welche unter den Franken als Könige geherrscht und gestritten hatten. Seinem Gegenstande und Zwecke ist sein Stil durchaus angepaßt. Wenn er nämlich Thaten und Greuel erzählt, wie sie in den Büchern der Richter, Samuelis und der Könige nur zu oft

vorkommen, so geschieht dies mit den Redensarten und Worten, die er aus der kirchlichen Übersetzung jener Bücher entlehnt. Will er Gefechte und heroische Thaten schildern, so nimmt er Virgils oder Lucans Verse auf eine solche Weise in seinen Vortrag auf, daß man oft in ganzen Kapiteln seiner Prosa das ursprüngliche Versmaß leicht wiederherstellen könnte.

Gregors Fortsetzer, den man, weil Scaliger und Claude Fauchet ihn, wenngleich ohne hinreichenden Grund, so genannt haben, Fredegarius nennt, hat die Geschichte der Zeit von 600—641 in ganz anderer Manier aufgezeichnet. Fredegars Arbeit ist keine Volksgeschichte mehr, sondern eine jener Chroniken, wie es deren später fast in jedem Kloster gab, deren Verfasser irgend eine andere Chronik wörtlich abschrieben und eine Fortsetzung beifügten oder auch nicht. Fredegar fängt vom Anfang der Welt an und führt in drei Büchern die Geschichte bis auf Justinian; das vierte ist ein bloßer Auszug aus Gregorius von Tours, und erst das fünfte enthält die Fortsetzung bis 641. Zum Glück für die Geschichte trug man in den Klöstern, wo einmal eine Chronik niedergelegt war, Sorge, daß sie fortgesetzt wurde, oft ohne daß der Name des Fortsetzers genannt war, wiewohl man die Fortsetzung gleich am Stil erkennt. Dies ist auch bei Fredegars Chronik der Fall. Die erste Fortsetzung von 641—735 ist sehr dürftig, die zweite aber, welche die Jahre 736—752 umfaßt, ist erträglich geschrieben und für die Geschichte dadurch besonders wichtig, daß gleich in der Aufschrift gesagt wird, sie sei auf Befehl von Pippins des Kleinen Oheim Hildebrand verfaßt worden. Man kann sie daher nur als Hofzeitung benutzen. Dasselbe gilt von der letzten Fortsetzung, welche Nibelung, Hildebrands Sohn, verfassen ließ, und die den Zeitraum von 752—768 begreift.

Die Reihe der karolingischen Annalisten beweist, daß Karl und sein Sohn Ludwig auch für die Geschichte thätig waren, und daß wir ihnen vieles verdanken. Wir haben nämlich über die ersten Zeiten der Karolinger nicht allein die weiter unten zu erwähnende Reihe von Annalisten, sondern auch die Lebensbeschreiber der Heiligen ihrer Zeit sind historisch wichtig. Unter diese zählen wir besonders den Abt Jonas von Bobbio, der das Leben des heiligen Columbanus geschrieben hat, Hucbald von Saint-Amand, der das Leben des heiligen Lebuin oder Liafwin schrieb, ferner den Lebensbeschreiber Wilfrieds, Eddo Stephanus, den Lebensbeschreiber der heiligen Salaberga, Alkuins Leben des Friesenapostels Willibrord und zwei Lebensbeschreibungen des heiligen Bonifatius, die eine von Wilibald, die andere von Othlo. Von den Annalisten sind Frekulf und Hinkmar nur als Quellen von einigem Wert. Anders ist es mit den Annalen, welche Einhards

(Eginhards) Namen an der Stirn tragen und die Jahre 741—829 behandeln. Die neuere Forschung glaubte es wahrscheinlich machen zu können, daß der berühmte Geschichtschreiber in diesem Werke die Annalen des Klosters Lorsch überarbeitet hat, die unter dem Einfluß der karolingischen Herrscher ein offizielles Gepräge annahmen; je weiter Einhard in das Werk hineinkommt, um so mehr gelangt er zu selbständiger Darstellung, die er sodann bis zum Jahre 826 fortführte, von da weiter anderen Händen überließ. Immerhin wird seine Autorschaft noch von gewichtigen Stimmen bezweifelt, und es ist ihm auch wahrscheinlich nur ein kleiner Teil zuzuschreiben, dagegen ist das Leben Karls des Großen, welches ganz genau in der Manier des Suetonius und in dessen Stil verfaßt ist, ohne Zweifel von Einhard. Dieses gut geschriebene Büchlein ist mehr eine Lobschrift als eine Biographie und bietet zu einer besonderen Bemerkung Gelegenheit. Man muß sich nämlich verwundern, daß es während Karls Regierung mit der Einimpfung römischer Bildung schon so weit gekommen war, daß Einhard alles Römische als Weisheit und Bildung, alles Deutsche dagegen als Barbarentum und alle alten Volkseinrichtungen und Sitten als Reste desselben darstellen durfte. Am nächsten steht neben Einhard in Rücksicht des Stiles und der Manier, wenngleich nicht der Ausführung, Karls des Großen Enkel von der Bertha, Nithard, der seines Oheims, Ludwigs des Frommen, Geschichte behandelte, um ihn in Schatten zu stellen, wie Einhard Karls des Großen Lichtseite ausschließlich hervorhebt. Nithard schrieb im Auftrag und im Interesse Karls des Kahlen; bei Fontenay hat er tapfer gekämpft, und mehrere Jahre später fand er in einem Gefechte den Tod. Er ist uns besonders merkwürdig als einer der wenigen vornehmen Laien, welche in jenen Jahrhunderten die Feder führten. Im entgegengesetzten Sinne als Nithard haben Theganus und Ermoldus Nigellus dieselbe Geschichte behandelt. Sie haben aus Dankbarkeit und voll Unwillen über das Betragen von Ludwigs Söhnen, die Apologie des unglücklichen Fürsten geführt. Zwischen beiden steht ein Mönch, den man mit dem Namen des Astronomen bezeichnet hat. Dieser gefällt durch die Naivität seines Vortrages bei weitem mehr und hat namentlich oft ein gesünderes Urteil, als Theganus, der, obwohl der berühmte Walafried Strabo ihn bei der Arbeit ermunterte, doch keine sehr lobenswerte Darstellung hat. Die nach ihrem Fundorte, dem Kloster des hl. Bertin, benannten Bertinianischen Annalen sind im Stil höchst nachlässig, indem man jeden Augenblick auf barbarische Redensarten und Worte stößt; die späteren Abschnitte rühren übrigens von den angesehensten Männern her, darunter Erzbischof Hinkmar von Reims. Die Annalen von Metz haben einen besseren Stil; aber die Karolinger waren besondere

Wohlthäter des Klosters, in welchem dieselben geschrieben wurden, und dieses stand in einem ganz eigenen Verhältnisse zum Hofe, die Annalen bilden daher eine Art Hofchronik. Die Fuldaer Annalen, in denen von deutschen Angelegenheiten am meisten die Rede ist, sind in einem merklich feindlichen Sinn gegen alles Gallisch-Fränkische abgefaßt. Sie bestehen für die Jahre 714—753 nur aus kurzen Notizen, werden dann ausführlicher und unterscheiden sich besonders dadurch, daß der Verfasser eines Teils derselben nicht, wie die anderen Annalisten, seinen Helden Reden halten läßt, die er selbst nach irgend einem alten Schriftsteller, den man leicht vergleichen kann, komponiert hat, sondern daß er oft auf eine sehr unbehilfliche Art wiederzugeben sucht, was wirklich gesagt ward. Dem größeren Teil nach sind sie jedoch gut geschrieben und bilden, obwohl vom Hofe beeinflußt, eine vorzügliche Geschichtsquelle. Der zuweilen hervortretende Haß gegen die fränkischen Brüder jenseit des Rheines, die immer Gallier (Galli) genannt werden, ist auffallend; König Karl der Kahle wird mit Schimpfworten und Schmähungen überhäuft. Wie die Fuldaer Chronisten sich mitunter durch Derbheit auszeichnen, so der Mönch von St. Gallen durch eine oft sehr platte Scherzhaftigkeit, im ganzen jedoch durch eine originelle Lustigkeit oder volkstümliche gute Laune.

Von den Geschichtschreibern, welche die Zeit der letzten Karolinger und ihrer nächsten Nachfolger behandeln, befolgten mehrere eine ganz sonderbare Weise bei der Abfassung ihrer Annalen. Sie wählten sich nämlich gewisse einzelne römische Schriftsteller zum Muster und kleideten alles, was sie erzählen wollten, in die Worte und Redensarten derselben. Von diesen Annalisten ist der Zeitfolge nach Regino von Prüm der erste. Dieser hatte sich den Justinus gewählt und wendet auf gut Glück ganze Stellen desselben an, um das, was er zu erzählen hat, einzukleiden. Wie weit er darin geht, kann man z. B. daraus sehen, daß er, um den Einbruch der Magyaren in Deutschland und die Natur dieses Volkes zu schildern, wörtlich dasjenige abschreibt, was Justinus von den Skythen sagt. Seine Geschichte umfaßt die letzte Zeit des 9. Jahrhunderts und geht bis 906. Sie hat einen besonderen Wert dadurch, daß der Geschichtschreiber selbst in die Begebenheiten verflochten war. Übrigens hat er selbst sehr gut das Verhältnis des Teilnehmers und Augenzeugen zu dem Schriftsteller angegeben, welcher später lebt und also das Geschehene philosophisch und kritisch prüfen kann. Er sagt beim Jahre 899: „Ich war überall bemüht, nur das, was sich ereignet hat, ganz genau aufzuzeichnen, ich suchte aber nicht die Ursachen der Begebenheiten gründlich zu erforschen. Wenn ich auf diese Weise in Rücksicht der Dinge, an denen ich selbst keinen Anteil hatte, vorsichtig verfuhr und mich kurz faßte, so muß ich dies noch

mehr bei den Ereignissen thun, in welche ich selbst verwickelt war.“ Fortgesetzt wurde sein Werk bis 967 von dem ersten Erzbischofe Magdeburgs, Adalbert.

Der nächste Annalist der Zeit nach ist Liudprand, der seine Chronik in großen Worten bezeichnet als eine Geschichte der Thaten der Könige und Kaiser seiner Zeit. Weil er gern mit seiner Kenntnis des Griechischen prahlte, benannte er sie auch mit dem griechischen Worte Antapodosis, d. h. Buch der Vergeltung; denn er wollte in diesem Werke den Großen das Gute und Böse, das sie namentlich auch gegen ihn geübt, mit Lob und Tadel heimzahlen. Zur Zeit des sehr belesenen Abtes Tritheim, welcher um 1500 schrieb und die deutschen Geschichtswerke zuerst litterar-historisch behandelte, scheint man sieben Bücher dieser Chronik gehabt zu haben; wir kennen aber nur sechs, und die letzten Kapitel des sechsten Buches sind noch dazu von einem anderen Verfasser. Mit Unrecht betrachtet man Liudprands Gesandtschaftsbericht über seine zweite Sendung nach Konstantinopel, den er der Überschrift nach an Otto I. und an dessen Gemahlin Adelheid gerichtet hat, als siebentes Buch der Antapodosis. Liudprand, den Otto zum Bischof von Cremona erhoben hatte, macht große Ansprüche, nicht bloß auf Gelehrsamkeit, sondern ganz besonders auf Darstellung, ist aber durchaus ein Bild der Zeit, in der er lebte, und der Italiener, unter denen er aufwuchs. Die Italiener seiner Zeit vereinigten mit einer gewissen Originalität und Energie eine ganz rohe Sinnlichkeit und eine niedrige Gewinnsucht; das leuchtet aus jedem Worte Liudprands hervor. Er faßt alle Dinge von der gemeinsten Seite auf, er sucht die Ursachen der Begebenheiten in den kleinsten und niedrigsten Triebfedern und erzählt dabei mit sichtbarem Wohlgefallen ohne alle Schonung die schmutzigsten Geschichten und die anstößigsten Anekdoten. Er schmeichelt den deutschen Ottonen ebenso niederträchtig, als er die griechischen Kaiser Nikephoros und Tzimiskes, zu denen er gesendet war, und welche gerade zu den vorzüglichsten Regenten gehören, auf gemeine Weise lästert und schmäht. Er verhehlt dabei gar nicht, daß ihn eigennützige Absichten leiten, schimpft auf Berengar II., vielleicht weil er ihn im Testament nicht bedacht hat, und gesteht, daß er auf die griechische Regierung erbittert sei, weil sie Konterbande, die er einführen wollte, weggenommen habe. Seine bedeutende Stellung und sein großes Talent für lebendige Schilderung geben gleichwohl auch dieser Schrift einen nicht geringen Wert.

Die anderen Schriftsteller über die Geschichte der Ottonen sind alle entweder aus der regierenden Familie oder doch Sachsen, die sich über Otto I. freuten, wie die Franzosen über Napoleon I., und aus demselben Grunde, wie diese. Zu diesen rechnen wir besonders die auch als

dramatische Dichterin berühmte Nonne Roswitha, welche in leoninischen Versen (einer Art von gereimten Hexametern) die glänzenden Thaten der Ottonen bis zum Jahre 967 besang. Nur fehlen uns leider die wichtigen Jahre 953 bis 962. Diese poetisch-historische Lobpreisung der Ottonen verfaßte sie auf den Wunsch der siebenten Äbtissin des Klosters Gandersheim, in welchem Roswitha lebte, der Tochter Heinrichs von Bayern, Gerberga, welche das Werk dem Sohne des Kaisers, dem Erzbischof Wilhelm, überreichen wollte; sie erhielt das Material zum größten Teile von der genannten Äbtissin, und diese wird natürlich der Flecken, welche den Ruhm ihres Vaters verdunkelten, nicht gedacht haben, so daß manches verschwiegen wird. Einzelne Begebenheiten aber, wie die Versöhnung in Frankfurt und die Flucht der Kaiserin Adelheid, sind anmutig erzählt und die metrische Einkleidung thut im allgemeinen der Zuverlässigkeit keinen Eintrag. Widukind, welcher zunächst folgt, macht es mit Sallust gerade so wie Regino mit Justin, er geht in Sallusts Schuhen und steckt die deutschen Geschichten in seine Kleider, unbekümmert, ob beide passen oder nicht. Wenn es mit Sallusts Redensarten nicht gehen will, schreibt er einmal mit den Worten und Phrasen der Vulgata, der lateinischen Kirchenübersetzung der Bibel. Widukind war Zeitgenosse, aber nicht Augenzeuge der Begebenheiten, die er 967 als Mönch des Klosters Korvei in den drei Büchern von den Thaten der Sachsen aufgezeichnet hatte. Er wetteifert gewissermaßen mit der Roswitha, die Ottonen und die Sachsen zu preisen, und setzt oft die Westfranken ungebührend herunter. Dies wird man am leichtesten an den Stellen wahrnehmen, wo von den Zügen der Deutschen ins Innere von Frankreich die Rede ist. An diesen beweist er bald durch Verschweigen des erlittenen Verlustes, bald durch Übertreiben der Vorteile, die von den Sachsen erfochten wurden, seine Parteilichkeit. Seine Vorliebe für die Familie der Ottonen äußerte sich auch darin, daß er sein ganzes Werk der Tochter Ottos I., Mathilde, widmete. Dabei legt ihm sein erborgter Stil und seine von einem anderen geliehene Sprache einen solchen Zwang auf, daß er die Sache der Form opfern muß. Welchen Einfluß dieses hat, wird man am besten daraus ersehen, daß die gewöhnliche Erzählung vom Ursprunge der Städte in Deutschland unter Heinrich I., die jetzt nicht mehr üblich ist, bloß daher entsprang, daß man eine Redensart Widukinds zu wörtlich nahm. Seinem Sallust zu Gefallen läßt er sogar nach dem Sieg auf dem Lechfelde die Deutschen ihren König nach römischer Weise als Imperator begrüßen, nachdem er vor der Schlacht den durchaus deutschen Otto I. seine Krieger durch eine Anrede hatte ermuntern lassen, die ganz im Ton und Stil der Rede geschrieben ist, welche bei Sallust Catilina vor der letzten Schlacht an seine Genossen

hält. Doch ist auch in dieser Benutzung des antiken Vorbildes die Naivität und Wahrheitsliebe nicht zu verkennen, die den tüchtigen Sachsen auszeichnet. Dieselbe Frische, die wir am Leben und Wirken der ersten sächsischen Könige bewundern, erfreut uns auch an ihrem Geschichtschreiber; er ist nicht ein finsterer Mönch, sondern er blickt mit Stolz und Freude auf seine heidnischen Vorfahren; für ihn ist es eine göttliche Fügung, daß die Herzöge seines Volks ins fränkische Herrschertum eintraten und die Führung der abendländischen Christenheit übernahmen. Was den Vortrag angeht, sehen wir das Gegenteil von Widukind in Thietmar von Merseburg, dessen acht Bücher der Thaten von fünf Kaisern einen Zeitraum von 107 Jahren oder die Regierungen der Kaiser Heinrichs I., der drei Ottonen und Heinrichs II. begreifen. Dieses Werk ist die vorzüglichste, wenn wir auch nicht sagen wollen die einzige Quelle für die älteste meißnische, polnische, ungarische Geschichte und für die Geschichte der Slawen der ganzen Ostgrenze. Thietmar selbst hatte als Bischof von Merseburg, wie sein Vater, Graf Siegfried von Walbeck, großen Anteil an den Begebenheiten und wußte unstreitig besser mit dem Schwerte, als mit der Feder umzugehen; er läßt daher auch seine Leute reden, wie er selbst dachte, und beschreibt die Begebenheiten mit seinen eigenen Worten, nicht mit Floskeln, die er von einem alten Schriftsteller erborgt hat. Man erkennt in seinen einzelnen Berichten den Heldensinn jener Zeit, und gerade weil er nicht gewandt im Ausdrucke ist, so leuchtet aus seinen Worten und Reden der wahrhaft religiöse Geist einer kräftigen, nicht sophistisierten Nation hervor, deren wahrhaft frommes Gemüt leider nur zu sehr von schlauen Priestern mißbraucht ward. Wenn daher bei Thietmar von Wundern, Erscheinungen und übernatürlichen Dingen, denen er unbedingt Glauben schenkt, die Rede ist, oder wenn er sich ins Altertum verliert und römische Gebäude an der Elbe auffindet, so ist er freilich sehr wenig zuverlässig; desto wahrer und treuer aber ist er, wenn er von den Thaten redet, an denen er und seine Familie selbst teilgenommen hatten. Sein Werk besitzen wir in seiner eigenen Handschrift, und die Art, wie er Änderungen und Zusätze macht, spricht für seine Sorgfalt und Treue.

Zu den bedeutendsten historischen Denkmalen der Zeit der sächsischen Kaiser gehören, da Wipo und andere erst in der Geschichte des folgenden Zeitabschnittes erwähnt werden sollen, die vielen Lebensbeschreibungen einzelner Männer und Frauen dieser Zeit, welche freilich alle an dem Fehler leiden, daß in ihnen zuviel Schönrednerei und Phraseologie ist. Unter diese zählen wir besonders die Lebensbeschreibung der Adelheid, der zweiten Gemahlin Ottos I., und die seines Bruders Bruno; zu den besten gehören die des Bischofs Meinwerk von Paderborn, des Bischofs

Bernward von Hildesheim und des Bischofs Dietrich von Metz von verschiedenen Verfassern.

§ 4.

Die geistliche Litteratur der fränkischen und sächsischen Zeit in ihrem Verhältnis zum deutschen Volkstum.

Die deutschen Stämme übten in den Jahrhunderten der Völkerwanderung die uralte Gewohnheit des Singens und Sagens; vor den mächtigen Begebenheiten, mit welchen sie nun in die Weltgeschichte eintraten, verschwand jedes Andenken an frühere Ereignisse. Sie schufen sich eine Heldensage, die auch für unsere Betrachtung bedeutend ist; denn dieselbe läßt uns erkennen, welche Ideale von schönen und tüchtigen Handlungen und Personen der Deutsche in sich trug und ausbildete. Diese Sage bildete sich nach den inneren Gesetzen der Volksüberlieferung aus; auf mündliche Mitteilung angewiesen und unter dem Einfluß eines unruhigen Wanderlebens behielt sie aus der wirklichen Geschichte nur die gewaltigsten Persönlichkeiten, wie Attila und Theoderich, und selbst von diesen nur die wesentlichsten Züge, diese aber mit großartiger dichterischer Treue bei. Mit den Zeitumständen dagegen verfuhr sie auf das freieste; sie schuf Gestalten aus der altheidnischen Götterwelt zu Helden und Heldinnen des Liedes um, zuweilen sie mit geschichtlichen Personen in eins verbindend, immer aber mit dem eigenen deutschen Wesen beseelend. Man mag zwischen der Nibelungenwelt und dem homerischen Zeitalter manche Ähnlichkeit auffinden; dennoch steht Siegfried, was Gemüt und Charakter anbelangt, dem Goetheschen Hermann näher als dem Achilleus. Was die Form der einzelnen Heldenlieder angeht, so können wir mit Sicherheit annehmen, daß der Stabreim oder die Allitteration in ihnen herrschte, d. h. daß diejenigen Silben, auf denen der Sinn hauptsächlich ruhte, mit dem gleichen Buchstaben begannen. Wo einzelne dieser Lieder zur Niederschrift gelangten, geschah es durch die Geistlichen, die in der ganzen althochdeutschen Zeit, etwa bis zum Anbeginn des 12. Jahrhunderts, allein die Feder führten, wie denn im Englischen dasselbe Wort clericus (clerk) einen Geistlichen und einen Schreiber bezeichnet. So ist denn der einzige Rest jener alten rauhen Heldenlieder, das Hildebrandslied, welches man in Fulda aufgefunden hat, wahrscheinlich von zwei Klostergeistlichen aus ihrer Jugenderinnerung niedergeschrieben. Es wird in demselben erzählt, wie Theoderichs alter Kriegs- und Waffenmeister Hildebrand von langen Fahrten in die Heimat zurückkehrt und mit seinem Sohn Hadubrand, der die Grenze bewacht, einen Zweikampf besteht, da dieser die Versicherung des Alten, daß er sein

Vater sei, für Täuschung erklärt.*) Der Ausgang des Kampfes wird nicht erzählt; anzunehmen ist aber, daß bei dem Kampfe der Vater den Sohn überwand. Der Ton des Gedichtes ist überaus kraftvoll, gedrängt und anschaulich; die Mundart steht zwischen dem Hoch- und Niederdeutschen in der Mitte.

Wie tief die heidnischen Vorstellungen hafteten, erkennen wir aus vereinzelten Aufzeichnungen in dichterischer Form, die der Handschrift nach aus längst christlichen Zeiten stammten. Es befinden sich darunter Spruchverse, die aus alten mythischen Kreisen entnommen sind, und denen man wahrscheinlich eine Zauberkraft beilegte. Am bekanntesten sind die beiden kleinen Lieder, die im Jahre 1842 von Waitz aufgefunden, von Jakob Grimm erklärt und nach dem Fundort die Merseburger Zaubersprüche genannt wurden. Das eine behandelt die Befreiung eines Gefangenen aus seinen Fesseln unter Bezugnahme auf weise Frauen, Idisi genannt; das andere ist auf Heilung eines durch Verrenkung gelähmten Pferdes berechnet und erwähnt eines Rosses, das der Gott Phol (Baldr) geritten habe. Erst nachdem diese Sprüche bekannt waren, wurde man darauf aufmerksam, daß in einem dänischen Geschichtswerk aus dem vorigen Jahrhundert ein Lied von einem solchen Götterritt erwähnt wird, das dem unsrigen ganz gleich ist, nur daß, statt Baldrs, Christus genannt wird. Auch in anderen Aufzeichnungen, die der christlichen Erbauung gewidmet waren, finden sich Bruchstücke von altertümlichem heidnischem Gepräge. So wird ein kurzes, im Kloster Wessobrunn (bei Weilheim in Oberbayern) aufgefundenes sächsisches Gebet aus dem 8. oder 9. Jahrhundert mit einigen episch klingenden Zeilen über die Weltschöpfung eingeleitet, die nicht nur an eines der ältesten Lieder der Edda erinnern, sondern fast wörtlich mit ihm übereinstimmen.**) Noch deutlicher zeigt sich diese Verflechtung der Begriffe in einer anderen geistlichen Dichtung, welche den Weltuntergang behandelt und in der Handschrift, die wir besitzen, jedenfalls aus der Zeit Ludwigs des Deutschen stammt. Hier sind die einzelnen Angaben über den herannahenden jüngsten Tag aus den noch immer volkstümlichen Vorstellungen vom einstigen Weltbrand entlehnt, die wir bei den nordischen Stämmen gefunden haben. Wie dort ein

*) Auch bei den Namen, die sich in den Sagen zusammengestellt finden: Hildebrand und Hadubrand, Hengist und Horsa, Günther, Gernot, Giselher, behält der Stabreim seinen Einfluß.

**) „Das vernahm ich unter Menschen, der Verwunderung würdigstes, daß Erde nicht war noch Oberhimmel, noch Baum oder Berg, noch Sonne schien oder Mond leuchtete, noch das mächtige Meer, da nichts war von Ende noch Grenze, da war der eine allmächtige Gott, der Männer mildester." Auch die Anfangsworte mit ihrer Berufung auf die lebendige Überlieferung entsprechen völlig der alten Sangesweise.

Kampf zwischen dem Gotte Thor und der Mitgardschlange stattfindet, so hier zwischen dem Antichrist und dem Propheten Elias. Die rauhe Gestalt des letzteren, der nach der Bibel im Wettstreit mit den Baalspfaffen den Blitz herabrief, tritt an die Stelle des Donnergottes.*) Man hat dieses Lied nach einem in demselben vorkommenden Worte Muspilli genannt, d. h. der Feuerbrand als Zerstörer des Holzes oder Vernichter der Materie.

Wenn das heidnische Wesen noch heutzutage in manchen Redewendungen, in Festgebräuchen, Volkssitten und Ortssagen nachzuweisen ist: so begreift man leicht, wieviel es in jenen Jahrhunderten der christlichen Geistlichkeit zu schaffen machte. Es gab amtlich-kirchliche Verzeichnisse der abergläubischen Meinungen und Handlungen, die man vermeiden müsse. Je weiter das Heidentum im ganzen zurücktrat, je mehr sich jene Vorstellungen von ihrer Wurzel ablösten, um so mehr wurden sie dumpf und entstellt, so daß wir der Kirche, welche das Volk zu erziehen hatte, den Ärger, den sie über solche Überbleibsel empfand, nicht verübeln können. Zu beklagen ist nur, daß sie von Anfang an weder den Wunsch noch das Vermögen hatte, wertvolle Erinnerungen vom Untergang zu retten, ja im Gegenteil diesen Untergang eifrig beförderte. Um darzuthun, wie tief der heidnische Brauch im Volke wurzelte, führen wir Stellen aus einem Werk an, daß am Schlusse des bisher dargestellten Zeitraumes abgefaßt wurde. Am Anfang des 11. Jahrhunderts lebte der sehr angesehene Bischof Burkard von Worms**) († 1025), welcher die Aussprüche der Konzilien, Synoden und der rechtgläubigen Väter in 20 Büchern zusammenstellte. Das 19. dieser Bücher enthält einen Beichtspiegel, d. h. eine Anweisung für Priester, wie sie die Beichte anhören sollen. Sie sollen jedem Beichtenden das Glaubensbekenntnis abnehmen und ihn sodann also anreden: „Vielleicht, mein Teuerster, sind dir nicht alle deine Handlungen im Gedächtnis, ich will dich daher ausfragen; laß dich vom Teufel nicht zur Verheimlichung bewegen.“ Unter den Fragen befinden sich folgende: „Hast du die Überlieferungen beobachtet, die sich vom Vater zum Sohn forterben bis auf diesen Tag: Sonne und Mond, Neumond und Sternenlauf anzubeten? Hast du bei einer Mondfinsternis geschrieen, um dem Mond zu helfen, daß er wieder sein Licht gewinne? Hast du am 1. Januar irgend etwas mehr gethan als an anderen Tagen, etwa deinen Tisch

---

*) In anderen Sagen scheint Elias für Johannes den Täufer einzutreten, mit dem er das strafende Zürnen und das Leben in der Wüste gemein hat, wie er auch in der jüdischen Legende als Vorläufer des Messias gilt.

**) Sein Ansehen war so groß, daß man entscheidende Aussprüche nach seinem Namen Brocardica (d. i. Burcardica) nannte.

mit Lichtern oder Speisen ausgerüstet? Bist du an demselben mit Sängern durch die Straßen gezogen? Hast du dich, mit dem Schwert umgürtet, auf das Dach deines Hauses gesetzt, um zu sehen, was dir im kommenden Jahr begegnen werde? Hast du dich zu demselben Zweck am Kreuzweg auf eine Ochsenhaut gesetzt? Bist du zum Beten an einen anderen Ort gegangen als in die Kirche, etwa an Brunnen, Steine, Bäume oder Kreuzwege; hast du allda ein Licht angezündet oder Brot hingelegt oder etwas gegessen oder irgend ein Heil für Leib und Seele gesucht? Hast du geglaubt, daß es Frauen giebt, die durch Zauberei Haß in Liebe oder Liebe in Haß verwandeln? Manche Frauen sagen, sie müßten mit Dämonen, welche die gemeine Thorheit Holden nennt, auf Tieren reiten; sie meinen auch, daß sie zu Stunden der Nacht unter dem Befehl der Göttin Diana das Land durchziehen; hast du dies geglaubt? Hast du den Donnerstag zu Ehren Jupiters gefeiert? Hast du geglaubt, daß es Parzen giebt, welche die Kraft haben, wenn ein Mensch geboren wird, ihn zu dem zu bestimmen, was sie wollen, so daß er sich in einen Waruwolf verwandeln kann?" Burkard findet auch die Frage nötig, ob der Beichtende einen Menschen in die Gefangenschaft verkauft habe; auch empfiehlt er, daß man die Hochzeit öffentlich in der Kirche feiere; wer seiner Frau nicht eine Mitgift gegeben hat, der büßt mit Fasten. Die Strafen wegen Gefräßigkeit oder Trunkenheit sind stärker, als daß man glauben könnte, sie seien in jenen Zeiten beachtet worden. Eine lange Reihe von Fragen bezieht sich auf sinnliche Ausschweifungen der niedrigsten, unnatürlichsten Art, die so verbreitet waren, daß unser Jahrhundert mit allen seinen Kulturfehlern bei weitem reiner erscheint. Merkwürdigerweise erhält auch derjenige eine Strafe, der einen verheirateten Priester um seiner Ehe willen gering schätzt oder seinen Segen verschmäht. Am Schlusse desselben Jahrhunderts hatte sich die Sache so entschieden umgestaltet, daß im Gegenteil derjenige bestraft wurde, der einem verehelichten Priester beichtete.

Zwei sehr wichtige Dichtungen geistlichen Inhaltes gehören dem 9. Jahrhundert an: die beiden berühmten Evangelienharmonieen. Man hatte schon früh das Bedürfnis nach einer geordneten Lebensbeschreibung Christi empfunden, welche die Angaben der Evangelien aneinander reihete und Wiederholungen oder Widersprüche beseitigte. Unter den Werken dieser Art gewann besonders eine „Evangelienharmonie" Ansehen, die man jetzt allgemein dem Ammonius von Alexandria zuschreibt; sie scheint auch bei den ersten dichterischen Bearbeitungen desselben Gegenstandes benutzt worden zu sein. Ein solches Werk ist dasjenige, das ein sächsischer Volksmann (doch kein „Bauer", sondern ein Geistlicher) im Auftrage Ludwigs des Frommen etwa um 830 abge-

faßt hat. Der bayrische Gelehrte Schmeller, der diese treffliche Dichtung genau ein Jahrtausend nach ihrer Entstehung herausgab, hat ihr den Namen Heliand (Heiland) verliehen. Die Sprache ist die altniederdeutsche, die Form besteht in stabreimenden Zeilen; ja diese Dichtung ist die letzte von größerem Umfang, welche in das altertümliche Gewand der Allitteration gekleidet ist. Der Verfasser hält sich mehr an den erzählenden Teil der Evangelien; sein Ausdruck ist gedrängt und sinnreich, und aus dem Lebenslauf Christi, wie er ihn darstellt, blickt überall die urdeutsche Vorstellung von kühnem Heldentum durch. Christus ist hier ein herrlicher Heerkönig, dem starke Stämme feind sind, und den die Apostel als hebräische Helden begleiten. Die Bergpredigt mahnt an ein altnordisches Thing, wo der König oben steht, um ihn die Edlen und in weiten Kreisen das Volk; das Hochzeitfest zu Kana erinnert an ein Heldenmahl in weiter Halle. Selten weicht der Dichter von der biblischen Erzählung ab; bezeichnend ist, daß er die rauhe Antwort Christi an Maria zu Kana etwas mildert, wie er andererseits den Hieb, welchen Petrus dem Malchus versetzt, weitläufig ausmalt. Schon Klopstock hatte die Absicht, diese Dichtung nach der englischen Handschrift herauszugeben, unterließ es aber mit Recht, da ihm die notwendige Sprach- und Altertumskunde doch nicht zu Gebote stand.

Die zweite Evangelienharmonie ist um drei bis vier Jahrzehnte später verfaßt und bildet in mancher Hinsicht zum Heliand den entschiedensten Gegensatz. Es ist dies das Evangelienbuch des Mönches Otfried aus Weißenburg im Speiergau im Elsaß, der aus der Schule des Hrabanus Maurus hervorging; ein neuerer Herausgeber hat dem Werke den Namen „Krist“ beigelegt. Während der Heliand im Mittelalter so unbekannt war, daß es noch zweifelhaft ist, ob eine Erwähnung im 16. Jahrhundert sich auf ihn bezieht, ist die Erinnerung an Otfried und seine Dichtung nie völlig erloschen. Er hat dieselbe im Jahre 868 dem Kaiser Ludwig dem Deutschen gewidmet und noch mit einem Vorwort an den Erzbischof Liutbert von Mainz versehen, worin er über seine frommen Absichten, wie auch über die Schwierigkeit, welche ihm die Behandlung der Sprache und Schrift macht, Rechenschaft giebt. Er will den weltlich-zuchtlosen Volksgesang verdrängen und erbauliche Belehrung geben. Seine Mundart ist die (alt-) hochdeutsche, und an die Stelle des Stabreims ist bei ihm der Endreim, freilich noch unvollkommen und unsicher, getreten, der nunmehr die herrschende Form in der deutschen Dichtung bleibt. Otfried neigt mehr zur Betrachtung und moralischen Nutzanwendung als zur lebendigen Erzählung; er wird zuweilen mystisch, wie er denn sein Werk in fünf Abteilungen trennt, welche den fünf Sinnen entsprechen sollen. Wird er nun auch oft einförmig und trocken, so daß er dem Dichter des

Heliand an Schwung und Belebung nicht gleichkommt: so zeigt sich doch in seiner Arbeit eine Tüchtigkeit und ein aufrichtiger Sinn, der uns anspricht und rührt. In naiver Weise flicht er das Lob der Franken ein, die so kühn seien, wie die Römer und Griechen; er preist die Fruchtbarkeit und Fülle ihres Landes, wo man Erz, Kupfer und Eissteine*) grabe. Otfried ist der erste feststehende Autorname der deutschen Litteratur.

Ein Lied historischen Inhalts, welches dem Schluß des 9. Jahrhunderts angehört, haben wir schon in der Geschichtserzählung erwähnt; es ist das Ludwigslied, zu Ehren des Normannenbesiegers von Saucourt sehr bald nach der Begebenheit selbst (881) abgefaßt, treuherzig, lebendig und kräftig im Ausdruck. Der geistliche Charakter des Verfassers zeigt sich darin, daß er seine Franken in der normännischen Plage eine göttliche Züchtigung erkennen läßt, so daß sie sich zur Buße wenden („mancher war ein Betrüger, ein Schächer, voll loser Dinge und legte sich Buße auf; wer ein Dieb gewesen, fastete und ward ein guter Mann"); vor der Schlacht stimmt das ganze Heer ein Kyrie eleison an.

Was die Geistlichen vom Beginn der fränkischen Zeit an in Prosa niederschrieben, hatte zunächst einen praktisch-kirchlichen Zweck und umfaßte erst später das allgemeinere Gebiet der Belehrung und Erbauung. Es sind nicht eigentliche Predigten, die uns aus den ersten Jahrhunderten des Mittelalters in althochdeutscher Sprache vorliegen, sondern Katechismussprüche, Bekenntnisformeln und ähnliches; zu ihnen gehört auch die bekannte Teufelsabschwörung, in welcher Wodan, Donar und andere Götterwesen als dämonische Unholde bezeichnet sind. Diese Dinge sind begreiflicherweise für die deutsche Sprachkunde vom höchsten Wert; aber auch geschichtlich geben sie Zeugnis von der treuen und ängstlichen Sorgfalt, mit welcher die Geistlichen in ihrem Sinne das Volk zu erziehen suchten. In der folgenden Zeit wurden mit besonderem Eifer Wörterverzeichnisse angelegt und Übersetzungen verfaßt, letztere oft in der Art, daß dem lateinischen Texte Wort für Wort das Deutsche beigefügt wurde (Interlinearversionen); wir besitzen eine derartige trockene Verdeutschung der früher erwähnten Regel des heiligen Benedikt, welche im 8. Jahrhundert der Mönch Kero von St. Gallen anfertigte. Aber man ging auch zu freieren Übersetzungen über, die dem lernbegierigen Anfänger oder Laien den Genuß der Urschrift bieten sollten. Die Auswahl, welche man dabei traf, ist bezeichnend für den Sinn und die Richtung der Zeit; man wählte nicht jene Werke des

*) Kristalle; nach dem vielverbreiteten Glauben, daß diese Steine aus gehärtetem (fossilem) Eise beständen.

Altertums, die in ihrer edlen Form uns zumeist anziehen, sondern Bücher aus den letzten römischen Zeitaltern, die möglichst viel Belehrungsstoff zuführen konnten. Vor allen waren es Schriften des mehrfach genannten Isidor von Sevilla, die man in recht guter deutscher Bearbeitung wiedergab. Diese schöne verdienstvolle Thätigkeit erhielt einen neuen Schwung zur Zeit des Hrabanus Maurus, der sich auch zu Gunsten der deutschen Predigt bemühte. Als eigentlicher Mittelpunkt aber zeigt sich das Kloster St. Gallen, dessen Leistungen bis weit in das 11. Jahrhundert die aller anderen damaligen Kulturstätten an Zahl und Einfluß übertreffen. Als unter den Ottonen die Verbindung mit den Heimatländern der klassischen Litteratur erneuert wurde, gelangte auch St. Gallen zu höchster Blüte. Unter den Mönchen, die hier durch Fleiß, Kenntnis und den aufrichtigen Trieb, ihre Mitchristen zu belehren, Bedeutendes geleistet haben, befinden sich fünf, welche den Namen Notker tragen. Zum Nachweis, wie es in jenen Zeiten noch möglich war, die verschiedensten Thätigkeiten der Kunst und Wissenschaft mit Erfolg zu üben, wollen wir anführen, daß der eine dieser Männer, Notker Physikus, als Arzt berühmt war, in der Musik Bedeutendes leistete, die Klosterkirche mit Gemälden ausschmückte, lateinische Gedichte schrieb und dabei als ein großer Schreibkünstler galt, der die Handschriften mit farbigen Bildern zierte.*) Von größerem Einfluß und für jeden Deutschen ehrwürdig ist der spätere Notker Labeo (der Dicklippige), dessen unschönen Beinamen seine Genossen mit Recht durch einen anderen, Teutonicus, ersetzt haben. Dieser hochbegabte Mann führte den Deutschen auch solche Werke zu, welche eine ideale Richtung geben konnten, so des Boetius „Tröstung der Philosophie", mit welcher schon Alfred seine Angelsachsen bekannt gemacht hatte; eine Erklärung des Buches Hiob, die er selbst als seine Arbeit bezeichnet, ist verloren gegangen. Übrigens sind die zahlreichen Bücher, die auf seinen Namen gingen, großenteils von Schülern unter seiner Leitung ausgearbeitet. Notker starb, 70 Jahre alt, 1022 an der Pest. Vielleicht noch größere Verbreitung als irgend eine der zu St. Gallen angefertigten Übersetzungen fand eine Bearbeitung des Hohenliedes von Williram in Fulda, indem sie dem zugleich wißbegierigen und für das Symbolische phantastisch eingenommenen Zeitgeschmack noch mehr zusagte; die Auffassung, nach welcher in dieser

*) Der Gebrauch, Handschriften mit reich verzierten Anfangsbuchstaben (Initialen) und mit sauberen Bildchen zu versehen, wurde in den folgenden Jahrhunderten immer kunstreicher geübt; die Verzierungen heben sich meist durch ein schönes gesättigtes Blau, Gold und Rot hervor. Von der Mennige (minium) welche man zum Rot verwandte, erhielten die Bilder den Namen Miniaturen.

alten Liebesdichtung Christus der Bräutigam und Israel oder vielmehr die Christenheit die Braut ist, erhielt sich bis in die neuere Zeit.

Das stärkste Zeugnis aber, wie die unter den Ottonen neuerwachte Vorliebe für die römische Litteratur die Gebildeten in Deutschland zu durchdringen begann, erkennen wir darin, daß sie auch die poetische Thätigkeit in hohem Grade erfrischte. Die Anknüpfung an den neubelebten Gedanken eines römischen Kaisertums war hierbei nicht ohne Einfluß, und die Wirkung war umfassender, als in Karls des Großen Zeit. Ja, wenn man erwägt, wie groß die Zahl der nationalgesinnten Geistlichen war, in welchem lebendigen Verkehr die Klöster mit dem Lande standen, so wird man der Poesie des 10. Jahrhunderts, obwohl sie sich einer fremden Sprache bediente, ein volkstümliches Element nicht absprechen.*) Man bildete, was bemerkenswert ist, den Stil nunmehr nach den älteren römischen Dichtern, vor allem nach Virgil und Terenz. Die hochgebildete und bei den Zeitgenossen berühmte Nonne **Roswitha** schrieb außer dem bereits erwähnten Gedicht über Kaiser Otto noch ein anderes, das die Geschichte des Klosters Gandersheim zum Gegenstand hat, und kleidete den Inhalt einiger Legenden in Hexameter. Dem heutigen Leser ist es auffallend, wie eine Dichterin, der es mit der Frömmigkeit und weiblichen Tugend so ernst ist, bedenkliche Verhältnisse behandeln kann, von denen wir jetzt voraussetzen, daß schon ihr Vorhandensein edel erzogenen Frauen unbekannt bleibt. Bekannter als die Legenden wurden sechs Dramen, die sie verfaßte, um die Dichtungen des Terenz durch würdigere Stoffe zu ersetzen. Diese Dramen sind bei kunstloser Scenenfolge in einer mit Reimen durchsetzten Prosa geschrieben; sie behandeln ebenfalls Wundergeschichten, in welchen eine starke Sinnenglut entweder geheilt wird oder zu Schaden kommt, zuweilen unter Hinzutritt eines drastischen Humors.

Weitaus bedeutender als die vereinzelten dramatischen Versuche der Roswitha sind die lateinischen Dichtungen, die gleichzeitig in St. Gallen verfaßt wurden. Sie zeigen uns in überraschender Weise die frommen und fleißigen Mönche auch von der weltlich-volkstümlichen Seite. Sie hatten die alten Sagen, Abenteuergeschichten und Überlieferungen liebgewonnen und behandelten dieselben in einer verhältnismäßig reinen und gebildeten Sprache, die sie vornehmlich dem Virgil entlehnten. Auch dies ist ein Zug frischen Lebens, der zu dem Cha-

---

*) Ein mehr der Hofpoesie angehöriges, doch im Tone volkstümliches Lied, das wir schon erwähnt haben, besingt die Versöhnung der Brüder Otto und Heinrich in abwechselnd lateinischen und deutschen Zeilen; es handelt „de quodam duce, dem Herrn Heinrich, qui cum dignitate der Bayern Reich bewahrete“.

rakter der sächsischen Kaiserzeit paßt. Das berühmteste dieser Gedichte, Waltharius, behandelt die Abenteuer eines Helden, auf den auch im Nibelungenlied angespielt wird, des Walther, der bei Attila als Geisel erzogen wurde und an dessen Hof mit Hildegunde, die bei der Königin in gleichem Verhältnis lebte, ein geheimes Einverständnis anknüpfte;*) sie verlassen das Hunnenreich und gelangen auf der Flucht an den Rhein, wo Walther gegen Gunther, Hagen und ihre Genossen zwölf Einzelkämpfe zu bestehen hat. Die letztgenannten Helden treten hier nicht als Burgunder, sondern als Franken auf; auch die Fabel, daß die rheinischen Franken von den Trojanern abstammen, blickt bereits durch. Diese Fabel, die wir als eine gelehrte Legende bezeichnen können, wurde durch die Bekanntschaft mit Virgils Aeneis aufgefrischt; denn man brachte die Weissagungen von der künftigen Weltherrschaft der Römer, die zum Teil den Kern des berühmten Epos bilden, in Verbindung mit dem fränkisch-römischen Kaisertum. Ein geistlicher Sinn zeigt sich an manchen Stellen; so z. B. wo Walther zwar ganz wie die homerischen Helden seine Kraft rühmt, aber gleich darauf sich mit in Kreuzesform ausgestreckten Armen reuig zu Boden wirft. Nach der Meinung gelehrter Forscher ist das Gedicht, das viele Ausdrücke geradezu dem Virgil entnimmt, in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts von Eckehart I. überarbeitet worden. Es war ursprünglich eine Schulübung, wie denn die Erzählung mit den Worten beginnt: „Einer der drei Weltteile, ihr Brüder, wird Europa genannt."

Nur kurz wollen wir noch angeben, daß der lateinischen Klosterdichtung auch noch ein Epos: Ruodlieb, aus dem elften Jahrhundert angehört, von dem wir weitläufige Bruchstücke haben; dasselbe trägt jedoch nicht den schlichten, rauhen Charakter der Heldensage, sondern das geschmückte Ritterwesen mit seinen Liebesabenteuern giebt sich schon darin zu erkennen; es erinnert bereits an eine spätere Gattung von Gedichten, in welchen Brautfahrten und Wunderkämpfe eine große Rolle spielen, und an denen man im 12. Jahrhundert eine große Freude hatte. Endlich gehören auch einige Lateindichtungen der Mönche in das Gebiet der Tiersage, die in dem ältesten Leben des deutschen Volkes ihre Wurzel hat; sie giebt Zeugnis von einem sehr frühen Weltalter, wo der Mensch in den heimischen Tieren seine Waldgenossen

---

*) Die Art, wie Jünglinge und Mädchen an fremden Höfen als Geiseln erzogen werden, gehört zu den humansten Zügen der altdeutschen Zeit; auch sonst war es Sitte der Könige, daß sie ihre Söhne zu befreundeten Fürsten schickten, damit diese an den Jünglingen die Ceremonie des Lockenabschneidens verrichten und sie also zu kampffähigen Männern einweihen möchten.

erblickte und ihr Treiben mit völlig naivem Ernst beobachtete; die einzelnen Tiergattungen bildeten sich in der Vorstellung nach demselben Hergang wie die menschlichen Heldengestalten aus. Die Tiersage lebte wesentlich bei den Franken, und diese nahmen sie mit nach Westen, wo der deutsche Name des Fuchses den früher gebräuchlichen verdrängte. Wenn sie nun auch deutschen Ursprungs ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters sich in Frankreich besonders reich und lebendig entwickelte. Freilich verlor sie hier wie in der Heimat bald ihren naiv epischen Charakter; aber gerade dadurch wurde sie später sehr wichtig, indem sie zu allegorischen und satirischen Beziehungen die bequemste Handhabe gewährte und der Stimmung des Volkes gegen geistliche und weltliche Mißbräuche einen Ausdruck lieh.

Inhaltsverzeichnis.

Die ersten Zeiten des Mittelalters

vom Untergang des Weströmischen Kaisertums bis zur Trennung des Fränkischen Reiches unter den Karolingern.

II. Geschichte der nordischen Völker in der ersten Zeit des Mittelalters.

III. Geschichte Italiens und der Franken in den ersten Zeiten des Mittelalters.

Die Zeit von Karl dem Großen
bis zum Beginn der Kreuzzüge.

I. Von Karl dem Großen bis zur Zeit der salischen Kaiser.

Stereotypendruck von Hallberg & Büchting in Leipzig.

VEREINIGTE DAMPFBUCHBINDEREIEN BAUMBACH & CO. LEIPZIG-BERLIN.